

Mario Philipp Podzorski-Gächter

# «Und das nennt sich Grenzbesetzung!»

Erfahrungen von Deutschschweizer  
Offizieren während des Aktivdienstes  
im Ersten Weltkrieg

Die Schweiz im Ersten Weltkrieg 8 / La Suisse pendant la Première Guerre mondiale 8



**Die Schweiz im Ersten Weltkrieg 8**  
**La Suisse pendant la Première Guerre mondiale 8**

**Mario Philipp Podzorski-Gächter**

# **«Und das nennt sich Grenzbesetzung!»**

**Erfahrungen Deutschschweizer Offiziere  
während des Aktivdienstes im Ersten Weltkrieg**

CHRONOS

Die Druckvorstufe dieser Publikation wurde vom Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung unterstützt.

Die vorliegende Arbeit wurde von der Philosophisch-historischen Fakultät der Universität Bern im Frühjahrssemester 2023 auf Antrag der Promotionskommission bestehend aus PD Dr. Daniel Marc Segesser und Prof. Dr. Christian Koller als Dissertation angenommen.



Informationen zum Verlagsprogramm:  
[www.chronos-verlag.ch](http://www.chronos-verlag.ch)

Umschlagbild: Oberst Markus Feldmann (3. v. l.), Chef der Sektion Personelles der Generalstabsabteilung, und Else Spiller bei Près du Largin, zwischen 1914 und 1918. BAR#E27#1000/721#14095#2143\*; Wikimedia.

© 2025 Chronos Verlag, Zürich  
ISBN 978-3-0340-1798-5  
<https://doi.org/10.33057/chronos.1798>

Chronos Verlag  
Zeltweg 27  
CH-8032 Zürich  
T +41 44 265 43 43  
[www.chronos-verlag.ch](http://www.chronos-verlag.ch)  
[info@chronos-verlag.ch](mailto:info@chronos-verlag.ch)

Produktsicherheit:  
Verantwortliche Person gemäss EU-Verordnung 2023/988 (GPSR)  
GVA Gemeinsame Verlagsauslieferung Göttingen GmbH & Co. KG  
Postfach 2021  
37010 Göttingen  
Deutschland  
T +49 551 384 200 0  
[info@gva-verlag.de](mailto:info@gva-verlag.de)

Für meine Familie



# Inhaltsverzeichnis

<b>Einleitung</b>	<b>11</b>
Gegenstand und Fragestellung	11
Forschungsstand	13
Erfahrung, Erlebnisorientierung und Bewährung	16
Das Schweizer Offizierskorps, die untersuchten Offiziere und ihr Dienst	20
Quellen	38
Methode und Aufbau	50
<b>I. Teil: Phase der Unsicherheit</b>	<b>57</b>
<b>1 Der Kriegsbeginn</b>	<b>59</b>
1.1 Der Krieg bedroht die Schweiz	59
1.1.1 Das «herrliche Gewitter» – dominante bellizistische Kriegsdeutungen im Fin de Siècle	59
1.1.2 Die Schweiz rüstet sich für den Krieg	61
1.1.3 «Keinem dieser Gerüchte Glauben schenken» – Unsicherheit und Orientierungslosigkeit	62
1.1.4 «Sicher ist man nie» – Angst vor (französischen) Einfällen	65
1.1.5 Kaum Kriegsbegeisterung	68
1.2 Die kriegstüchtige Armee und die begeisterte Bevölkerung	71
1.2.1 Die Modernisierung der Schweizer Armee vor dem Ersten Weltkrieg	71
1.2.2 Das Soldaten- und Offiziersbild der Neuen Richtung	72
1.2.3 Wachsende Kritik in und an der Armee	76
1.2.4 Die Armee beschützt die Schweiz	78
1.2.5 Beispielfall: Die Bevölkerung jubelt «Vaterlandsverteidiger» Leutnant Armin Meili	80
1.2.6 «Was die Leute Augen machen!» – die unterstützende und jubelnde Bevölkerung	82
1.2.7 Die unordentliche Bevölkerung	85
1.2.8 Die (un)disziplinierte Mannschaft	86
<b>2 Der Dienst im August 1914</b>	<b>91</b>
2.1 Mobilmachung und Stellungsbezug	91
2.1.1 Zwischen Begeisterung und Sorge	91
2.1.2 Im Dienst für das Vaterland	93
2.2 Fehlalarme	95
2.3 Der Dienst von Landwehr und Landsturm im Hinterland	98
2.4 Der Dienst im Stab	102
2.5 Ausbildung	106

<b>II. Teil: Phase der relativen Sicherheit und Konstanz</b>	<b>115</b>
<b>3 Der Krieg und die Schweiz in der ersten Kriegshälfte</b>	<b>117</b>
3.1 Der Beginn des Stellungskrieges	117
3.1.1 Der Krieg rückt in die Ferne: das vorläufige Ende der Kämpfe im Oberelsass	120
3.1.2 Der Krieg dauert an: die Schlacht an der Marne und der Wettlauf zum Meer	121
3.1.3 Beispielfall: Bekannte von Hauptmann Heinrich Gelzer sterben	126
3.1.4 Leid und Zerstörung nehmen zu	128
3.2 Die Kämpfe im Elsass	131
3.2.1 Beispielfall: Leutnant Heinrich Zulauf erlebt den Krieg im Largin	133
3.2.2 Den Krieg hören und sehen	138
3.2.3 Deutsche und französische Soldaten an der Grenze	145
3.2.3 Leidvolle Einzelschicksale	146
3.3 Vergleich mit Soldaten an der Front: anderes Kriegserlebnis, andere Kriegserfahrung	148
3.4 Die Schweiz wird zur Insel	153
3.4.1 Humanitäres Wirken	153
3.4.2 Wirtschaftliche Probleme	156
3.4.3 Spaltung im Innern	158
3.5 Der Krieg an der Alpenfront	161
3.5.1 Der Kriegseintritt Italiens	161
3.5.2 Die Grenzbesetzung im Val Müstair und auf dem Umbrail	168
3.5.3 Die Erfahrung der Kämpfe am Umbrail	170
<b>4 Hauptmann Hans Fritzsches Dienst</b>	<b>173</b>
4.1 Der 1. Ablösungsdienst (August 1914 bis Januar 1915) und der 2. Ablösungsdienst (Mai bis September 1915)	173
4.1.1 «Endlich wirklicher, notwendiger Dienst» – Grenzwache	174
4.1.2 «Langweilige Tage unwirksamen Dienstes» – Ausbildung	176
4.1.3 Zwischen Disziplinierung und Fürsorge – die Mannschaft	178
4.1.4 Ein «launischer und unangenehmer Herr» – der ehrgeizige Vorgesetzte	182
4.1.5 Unbekannte Gegenden und herrliche Natur	185
4.1.6 «Jeder denkt nur noch an sich» – Hoffen auf Urlaub	187
4.2 Der 3. Ablösungsdienst und die Zentralschule II (Februar bis Juni 1916)	191
4.2.1 «Miserable soldatische Gesinnung» – die dienstmüde Füsilier-Kompanie III/85	191
4.2.2 «Tanz und Vergnügen» statt «intensiver Pflichtauffassung» – junge Leutnants	194
4.2.3 Herrlich und durch die Übung kaum gestört – die Landschaft	194
4.2.4 Militärische und zivile Karriere	195
4.3 Der 4. Ablösungsdienst (August bis November 1916)	197
4.3.1 «Trotz aller Interessantheit etc. zählt eben doch ein jeder die Tage» – die Grenzwache	197
4.3.2 «Kurz, es ist im Ganzen unbefriedigend» – der Dienst im Tal	199

4.3.3	«Aber im Frieden gehen wir dann einmal aufs Stilsferjoch» – die alpine Landschaft	200
4.4	Der 5. Ablösungsdienst (März bis Juni 1917)	202
4.4.1	«Vorsicht» und «keine Schonung» – der Kampf gegen Ausfuhrschmuggel	202
4.2.2	Der «ungemein schlampige Dienstbetrieb» – die unkontrollierbare Mannschaft	205
4.4.3	«Verlorene Tage des Lebens» – Ausbildung unklarer Dauer und Dienstmüdigkeit	208
4.4.4	«Bindende Vorschriften aller Art», «Rügen und Blamagen» – die Vorgesetzten	210
<b>5</b>	<b>Erfahrungen im Ablösungsdienst</b>	<b>213</b>
5.1	Grenzwache	214
5.1.1	«Wenn es einmal etwas zu tun gäbe» – die Grenzwache in der West- und Nordwestschweiz	214
5.1.2	«Ein etwas gefährliches Abenteuer» – die Grenzwache am Umbrail	220
5.2	Ausbildung	221
5.2.1	«Das wird langweilige Zeiten geben!» – Drill und Exerzieren	221
5.2.2	Übungen und Manöver	224
5.3	Freizeit, Essen und Unterkunft	232
5.4	Natur und Umgebung	239
5.4.1	«Sehr viel neues + interessantes» – Dienst in unbekanntem Gegenden	239
5.4.2	«Ein herrlicher Anblick» – Dienst in den Bergen	241
5.4.3	Der Dienst als Reise	244
5.5	Zivile Verpflichtungen	246
5.5.1	«Es freut mich so sehr wieder nach Hause zurückkehren zu können» – die Familie	246
5.5.2	«Wie furchtbar unangelegen u. unerwartet mir das kommt» – Studium und Beruf	253
5.6	Vorgesetzte	256
5.6.1	«Waschlappen und plagierende Angsthasen» – Kritik an Vorgesetzten	256
5.6.2	«Compliment u. [...] Anerkennung» – Lob der Vorgesetzten	261
5.7	Fazit: wachsende Dienstmüdigkeit	262
<b>6</b>	<b>Der Krieg und die Schweiz in der zweiten Kriegshälfte</b>	<b>265</b>
6.1	Das Andauern des Krieges	265
6.1.1	«Immer noch tobt der schreckliche Krieg» – wachsende Friedenssehnsucht	265
6.1.2	«Plumpe Manöver» oder «äusserst ernst»? – französische Operationspläne in der Schweiz 1917	267
6.2	Spaltung im Landesinnern und Kritik an der Armee	270
6.2.1	Die Obersten-Affäre und weitere Affären im Jahr 1916	270
6.2.2	«Es fehlt eine starke Hand» – die Obersten-Affäre aus Sicht der Offiziere	273
6.2.3	«Es wird allmählich für die Landwirtschaft beängstigend» – wirtschaftliche Probleme	276

<b>7</b>	<b>Neue Erfahrungen im Ablösungsdienst</b>	<b>279</b>
7.1	Kampf gegen den Ausfuhrschmuggel	279
7.2	Ungehorsame Unterstellte	283
7.2.1	Der weitere Kontext: ungehorsame Soldaten im Aktivdienst	284
7.2.2	Aus der Sicht von Wieland: die Klotener und die Dübendorfer Affäre	286
7.2.3	Zum Vergleich: Kritik an Unterstellten	292
7.2.4	Aus der Sicht von Zulauf: die Erziehung der ungehorsamen Infanterie-Brigade 12	296
7.2.5	Zum Vergleich: Kritik an Vorgesetzten	301
 <b>III. Teil: Phase der erneuten Unsicherheit</b>		<b>305</b>
<b>8</b>	<b>Kriegsende</b>	<b>307</b>
8.1	Kriegsende und Spanische Grippe	307
8.1.1	«Ein Durcheinander ohne Gleichen» – das Kriegsende	307
8.1.2	«Alle Angriffe [...] mit Erfolg zurückgeschlagen» – die Spanische Grippe	309
8.2	Landesstreik und Ordnungsdienst	313
8.2.1	Bürgerliche Bolschewistenfurcht	313
8.2.2	Ordnungsdienste vor dem Landesstreik	314
8.2.3	Der Landesstreik – Übersicht über die Ereignisse	315
8.2.4	«Ganz wie im Jahr 1914» – das Aufgebot zum Ordnungsdienst	317
8.2.5	«Es gilt, die Revolution unterdrücken» – Bolschewistenfurcht bei den Offizieren	318
8.2.6	Der Ordnungsdienst als Bewährungsprobe	319
 <b>Schlussbetrachtung</b>		<b>323</b>
Zusammenfassung zentraler Ergebnisse		323
Einordnung der Ergebnisse		325
 <b>Dank</b>		<b>329</b>
<b>Anhang</b>		<b>331</b>
Kurzporträts der Autoren		331
Abkürzungsverzeichnis		348
Abbildungsverzeichnis		350
Tabellenverzeichnis		350
Literatur- und Quellenverzeichnis		351

# Einleitung

## Gegenstand und Fragestellung

«Vous pouvez vous imaginer que c'était un coup pour nous de devoir nous quitter (si?) précipitamment, mais c'était l'appel [!] de la patrie qu'il fallait obéir», berichtete Leutnant Othmar Ammann am 13. August 1914 seinen Eltern.<sup>1</sup> Er befand sich auf einer beschwerlichen Reise von New York in die Schweiz. Ammann war vor zehn Jahren nach New York ausgewandert, wo er als Ingenieur arbeitete und mit seiner Familie lebte. Militärdienst hatte er seither nicht mehr geleistet. Trotzdem sei er mit «grossem Heroismus, Liebe + Pflichttreue für unser Vaterland» aufgebrochen, als ihn der Mobilmachungsbefehl erreichte, wie seine Frau berichtete.<sup>2</sup> Drei Tage später, am 16. August, erreichte er die Schweizer Grenze. Voller Freude über «the beauty, the cleanliness + good order of our country» trank er mit den ersten Schweizer Offizieren und Soldaten, die er dort traf, auf das Wohlergehen der Schweiz. «I am proud of the good and dignified appearance of the Swiss military + am anxious to join them, the country deserves this service», schrieb er seiner Frau.<sup>3</sup>

Bald sollte Ammann den Dienst anders erfahren als erwartet. Die patriotische Sinnstiftung des Dienstes gelang nicht mehr. Zwei Wochen nach seiner Ankunft in der Schweiz schrieb er nach Hause, er wolle versuchen, «permanent entlassen zu werden», und erklärte, «ich will doch nicht hier auf der faulen Haut liegen.»<sup>4</sup> Nachdem er eingerückt war, hatte er im Kanton Schaffhausen die Grenze bewacht und sich dabei eher an seine Kindheit erinnert und als Wanderer gefühlt denn als Offizier im Aktivdienst.<sup>5</sup> Die Schweiz war in seinen Augen weniger gefährdet als zu Beginn des Krieges.<sup>6</sup> Einige Wochen später, Ende September 1914, befand sich Ammann auf dem Gotthard, wo er den Bau einer Militärstrasse leitete. Das liess ihm Zeit für ausgedehnte Bergtouren. «Es ist prächtig hier oben mitten in der wunderbaren Berglandschaft. Mein langer Wunsch, wieder einmal in den Schweizerbergen herumkraxeln zu können ist hiermit erfüllt. Täglich mache ich grosse Touren», schrieb er seinen Eltern.<sup>7</sup> Derweil hatte sich auch die Lage seiner Familie in New York verändert. Das Geld ging aus. «Wann kommst Du wieder? Giebts wirklich keine Gelegenheit, die Dich freispricht?», drängte seine Frau<sup>8</sup> und appellierte an seine «Liebe [...] und Pflichtgefühl für Frau und Kinder» anstelle von «Vater-

1 Ammann an Eltern, Rouen-Paris, 13. 8. 1914.

2 Lilly Ammann an Unbekannt, o. O., o. D.

3 Ammann an Ehefrau, Olten-Basel, 17. 8. 1914.

4 Ammann an Ehefrau, (Aarau/Olten?), 3. 9. 1914.

5 «Mit angenehmem Gefühl durchwandere ich die schönen Wälder + Felder, die ich schon in den Kinderschuhen durchstreifte. Wie oft wünschte ich Du + die lieben Knaben wärt bei mir auf meinen Wanderungen.» Ammann an Ehefrau, (Kt. Schaffhausen), 25. 8. 1914.

6 Vgl. Ammann an Ehefrau, (Aarau/Olten?), 3. 9. 1914.

7 Ammann an Eltern, St. Gotthard, o. D. Aufgrund der Formulierung, die derjenigen vom Brief an seine Frau vom 26. 9. 1914 gleicht, ist anzunehmen, dass Ammann den Brief an seine Eltern zu einem ähnlichen Zeitpunkt verfasst hat.

8 Ehefrau an Ammann, Tioga (USA), 10. 10. 1914.

landsiebe und Pflichtgefühl für Jenes».<sup>9</sup> Ammann ersuchte um Urlaub und hoffte, bald nach Hause zurückkehren zu können.<sup>10</sup> Im Dezember 1914 war er wieder in New York. Militärdienst sollte er keinen mehr leisten.

Wie Leutnant Ammann den Aktivdienst erfuhr und wie die anfänglich patriotische Begeisterung rasch Rückkehrwünschen Platz machte, ist exemplarisch. Er war einer von rund 9000 Schweizer Offizieren, die im August 1914 in den Dienst einrückten.<sup>11</sup> Als die europäischen Mächte im Sommer 1914 in den Ersten Weltkrieg taumelten,<sup>12</sup> machte die Schweizer Armee ebenfalls mobil, um die Grenzen des Landes zu schützen. Die Schweiz blieb bis zum Kriegsende neutral und die Armee war in fast keine Kampfhandlungen verwickelt.<sup>13</sup> «Es war nicht Krieg, aber auch kein eigentlicher Frieden mehr», bilanzierte Generalstabschef Theophil Sprecher von Bernegg nachträglich.<sup>14</sup> Bis 1918 leisteten die Wehrmänner in mehreren Ablösungsdiensten im Schnitt rund 550 bis 600 Tage Dienst.<sup>15</sup> Ihr Dienst bestand mehrheitlich aus Ausbildung fern der Grenze, oft in ihnen unbekanntem Gegenden. Die Grenzwache machte nur einen geringen Teil des Dienstes aus. In der zweiten Kriegshälfte wurde die Armee vermehrt für Ordnungsdienste, also Dienste «zur Handhabung von Ruhe und Ordnung im Innern», und im Kampf gegen den Ausfuhrschmuggel eingesetzt.<sup>16</sup> Wie die Forschung gezeigt hat, war der Dienst geprägt von Eintönigkeit, wirtschaftlicher Not – es gab noch keinen Erwerbersatz – sowie Drill und Schikane durch Vorgesetzte. Das galt insbesondere für die rund 210 000 Soldaten und Unteroffiziere, die im August 1914 eingerückt waren. Langeweile und zunehmende Dienstmüdigkeit, bisweilen Verweigerungen des Gehorsams und Meutereien waren die Folgen. Hinzu kamen verschiedene Affären um die Armee, Bestrebungen, sie zu demokratisieren, sowie grundsätzliche Kritik am Militär vonseiten der Politik. Während die militärische Bedrohung kleiner wurde, wuchsen wirtschaftliche, soziale und innenpolitische Herausforderungen.<sup>17</sup>

9 Ehefrau an Ammann, Tioga (USA), 30. 10. 1914.

10 Vgl. Ammann an Ehefrau, Andermatt, 3. 11. 1914.

11 Bestand im August 1914. Vgl. Sprecher 1926: 213–216. Zur Terminologie: Der Begriff des «aktiven Dienstes» wurde in der Militärordnung von 1907 erstmals definiert und bezeichnet den «Dienst zur Behauptung der Unabhängigkeit des Vaterlandes gegen aussen, sowie zur Handhabung von Ruhe und Ordnung im Innern». Art. 8b MO 1907. Der Aktivdienst grenzt sich damit vom «Instruktionsdienst», dem «Dienst zur Ausbildung», ab und schliesst den militärischen Ordnungsdienst «zur Handhabung von Ruhe und Ordnung im Innern» ein. Ebd. Vgl. Olsansky 2018b: 10. Zum Begriff des Ordnungsdienstes vgl. Hirzel 1974: 3–24; Zeller 1990: 11–27.

12 Vgl. Clark 2013.

13 Ausnahmen bildeten zum einen das Beschiessen fremder Flieger, die den Schweizer Luftraum verletzen, und der allermeist irrtümliche Beschuss von Schweizer Soldaten an der Grenze. Durch sogenannte Grenzverletzungen starben insgesamt zwei Wehrmänner im Dienst. Vgl. Sprecher 1926: 137.

14 Sprecher 1926: 133. Olsansky spricht treffend vom «*kriegslosen Kriegszustand*». Olsansky 2018b: 10. Hervorhebung im Original.

15 Vgl. Sprecher 1926: 217. Der Bundesrat beschloss erst am 17. September 1920 die Beendigung des Aktivdienstes. Vgl. Rapold 1988: 224. Im Folgenden werden Angehörige der Schweizer Armee unabhängig ihres Dienstgrades als Wehrmänner bezeichnet. Der oft gebrauchte Begriff Soldat ist hier missverständlich, weil er zugleich einen Angehörigen der Armee beliebigen Ranges als auch einen Angehörigen der Mannschaft bezeichnet.

16 Art. 8b MO 1907.

17 Es sei an dieser Stelle stellvertretend auf jüngere Publikationen zur Schweiz bzw. zur Schweizer Armee im

All das prägte, wie Deutschschweizer Offiziere den Aktivdienst im Ersten Weltkrieg erfahren haben. Und damit befasst sich diese Arbeit. Das heisst, welche Erfahrungen Deutschschweizer Offiziere während des Militärdienstes im Ersten Weltkrieg gemacht haben. Damit wird der jeweilige Kontext berücksichtigt, von dem die Erfahrung des Dienstes abhing. Dabei geht es nicht darum, wie Einzelne Wirklichkeit erfahren haben, sondern darum, welche überindividuell geteilten Muster des Wahrnehmens und Deutens von Wirklichkeit sich in den Erfahrungen Mehrerer zeigen und wie sich diese je nach Situation verändert haben. Es wird sich herausstellen, dass die Erfahrungen der Offiziere von zwei Bedürfnissen geprägt waren: Erstens etwas zu erleben, zweitens sich zu bewähren. Auf beides soll später in der Einleitung noch genauer eingegangen werden. Die Einschränkung auf Offiziere erfolgt erstens aufgrund deren Homogenität: Sie entstammten meist dem Bürgertum, waren ähnlich ausgebildet und sozialisiert. Damit kann die «Untersuchungsebene konstant» gehalten werden.<sup>18</sup> Zweitens erfolgt die Einschränkung aufgrund der Quellenlage. Die Einschränkung auf Deutschschweizer Offiziere erfolgt aufgrund der Bedeutung von Sprache bei der Konstituierung von Wirklichkeit und weil Welschschweizer Offiziere über ein eigenes «pensée militaire» verfügten.<sup>19</sup> Aufgrund seiner besonderen Position wird militärisches Spitzenpersonal, das heisst Offiziere im Rang eines Obersts, eines Oberstdivisionärs und eines Oberstkorpskommandanten sowie General Ulrich Wille, nicht berücksichtigt.

## Forschungsstand

In der Schweiz war der Erste Weltkrieg lange Zeit ein «vergessener Krieg».<sup>20</sup> Die Geschichtsschreibung wiederholte bis vor wenigen Jahren die seit den 1920er-Jahren vorherrschenden Narrative und rezipierte sozial-, wirtschafts- und kulturgeschichtliche Impulse mit Verzögerung.<sup>21</sup> Beides änderte sich mit dem Zentenarium hundert Jahre nach Beginn des Krieges. Mit den Arbeiten von Georg Kreis, dem Sammelband von Roman Rossfeld, Thomas Buomberger und Patrick Kury zur Wanderausstellung «14/18: Die Schweiz und der Grosse Krieg» sowie der umfangreichen Konferenzschrift herausgegeben von Christophe Vuilleumier liegen wertvolle Überblickswerke vor.<sup>22</sup> Zwei Projekte des Schweizerischen Nationalfonds (SNF) unter der Leitung Jakob Tanners untersuchten die Schweiz im Ersten Weltkrieg aus transnationaler Perspektive. Aus den Projekten gingen sechs Dissertatio-

---

Ersten Weltkrieg verwiesen. Vgl. Kreis 2014; Rossfeld, Buomberger, Kury 2014; Olsansky 2018a. Älter, aber nach wie vor wertvoll vgl. Kurz 1970.

18 Langewiesche 2009: 223.

19 Rüdüsili 2017. Einen Überblick über die Forschung zum Verhältnis von Wirklichkeit und Sprache bietet Landwehr 2018: 25–58. Für die Bedeutung des Verhältnisses von Wirklichkeit und Sprache vgl. insbesondere Buschmann, Reimann 2001.

20 Kuhn, Ziegler 2014.

21 Vgl. dies. 2011: 123–128.

22 Kreis 2014; Rossfeld, Buomberger, Kury 2014; Vuilleumier 2014. Von Autoren mehrerer Beiträge im Sammelband Rossfelds, Buombergers und Kury sind wenig später Dissertationen erschienen.

nen hervor.<sup>23</sup> Hinzu kommen verschiedene regionalgeschichtliche Studien mit oft alltags- und kulturgeschichtlicher Perspektive,<sup>24</sup> die Forschung von Béatrice Ziegler und Konrad J. Kuhn zur «Geschichtskultur des Ersten Weltkrieges in der Schweiz»<sup>25</sup> und der Sammelband von Daniel Krämer, Christian Pfister und Daniel Marc Segesser über «Nahrungsmittel-, Energie und Ressourcenkonflikte in der Schweiz des Ersten Weltkrieges».<sup>26</sup> Ein weiteres SNF-Projekt nahm sich dem Landesstreik von 1918 aus kultur-, geschlechter- und emotionshistorischer Perspektive an.<sup>27</sup> Der Sammelband von Roman Rossfeld, Christian Koller und Brigitte Studer vereint die jüngste Forschung dazu.<sup>28</sup>

Die Schweizer Militärgeschichte fristete, wie Rudolf Jaun es nannte, lange Zeit ein «Nischendasein» mit gelegentlicher «massenmedialer Aufmerksamkeit».<sup>29</sup> Als Standardwerke zur Schweizer Armee im Ersten Weltkrieg gelten immer noch die ereignis- und operationsgeschichtlichen Arbeiten von Hans Rapold und Hans Rudolf Fuhrer, wertvolle Ergänzungen bieten die Werke von Hans Rudolf Kurz und Max Mittler.<sup>30</sup> Grundlegend für das Schweizer Offizierskorps vor dem Ersten Weltkrieg ist die umfangreiche Forschung von Jaun selbst, insbesondere dessen Habilitationsschrift «Preussen vor Augen».<sup>31</sup> Der Zürcher Militärgeschichtler zeigt darin auf, wie die sogenannte Neue Richtung des späteren General Ulrich Wille den Schweizer Militärdiskurs in der Vorkriegszeit prägte. Um die Armee angesichts der Revolutionierung des Gefechtsfeldes zu modernisieren und kriegstauglich zu machen, setzte sie voll und ganz darauf, die Soldaten zu Disziplin zu erziehen. «Preussen vor Augen» ist deshalb für diese Arbeit von besonderer Bedeutung, weil die Studie Einblick in das Schweizer Offizierskorps vor dem Ersten Weltkrieg, dessen Zusammensetzung und Denken gewährt.<sup>32</sup> Daneben liegen Biografien über verschiedene, oft hochrangige Offiziere vor,<sup>33</sup> ebenso die allesamt ähnlich konzipierten Arbeiten von Ueli Wild, Daniel Frey und Thomas Greminger zum Einsatz von Ordnungstruppen in Zürich vor, während und nach dem Landesstreik.<sup>34</sup>

23 Vgl. Schweizerischer Nationalfonds 2022b (online); ders. 2022c (online). Gesuchstellende und Mitarbeitende sind dieselben. Für die erwähnten Dissertationen vgl. Schneider 2014; Weber 2016; Cotter 2017; Steiner 2018; Huber 2018; Meier 2020.

24 Vgl. ohne Anspruch auf Vollständigkeit Hebeisen, Niederhäuser, Schmid 2014; Fink-Wagner 2014; Labhardt 2014; Historischer Verein des Kantons St. Gallen 2014; Historisches Museum Basel 2014; Witzig 2014a; dies. 2014b.

25 So der Untertitel der Einleitung des von Ziegler und Kuhn publizierten Sammelbandes. Kuhn, Ziegler 2014.

26 Krämer, Pfister, Segesser 2016.

27 Vgl. Schweizerischer Nationalfonds 2022a (online); Artho 2024. Die Dissertation von Katharina Herrmann, die im Rahmen des Projekts entstanden ist, ist zurzeit noch nicht publiziert.

28 Vgl. Rossfeld, Koller, Studer 2018. Für die ältere Forschung zum Landesstreik siehe insbesondere das lange Zeit als Standardwerk gehandelte, 1968 erstmals veröffentlichte Werk von Willi Gautschi. Vgl. Gautschi 2018. Als Beispiele älterer regionalgeschichtlicher Studien zum Landesstreik vgl. Vuilleumier 1977; Schelbert 1985.

29 Jaun 2013. Zum Forschungsstand zur Schweizer Armee im Ersten Weltkrieg vgl. Olsansky 2018b.

30 Vgl. Rapold 1988; Fuhrer 2001; Kurz 1970; Mittler 2003.

31 Jaun 1999.

32 Die Wille-Schule prägte das militärische Denken in der Schweiz bis nach dem Zweiten Weltkrieg. Vgl. Olsansky 2017b: 56–68; Braun 2017.

33 Vgl. Sprecher 2000; Rieder 2009; Zeller 1997; Keller 1997; Senn 1991.

34 Vgl. Wild 1987; Frey 1998; Greminger 1990.

Zur Schweizer Armee im Ersten Weltkrieg sind jüngst zwei Sammelbände erschienen, beide herausgegeben von Michael M. Olsansky, Dozent für Militärgeschichte an der Militärakademie an der ETH Zürich (MILAK). Der erste beschäftigt sich mit dem «militärischen Denken in der Schweiz im 20. Jahrhundert»,<sup>35</sup> der zweite vereint mit Themen wie Operationsplanung und Kampfführung, Militäralltag, Meutereien und Militärjustiz, Ordnungsdienst und Landesstreik sowie ausländische Sichtweisen auf die Schweiz bisweilen Unerforschtes.<sup>36</sup> Mit den Arbeiten von Sebastian Steiner und Lea Moliterni Eberle zur Schweizer Militärjustiz im Ersten Weltkrieg wurde eine weitere Forschungslücke geschlossen.<sup>37</sup> Jauns Überblickswerk «Geschichte der Schweizer Armee» vereint jüngste Forschungsergebnisse, mitunter auch für die Zeiträume vor und während des Ersten Weltkrieges.<sup>38</sup>

Wie Schweizer Wehrmänner den Ersten Weltkrieg und die sogenannte Grenzbesetzung – so wurde und wird der Aktivdienst von 1914 bis 1918 oft genannt – erfahren haben, ist kaum erforscht. Ausnahmen sind die Arbeiten Marco Jorios zu den Zuger Truppen, Dieter Wickis zum Aargauer Offizierskorps und Mario Podzorski-Gächters zur Grenzbesetzung am Umbrail sowie verschiedene, oft populärwissenschaftliche Truppengeschichten.<sup>39</sup> Doch Fragen zu den Erfahrungen des Aktivdienstes können sie nur bedingt beantworten. Sie stützen sich oft auf Erinnerungsschriften, die von späterem Kontext geprägt und deshalb wenig authentisch sind, so die gängige Ansicht der Forschung.<sup>40</sup> Zudem unterscheiden sie theoretisch kaum zwischen Alltag, Erlebnis und Erfahrung, berücksichtigen den Kontext der Erfahrung und einen allfälligen Erfahrungswandel nur beschränkt und fragen nicht nach gesellschaftlichen Mustern, die die individuelle Erfahrung prägten.<sup>41</sup> Die Erkenntnisse der Forschung, wie Schweizer Wehrmänner den Aktivdienst im Ersten Weltkrieg erfahren haben, gehen deshalb kaum darüber hinaus, dass die Wehrmänner des langweiligen Diensts überdrüssig und wegen des fehlenden Erwerbssersatzes in wirtschaftlicher Not gewesen seien.

Damit hinkt die Schweizer Forschung auf theoretischer und methodischer Ebene der internationalen hinterher. Diese fragt seit den 1980er-Jahren nach Alltag, Erleben und

---

35 Olsansky 2017a. Die Zeit des Ersten Weltkrieges macht darin nur einen kleinen Teil aus und fasst mit Aufsätzen von Rudolf Jaun und David Rieder bereits Bekanntes zusammen. Neuland betritt hingegen Andreas Rüdüsli mit seinem Aufsatz über das militärische Denken Welschschweizer Offiziere. Vgl. Rüdüsli 2017.

36 Vgl. Olsansky 2018a.

37 Vgl. Moliterni 2019; Steiner 2018.

38 Jaun 2019.

39 Vgl. Jorio 2014; ders. 2015; ders. 2016; ders. 2017; ders. 2018a; ders. 2018b; ders. 2020; Wicki 2018; Podzorski 2016. Zu den Truppengeschichten vgl. zum Beispiel Ritschard 1985; Halter 1986; Kommando Felddivision 7 1988. Zu erwähnen sind ausserdem der Band publizierter Feldpostkarten der Fotostiftung Schweiz sowie derjenige von Georg Kreis. Vgl. Pfrunder 2014; Kreis 2013b.

40 Kritisch zu Erinnerungsschriften allgemein vgl. Epkenhans, Förster, Hagemann 2006: XII–XIII. Zu schweizerischen Erinnerungsschriften an die Grenzbesetzung vgl. Koller 2014.

41 Das zeigt sich beispielsweise darin, dass die Forschung zur Schweizer Armee im Ersten Weltkrieg im Allgemeinen und zur Erfahrung des Aktivdienstes im Besonderen seit den 1990er-Jahren vorhandene Forschung zur Relevanz von Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit kaum rezipiert hat. Zur erwähnten Forschung vgl. zum Beispiel Jaun, Studer 1995. Dieselbe Kritik teilt auch Christof Dejung. Vgl. Dejung, Stämpfli 2003b.

Erfahrung einfacher Soldaten. Der Begriff «Erfahrung» blieb in der alltagsgeschichtlichen Forschung jedoch vorerst unscharf und unreflektiert, ebenso war das Verhältnis von Alltag und Erlebnis nicht geklärt und der gesellschaftliche Anteil beim Erfahren wurde ausser Acht gelassen. Erst die Forschung der 1990er-Jahre versuchte, eine Brücke zwischen «Subjekt und Struktur» zu schlagen, so die metaphorische Beschreibung von Ute Planert, und individuelle Erfahrung auf gesellschaftliche Strukturen hin zu befragen.<sup>42</sup> Meilensteine waren zum einen die hochgelobte, methodisch innovative Dissertation von Klaus Latzel, zum andern die Arbeiten des Tübinger Sonderforschungsbereichs (SFB) 437 «Kriegserfahrungen – Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit» (1999–2008), insbesondere der Sammelband zu Theorie und Methode.<sup>43</sup> Eine vertiefte Auseinandersetzung mit Theorie und Methode bot jüngst der Workshop «Erfahrung. Konzeptionen und Standortbestimmung eines Schlüsselbegriffs der Europäischen Ethnologie» der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel im November 2020.<sup>44</sup>

Einen wertvollen Überblick über die äusserst umfangreiche Forschung zu soldatischer Kriegserfahrung im Ersten Weltkrieg bieten die Arbeiten von Benjamin Ziemann.<sup>45</sup> Sie erlauben es, die Erfahrungen der Deutschschweizer Offiziere einzuordnen und zu vergleichen.

## Erfahrung, Erlebnisorientierung und Bewährung

Was also ist Erfahrung? Erfahrung beschreibt, wie menschliche Wirklichkeit angeeignet und konstituiert wird. Das geschieht in zwei Schritten: dem Wahrnehmen und dem Deuten.<sup>46</sup> Erfahrung richtet sich nach verinnerlichten Mustern und ist abhängig vom historisch-kulturellen Kontext. Somit gibt es nebst einer akteurspezifischen Dimension (das Individuum, das wahrnimmt und deutet) auch eine gesellschaftliche Dimension (die Muster, die dabei zur Anwendung kommen). Im ersten Schritt, dem Wahrnehmen,

42 Planert 2001: 54–58; vgl. dies. 2007: 16–66. Zur Geschichte der Erfahrungsgeschichte vgl. Buschmann, Carl 2001b: 11–15. Die Erfahrungsgeschichte ist damit der Kulturgeschichte zuzurechnen, die ebenso nach Wissen sowie dessen Strukturen und Entstehung fragt. Zur Kulturgeschichte vgl. insbesondere Daniel 2001; Landwehr 2009. Zur Militärgeschichte als Kulturgeschichte vgl. Lipp 2000.

43 Vgl. Latzel 1998; Eberhard-Karls-Universität Tübingen 2016; Buschmann, Carl 2001a. Latzel wertete Serien von Feldpostbriefen qualitativ und quantitativ – mithilfe basaler korpuslinguistischer Methoden (er zählte, wie oft einzelne Wörter vorkamen) – aus. Zur Kritik von Latzels Dissertation vgl. Lipp 2000. Zu Ursprüngen, Quellen und Perspektiven der frühen «Militärgeschichte von unten» vgl. den gleichnamigen Aufsatz von Bernd Ulrich 1996. Bekannte und frühe Beispiele sind Arbeiten von Peter Knoch, Detlef Vogel, Klaus Vondungen und Peter Knoch. Vgl. Vondungen 1980; Vogel, Wette 1995; Knoch 1989; Wette 1992.

44 Vgl. Röthl, Sieferle 2023. Das aus dem Workshop hervorgegangene DFG-Netzwerk «Erfahrung als Forschungsperspektive» bemüht sich aktuell, den immer noch unscharfen Begriff zu präzisieren und konzeptionelle Leerstellen zu schliessen. Vgl. Christian-Albrechts-Universität zu Kiel 2022 (online); Nölle, Kuhn 2021; Röthl 2022 (online).

45 Vgl. Ziemann 2013; Ziemann 2014.

46 Buschmann, Carl schreiben von «Wahrnehmung, Deutung und Handeln». Buschmann, Carl 2001, S. 18. Planert, ebenfalls Mitarbeiterin des SFB, nennt zwei Schritte: Wahrnehmung und Interpretation. Vgl. Planert 2001. Latzel verwendet dafür die Begriffe Erlebnis und Erfahrung. Vgl. Latzel 1997; ders. 1998.

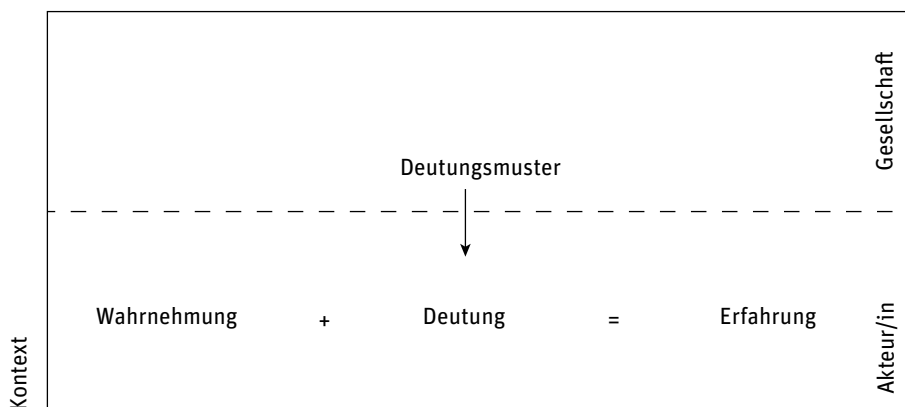


Abb. 1: Schematische Darstellung von Erfahrung. Quelle: eigene Darstellung.

gewinnt das Individuum aus seiner Umwelt verschiedene Sinneseindrücke.<sup>47</sup> Die Ergebnisse dieses ersten Schrittes sind Wahrnehmungen. Sie beschreiben, *was* erfahren wird. Wahrnehmungen sind selektiv und abhängig von der jeweiligen «Perspektive» des Individuums.<sup>48</sup> Im zweiten Schritt deutet das Individuum die so gewonnenen Sinneseindrücke. Es versteht sie mit Sinn.<sup>49</sup> Die Ergebnisse dieses Schrittes sind Deutungen. Sie beschreiben, *wie* erfahren wird.

Zu dieser akteurspezifischen Dimension kommt eine gesellschaftliche hinzu: Was das Individuum wahrnimmt und wie es die Wahrnehmungen deutet, ist abhängig von Strukturen.<sup>50</sup> Sie beeinflussen, *wieso* etwas auf bestimmte Art und Weise erfahren wird. In Anlehnung an Ulrich Oevermann wird in dieser Arbeit für Strukturen, die beim Deuten wirken, der Begriff Deutungsmuster verwendet. Oevermann definiert Deutungsmuster als «in sich nach allgemeinen Konsistenzregeln strukturierte Argumentationszusammenhänge», die dazu dienen, «eine Systematik von objektiven Handlungsproblemen» zu deuten.<sup>51</sup> Sie bilden ein «ensemble» von sozial kommunizierbaren Interpretationen

47 Latzel spricht an dieser Stelle auch von Impressionen und Sinnesdaten, Planert von empirischen Daten. Vgl. Latzel 1997: 13; Planert 2001: 53

48 Latzel 1997: 13.

49 Planert schreibt, die empirischen Daten werden interpretiert, bewertet und mit Sinn versehen; nach Latzel werden Erlebnisse an dieser Stelle interpretiert, ausgelegt und mit Sinn versehen. Vgl. Planert 2001: 53; Latzel 1997: 14.

50 Zum Begriff «Struktur» vgl. Lipp 2000; Planert 2001: 36–44. Die Erfahrungsgeschichte (und auch der SFB) kennt dafür eine Vielzahl unterschiedlicher Begriffe: Buschmann, Carl sprechen von «soziokulturell objektivierten Rahmenbedingungen» und «vergesellschafteten Deutungskategorien». Buschmann, Carl 2001b: 18. Buschmann, Reimann zudem von «Wahrnehmungs-, Deutungs- und Handlungsnormen». Buschmann, Reimann 2001: 264. Planert greift die Begriffe Modi bzw. Muster auf, die gesellschaftlich vorgegeben seien und beim Wahrnehmen und Deuten (bei Planert: Interpretation) wirkten. Planert 2001: 53. Latzel spricht von «Sinnmustern». Latzel 1997: 14.

51 Oevermann 2001: 5. Sein unpubliziertes Manuskript «Zur Analyse der Struktur von sozialen Deutungsmustern» initiierte den gleichnamigen Ansatz und wurde in der Erfahrungsgeschichte breit rezipiert. Vgl. Oevermann 2001: 35.

der physikalischen und sozialen Umwelt».<sup>52</sup> In ihnen sind Erfahrungen enthalten, die das Individuum oder Dritte zuvor gemacht haben. Die Muster werden dem Individuum vermittelt, etwa durch Sozialisation oder Erziehung. Wichtig anzumerken ist hier nach Buschmann und Reimann, dass die Muster nicht als «realhistorische Wirkungsmedien» zu verstehen sind, sondern als «abstrahierende Begriffe der Quellenhermeneutik».<sup>53</sup> Erfahrungen sind, lässt sich zusammenfassen, gedeutete Wahrnehmungen und somit das Gesamtprodukt des Erfahrens.

Drei Ergänzungen sind zum Erfahrungsbegriff zu machen: Erstens ist Sprache für das Erfahren von zentraler Bedeutung. Nach Latzel ermöglicht, definiert und begrenzt Sprache Erfahrung. Sie speichere «gesellschaftliches Wissen» und biete «Typen, Erfahrungsmuster, Bedeutungsstrukturen an, die für die Sinnbildung zur Verfügung stehen».<sup>54</sup> Karl Buschmann und Aribert Reimann, zwei Exponenten des SFB «Kriegserfahrungen», bestätigen, dass der «zeitgenössisch zugängliche semantische Apparat» «Wahrnehmungen und Deutungen» beeinflusse.<sup>55</sup> Zweitens wirkt das Vermitteln von Erfahrung auf diese zurück. Beim Schreiben eines Briefes oder eines Tagebuches wird sie «in einen nachträglichen, logischen und erzählbaren Zusammenhang gebracht» und somit «mit den Sinnstrukturen der sie umgebenden sozialen Wirklichkeit kompatibel gemacht», schreiben Buschmann und Reimann.<sup>56</sup> Drittens sind Erfahrungen und Deutungsmuster wandelbar. Das geschieht, wenn «neue Erfahrungen bestehende Erwartungshaltungen durchkreuzen», so Buschmann und Carl.<sup>57</sup> Laut Latzel könne das Deuten, das heisst das mit Sinn versehen einer Wahrnehmung (bei Latzel: Erlebnis), scheitern, «da die Dimension des Erlebten [...] die Kapazitäten des individuellen wie des gesellschaftlichen Erfahrungshaushaltes immer wieder überstrapazieren». Die jeweiligen Deutungsmuster würden dann modifiziert.<sup>58</sup> Ebenso können Einzelne «ihre eigene Sichtweise im Licht der Erfahrung von anderen» korrigieren, so Planert.<sup>59</sup>

52 Oevermann 2001: 5.

53 Buschmann und Reimann formulieren prägnant: «Ihre Relevanz leitet sich von einem heuristischen Prinzip her, das in akkumulativer Weise gesellschaftlich wirkungsmächtige Wahrnehmungs-, Deutungs- und Handlungsnormen in ihren jeweiligen praktischen Aktualisierungen aufsucht. [...] Kulturelle Deutungsmuster, die in der Wahrnehmungsstruktur und inhaltlichen Sinnstiftung historischer Erfahrung aufgefunden werden, dienen der interpretativen Rekonstruktion vergangener Sinnwelten, ein historisches Eigenleben kann ihnen jedoch im Rahmen einer analytischen Erfahrungsgeschichte nicht zugeschrieben werden. Empirisch fassbar werden sie allein in der sozialen Praxis: in Handlungen, gesellschaftlich kursierenden Meinungen oder individuellen Einstellungen. Die Deutungsmusteranalyse hat demgemäss die Aufgabe, den Zusammenhang der einzelnen Deutungselemente und ihre gemeinsame Struktur zu analysieren, ohne das Deutungsmuster aus einer praxeologischen Bedingtheit zu entlassen.» Buschmann, Reimann 2001: 263 f.

54 Latzel 1997: 15. Kritisch anzumerken ist, dass Latzel nicht genauer definiert, was genau er mit Sprache meint, ob bzw. welche systembezogene und/oder handlungsbezogene Aspekte.

55 Buschmann, Reimann 2001: 265. Zur Bedeutung der Sprache in der Kulturgeschichte vgl. Landwehr 2009: 44 f. Als Übersicht zu verschiedenen Positionen, ob Sprache ein Teilaspekt oder das Fundament historischer Wirklichkeiten sei, vgl. Landwehr 2018: 25–58. Zum *linguistic turn* in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft vgl. Dinges 2006: 188–191.

56 Buschmann, Reimann 2001: 266.

57 Buschmann, Carl 2001b: 19.

58 Latzel 1997: 14.

59 Planert 2001: 53.

Zwei weitere Begriffe sind für diese Arbeit grundlegend: erstens die sogenannte «Erlebnisorientierung». Den Begriff hat jüngst der Basler Historiker Peter-Paul Bänziger mit seiner Habilitationsschrift geprägt. Das «Konzept der erlebnisorientierten Subjektkultur», wie Bänziger es nennt, sei im deutschsprachigen Raum um 1900 aufgekommen.<sup>60</sup> Das Ich und sein inneres Erleben stünden dabei im Vordergrund. Wie etwas bewertet werde, hinge ab von der «emotionalen Qualität und Intensität» und von der «Wahrnehmung als Abwechslung».<sup>61</sup> Das Streben nach Spass, Glück und Genuss habe bürgerliche Wertvorstellungen wie Arbeitsamkeit und Mässigung abgelöst. Das habe ebenso für das Konsum- und Freizeit- als auch für das Arbeitsverhalten gegolten.<sup>62</sup>

Der zweite grundlegende Begriff ist «Bewährung». Die militärgeschichtliche Forschung verweist hier regelmässig auf die Deutung des Krieges, insbesondere der Schlacht, als Bewährungsprobe.<sup>63</sup> Benjamin Ziemann nennt beispielsweise die «Möglichkeit zur «Bewährung» im Kampf» als «erhebliche Anfangsmotivation» gerade jüngerer, familiär ungebundener Soldaten im Ersten Weltkrieg.<sup>64</sup> «Bewähren» wird dabei alltagssprachlich verstanden im Sinne von bestehen, Erwartungen erfüllen, sich behaupten und als geeignet erweisen.<sup>65</sup> Damit rückt der jeweilige Akteur, der eine Handlung vornimmt, selbst in den Fokus. Er macht, indem er handelt, eine Aussage über sich selbst und über andere, zu denen er in Beziehung steht. Diese Kundgabe über das Selbst und die Beziehung zu Dritten,<sup>66</sup> die der Handlung innewohne, könne bisweilen zur primären Motivation werden, eine Handlung überhaupt erst zu vollziehen.<sup>67</sup> Dabei waren in den beiden Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg Vorstellungen von Männlichkeit von zentraler Bedeutung und eng mit dem Militär verknüpft, galt die Armee doch als

---

60 Bänziger 2020: 17.

61 Bänziger 2020: 17.

62 Vgl. Bänziger 2020: Insbesondere 9–27, 201–258.

63 Vgl. Nowosadtko 2002: 7. Für Nowosadtko galt diese Deutung insbesondere im 19. Jahrhundert. Sie hat aber auch später Bestand.

64 Ziemann 2014: 157; vgl. ders. 2013: 27. Das Ausüben und Erdulden kriegerischer Gewalt birgt das Potenzial, in den Augen Anderer zum Helden zu werden. So verweist der SFB 948 «Helden – Heroisierung – Heroismen» darauf, dass die «Bewährung in Krieg und Kampf [...] den Ausgangspunkt für Heroisierungsprozesse darstellen» kann. Brink, Gölz 2022.

65 Vgl. Duden 2022 (online).

66 Zur Selbstkundgabe und zur Beziehungsseite als zwei von vier Seiten einer Nachricht vgl. das bekannte Kommunikationsmodell von Friedemann Schulz von Thun. Schulz von Thun 1981. Inzwischen sind Dutzende Neuauflagen erschienen. Ähnlich und grundlegend für Klassifikationsversuche von Textfunktionen vgl. auch das Organon-Modell von Karl Bühler 1934, laut dem beim Sprechen mitunter Sender oder Empfänger im Vordergrund stehen können.

67 Bekanntes Beispiel dafür ist der Entschluss der deutschen Seekriegsleitung im Oktober 1918, ihre Hochseeflotte in den Hoofden (Nordsee) auf eine eigentliche Todesfahrt zu schicken, um die Ehre des Offizierskorps zu retten. Nicolas Wolz hat in seiner Dissertation auf das Bedürfnis deutscher Seeoffiziere nach einer Feuertaufe hingewiesen. Es ging darum, «ihre Existenz zu legitimieren und die gesellschaftlichen Hypothesen einzulösen». Wolz 2008: 469. Bei Schweizer Offizieren im Fin de Siècle zeigt sich das besonders im Bemühen zu imponieren. Damit sollte soziale Distinktion markiert und die Autorität des Offiziers sichergestellt werden, damit die Soldaten stets, selbst unter feindlichem Feuer, gehorchen. Imponieren und Markieren von sozialer Distanz wurden jedoch bald zum Selbstzweck. Vgl. Jaun 1999: 335–365.

«Schule der Nation» und sollte den Staatsbürger zu kriegerischer Männlichkeit erziehen. Diese sollte im Krieg unter Beweis gestellt werden.<sup>68</sup>

## Das Schweizer Offizierskorps, die untersuchten Offiziere und ihr Dienst<sup>69</sup>

### *Das Schweizer Offizierskorps vor dem Ersten Weltkrieg*

Die Schweizer Offiziere stammten bis Ende des 19. Jahrhunderts aus unterschiedlichen sozialen Schichten, hatten unterschiedliche politische Ansichten und übten unterschiedliche Berufe aus, wobei Quantität und Qualität des Nachwuchses bisweilen zu wünschen übrig liessen.<sup>70</sup> Ein «Militär als geschlossene eigenständige Institution, weder personell, organisatorisch noch kognitiv-konzeptionell» gab es damals noch nicht.<sup>71</sup> Zwischen 1890 und 1914 kam es zu einem tiefgreifenden Wandel der Offiziersrolle und der Zusammensetzung des Offizierskorps. Hintergrund war der sogenannte Richtungsstreit, eine öffentlich geführte Debatte zwischen verschiedenen Gruppierungen von Offizieren darum, wie die Armee kämpfen und organisiert sein sollte sowie wie sie dafür ausgebildet und geführt werden sollte.<sup>72</sup>

Die Wahl der Offiziere war im 19. Jahrhundert «Ehrenrecht» der Kantone und sollte der Zusammensetzung der kantonalen und regionalen Gesellschaft entsprechen.<sup>73</sup> Auch die Militärorganisation (MO) 1907 beliess die Ernennung von Offizieren kantonalen Truppen – dazu gehörten die Kompanien und Bataillone der Infanterie, Dragoner-Schwadronen, Einheiten des Landsturms und der sogenannten Hülfsdienste – bei den Kantonen. Für die Ernennung der übrigen Offiziere war der Bundesrat zuständig.<sup>74</sup>

Wer wurde Offizier? Wie Jaun aufzeigt, waren Solvenz, Abkömmlichkeit und ein bestimmtes Niveau an formaler Bildung wesentliche Voraussetzungen, um als Milizoffizier rekrutiert zu werden.<sup>75</sup> Ab 1900 waren Akademiker deshalb die «führende soziokulturelle Gruppe im schweizerischen Offizierskorps», gefolgt von Angestellten. Die Akademiker verfügten über die erwünschte formale Bildung, konnten oft souverän über ihre Zeit verfügen und besaßen mit einem Büro die notwendige administrative Infrastruktur; im Gegenzug ermöglichte ihnen der Offiziersrang zusätzliche soziale Abgrenzung. Zu den Angestellten zählten vor allem Commis, das heisst enge Mitarbeiter von Unternehmern und Kaufmännern; ausserdem Lehrer, die wegen ihrer Bildung gefragt waren. Akademi-

68 Vgl. Jaun 1995. Als Überblick über die ältere Forschung zum Verhältnis von Krieg und Geschlechterordnung vgl. Nowosadtko 2002: 221–230. Jüngst mit einem Überblick über die aktuelle Forschung vgl. Royette 2020. Für die Schweiz vgl. Dejung, Stämpfli 2003b.

69 Das Grundlagenwerk zum Offizierskorps im Fin de Siècle ist Jauns Habilitationsschrift. Vgl. Jaun 1999. Besondere Aufmerksamkeit erfuhr der spätere General Ulrich Wille, der im damaligen Diskurs eine Schlüsselposition innehatte. Vgl. Fuhrer, Strässle 2003; Jaun 2017b.

70 Vgl. Jaun 1999: 371.

71 Jaun 1999: 368.

72 Auf den Richtungsstreit wird später genauer eingegangen. Vgl. Kap. 1.2.

73 Vgl. Jaun 2019: 108.

74 Vgl. Art. 153–156 MO 1907.

75 Vgl. Jaun 1999: 367–370.

ker, insbesondere Ingenieure und Juristen, waren nach 1900 die wichtigste Berufsgruppe bei der Artillerie und der Genie. Damit verdrängten sie Unternehmer und reiche Landwirte, die seit dem frühen 19. Jahrhundert einen hohen Anteil der Offiziere in diesen beiden Truppengattungen gestellt hatten. Die Selbständigen, zum Beispiel Unternehmer, Kaufleute oder reiche Landwirte, wurden in den 1890er-Jahren zunehmend aus dem Offizierskorps verdrängt.<sup>76</sup>

Dieser Wandel in der sozialen Zusammensetzung war eine Folge des Aufkommens der Neuen Richtung. Diese hegte ein Führungs- und Erziehungskonzept, das wesentlich auf der Autorität des Offiziers basierte. Der aufsteigende, vermögende, nach Distinktion strebende urbane «Mittelstand» wurde als geeigneter Träger dieser Konzepte erachtet.<sup>77</sup> Der typische Offizier war im *Fin de Siècle* also Städter, gebildet, in der Administration oder Verwaltung tätig, ambitioniert und aufsteigend. Jaun spricht von einer «neuen Klasse der gebildeten Bürokraten und der bürokratischen Gelehrten»; der «gewerbliche und landwirtschaftliche Mittelstand, der Kern der Bevölkerung», war im Offizierskorps immer weniger vertreten.<sup>78</sup>

In gewissen Kantonen herrschte deshalb Offiziersüberschuss, in anderen Offiziersmangel. Genf, Waadt, der deutschsprachige Teil Berns, Basel-Stadt, Zürich, Schaffhausen, Thurgau, Glarus und Obwalden hatten überzählige Offiziere, die an Kantone mit Offiziersmangel abgegeben wurden. Dazu gehörten die Kantone Freiburg, Nidwalden, Zug, Schwyz, Uri, Appenzell-Innerrhoden, Luzern, Oberwallis, Graubünden, Tessin und der Berner Jura. Die als einseitig kritisierte Rekrutierung des Offizierskorps aus der urbanen Mittelschicht führte auch zu Kritik. Als Gegenbild zum geschmähten Städter mit korpsstudentischem Habitus wurde das «positiv besetzte Bild des praktisch veranlagten Landwirtes» aufgebaut.<sup>79</sup>

76 Vgl. Jaun 1999: 371–401. Als Angestellte bezeichnet Jaun Personen mit Berufen, «die den Berufsgruppen Verwaltungenberufe/Beamte, Kaufmännische Angestellte, Technischte Angestellte/Techniker, Lehrer und eventuell subalterne Angestellte zugeteilt werden konnten». Als Akademiker klassierte er «alle eindeutig akademischen Berufe [...]» und Studenten, als Selbständige «die wirtschaftlich und finanziell selbständig arbeitenden Offiziere» wie «Unternehmer/Fabrikanten (Bankiers), Kaufleute, Gewerbe inkl. Selbständige Handwerker, Landwirte und Rentner». Jaun 1999: 389.

77 Jaun 1999: 414. Vgl. ebd. 403–417.

78 Vgl. Jaun 1999: 408. Zu den Begriffen «Bürgertum» und «Mittelstand»: Laut Albert Tanner, der sich in seiner Habilitationsschrift «Bürgertum und Bürgerlichkeit in der Schweiz 1830–1914» annahm, ist «Bürgertum» ein nicht klar definierter Sammelbegriff für mittlere bis obere Bevölkerungsschichten, etwa «die wirtschaftlich Selbständigen in Handwerk und Gewerbe, Industrie und Handel, die Angehörigen freier Berufe, die Kapitalrentner sowie die wirtschaftlich unselbständigen höheren Beamten und Angestellten.» Tanner 1995: 9. Typische bürgerliche Berufe waren Advokat, Notar, leitender Beamter und Angestellter, Pfarrer, Arzt, Uniprofessor und Gymnasiallehrer, Journalist, Künstler und Privatgelehrter. Vgl. Tanner 1995: 684. Nicht dazu gehörten Bauern, Arbeiter, Adel und gewisse Angestellte. Die Übergänge zum gewerblich-bäuerlichen Mittelstand und dem Kleinbürgertum waren fließend. Das Bürgertum konstituiert sich nicht nur ökonomisch, sondern auch sozial und kulturell, das heisst durch Lebensweise und Stil, Mentalität und Habitus. Vgl. Tanner 1995: 2–14. Dem Bürgertum gehörte eine Minderheit ein, je nach Kriterium im einstelligen bis tiefen zweistelligen Prozentbereich. Vgl. ebd. 683. Die Begriffe «Mittelstand» und «Bürgertum» grenzt Tanner nicht klar ab und verwendet sie bisweilen synonymisch. Vgl. Tanner 1995: 33–157.

79 Jaun 1999: 409. Vgl. ebd. 403–417.

### *Kriegs- und Militärdeutung sowie Offiziersbild*

Die Kriegs- und Militärdeutung der Neuen Richtung sowie ihr Offiziersbild werden in Kapitel 1 ausführlicher behandelt; hier soll sie der Übersicht halber nur grob umrissen werden. Unter Kriegsdeutung sind gemäss Jaun «die sich zum Teil überschneidenden Aussageformationen und Sinndeutungen zum Krieg durch Philosophie, Staatsrecht und Geschichte und deren populäre Wirkungsgeschichte» zu verstehen;<sup>80</sup> unter Militärdeutung in Anlehnung an Olsansky das Denken über das Militär, seine «Innenmechanismen und Organisationseinheiten» sowie seine Beziehung zu Krieg, Bedrohung und Gesellschaft.<sup>81</sup> Die Neue Richtung wird deshalb ins Zentrum gerückt, weil sie mit dem späteren General Wille als prominentem Kopf die Schweizer Armee seit den 1890er-Jahren prägte und ab 1903 dominierte. Ein Grossteil der Schweizer Offiziere teilte im Ersten Weltkrieg ihre pädagogischen Konzepte.<sup>82</sup>

Zentrale Elemente des Denkens der Neuen Richtung waren Bellizismus, Militarismus und Virilismus: Sie deutete Krieg erstens positiv als Treiber der kulturellen Entwicklung und des Fortschritts sowie zweitens als reinigend und revitalisierend.<sup>83</sup> Das geschehe dadurch, dass die Existenzberechtigung von Staaten in Kriegen geprüft und Altes und Faules vernichtet werden, um Platz für Neues, Schönes zu schaffen. Dem Militär, das die Bevölkerung kriegstauglich machen solle, komme dabei eine zentrale Stellung zu. Die Vorbereitung auf einen, wenn auch unwahrscheinlichen, Krieg präge und einige die Gesellschaft, halte sie männlich und gesund. Das begründe eine Vormachtstellung der Armee in der Gesellschaft. Männlichkeit, das hiess primär Disziplin einerseits und Durchsetzungsfähigkeit andererseits, galt der Neuen Richtung als Schlüsselement für militärischen Erfolg.<sup>84</sup>

Vom Soldaten erwartete die Neue Richtung Gehorsam und bedingungslose Unterordnung unter den Willen des Vorgesetzten. Dessen Befehle solle er reflexartig und reaktionsschnell ausführen. Mittels Drills sollte er nicht bloss ausgebildet, sondern erzogen werden – nicht anders als beim Abrichten von Pferden. Die Disziplin solle auf diese Weise verinnerlicht werden. Der Offizier andererseits sollte über die notwendige Autorität verfügen, um sich dem Soldaten überordnen und seinen Gehorsam abrufen zu können. Seine Autorität solle sich in schneidigem, imponierendem und charismatischem Auftreten zeigen, mit dem er sich auch von den Unterstellten sowie vom normalen Zivilisten abgrenze.<sup>85</sup> Dieses Bemühen um Selbstdarstellung und Distinktion war nicht neu. Auch das Bürgertum, dem ein Grossteil der Offiziere entstammte, zeigte Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts starke Tendenzen, sich zum Beispiel durch Kleidung, Ess- und Wohnkultur sowie den Umgang mit Bediensteten von Dritten abzuheben.<sup>86</sup>

80 Jaun 1999: 23.

81 Olsansky 2017b: 7.

82 Vgl. Jaun 1999; Jaun 2014; Rieder 2009.

83 Vgl. Meier 2010: 113.

84 Vgl. Jaun 1998; ders. 1999: 115–132, 161–210; ders. 2017a; ders. 2017b.

85 Vgl. Jaun 1999: 161–210; ders. 2014; Wyss 2003; Senn 2003.

86 Vgl. Tanner 1995: 281–477.

Die Neue Richtung prägte die Offiziersausbildung seit den 1890er-Jahren. Ihre Dogmen fanden schliesslich Eingang in die Ausbildungsziele für Offiziere von 1908. Der Fokus der Offiziersschule und des Abverdienens des Leutnant-Grades in der Rekrutenschule lag auf der Sozialisation der Aspiranten und der «Internalisierung eines autoritär-imponierenden Offiziersverhaltens».<sup>87</sup> Jaun bezeichnet «die Offiziersschulen im letzten Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg [als] Erziehungs- und Indoktrinationsanstalt des Militarismus, Bellizismus und Virilismus [...], soweit nicht die Instruktooren der Nationalen Richtung ihren Einfluss geltend machen konnten». Die Neue Richtung prägte dementsprechend besonders jüngere Offiziere.<sup>88</sup>

### ***Die untersuchten Offiziere als Privatpersonen***<sup>89</sup>

Für die Untersuchung wurden Selbstzeugnisse von 23 Deutschschweizer Offizieren ausgewählt. Diese zählten mehrheitlich zur urbanen, gebildeten, bürgerlichen Gruppe, die ab Ende des 19. Jahrhunderts in das Offizierskorps drängte.<sup>90</sup> Bezüglich des Zivilstandes lassen sich drei Kategorien erfassen: Erstens ältere, verheiratete Familienväter. 11 waren es bereits zu Beginn des Ersten Weltkrieges; wenigstens 9 von ihnen hatten Kinder. Zweitens jüngere, unverheiratete bzw. im Krieg heiratende Offiziere. 7 jüngere Offiziere (Jahrgang 1887–1892) heirateten während des Krieges (1917 oder 1918); 2 von ihnen wurden bis 1918 Vater. Die dritte Kategorie bilden die stets Lediggebliebenen. Davon waren 3 (Böhi, Miescher, Scheurer) über 30 Jahre alt und beruflich arriviert. Der Zivil- und Familienstand ist insofern von Bedeutung, als sich daraus mit fortschreitender Dauer des Dienstes ein Rollenkonflikt ergab: Verheiratete Familienväter waren einerseits Ernährer und Väter, andererseits Offiziere. Die beiden Rollen waren nicht immer vereinbar.<sup>91</sup>

Die überwiegende Mehrheit der Offiziere lebte in Städten oder hatte dort gelebt. 16 lebten während des Krieges wenigstens zeitweise dort. 6 lebten währenddessen stets in Dörfern; jedoch hatten 5 von ihnen Studienaufenthalte in Universitätsstädten verbracht. Lediglich bei Howald lässt sich kein Stadt-Bezug ausmachen. Er lebte jedoch in Burgdorf, das 1910 beinahe Stadtgrösse erreicht hatte.<sup>92</sup>

Dementsprechend zeigt sich auch ein starkes Übergewicht an Protestanten. 16 waren mit Sicherheit oder wahrscheinlich reformiert. Der reformierten Konfession gehörten im Jahr 1900 57 % der Bevölkerung an; sie war vor allem im wirtschaftlich entwickelten, stärker urbanisierten Mittelland verbreitet. Nur 2 Offiziere (Etter, Iten) entstammten katholischen, konservativ geprägten Gebieten, zu denen ländlich-alpine Kantone wie Freiburg,

87 Jaun 1999: 435.

88 Vgl. Jaun 1999: 436.

89 Die beiden nachfolgenden Tabellen geben einen Überblick über die 23 untersuchten Offiziere. Für detailliertere Angaben vgl. Anhang, Kurzporträts der Autoren.

90 Vgl. Tab. 1.

91 Vgl. Kap. 4.1.6 und 4.2.4 für Hauptmann Hans Fritzsche sowie Kap. 5.5 für die übrigen Offiziere.

92 Vgl. Dubler 2011.

**Tab. 1: Biografische Angaben zu den untersuchten Autoren\***

Name	Jg.	Zivilstand	Geburts- (1), Wohnort (2) Kanton	
			Stadt	Land
Ammann	1879	verh. (K.)	New York (2)	Feuerthalen SH (1)
Böhi	1862	ledig		Schönholzerswilen TG (1), Bürglen TG (2)
Bühler G.	1885	verh. (K.)		Frutigen BE (1, 2)
Bühler H.	1888	verh. (Jahr unklar)	Genf (2)	Frutigen BE (1, 2)
Bühler M.	1892	verh. (1917)	Bern (2), Zürich (2)	
Camenisch	1874	verh. (K.)		Sarn GR (1), Flerden GR (2)
Casparis	1887	verh. (1917)	Chur GR (2)	Thusis GR (1, 2)
Egli	1877	verh. (K.)	Winterthur ZH (2)	
Etter	1891	verh. (1918)	Zug (2)	Menzingen ZG (1)
Francke	1877	verh. (K.)	Aarau AG (2)	Rheinfelden AG (1)
Fritzsche	1882	verh. (K.)		Glarus (1), Horgen ZH (2)
Ganz	1890	ledig	Zürich (1), Basel (2)	
Gelzer	1888	verh. (K. ab 1916)	Basel (1), Vevey VD (2)	Opfershofen SH (2)
Gerber	1886	?	Zürich (2), Basel (2)	Langnau BE (1)?
Howald	1891	verh. (1917, K. ab 1918)		Burgdorf BE, Kilchberg ZH (2)
Iten	1879	verh. (K.)	Zug (1, 2)	
Labhardt	1879	verh. (K.)	Basel (2)	Lörrach DE (1)
Meili	1892	verh. (1918)	Luzern (1), Zürich (2)	
Merk	1861	verh. (K.)		Pfyn TG (2)
Miescher	1880	ledig	St. Gallen (1), Basel (2)	
Scheurer	1872	ledig	Bern (2)	Sumiswald BE (1)
Wieland	1871	verh. (K.)	Basel (2)	
Zulauf	1889	verh. (1917, K. ab 1918)	Genf (2), Aarau (2)	

\*Name: Allianz- und Doppelnamen werden lediglich in den Kurzporträts im Anhang genannt.

Zivilstand: Das Jahr der Verlobung bzw. Heirat wird nur angegeben, falls es in die Zeit des Ersten Weltkrieg fällt.

(K) bedeutet, dass der Offizier ein Kind bzw. Kinder hatte.

Geburts- und Wohnort: Der bzw. die Wohnorte entsprechen den in den Offiziersetats 1914–1918 genannten. Es ist zu berücksichtigen, dass der Grossteil der Offiziere während Kindheit, Jugend und Studium andernorts gewohnt hat. Die Zuordnung einzelner Ortschaften nach Stadt und Land erfolgt nach der Einwohnerzahl, Stand 1910, und richtet sich nach dem 1882 festgelegten statistischen Schwellenwert von 10 000 Personen. Vgl. Paunier et al. 2018.

Studien- und Berufsaufenthalt: Diese werden nur aufgeführt, sofern sie ausserhalb der Deutschschweiz liegen. Die verwendeten Abkürzungen entsprechen den NATO-Ländercodes.

Konfession	Studien- und Berufsaufenthalt	Sozialer Status und Beruf		Parteizugehörigkeit
		Bürgertum	Mittelstand	
ref.	DEU, USA	Bauingenieur		
ref.	DEU	Oberrichter, Politiker		radikal
ref.	Romandie	Notar, Politiker		später: Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei
ref.	Romandie, DEU	Gerichtspräsident, Regierungsstatthalter		
ref.?		Prokurist, Geschäftsführer		
ref.	DEU	Pfarrer		
ref.	DEU, HUN	Augenarzt		
ref.?		Bankbeamter		
kath.		Student, Redaktor		katholisch-konservativ
?	DEU	Unternehmer		
ref.	DEU, FRA, ITA	Gerichtsschreiber		
ref.	DEU, MCO	Student, Schriftsteller		
ref.	DEU, Romandie	Pfarrer		
ref.?	DEU, FRA, GBR	Archäologe?, Museum		
ref.?		Buchhalter		
kath.	Romandie	Bankbeamter		katholisch-konservativ
?	DEU	Anwalt, Notar		liberal
ref.?		Student, Architekt		später: radikal
?	FRA	Veterinärarzt, Politiker, Richter		freisinnig
ref.	DEU	Regierungsrat		liberal
ref.	DEU, Romandie	Regierungsrat, Nationalrat		radikal
?	DEU	Anwalt, Notar, Grossrat		liberal
?		Sekundarschullehrer		

*Konfession:* Wo die Konfessionszugehörigkeit nicht aus biografischen Angaben hervorgeht, wird mutmasslich auf diese geschlossen, falls Geburts- und Herkunftskanton eine signifikante Mehrheit von Angehörigen der katholischen oder reformierten Konfession aufweisen. Vgl. Stat. Bureau des eidg. Departements des Innern 1911: 8–9.

*Sozialer Status:* Die Gliederung nach sozialem Status richtet sich nach Tanner 1995: 33–64. Zur Definition von «Bürgertum» und «Mittelstand» vgl. S. 21, Fussnote 78.

Quelle: Eigene Darstellung. Vgl. Anhang, Kurzporträts der Autoren.

das Wallis, das Tessin, die Innerschweiz sowie die katholische Diaspora in grösseren Städten zählten und denen 1900 42 % der Bevölkerung angehörten. Mit dem Katholizismus ging oft ein gewisser Konservatismus und grosse Skepsis gegenüber der Modernisierung einher.<sup>93</sup>

Nicht vertreten unter den untersuchten Offizieren sind solche aus den Kantonen St. Gallen, Schwyz, Appenzell-Innerrhoden, Ob- und Nidwalden, Solothurn, Uri, Freiburg, dem Oberwallis (alle mehrheitlich katholisch) sowie Basel-Landschaft und Appenzell-Ausserrhoden (beide mehrheitlich reformiert).<sup>94</sup> Es handelt sich wie erwähnt vielfach um Kantone, die wiederholt nicht genügend Offiziere rekrutieren konnten.

Die Parteizugehörigkeit der politisch aktiven Offiziere offenbart eine mehrheitlich freisinnige Grundhaltung. Von den 11 Offizieren, die während des Krieges oder später politisch aktiv waren, sind 7 dem Freisinn, einer (G. Bühler) der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei (der Vorläuferin der Schweizerischen Volkspartei) und 2 (Etter, Iten) den Katholisch-Konservativen zuzurechnen. Die Parteizugehörigkeit eines Offiziers (H. Bühler) ist unklar. Sozialdemokratische Politiker finden sich unter den untersuchten Offizieren nicht.<sup>95</sup>

Die Mehrheit der untersuchten Offiziere verfügte über einen engen Bezug zum Deutschen Reich. 14 von ihnen hatten an deutschen Universitäten studiert, davon viele in Berlin. 5 (Egli, Francke, Fritzsche, Gelzer, Labhardt) hatten Verwandte im Deutschen Reich. Lediglich Ammann, der 1904 in die USA ausgewandert war, Merk, der in Lyon studiert hatte, sowie Gerber, der in Frankreich und England studiert und gearbeitet hatte, verfügten über einen engeren Bezug zu den Ententestaaten oder einem mit ihr assoziierten Staat. Nur jeweils ein Offizier hatte Verwandte in England (Egli) und in den USA (Ammann).

19 Offiziere sind aufgrund ihres Berufs dem Bürgertum zuzurechnen, 3 sind zwischen Bürgertum und Mittelstand anzusiedeln. Damit gehörten sie einer kleinen, aber bedeutenden Minderheit an. Der Beruf lässt ausserdem auf eine bestimmte Sozialisation schliessen. Entsprechende Deutungs- und Handlungsmuster, insbesondere Tendenzen zur Selbstdarstellung und Abgrenzung von Dritten, zeigten sich auch während des Aktivdienstes.<sup>96</sup> Wenigstens 17 Offiziere hatten studiert, 10 von ihnen Jura. Die untersuchten Offiziere repräsentieren damit vor allem die Gruppe jener Offiziere, die Ende des 19. Jahrhunderts in das Offizierskorps drängte (vgl. Tab. 1).<sup>97</sup>

93 Tanner 2015: 38–40.

94 Zur Konfession vgl. Statistisches Bureau des eidg. Departements des Innern 1911: 8–9.

95 Zu sozialdemokratischen Offizieren im Ersten Weltkrieg vgl. zum Beispiel Etter 1972: 17–43; Zanolli 2003: 23–39.

96 Vgl. Tanner 1995: 281–477.

97 Vgl. Jaun 1999: 387–401.

### *Der Dienst der untersuchten Offiziere*<sup>98</sup>

Die Mehrheit der Untersuchten war 1914 Subalternoffiziere (11) und Hauptleute (10). Nur 2 (Scheurer, Wieland) waren höherrangig. 11 Offiziere wurden während des Ersten Weltkrieges befördert (5 zum Oberleutnant, 2 zum Hauptmann, 3 zum Major, einer zum Oberstleutnant). Nicht befördert zu werden, war die Ausnahme. Davon betroffen waren solche, die um Entlassung aus dem Dienst ersucht hatten (Ammann, Scheurer), Offiziere der Landwehr und des Landsturms (Iten, Labhardt, Böhi, Merk) und Feldprediger (Camenisch, Gelzer). Einer (Casparis) war erst 1916 zum Leutnant befördert worden, die Beförderung zum Oberleutnant erfolgte meist erst nach vier Jahren; Gottlieb Bühler machte nach dem Ersten Weltkrieg militärisch Karriere; Max Bühler wurde wegen Inkompetenz nicht befördert; Hans Fritzsche mutmasslich wegen scharfer Kritik an seinen Vorgesetzten.

Nur 3 (Veterinärhauptmann Merk sowie die beiden Feldprediger Gelzer und Camenisch) waren als Angehörige eines Stabes ohne Kommando.

Die überwiegende Mehrheit der Offiziere gehörte kombattanten Truppen an: 15 der Infanterie, einer der Kavallerie, 3 der Artillerie. Als solche leisteten sie an teils entlegenen Orten meist Grenzwaiche oder Ausbildung, während im Rückwärtigen tätige Offiziere (ein Veterinärarzt im Etappendienst, ein Sanitätsoffizier, 2 Feldprediger) geringerer Gefahr ausgesetzt waren und sich der Dienst für sie anders gestaltete.

Das Gros der Offiziere war mutmasslich von der Neuen Richtung geprägt. 9 (Bühler H., Bühler M., Casparis, Etter, Ganz, Howald, Meili und Zulauf, wahrscheinlich auch Gerber) absolvierten die Offiziersschule und wurden zum Leutnant befördert, als die Ausbildungsziele für Offiziere von 1908, die wesentlich von der Neuen Richtung geprägt waren, bereits galten. 8 weitere (Ammann, Bühler G., Egli, Francke, Fritzsche, Labhardt und Miescher, wahrscheinlich auch Iten) absolvierten vor 1908 die Offiziersschule und wurden zum Leutnant befördert. Damals hatte die Neue Richtung jedoch bereits wesentlichen Einfluss auf die Offiziersausbildung. Lediglich 4 (Böhi, Merk, Scheurer und Wieland) absolvierten die Offiziersschule anfangs der 1890er-Jahre, als sich die Neue Richtung noch nicht durchgesetzt hatte. 2 (Camenisch, Gelzer) absolvierten aufgrund ihrer Funktion – sie waren Feldprediger – keine Offiziersschule und wurden direkt zum Hauptmann befördert (vgl. Tab. 2).<sup>99</sup>

---

<sup>98</sup> Für detailliertere Angaben zum Aktivdienst, den die Autoren geleistet hatten, vgl. Anhang, Kurzporträts der Autoren.

<sup>99</sup> Vgl. Auszug aus der Anleitung für den Dienst der Feldprediger 1914.

**Tab. 2: Grad, Truppengattung/Dienstzweig und Heeresklasse der untersuchten Offiziere während des Aktivdienstes\***

Name	Grad	Truppengattung/ Dienstzweig	Heeres- klasse
Ammann	Lt. (1900)	I., Gen.	Lw., A.
Böhi	Hptm. (Lt. 1891)	I., Mil. Jus.	Lst.
Bühler G.	Hptm. (Lt. 1907)	I.	A.
Bühler H.	Oblt., Hptm (1916, Lt. 1908)	I.	A.
Bühler M.	Lt. (1913)	I.	A., Lst.
Camenisch	Hptm.	Feldprediger	Lw.
Casparis	Lt. (1916)	San.	A.
Egli	Hptm., Maj. (1915)	I.	A.
Etter	Lt. (1911), Oblt. (1915)	I.	A.
Francke	Hptm., Maj. (1915, Lt. 1899/1900)	Kdo. Stab, Kav.	A.
Fritzsche	Hptm.	I.	A.
Ganz	Lt. (1910), Oblt. (1914)	I.	A.
Gelzer	Hptm.	Feldprediger	A.
Gerber	Oblt., Hptm. (1916, Lt. 1910?)	I.	A.
Howald	Lt. (1912), Oblt. (1916)	Art.	A.
Iten	Hptm. (Lt. 1900er?)	I.	A., Lw.
Labhardt	Oblt. (Lt. 1890er?)	I.	Lw.
Meili	Lt. (1912), Oblt. (1916)	Art.	A.
Merk	Hptm. (Oblt. 1883)	Etappendienst	Lst.
Miescher	Hptm., Maj. (1916, Lt. 1901)	Kdo. Stab, Gst., I.	A.
Scheurer	Oberstlt. (Lt. 1893)	Art.	A.
Wieland	Oberstlt. (1915, Lt. 1892)	I.	A.
Zulauf	Lt. (1911), Oblt. (1915)	I.	A.

\*Die Beförderungen fanden in der Regel per Jahresende statt. Das entsprechende Jahr steht in Klammern hinter dem dazugehörigen Grad. Heeresklassen und Truppengattung/Dienstzweig werden in der Reihenfolge genannt, in der der Autor Aktivdienst geleistet hat.

Die Schweizer Armee kannte während des Ersten Weltkrieges folgende Offiziersgrade (in aufsteigender Reihenfolge): Subalterne Offiziere (Leutnant, Oberleutnant), Hauptmann, Stabsoffiziere (Major, Oberstleutnant, Oberst, Oberstdivisionär, Oberstkorpskommandant, General). Vgl. Art. 63 MO 1907. Die Schreibweise wurde der heutigen Schreibweise angepasst.

Gem. Art. 38 MO 1907 umfasst die Armee verschiedene Elemente: Kommandostäbe, den Generalstab, verschiedene Truppengattungen (Infanterie, Kavallerie, Artillerie, Genie, Sanitätstruppen, Veterinärtruppen etc.), verschiedene Dienstzweige (Feldprediger, Etappendienst etc.) sowie die sogenannten Hilfspdienste.

Heeresklassen bezeichnen Altersklassen, aus denen die Armee besteht. Der Auszug umfasst in der Regel Wehrmänner im Alter bis 32 (Hauptleute bis 38, Stabsoffiziere bis 48), die Landwehr solche bis 40 (Hauptleute bis 44, Stabsoffiziere bis 48), der Landsturm solche bis 48 (Offiziere bis 52). Vgl. Art 35–37 MO 1907.

Quelle: Eigene Darstellung. Vgl. Anhang, Kurzporträts der Autoren.

**Tab. 3: Geleisteter Dienst der Autoren mit Bezeichnung der jeweiligen Einheit, unterteilt nach Monaten\***

Autor	1914				
	8	9	10	11	12
Ammann	Lw. Füs. Kp. II/149		Fest. Gen. Bat. Gotthard		
Böhi	Lst. Füs. Kp. VI/70	Mil. Jus.			
Bühler G. (unvollst.)	S. R. 12				
Bühler H. (unvollst.)					
Bühler M. (unvollst.)					
Camenisch	Geb. I. R. 50				
Casparis					
Egli (unvollst.)					
Etter	Füs. Kp. IV/48				
Francke	2. A.-K.				
Fritzsche (unvollst.)	Füs. Kp. IV/85				
Ganz (unvollst.)	Rdf. Kp. 5	Mitr. Kp. I/5 (R. S.)		Fahr. Mitr. Kp. I/5	
Gelzer	I. R. 22				
Gerber (unvollst.)					Füs. Kp. II/63
Howald (unvollst.)					
Iten	Füs. Kp. IV/48				
Labhardt	Lw. Füs. Kp. I/144				
Meili (unvollst.)	F. Art. Btrr. 62				
Merk	E. D. (Einzeldiensttage)				
Miescher (unvollst.)	2. A.-K., I. Kp. V/3 (R. S.)				
Scheurer	F. Hb. Abt. 27				
Wieland	I. Bat. 44				
Zulauf	Füs. Kp. II/59				

\*Es sind jeweils nur diejenigen Monate verzeichnet, aus denen Selbstzeugnisse vorliegen. Wenn nicht aus sämtlichen Monaten, in denen der jeweilige Autor Dienst geleistet hat, Selbstzeugnisse vorhanden sind, ist dies mit «(unvollst.)» vermerkt. Zur Übersicht der Dienstleistungen im Aktivdienst 1914 bis 1920 vgl. Rapold 1988: 222 f.

Autor	1915				
	1	2	3	4	5
Ammann					
Böhi					
Bühler G. (unvollst.)					
Bühler H. (unvollst.)					
Bühler M. (unvollst.)					
Camenisch			Geb. I. R. 50		
Casparis					
Egli (unvollst.)			Füs. Kp. IV/63		
Etter			Füs. Kp. IV/48		
Francke	Guid.-Abt. 3				
Fritzsche (unvollst.)	Füs. Kp. IV/85				Füs. Kp. IV/85
Ganz (unvollst.)	Fahr. Mitr. Kp. I/5				
Gelzer			I. R. 22		
Gerber (unvollst.)	Füs. Kp. II/63				
Howald (unvollst.)					
Iten			Füs. Kp. IV/48		
Labhardt (unvollst.?)					
Meili (unvollst.)	F. Art. Bttr. 62				
Merk	E. D.				E. D.
Miescher (unvollst.)					
Scheurer	F. Hb. Abt. 27				
Wieland			I. Bat. 44		I. R. 20
Zulauf			Füs. Kp. II/59		

## 1915

6	7	8	9	10	11	12
			Geb. Inf. Bat. 34			
				I. Bat. 31		
			I. Bat. 62		I. Bat. 62	
				Füs. Kp. IV/48	Füs. Kp. II/48	
Guid.-Abt. 3		Signalistenkurse		Manöver		
			Fahr. Mitr. Kp. I/5 (R. S.)		Fahr. Mitr. Kp. I/5	
					Füs. Kp. II/63	
				Füs. Kp. IV/48		
						F. Art. Bttr. 62
E. D.						
F. Hb. Abt. 27						
				I. R. 23		Manöver
				Füs. Kp. II/59		

Autor	1916				
	1	2	3	4	5
Ammann					
Böhi					
Bühler G. (unvollst.)					
Bühler H. (unvollst.)					
Bühler M. (unvollst.)					
Camenisch				Lw. Geb. I. R. 50	
Casparis					San. R. S.
Egli (unvollst.)	I. Bat. 62			I. Bat. 62	
Etter					
Francke				Drag. R. 8	
Fritzsche (unvollst.)		Füs. Kp. III/85			Z. S. II
Ganz (unvollst.)					
Gelzer					
Gerber (unvollst.)					
Howald (unvollst.)			R. S.		
Iten	I. Bat. 48				
Labhardt (unvollst.?)					
Meili (unvollst.)		F. Art. Bttr. 62			
Merk		E. D.			
Miescher (unvollst.)					
Scheurer					
Wieland	I. R. 23				
Zulauf	Füs. Kp. II/59			Lw. I. R. 45	



Autor	1917				
	1	2	3	4	5
Ammann					
Böhi					
Bühler G. (unvollst.)					
Bühler H. (unvollst.)					
Bühler M. (unvollst.)					I. R. 15
Camenisch					
Casparis				San. Kp. IV/6	
Egli (unvollst.)	I. Bat. 62				
Etter	Füs. Kp. IV/48				
Francke					
Fritzsche (unvollst.)			Füs. Kp. IV/85		
Ganz (unvollst.)			Fahr. Mitr. Kp. I/5		
Gelzer					
Gerber (unvollst.)					
Howald (unvollst.)	Bttr. 51	Bttr. 50			
Iten					
Labhardt (unvollst.?)					
Meili (unvollst.)				F. Art. Bttr. 62	
Merk	E. D.				
Miescher (unvollst.)					
Scheurer					
Wieland	I. R. 23				
Zulauf	F. Art. Abt. 14	Füs. Kp. II/59			

1917

6	7	8	9	10	11	12
				Lst. Füs. Kp. VI/70		
			Füs. Kp. III/90			
	San. Kp. I/6					
				?		
	Füs. Kp. IV/48	Füs. Kp. III/48	Füs. Kp. IV/48			
		Kurse			Drag. R. 8	
		F. Art. R. 10				
		F. Art. Btrr. 62				
		E. D.				
	I. R. 23					
	Füs. Kp. II/59					

Autor	1918				
	1	2	3	4	5
Ammann					
Böhi					
Bühler G. (unvollst.)					
Bühler H. (unvollst.)					
Bühler M. (unvollst.)					
Camenisch					
Casparis					
Egli (unvollst.)					
Etter					
Francke	Drag. R. 8				
Fritzsche (unvollst.)					
Ganz (unvollst.)					
Gelzer					
Gerber (unvollst.)					
Howald (unvollst.)					F. Art. R. 10
Iten				Lw. Füs. Kp. III/142	
Labhardt (unvollst.?)					
Meili (unvollst.)					F. Art. Btrr. 62
Merk	E. D.				
Miescher (unvollst.)					
Scheurer					
Wieland		I. R. 23			
Zulauf		Füs. Kp. II/59			



## Quellen

Die Erfahrungsgeschichte nutzt verschiedene Quellentypen zur Rekonstruktion der Erfahrung von Wehrmännern: Schriftliche Quellen wie Soldatenzeitungen, Tages- und Wochenzeitungen (teils mit abgedruckten Briefen), Artikel in militärischen Fachzeitschriften, Akten der Militärjustiz, Abhörprotokolle von Kriegsgefangenen oder Predigten von Feldgeistlichen,<sup>100</sup> ausserdem Sach- und Bildquellen wie Filme und Fotografien, Denkmäler sowie militärische Orden und Medaillen.<sup>101</sup> Die üblichen Quellen, um den «Krieg des kleinen Mannes» zu rekonstruieren, sind seit ihrer Entdeckung durch die Alltagsgeschichte in den 1980er-Jahren jedoch Feldpostbriefe und Tagebücher.<sup>102</sup> Sie ermöglichen – trotz aller Vorbehalte<sup>103</sup> – «eine Nahaufnahme, wie sie näher kaum zu haben ist», so Martin Humburg.<sup>104</sup>

Schweizer Wehrmänner verfassten während des Ersten Weltkrieges zigtausende Selbstzeugnisse. Ein Wehrmann verschickte pro Tag 0,7 Briefe oder Postkarten und 0,25 Pakete, rechnete der spätere Feldpostdirektor Ernest Bonjour für das Jahr 1915 vor.<sup>105</sup> Das ergibt bei einem Bestand von rund 220 000 Mann und durchschnittlich rund 500 bis 600 Dienstagen mehrere Millionen von Sendungen. Auch das Schreiben von Tagebüchern war gerade in bildungsnahen Schichten, denen viele Offiziere angehörten, verbreitet.<sup>106</sup> Doch von allen diesen Selbstzeugnissen ist nur ein Bruchteil erhalten geblieben und steht heute der Forschung zur Verfügung. Das Interesse an einer historischen Aufarbeitung des Ersten Weltkriegs in der Schweiz war wie erwähnt lange Zeit gering; das gilt insbesondere auch für eine erfahrungsgeschichtliche Aufarbeitung des Aktivdienstes. Die Selbstzeugnisse fanden deshalb öfter den Weg ins Altpapier als ins Archiv.<sup>107</sup>

100 Als Beispiel entsprechender erfahrungsgeschichtlicher Untersuchungen vgl. Lipp 2000; Reimann 2000; Rüdüsili 2018; Steiner 2019; Neitzel, Welzer 2011; Römer 2012; Rak 2004. Zur Übersicht über das Schreiben im und vom Krieg sowie soldatische Selbstzeugnisse vgl. Epkenhans, Förster, Hagemann 2006; Didczuneit, Ebert, Jander 2011. Für erfahrungsgeschichtliche Quellen der frühneuzeitlichen Militärgeschichte vgl. von Hagen 2018.

101 Vgl. die Beiträge in Kuhn, Ziegler 2014; Winkle 2001.

102 Vgl. Didczuneit, Ebert, Jander 2011: 13–15. Als Beispiel vgl. Knoch 1989; Wette 1992; Ulrich 1997. Die Forschung spricht meist von Ego-Dokumenten oder Selbstzeugnissen. Eine gängige Definition stammt von der deutschen Historikerin Benigna von Krusenstjern: «Um ein Selbstzeugnis handelt es sich also dann, wenn die Selbstthematisierung durch ein explizites Selbst geschieht. Mit anderen Worten: die Person des Verfassers bzw. der Verfasserin tritt in ihrem Text selbst handelnd oder leidend in Erscheinung oder nimmt darin explizit auf sich selbst Bezug.» Von Krusenstjern 1994: 463. Dazu zählt sie etwa Autobiografien, Tagebücher, Briefe etc. Daneben gibt es weitere Definitionen, die sich darin unterscheiden, ob der Autor explizit oder implizit in Erscheinung tritt und ob er freiwillig Zeugnis ablegt oder nicht. Vgl. Planert 2007: 53–56. Zu «Unterschieden und Gemeinsamkeiten in der Struktur der Selbstzeugnisse» Henning 2012: 16–27. Zur Abgrenzung der Begriffe Ego-Dokument und Selbstzeugnis vgl. Schulze 1996.

103 Vgl. die nachfolgenden quellenkritischen Überlegungen.

104 Humburg 2002.

105 Vgl. Bonjour 1951: 294.

106 Vgl. Hämmerle 2009; dies. 2015; Bessel, Wierling 2018: 12.

107 So weckten Briefe und Tagebücher aus dem Aktivdienst bisher nicht das Interesse von Schweizer Sammlungen von Selbstzeugnissen. Die Schweizerische Selbstzeugnis-Datenbank, die aus drei Forschungsprojekten an den Universitäten Basel, Zürich und Lausanne hervorging, beschränkt sich auf Dokumente aus dem 16.–19. Jahrhundert. Vgl. Moret Petrini 2022 (online).

### Anmerkung zur Datenerhebung

Die verbliebenen Selbstzeugnisse von Deutschschweizer Offizieren befinden sich in zahlreichen Staats-, Stadt-, Gemeinde-, Firmen-, Universitäts- und weiteren Archiven. Die vorhandenen Verzeichnisse sind unvollständig. Die Suche nach geeigneten Quellen erfolgte deshalb mithilfe verschiedener Verzeichnisse, über Kontakte zu privaten Sammlern sowie mittels einer Sammelaktion.

Das von Rudolf Jaun und Sacha Zala herausgegebene «Verzeichnis der Quellenbestände zur schweizerischen Militärgeschichte» führt Nachlässe verschiedener Privatpersonen auf, ist jedoch lückenhaft. Ein Abgleich des «Etats der Offiziere des schweiz. Bundesheeres» sowie des «Etats der Offiziere des schweiz. Landsturms», beide aus dem Jahr 1916, mit dem online verfügbaren «Repertorium der handschriftlichen Nachlässe in den Bibliotheken und Archiven der Schweiz» ergab, dass von einigen hundert Deutschschweizer Offizieren Nachlässe in rund 130 Archiven lagern.<sup>108</sup> Ebenso erfolgten Anfragen an einen Grossteil der Archive, die der «Verein Schweizerischer Archivar:innen» auf seiner Homepage verzeichnet.<sup>109</sup>

Ein Teil der Selbstzeugnisse, die für diese Arbeit interessant sind, befindet sich in den Händen Privater – teils Nachkommen der Offiziere, teils Sammler:innen. Wie viele das sind, ist unklar. Privatpersonen und Vereine wurden deshalb im Rahmen einer Sammelaktion 2018 gebeten, allfälliges Quellenmaterial für die Untersuchung zur Verfügung zu stellen.<sup>110</sup> Gemäss Kennern der Schweizer Sammler-Szene gibt es jedoch lediglich eine Handvoll Leute, die über umfangreiche Bestände an Privatnachlässen verfügen. Die Sammelaktion brachte deshalb nur wenige Bestände zum Vorschein. Das Ergebnis der gesamten Suche waren Nachlässe von mehreren hundert Offizieren in rund hundert Gedächtnisinstitutionen und bei Privaten.<sup>111</sup> Von den vorhandenen Nachlässen enthalten

108 Vgl. Offiziersetat 1916; Landsturm-Offiziersetat 1916. Die beiden Etats führen die mehr als 10 000 Offiziere auf, die grösstenteils während des Ersten Weltkrieges in der Schweizer Armee Dienst taten. Die Ausgabe von 1916 wurde gewählt, weil ein Wehrmann, der erst danach zum Offizier befördert wurde und folglich während der Mehrheit des Aktivdienstes nicht als solcher Dienst tat, für die Untersuchung wenig interessant gewesen wäre. Die Quellenlage wäre zu schmal, um einen allfälligen Wandel der Erfahrung und der Deutungsmuster untersuchen zu können.

Schweizerische Nationalbibliothek 2022 (online). Das Repertorium datiert auf das Jahr 2012 und ist damit nicht ganz aktuell. Es ist aber anzunehmen, dass seither nur wenige neue Bestände ihren Weg in die Archive gefunden haben. Zudem fehlt schlicht eine vergleichbare Alternative, um nach Nachlässen von Privatpersonen in der Schweiz zu suchen.

109 Vgl. Verein Schweizerischer Archivar:innen 2022 (online). Nicht angeschrieben wurden lediglich diejenigen, die aufgrund der Beschreibung der archivierten Bestände als für die Untersuchung uninteressant ausgeschlossen werden konnten.

110 Entsprechende Aufrufe erfolgten über den «Schweizer Soldat» und die «Allgemeine Schweizerische Militärzeitschrift». Zu den Sammelaufrufen vgl. Podzorski 2018a; Podzorski 2018b. Ausserdem wurden rund 50 militärhistorische Vereine – von lokalen Fort- und Festungsvereinen bis hin zu schweizweit verankerten Gesellschaften wie der Schweizerischen Gesellschaft für militärhistorische Studienreisen GMS oder dem Verein Schweizer Armeemuseum – sowie einzelne Personen, bei denen aufgrund der vorliegenden Forschung Nachlässe vermutet wurden, direkt angeschrieben.

111 Nicht gesucht wurde der geringen Erfolgchancen wegen nach Kryptonachlässen wie beispielsweise Briefe eines Offiziers, die sich im Nachlass des Adressaten oder der Adressatin befinden, nach Nachlässen in kommunalen Archiven sowie in Sammlungen von Museen. museums-online.ch, «eine gemeinsame Plattform

lediglich rund drei Dutzend Briefe und Tagebücher aus und über den Aktivdienst im Ersten Weltkrieg, die sich zur Auswertung anbieten. Davon wurden 23 ausgewertet, was dem üblichen Umfang vergleichbarer erfahrungsgeschichtlicher Untersuchungen entspricht.<sup>112</sup>

Auch militärische Quellen aus dem Ersten Weltkrieg, die als Ergänzung zu den Briefen und Tagebüchern der Offiziere dienen, sind nur lückenhaft überliefert; das gilt gerade für Akten der Milizverbände. Erst 1917 ergingen Befehle, dass der Armeestab Akten aus dem Aktivdienst sammeln soll und die jeweiligen Truppenkörper und -einheiten Akten für die Archivierung vorbereiten sollen.<sup>113</sup> Eine Institution, die sich um die Archivierung gekümmert hätte, fehlte dennoch. Die Akten von Truppeneinheiten blieben deshalb regelmässig in den Händen der jeweiligen Kommandanten; sie wären für die Untersuchung besonders interessant, da die meisten der untersuchten Offiziere Subalternoffiziere oder Hauptleute waren. Akten von Truppenkörpern und Heeresseinheiten befinden sich meist im Schweizerischen Bundesarchiv, in der Bibliothek am Guisanplatz oder in Staatsarchiven. Es sind vor allem Berichte an die vorgesetzte Stufe und Truppentagebücher, die für die Untersuchung interessant sind. Dafür werden Akten von Truppeneinheiten und -körpern ausgewertet, aus deren Reihen Selbstzeugnisse vorliegen, um im besten Fall mehrere Perspektiven auf denselben Sachverhalt zu haben.<sup>114</sup>

### **Quellenkritische Überlegungen**

Feldpostbriefe und Tagebücher sind nur bedingt authentisch. Sie geben weder die gesamte noch die tatsächliche Erfahrung ihrer Autoren wieder. Diese können und wollen nicht schreiben, was sie alles wie erfahren haben. Das hat verschiedene Gründe: Erstens ist es schlicht unmöglich, alles, was man erfährt, aufzuschreiben. Das Ergebnis würde, so Wolfgang Koeppen, «schon räumlich das Fassungsvermögen der grössten öffentlichen Bibliothek überschreiten.»<sup>115</sup> Tagebücher, so Ralph-Rainer Wuthenow, enthielten nur einzelne

---

für die Sammlungen der Schweizer Museen», deckt leider nur einen Teil der Sammlungen der rund 780 institutionellen Mitgliedern des Verbandes der Museen der Schweiz VMS ab. Bürer 2022 (online).

112 Humburg untersuchte zum Beispiel für seine Dissertation 739 Briefe von 25 Armeegehörigen, Reimann rund 3000 Briefe von 28 Soldaten, Latzel 4802 Briefe von 39 Personen. Mehr wäre nicht zu bewältigen. Computergestützte Verfahren, die eine quantitative Auswertung erleichtern würden, sind in der Erfahrungsgeschichte noch kaum verbreitet. Vgl. Humburg 1998; Reimann 2000; Latzel 1998.

Für die Arbeit nicht berücksichtigt worden sind, da erst später entdeckt, die Briefe von Hauptmann bzw. Major Theodor Real sowie von Jacob Albert Meyer im Bundesarchiv, die Briefe von Oberleutnant Robert Schöpfer im Staatsarchiv Solothurn, die Postkarten und Briefe von Hauptmann Ludwig Werner und Leutnant Walter Adolf Tobler in der Burgerbibliothek Bern und die Briefe von Hauptmann Wilhelm Christ im Staatsarchiv Basel. Ebenso der umfangreiche Nachlass von Hauptman bzw. Major Eugen Bircher in der Zentralbibliothek Solothurn, zu dem bereits eine Biografie vorliegt. Vgl. Heller 1988.

113 Vgl. Kdo. 4. Div., an Kdt der unterstellten Trp Kö und Einheiten, Div. HQ II. 10. 1917; StABS PA 519 H 3.7 a.

114 Als Truppeneinheiten gelten Kompanien, Schwadronen, Batterien, Saumkolonnen, Ambulanzen, Sanitätskolonnen und Eisenbahnarbeiterabteilungen; als Truppenkörper Bataillone, Abteilungen, Regimenter, Brigaden, Lazarette, Verpflegungsabteilungen, mobile und Depotparks. Vgl. Art. 39 MO 1907.

115 Koeppen 1965: 14f. Zitiert nach: Seifert 2008: 142.

Fragmente, die formlos und ohne roten Faden aneinandergereiht seien.<sup>116</sup> Das Fragmentarische zeigt sich auch in Briefen, die einiges erwähnen und noch mehr verschweigen. Zweitens prägen, wie aufgezeigt werden soll, verschiedene Faktoren, den Inhalt der Briefe und Tagebücher: Das Gegenüber, mit dem kommuniziert wird, die Absicht, die hinter dem Schreiben steckt, der Kontext, in dem geschrieben wird, sowie die Praxis des Schreibens.

Die Feldpostbriefe richten sich meist an Angehörige. Sie sollen die Kommunikation mit ihnen aufrechterhalten und ein Lebenszeichen senden.<sup>117</sup> Teilweise geben die Adressaten die Briefe Dritten zu lesen; sie erreichen dann ein grösseres Publikum. Ganz ähnlich das Tagebuch: Es weist ebenfalls eine dialogische Grundstruktur auf. Trotz seiner Intimität richtet es sich an einen Adressaten, etwa das eigene Selbst, eine verstorbene oder künftige Drittperson oder ein imaginäres Publikum (dazu gehören etwa das Tagebuch selbst, Gott und die spätere Leserschaft, falls der Autor das Tagebuch veröffentlichen will).<sup>118</sup> Auch das Austauschen von und Vorlesen aus Tagebüchern war üblich.<sup>119</sup>

Feldpostbriefe wurden meist mit mehreren Absichten verfasst. Auf der Sach- und Beziehungsebene (nach Schulz von Thun) tragen sie ähnlich den Tischgesprächen dazu bei, den Alltag zu Hause zu organisieren, anstehende Probleme zu lösen und die damals üblicherweise dominierende Rolle der Autoren in der Familie aufrechtzuerhalten.<sup>120</sup> In belastenden Situationen helfen sie, Erlebnisse zu verarbeiten und emotionale Belastungen abzubauen. Mit den Briefen machen die Autoren stets auch eine Aussage über sich selbst. Damit schützen sie ihren Selbstwert und pflegen das eigene «Image» beim Gegenüber.<sup>121</sup> Dabei achten die Autoren darauf, dass das Bild, das sie von sich selbst vermitteln, mit ihrem Selbstbild und den Erwartungen des Gegenübers an ihre Person kongruent ist. Mütter, Ehefrauen und Verlobte sollen beruhigt, Väter, Brüder und Kameraden beeindruckt werden, formuliert Isa Schikorsky zugespitzt.<sup>122</sup>

Ein Tagebuch kann ebenso verschiedene Funktionen haben: Im Mittelpunkt des diaristischen Schreibens steht immer das eigene Selbst. Es soll entdeckt, entworfen, reflektiert oder dargestellt werden.<sup>123</sup> «Die ‹Ausbildung von an Schrift gebundenen Individualitätsstrukturen› war und ist also in gängigen Gattungsdefinitionen die dem Tagebuch zugeschriebene primäre Funktion», definiert Christa Hämmerle.<sup>124</sup> Hinzu kommen weitere Funktionen: Als Gedächtnisstütze dient ein Tagebuch der Erinnerung und bezeugt in aussergewöhnlichen Situationen – ähnlich einer Chronik – die Geschehnisse.<sup>125</sup>

116 Vgl. Wuthenow 1990, S. 2; ähnlich Hardtwig 2013: 177–213; Henning 2012: 7–43.

117 Vgl. Epkenhans, Förster, Hagemann 2006: XI–XIV; Humburg 2002. Humburg spricht hier in Anlehnung an Theorien der linguistischen Pragmatik vom «performativen Charakter».

118 Vgl. Hämmerle 2015: 19; dies. 2009: 148; Wuthenow 1990: 5–9; Holm 2008: 30f; Seifert 2008: 64–80.

119 Vgl. Wuthenow 1990: 9.

120 Vgl. Diekmannshenke 2011: 54–59. Diekmannshenke nennt dies «Kontrolle der Heimat». Ebd.: 57.

121 Schikorsky 1992. Ähnlich vgl. Humburg 1998: 59–68.

122 Vgl. Schikorsky 1992: 310.

123 Vgl. Holm 2008: 11; Hämmerle 2009: 146; dies. 2015: 8; Wuthenow 1990: 1–26.

124 Schönborn 1999: 3. Zitiert nach Hämmerle 2015: 10, zitierend aus Schönborn, Sybille: Das Buch der Seele. Tagebuchliteratur zwischen Aufklärung und Kunstperiode, Tübingen 1999: 3.

125 Ein «umwälzendes äusseres Ereignis» kann der Grund sein, überhaupt ein Tagebuch zu beginnen. Holm 2008: 40. Ähnlich vgl. Hämmerle 2015: 20–23. Holm nennt sie deshalb temporäre Tagebücher in Abgren-

Als Überlebenshilfe in Extremsituationen spendet ein Tagebuch Trost, schützt das Selbst und hilft, (belastende) Erlebnisse zu verarbeiten; oft ist es denn auch eher Traurigkeit als Fröhlichkeit, die Autoren zum Schreiben animiert.<sup>126</sup> Zudem kann es Sicherheit und Vertrautheit schaffen, den Mitteilungsdrang stillen und Einsamkeit überwinden, wo es kein anderes Gegenüber gibt.<sup>127</sup>

Weil sich Feldpostbriefe und Tagebücher an jemanden richten und eine bestimmte Funktion haben, wirkt sich das auf deren Inhalt aus. Manches haben die Autoren ohnehin schon vergessen, wenn sie schreiben. Was sie als unwichtig erachten, was sie kaum bewegte und was immer wiederkehrte, lassen sie gleichermassen weg oder geben es verkürzt und mit stereotypen Formulierungen wieder. «Über dem Lebensjubiläum wie dem Lebensjammer [werde] das Mehrmalige» meist vernachlässigt, so Henning.<sup>128</sup> Tagebücher, die nur temporär geführt wurden, sind in der Regel «auf eine zentrale Lebensfrage gerichtet», was sich im Inhalt niederschlägt.<sup>129</sup>

Zudem antizipieren die Autoren, was die Leser und Leserinnen lesen wollen, und passen Inhalt und Form des Briefes an.<sup>130</sup> Humburg spricht hier von «Beschweigen»<sup>131</sup> von Erlebtem, Hajo Diekmannshenke von der «Inszenierung von Normalität».<sup>132</sup> Die ausgeübte Selbstzensur gilt insbesondere für das Schlachtgeschehen und in verringertem Mass für persönliche Probleme, Konflikte, Sorgen und Ängste.<sup>133</sup> Auch in Tagebüchern verschweigen, verbiegen und übertreiben die Autoren.<sup>134</sup> Gerade die Furcht, dass das Tagebuch später von Unbefugten gelesen werden und sich nachteilig auf den Autor auswirken könnte, veranlasst zur Selbstzensur.<sup>135</sup> Die Adressaten und Adressatinnen prägen die Briefe und Tagebücher somit mit.

---

zung zu jenen, die lebenslang geführt werden. In der Absicht, «die Wirklichkeit des Krieges auf immer dokumentarisch festzuhalten», wurden zu Beginn des Ersten Weltkrieges «zahllose Tagebücher» begonnen. Mit der schwindenden Sinnstiftung des Krieges wich das Bedürfnis, sich an diesen zu erinnern, bald dem Verlangen, ihn zu vergessen. Hüppauf 2014: 178.

126 Vgl. Seifert 2008: 133. Ähnlichem dient auch die Kriegsliteratur. «Schreiben wurde für einige Autoren zum Akt des Exorzismus.» Sie wollten sich so vom Krieg, der sie noch Jahre später verfolgte, befreien. Hüppauf 2014: 178.

127 Vgl. Hämmerle 2010: 37–56; dies. 2015: 23–26; Mertelseder 2005: 69–70; Wuthenow 1990: 1–26.

128 Henning 2012: 12. Ähnlich vgl. Ziemann 2006: 67. Anders Seifert: «Oft steht gerade deshalb nichts im Tagebuch, weil so viel geschehen ist.» Seifert 2008: 133. Gerade Tief- und Höhepunkte fehlen deshalb in Tagebüchern, weil der Autor dann zu stark beansprucht ist, argumentiert sie. Ähnlich vgl. Butzer 2008: 94; Holm 2008: 26 f.

129 Holm 2008: 40.

130 Schikorsky spricht an dieser Stelle von sozialen Erwartungshaltungen. Vgl. Schikorsky 1992: 298.

131 Humburg 2011: 79–85. Der Begriff stammt ursprünglich von Hermann Lübke. Lübke 1983: 594.

132 Diekmannshenke 2011: 54–59.

133 Vgl. Diekmannshenke 2011; Epkenhans, Förster, Hagemann 2006: XIII. Trotzdem sei die von Schikorsky vertretene These, «Feldpostbriefe seien generell durch die kulturellen Sprachstrategien des Verschweigens, Verharmlosens, Poetisierens oder Phraseologisierens geprägt», überzogen, so Benjamin Ziemann. Ziemann 2006: 66. Vgl. Schikorsky 1992: 301–311. Die These Schikorskys beruht auf einem «sehr schmalen Quellenkorpus aus tendenziös edierten Briefen», so Ziemann 2006: 66.

134 Vgl. Wuthenow 1990: 4.

135 Vgl. Hämmerle 2010: 41 f. Es ist hier jedoch kritisch zu fragen, ob die Soldaten das «Unschreibbare» nicht nur ihren Angehörigen gegenüber verharmlosen, beschönigen und bagatellisieren, sondern auch sich selbst gegenüber. Wie Tim Cook für kanadische Soldaten im Ersten Weltkrieg gezeigt hat, war diese

Schliesslich wirkt sich auch der Kontext und die Praxis des Schreibens auf den Inhalt aus: Geschrieben wird nicht dann, wenn es etwas zu berichten gäbe, sondern dann, wenn der Autor Gelegenheit und Lust dazu hat und sich zu schreiben gewohnt ist. Steht nichts im Tagebuch, heisst das nicht, dass nichts geschehen ist, was (für den Autor) wichtig gewesen war. Steht dem Autor für eine Mitteilung nur die Rückseite einer Postkarte oder für einen Tagebucheintrag nur eine Seite einer Agenda zur Verfügung, begrenzt dies, was er schreiben kann.<sup>136</sup>

Eine Einschränkung ist an dieser Stelle wichtig: Die Forschung zu Feldpostbriefen und Tagebüchern beschäftigt sich vor allem mit Zeugnissen von Soldaten, die tatsächlich Krieg führten. Auf sie trifft Obiges zu. Doch Deutschschweizer Offiziere haben das «Unschreibbare»<sup>137</sup>, das Schlachtgeschehen, kaum je am eigenen Leib erfahren; sie kämpften viel mehr mit aufmüpfigen Untergebenen, unfähigen Vorgesetzten und dem öden Dienstalltag. Das dürfte weniger belastend gewesen sein, als im Trommelfeuer auszuharren.

Der Postverkehr an und von Schweizer Armeeingehörigen war im Ersten Weltkrieg kaum gestört oder verunmöglicht. Die Armeeingehörigen erhielten meist zweimal täglich Post, zu Verspätungen kam es nur im August 1914. Lediglich 5000 von 115 Millionen Sendungen, die der Feldpost aufgegeben wurden, fanden nicht zu ihrem Empfänger. Zensur gab es keine, weil die gesetzliche Grundlage fehlte. Den Soldaten war es lediglich verboten, ihren Aufenthaltsort mitzuteilen, was manche nicht davon abhielt, es dennoch zu tun.<sup>138</sup> Die Deutschschweizer Offiziere hatten in ihren Briefen also weniger zu verharmlosen und zu verschweigen als ihre Pendants in kriegführenden Armeen.<sup>139</sup>

---

sogenannte *Voicing Culture* ein wichtige Coping-Strategie, um belastende Erlebnisse zu verarbeiten. Cook 2018: 90–117.

136 Vgl. Seifert 2008: 133–138; Holm 2008: 24 f.

137 Schikorsky 1992.

138 Vgl. Bonjour 1951: 258–261; Fasel 2016; Podzorski 2016: 68. Für die Zivilpost hingegen schreibt Kreis 2014: 75f. von einer «massiven Überwachungstätigkeit». Die Post sei aufgrund der Postordnung von 1910 verpflichtet gewesen, «Sendungen mit 'beschimpfendem und unsittlichem Inhalt' zurückzubehalten» und nicht zuzustellen. Telegramme seien bisweilen zensiert worden, doch die «Briefkorrespondenz [sei] stets unzensiert» geblieben», argumentiert er mit Verweis auf Sprecher 1919: 358.

139 Zur Annahme, dass Briefe und Tagebücher nicht die unmittelbaren Erfahrungen der Autoren wiedergeben, sondern stets bloss überarbeitete Erinnerungen, vgl. Hämmerle 2009: 146; Humburg 2011: 70; Epkenhans, Förster, Hagemann 2006: XI–XIV. Anders argumentierte der SFB «Kriegserfahrungen». Erstens werden Erfahrungen «nicht sprachlich abgebildet, sondern im zeitgenössischen Quellenmaterial zuallererst entwickelt», so Reimann. Reimann 2001: 175. Beim Niederschreiben der «Erlebnisse» würden diese «mit den Sinnstrukturen der sie umgebenden sozialen Wirklichkeit kompatibel gemacht». Buschmann, Reimann 2001: 266. Butzer argumentiert im gleichnamigen Aufsatz, Autoren von Tagebüchern würden «sich selbst schreiben». Das Schreiben (und auch das Lesen) bilden das Selbst nicht ab, sondern beeinflussen es. Butzer 2008. Zweitens könne nicht behauptet werden, verschriftlichte Erfahrung sei verfälscht. Wegen des «konstruktivistisch-kommunikationssoziologischen Erfahrungsbegriffs» könne unmittelbare Individualerfahrung nicht als authentischer gewertet werden als retrospektive oder medial vermittelte Erfahrung, schreibt Langewiesche 2009: 229. Ähnlich Buschmann, Reimann 2001: 266: «Die Betonung der medialen Vermittlung von Erfahrung im symbolischen und kommunikativen Apparat ermöglicht es einem erfahrungshistorischen Ansatz, auf die Unterscheidung zwischen «authentischen» und «bloss vermittelten» Erfahrungen zu verzichten und stattdessen Inhalt und Struktur der jeweils aktiven Wahrnehmungs- und Deutungsprozesse zu analysieren.» Die unmittelbare Erfahrung, die eine Momentaufnahme darstellt, kann später revidiert werden. Wegen der Nähe zum Ereignis erkenne man deren Bedeutung und

Den Feldpostbriefen und Tagebüchern werden in dieser Arbeit militärische Dokumente der jeweiligen Truppeneinheiten und -körper gegenübergestellt, um die Defizite Ersterer auszugleichen. Zu unterscheiden ist zwischen Rapporten, Meldungen und Berichten (die von unten nach oben kommuniziert werden), Befehlen (die von oben nach unten kommuniziert werden) sowie Bureauakten (die nicht kommuniziert werden). Zu Letzteren gehören verschiedene Protokolle, Journale und Akten des Kontrollwesens. Militärische Dokumente sind stark normiert. Zentrale Vorschriften waren das Dienstreglement, das Verwaltungsreglement, die Anleitung für Stäbe sowie die Felddienstordnung. Hinzu kamen Vorschriften für die jeweiligen Fachgebiete. Sie hielten fest, wer wem wann worüber und wie schreibt.<sup>140</sup> Der Dienstverkehr solle zudem in einfacher und verständlicher Sprache gehalten werden und frei von Mutmassungen sein.<sup>141</sup> Meist beschränken sich die Dokumente darauf, die relevanten Fakten möglichst kurz und knapp zu vermitteln und lassen keinen Raum für persönliche Ausführungen oder Reflexionen. Den meisten militärischen Akten können also nur Informationen über den Kontext des Dienstes entnommen werden.

Eine Ausnahme bilden die militärischen Tagebücher, zur Unterscheidung von privaten Tagebüchern fortan Truppentagebücher genannt. Sie wurden auf allen Stufen der Armee geführt und sollen erhaltene und erlassene Befehle sowie allfällige Bemerkungen zu deren Ausführung, den Truppenbestand und «besondere Vorkommnisse» festhalten.<sup>142</sup> Der Autor war in der Regel der jeweilige Kommandant oder dessen Adjutant. Die meisten Truppentagebücher bieten bloss eine faktografische Zusammenfassung der Tätigkeiten; oftmals gehen sie nicht über den jeweiligen Tagesbefehl hinaus.<sup>143</sup> Immer wieder finden sich darin jedoch ausführlichere Passagen, meist anlässlich besonderer Ereignisse wie der Tod eines Soldaten, hoher Besuch oder religiöse Feste.

Über den Grad der Authentizität von Truppentagebüchern streitet sich die Forschung: Felix Römer hält Tagebücher der Wehrmacht aus dem Zweiten Weltkrieg für authentisch, da sie der internen Berichterstattung dienten, und verweist auf die «Maxime einer offenen und authentischen Berichterstattung».<sup>144</sup> Christian Stachelbeck und Marco Sigg hingegen bemängeln, dass die Tagebücher der Selbstdarstellung und der Rechtfertigung dienten; sie seien deshalb wenig authentisch.<sup>145</sup> Auch sie beziehen sich auf Tagebücher deutscher Truppen. Zu Truppentagebüchern der Schweizer Armee liegen kaum

---

grössere Zusammenhänge oft nicht. Vgl. Holm 2008; Henning 2008. Der Autor sehe vor lauter Bäume den Wald nicht mehr, so Seifert 2008: 132.

140 Vgl. Rapold 1988: 77–87; DR 1900/1908; AfSt 1911; AfSt 1917; FO 1912. Die genannten Reglemente liefern keine klare Einteilung. Meist wird jedoch zwischen Bureauakten, Rapporten und Berichten sowie Befehlen unterschieden. Die AfSt 1911 nennt Dienstschriften als weitere Kategorie, die FO 1912 Meldungen. Zur Kategorisierung von militärischen Dokumenten vgl. Römer 2008: 25–51. Er unterscheidet nach Adressaten, Funktion und Zeitpunkt sowie zwischen Quellen der Dokumentation wie Tagebücher und Berichte und Quellen der Kommunikation wie Meldungen und Befehle.

141 Vgl. Art. 8–61 FO 1912.

142 Art. 101 AfSt 1911; Art. 169 AfSt 1917; Art. 84–85 DR 1900/1908.

143 Vgl. für den Zweiten Weltkrieg Dejung 2006: 38.

144 Römer 2008: 40.

145 Vgl. Stachelbeck 2019: 12; Sigg 2014: 1–28.

quellenkritische Überlegungen vor.<sup>146</sup> Ihre Auswertung zeigt jedoch, dass Kritik eher unerwünscht, das Hinterlassen eines positiven Eindrucks bei der Nachwelt hingegen erwünscht war. So wies etwa Oberst Fritz Oegger, Kommandant der Infanterie-Brigade II, seine Unterstellten am 21. April 1914 an: «Sie [die Truppentagebücher] haben den Zweck, den betreffenden Stab resp. die Einheit jederzeit über ihre Tätigkeit auszuweisen. Sie sollen so geführt sein, dass sie auch bei einer geschichtlichen Bearbeitung der für unsere Armee wichtigen Periode der Grenzbesetzung dienen können. [...] Das Tagebuch soll in dieser Beziehung die subjektive Auffassung der betr. Kommandostelle zum Ausdruck bringen. Man braucht deshalb nicht in langatmige mit soldatischer Dienstauffassung unvereinbare Lamentationen oder gar in eine nörgelnde Kritik Vorgesetzter zu verfallen, zu welcher sowohl Kompetenz als Einsicht fehlt.»<sup>147</sup>

Von Interesse sind auch die Wochen-, Halbmonats-, Monats- und Kursberichte. Sie sind in den genannten Reglementen nicht erwähnt, waren für die Schweizer Armee während des Ersten Weltkrieges aber von grosser Bedeutung. Der jeweilige Kommandant erstattete je nach Informationsbedarf der vorgesetzten Stufe wöchentlich, halbmonatlich, monatlich oder am Ende einer Dienstperiode Bericht über den vergangenen Dienst. Form und Inhalt waren nicht festgeschrieben. Meist äusserte sich der Autor zur geleisteten Tätigkeit, zur Truppe, zu materiellen und logistischen Fragen sowie zu äusseren Rahmenbedingungen wie etwa der Bevölkerung. Am Ende stehen meist Schlussfolgerungen für den weiteren Dienst. Als Quellen eignen sie sich, weil sie erstens Kontextinformationen zum geleisteten Dienst liefern und weil sie zweitens wiedergeben, was der Autor für wichtig und erwähnenswert hielt.<sup>148</sup>

---

<sup>146</sup> Wicki 2018 und Jorio 2018 zum Beispiel greifen entsprechende quellenkritische Überlegungen nur am Rand auf.

<sup>147</sup> Oberst Oegger, I. Br. II, an Unterstellte, Lyss, 21. 4. 1914, StaBS PA 519 H 5.5. Tatsächlich dürfte die Anweisung falsch datiert sein, nimmt doch Oegger auf die «Grenzbesetzung» Bezug.

<sup>148</sup> Die genannten Berichte befinden sich in der Regel in den Unterlagen einzelner Detachements oder bei Truppentagebüchern in Beständen des Bundesarchivs.

**Tab. 4: Selbstzeugnisse der untersuchten Autoren\***

Autor	Quelle				
	Adressat	Art	Anz.	Umfang	Zeit
Ammann	Lilly Ammann (Ehefrau, in den USA)	B, K	32	2–8 Seiten	AUG–NOV1914
	Emanuel Christian und Emilie Rosa Ammann-Labhardt (Eltern, in Basel)	B, K	21	2–8 Seiten	AUG–DEZ1914
Böhi	-	T	ca. 350 S.	wenige Zeilen	fortlaufend
Bühler G.	Arnold Gottlieb Bühler (Vater)	B	2	wenige Seiten	SEP–OKT1917
	Hans Bühler (Bruder)	B	3	wenige Seiten	AUG1914
Bühler H.	Arnold Gottlieb Bühler (Vater)	B	9+	mehrere Seiten	SEP1915–JUL1918
Bühler M.	Willibald Beerli (Pater, Kloster Mariastein)	B, K	5++	ca. 4 bzw. 1–2 Seiten	OKT1915–MAI1917
Camenisch	-	T	ca. 120 S.	halbe bis mehrere Seiten	AUG1914–JUN1916
Casparis	Inga Bernhard (Verlobte bzw. Ehefrau)	B	83+++	meist 4–8 Seiten	MAI1916–AUG1917
Egli	Willibald Beerli (Pater, Kloster Mariastein)	B	9++	1–4 Seiten	SEP1915–OKT1918
Erter	Marie Hegglin (Verlobte bzw. Ehefrau)	B, K	81++	meist 4–8 Seiten	AUG1914–SEP1917
Francke	-	T	374 S.	Zeilen bis Seiten	fortlaufend
Fritzsche	Helen Fritzsche-Streiff (Ehefrau) (+Eltern)	B, K	245	meist 4–8 Seiten	AUG1914–NOV1918

<b>Besonderheiten</b>	<b>Archiv Signatur: Kurzbeleg</b>
<p>Sprache/Stil: auch auf Englisch und Französisch            Inhalt: Selbstzensur bzgl. Politik aus Vorsicht (25. 10. 1914) und bzgl. negativer Emotionen (09. 11. 1914)            Absicht: v. a. Beziehung pflegen, teilnehmen, Alltag organisieren            Kontext: fehlende Zeit und Umstände verunmöglichen teilweise das Schreiben            Sonstiges: lange Sendezeit von 3–4 Wochen</p> <p>Absicht: v. a. Beziehung pflegen, um Sendungen bitten</p>	<p>ETH-BIB Hs 1410:3.103:            Ammann an Ehefrau/            Eltern/Vater/Mutter, Ort,            Datum            (Briefe aus dem Bestand            von Lilly Ammann an            Othmar Ammann: Lilly            Ammann an Ammann,            Ort, Datum)</p>
<p>Sprache/Stil: sachlich, nüchtern            Inhalt: selten mit eingeklebten Zeitungsartikeln            Absicht: v. a. dokumentieren            Zeitpunkt: teils nachträglich geführt</p>	<p>StATG 8:610:0, 0/7 und            8:610:0, 0/8:            Böhi, Ort, Datum</p>
<p>Absicht: v. a. Image pflegen, Rat einholen</p>	<p>StABE N Bühler 3.1:            Gottlieb Bühler an Vater/            Bruder, Ort, Datum</p>
<p>Absicht: v. a. verarbeiten und teilen, Image pflegen</p>	
<p>Absicht: v. a. beruhigen, verarbeiten und teilen, um Sendungen bitten</p>	<p>StABE N Bühler 3.1:            Hans Bühler an Vater Ort,            Datum</p>
<p>Sprache/Stil: schnörkelhaft, metaphorisch            Inhalt: v. a. persönliche Themen; Selbstzensur bzgl. kriegerischer Ereignisse (Oktober 1915)            Absicht: v. a. Beziehung pflegen, verarbeiten und teilen, organisieren</p>	<p>AKM Nachlass Pater            Willibald Beerli, Soldaten-            Korresp. I A-D.:            Max Bühler an Beerli Ort,            Datum</p>
<p>Inhalt: mit eingeklebten Akten (Testament, Gebet, Urlaubspass etc.)            Absicht: dokumentieren, verarbeiten            Zeitpunkt: nur während des Dienstes</p>	<p>StAGR A Sp III/8m 7.07:            Camenisch, Ort, Datum</p>
<p>Sprache: auch auf Italienisch oder Französisch            Inhalt: die Kommunikation ist durch Missverständnisse gestört; Selbstzensur wegen Misstrauen ggü. der Feldpost            Absicht: v. a. Beziehung pflegen (1914), Meinungen austauschen, verarbeiten und teilen (1917), organisieren des Alltags (1917–1918)            Zeitpunkt: die Mehrheit der Briefe stammt nicht aus dem Dienst            Kontext: Umstände verunmöglichen das Schreiben teilweise</p>	<p>StAC N 215.0543 bis N            215.0548:            Casparis an Verlobte, Ort,            Datum</p>
<p>Absicht: Beziehung pflegen, teilnehmen</p>	<p>AKM Nachlass Pater            Willibald Beerli, Soldaten-            Korresp. II E-F: Egli an            Beerli, Ort, Datum</p>
<p>Sprache/Stil: selten in Stenografie            Inhalt: Etter fühlt sich zu Ehrlichkeit und Offenheit verpflichtet (Mai 1915)            Absicht: v. a. beruhigen, verarbeiten und teilen, Selbstreflexion            Kontext: Umstände erschweren oder verunmöglichen das Schreiben teilweise</p>	<p>StAZG P 70.490: Etter an            Verlobte, Ort, Datum</p>
<p>Sprache/Stil: Tagebücher liegen in edierter Form vor            Inhalt: Nebst dem eigenen Leben wird die Grosswetterlage thematisiert            Absicht: v. a. verarbeiten, nacherleben, dokumentieren            Zeitpunkt: Tagebuch seit Mittelstufe geführt            Kontext: der Umfang der Einträge ist abhängig von der Gemütslage</p>	<p>Francke 1991: Francke,            Ort, Datum (Seite im            Buch)</p>
<p>Absicht: v. a. Beziehung pflegen, beruhigen, verarbeiten und teilen, um Sendungen bitten, Alltag organisieren</p>	<p>UAZ PA.042.001 bis            PA.042.012: Fritzsche an            Ehefrau, Ort, Datum</p>

Autor	Quelle				
	Adressat	Art	Anz.	Umfang	Zeit
Ganz	Paul Ganz-Kern (Bruder)	B	12+	1 bis mehrere Seiten	AUG1914–NOV1915
	Rudolf und Sophie Ganz-Bartenfeld (Eltern)	B	29+	1 bis mehrere Seiten	AUG1914–DEZ1917
Gelzer	Charlotte Gelzer-Lüdecke (Ehefrau)	B, K	113++	1–4, selten 8 Seiten	AUG1914–AUG1918
	Karl und Elisabeth Gelzer-Vischer (Eltern)	B	7	1–4, selten 8 Seiten	SEP1914–JUN1915
Gerber	Willibald Beerli (Pater, Kloster Mariastein)	B, K	7++	1–4 Seiten	DEZ1914–SEP1916
Howald	Röseli Schmied (Verlobte bzw. Ehefrau)	T	103 S.	meist mehrere Seiten	
	Röseli Schmied (Verlobte bzw. Ehefrau)	B	14++	mehrere Seiten	MAR1916–JUL1918
Iten	Maria Iten-Kerckhoffs (Ehefrau) (+Mutter und Schwester)	B	99	meist 2–4 Seiten	AUG1914–MAI1918
Labhardt	-	T	40 S	Zeilen bis Seiten	AUG–OKT1914
Meili	Emilia und Heinrich Meili-Wapf (Eltern)	B	72++	meist 4, teils 1–8 Seiten	AUG1914–JUL1918
Merk		T	167 S.	meist wenige bis mehrere Zeilen	fortlaufend
Miescher		T	28 S.	meist 1 Seite	AUG1914
Scheurer		T	188 S.	Zeilen bis Seiten	AUG1914–DEZ1918
Wieland		T	ca. 360 S.	Zeilen bis Seiten	AUG1914–APR1918
Zulauf		T	ca. 300 S.	Zeilen bis Seiten	AUG1914–APR1918

\*Adressat: Richten sich Briefe und Postkarten mutmasslich an einen erweiterten Adressatenkreis, ist dies mit + markiert.

Anzahl: B = Brief, K = Postkarte, T = Tagebuch. Es werden nur die überlieferten Briefe gezählt, die während des Aktivdienstes, in Urlauben, auf der Hin- und Rückreise und an den Adressaten, die jeweilige Adressatin geschickt wurden. Sind weitere Briefe aus den Jahren 1914–1918 vorhanden (meist handelt es sich um einzelne Briefe, die nach dem Dienst verfasst wurden) und wurden diese für die Studie berücksichtigt, ist dies mit +

<b>Besonderheiten</b>	<b>Archiv Signatur: Kurzbeleg</b>
Absicht: v. a. verarbeiten und teilen, Meinungen austauschen	ZB FA Ganz 62: Ganz an Bruder, Ort, Datum
Absicht: v. a. verarbeiten und teilen, Image pflegen (ggü. dem Vater), Bitte um Sendungen (ggü. Der Mutter) Kontext: fehlende Zeit verunmöglichte teils das Schreiben Sonstiges: nachträglich mit Ort und Datum versehen	ZB FA Ganz 88: Ganz an Vater/Mutter/Eltern, Ort, Datum
Sprache/Stil: selten auf Englisch oder Französisch Inhalt: Selbstzensur, Kritik an der Unvollständigkeit und Missverständlichkeit des Schriftverkehrs Absicht: v. a. verarbeiten und teilen, organisieren, teilnehmen Kontext: Zeitmangel, Papier und Lärm prägen bzw. verunmöglichen teils das Schreiben Sonstiges: nachträglich eingefügte Informationen zu den genannten Personen	StABS PA 756a E 10 (1): Gelzer an Ehefrau, Ort, Datum
	StABS PA 756a E 11.3 (1): Gelzer an Vater, Ort, Datum
Absicht: Beziehung pflegen, organisieren	AKM Nachlass Pater Willibald Beerli, Soldaten-Korresp. II G-L.: Gerber an Beerli, Ort, Datum
Inhalt: eingeklebte Fotos und Erinnerungen; anfangs starker Fokus auf der Beziehung Absicht: v. a. erinnern, verarbeiten und teilen. Das Tagebuch richtet sich an die Adressatin und ist als Erinnerung an das gemeinsame Kennenlernen gedacht. Zeitpunkt: erst nachträglich verfasst	BAB Fam Si 236: Howald, Ort, Datum
Absicht: v. a. beruhigen, verarbeiten und teilen Kontext: Umstände erschweren teilweise das Schreiben	BAB Fam Si 237: Howald an Verlobte, Ort, Datum
Absicht: v. a. beruhigen, Beziehung pflegen, organisieren Kontext: fehlende Zeit verunmöglicht teilweise das Schreiben	StAZG P 241.4.1: Iten an Ehefrau, Ort, Datum
Absicht: v. a. dokumentieren, verarbeiten, nacherleben	StABS PA 950a E 1: Labhardt, Ort, Datum
Absicht: v. a. informieren, beruhigen, Beziehung pflegen, um Sendungen bitten, organisieren, verarbeiten und teilen, Image pflegen Kontext: fehlende Zeit und ungünstige Umstände verunmöglichen teilweise das Schreiben Sonstiges: nachträglich von der Mutter kommentiert	gta 56-5-1: Meili an Vater/Mutter/Eltern, Ort, Datum
Sprache/Stil: selten stenografische Einträge Inhalt: mit eingeklebten Zeitungsartikeln Absicht: v. a. dokumentieren, verarbeiten Zeitpunkt: über längere Dienstperioden wurde erst nachträglich geschrieben	StATG 8'643'1, 0/17 und 8'643'1, 0/18: Merk, Ort, Datum
	StABS PA 677a G 2.1: Miescher, Ort, Datum
Sprache/Stil: transkribiertes Typoskript Absicht: dokumentieren, verarbeiten, Selbstreflexion	StABE N Scheurer 2: Scheurer, Ort, Datum
Absicht: dokumentieren, verarbeiten Zeitpunkt: nur im Dienst geschrieben	StABS PA 977a S, Schachtel 4: Wieland, Ort, Datum
Inhalt: mit eingeklebten Fotos, Befehlen, Zeitungsberichten, Skizzen Zeitpunkt: nur im Dienst geschrieben	StAAG NLA-0198/0001: Zulauf Ort, Datum

(1–10 Briefe), ++ (11–50 Briefe), +++ (über 50 Briefe) markiert. Handelt es sich bei der Quelle um ein Tagebuch, ist die ungefähre Anzahl Seiten des Tagebuchs angegeben, wobei die Grössen der Seiten stark variieren: Vom dicht beschriebenen Überformat bis zum kleinen Taschenbuch.

Umfang: Länge pro Brief bzw. Karte oder pro Tagebucheintrag.

Quelle: Eigene Darstellung.

## Methoden und Aufbau

### Methoden<sup>149</sup>

Die Analyse der Briefe und Tagebücher folgt einem Dreischritt aus beschreiben, analysieren und deuten. Dabei sollen die Fragen beantwortet werden, 1) in welchem Kontext 2) was 3) wie und 4) weshalb erfahren wurde. Bei militärischen Quellen, die stark normiert waren, wird der erste Schritt weggelassen. Das Analyseverfahren kombiniert qualitative mit einfachen quantitativen Methoden, um den Gefahren einer impressionistischen Auswertung, willkürlichem Pars-Pro-Toto-Zitieren und positivistischem Paraphrasieren der Quellen entgegenzuwirken.<sup>150</sup>

Der erste Schritt, das Beschreiben, fragt danach, unter welchen Umständen worüber geschrieben wurde. Damit wird die Frage aufgegriffen, 1) *in welchem Kontext* 2) *was* wahrgenommen wurde. Das erlaubt, die Erfahrung zu situieren und zu kategorisieren. Dazu wird der jeweilige Kontext zu verschiedenen Erlebnisbereichen zusammengefasst, differenziert nach funktionalen (Alter und Heeresklasse; Tätigkeit; ziviles Eingebundensein; Vorgesetzte etc.), örtlichen (Grenze oder Hinterland; Sprachregionen; Jura, Mittelland oder Alpen) sowie zeitlichen und situativen Kriterien (Jahr und Monat; militärische, wirtschaftliche oder innenpolitische Bedrohungslage; freundliches bis feindliches Verhalten der Bevölkerung).<sup>151</sup> Die Themen,<sup>152</sup> die in den Quellen genannt werden, werden

149 Die Erfahrungsgeschichte selbst kennt wie die Kulturgeschichte keine einheitliche Methode, sondern ist unterschiedlichen methodischen Zugängen offen. Vgl. Buschmann, Reimann 2001: 13; Daniel 2001: 7–25. Damit läuft sie jedoch in Gefahr, ihren theoretischen Ansprüchen in der praktischen Analyse der Quellen nicht gerecht zu werden. Frank Becker kritisierte beispielsweise in einer Rezension über Christian Raks erfahrungsgeschichtliche Dissertation, dass dieser den Erfahrungsbegriff, der in der Einleitung ausführlich dargelegt wurde, im analytischen Hauptteil der Arbeit fast nicht mehr verwendet. Vgl. Becker 2004. Kritisch anzumerken ist, dass der Erfahrungsbegriff bisher nur ungenügend operationalisiert wurde. Die Frage, welche Daten mit welchem Verfahren jeweils erhoben worden sind, bleibt damit offen. Eine stärkere Operationalisierung des Erfahrungsbegriffs würde helfen, den Begriff auf sein Wesentliches zu reduzieren, und ist gemessen am fragmentarischen Datenmaterial angezeigt.

Die vorgestellte Methode lehnt sich stark an diejenigen von Latzel und Humburg an. Beide kombinieren qualitative mit quantitativen, insbesondere inhaltsanalytischen Methoden. Vgl. Latzel 1997; ders. 1998; Humburg 1998; ders. 2002. Zur Inhaltsanalyse vgl. Rössler 2010. Jüngere Methoden der Diskurslinguistik fanden in der Erfahrungsgeschichte bisher kaum Verbreitung. Zu den Methoden der Diskurslinguistik vgl. insbesondere das Modell von Ingo H. Warnke. Warnke 2019.

150 Zu den erhobenen Vorwürfen vgl. Latzel 1997; ders. 1998.

151 Zur Kontextualisierung von Erfahrung vgl. Latzel 1997: 21; vgl. ders. 1998: 17 f.

152 Zum Vorgehen vgl. Humburg 2002. Humburg spricht von Inhalten. Er führt den Begriff nicht weiter aus, weshalb in dieser Arbeit in Anlehnung an textlinguistische Überlegungen von Themen gesprochen wird. Zur Definition vgl. Linke, Nussbaumer, Portmann 2004: 267–269: «Das Thema in diesem Sinn ist der *Kerninhalt*, der auch bei radikaler Kürzung eines Textes nicht verlorengehen darf und den wir meinen, wenn wir danach fragen, wovon ein Text «handle».» Ebd.: 267, Hervorhebung im Original. Nebst dem Hauptthema hat ein Text Nebenthemen, die dem Hauptthema gleichgeordnet sind, und Subthemen, die ihm untergeordnet sind. Der Textlinguistik ist es «bis heute nicht gelungen [...], klar operationalisierte Verfahren zur eindeutigen Bestimmung bzw. «Destillation» von Textthemen zu entwickeln.» Ebd. Deshalb erfolgt das Bestimmen von Themen intuitiv.

Das Kategorisieren geschieht wie folgt: Ein Thema wird genau einer Kategorie zugeordnet und nur einmal gezählt. So werden Doppelnennungen vermieden. Wie ausführlich und ob wiederholt über das jeweilige Thema geschrieben wird, ist erst später wichtig. Beim Zuordnen stellt sich das Problem der un-

anschliessend kategorisiert. Die Kategorien inklusive Unterkategorien orientieren sich an denjenigen von Klaus Latzel, Martin Humburg und Peter Knoch.<sup>153</sup> Sie decken das inhaltliche Spektrum von Feldpostbriefen und Tagebüchern ab:

#### *Krieg:*

- Kriegsparteien: Die Kriegsparteien an und für sich ohne Bezug zu einem bestimmten Ereignis, die Angehörigen der jeweiligen Nationen und Armeen.  
Zum Beispiel italienische Soldaten am Umbrail, die französische Armee oder Kaiser Wilhelm II.
- Nahe Ereignisse: Konkrete Handlungen der Kriegsparteien, meist in der Nähe, die der Autor selbst wahrnimmt.  
Zum Beispiel der Beschuss österreichisch-ungarischer Stellungen auf dem Monte Scorluzzo.
- Ferne Ereignisse: Ereignisse, die der Autor nicht selbst wahrnimmt und/oder einer höheren, abstrakten Ebene zuzurechnen sind, insbesondere der Kriegsverlauf.  
Zum Beispiel der Kriegseintritt Italiens, der Untergang der Lusitania oder die Russische Revolution.
- Folgen: Auswirkungen der Handlungen der Kriegsparteien auf Mensch und Umwelt, meist Tod, Verwundung und Zerstörung.
- Zum Beispiel der Tod eines Alpino auf dem Umbrail oder die Verheerung des Elsass.
- Sinnstiftung: Der Sinn des Krieges.
- Sonstiges: Dazu gehören auch Themen zu Krieg im Allgemeinen.

#### *Schweiz:*

- Bevölkerung: Die Zivilbevölkerung der Schweiz, meist die lokale Bevölkerung vor Ort.  
Zum Beispiel die Nonnen des Klosters in Sta. Maria im Müntertal oder die Westschweizer Bevölkerung.
- Inneres: Was nur innenpolitische, wirtschaftliche und kulturelle Aspekte der Schweiz betrifft. Dazu gehören insbesondere innenpolitische Affären.  
Zum Beispiel die Affäre de Loys oder Abstimmungen.
- Äusseres: Die Beziehung der Schweiz zu Dritten, insbesondere ihre Rolle im Krieg.  
Zum Beispiel die Gefahr, dass die Schweiz wegen des Kriegseintritts Italiens in den Krieg hineingezogen wird.
- Sonstiges

---

vollständigen Reliabilität. Das heisst, dass die Zuordnung nicht immer eindeutig ist, denn sie basiert darauf, wie Forschende eine bestimmte Passage interpretieren. Vollständige Reliabilität ist nicht möglich, aber sie kann mit klaren Kategorien, Beispielen und etwas Übung erhöht werden. Vgl. Humburg 1998: 78 f.

<sup>153</sup> Vgl. Latzel 1998: 116; Humburg 2002; Knoch 1989: 223. Gestützt auf die Ergebnisse einer exemplarischen Fallstudie von vier Beständen wurden die Kategorien anschliessend angepasst. Für die Studie wurden die Inhalte der Briefe von Armin Meili und Hans Fritzsche sowie die Tagebücher von Hermann Francke und Heinrich Zulauf kategorisiert.

*Armee: Die verschiedenen Formationen und Personen an und für sich, ohne Bezug zu einem bestimmten Ereignis oder einer bestimmten Tätigkeit*

- Vorgesetzte
- Unterstellte
- Unterstellte Offiziere
- Andere: Formationen und Wehrmänner, die dem untersuchten Offizier weder vorgesetzt noch unterstellt sind, insbesondere Offiziere gleichen Ranges derselben Formation, sowie Formationen, denen der Autor angehört.
- Sonstiges

*Dienst: Der Militärdienst, den der untersuchte Offizier leistet*

- Tätigkeit: Die Arbeit, die im Rahmen des Dienstes ausgeführt wird, inklusive des Tagesablaufs der einzelnen Dienstage.
- Freizeit: Zum Beispiel abendlicher Ausgang, jassen, lesen.
- Urlaub: Dienstreie Perioden, unter anderem die dienstfreie Zeit zwischen zwei Aktivdienstperioden.
- Elementare Lebensbedürfnisse: Die näheren Umstände des Dienstes, unter denen dieser verrichtet wird. Zum Beispiel Unterkunft, Verpflegung, Kleidung, Ausrüstung.
- Sinnstiftung: Der Sinn des Dienstes.
- Sonstiges

*Natur und Umgebung:*

- Wetter: Wetter und Jahreszeiten.
- Landschaft und Orte

*Zivilleben: Das Zivilleben des untersuchten Offiziers*

- Ehefrau/Partnerin
- Familie
- Beruf
- Sonstiges: Zum Beispiel Bekannte.

*Selbst: Die eigene Person an und für sich, jenseits von militärischer oder ziviler Tätigkeit.*

- Wohlergehen: Zum Beispiel die eigene Gesundheit.
- Sonstiges: Zum Beispiel Reflexionen über die eigene Person.

*Metakommunikation: Explizite Erwähnungen des Schreibens*

Mit einfachen quantitativen Verfahren kann festgestellt werden, wann und wie häufig sich die Offiziere in ihren Tagebüchern und Briefen zu welchen Kategorien äusserten. Die Kontextualisierung der Erfahrung und die Kategorisierung der Themen vereinfachen es, Muster leichter zu erkennen.

Der zweite Schritt, das Analysieren, rückt die qualitative Auswertung ins Zentrum. Es wird festgestellt, was geschrieben wurde, und gefragt, *wie* die Wahrnehmungen gedeutet wurden. Dazu werden die Äusserungen, die die Autoren zu einem Thema machten, zu Aussagen zusammengefasst.<sup>154</sup>

Im dritten Schritt, dem Deuten, rücken Deutungsmuster in den Fokus. Gefragt wird, *wieso* etwas auf bestimmte Art und Weise erfahren wurde. Interpretierend wird auf Zusammenhänge zwischen Kontexten, Themen und Aussagen geschlossen. Weil die Forschung zu Selbstzeugnissen das Auftauchen einzelner Themen nur bedingt erklären kann, dienen als Orientierungshilfe die sogenannten Nachrichtenfaktoren. Winfried Schulz definiert diese als «Merkmale von Ereignissen, die deren *Nachrichtenwert* bestimmen».<sup>155</sup> Von Wert ist eine Nachricht dann, wenn sie für das Publikum interessant ist. Ihren Ursprung haben die Nachrichtenfaktoren «in psychologischen Gesetzmässigkeiten sowie in gesellschaftlichen Werten und Normen».<sup>156</sup> Die daraus gewonnenen Hypothesen<sup>157</sup> lassen sich im Abgleich mit militärischen Quellen erhärten oder verwerfen. Der diachrone Vergleich mit früheren oder späteren Quellen lässt einen Wandel der Erfahrung und der Deutungsmuster feststellen.<sup>158</sup>

---

154 Äusserungen werden in Anlehnung an Michel Foucaults Diskurstheorie als «einmalig gesagte Dinge» verstanden. Landwehr 2018: 70. Aussagen als «typisierbarer Gehalt zahlreicher verstreuter Äusserungen und Praktiken, die eine gewisse Ordnung erkennen lassen». Ebd.: 77.

155 Schulz 2011: 92. Hervorhebung im Original.

156 Ebd.: 94.

157 Vgl. Alexa 2019: 425 f.

158 Vgl. Latzel 1997: 20–25.

**Tab. 5: Nachrichtenfaktoren**

<b>Der Nachrichtenwert eines Ereignisses ist umso größer,</b>	<b>Faktoren</b>
je mächtiger die beteiligte(n) Nation(en); je mächtiger die beteiligte(n) Institution(en) oder Organisation(en); je mächtiger, einflussreicher, prominenter die beteiligten Akteure;	<b>Status</b> Elite-Nation Elite-Institution Elite-Person
je mehr offene Konflikte oder Gewalt vorkommen; je kontroverser das Ereignis oder Thema; je stärker allgemein akzeptierte Werte oder Rechte bedroht sind; je ausgeprägter der Erfolg oder Fortschritt;	<b>Valenz</b> Aggression Kontroverse Werte Erfolg
je größer die Tragweite des Ereignisses; je mehr das Ereignis persönliche Lebensumstände oder Bedürfnisse Einzelner berührt;	<b>Relevanz</b> Tragweite Betroffenheit
je näher das Geschehen in geographischer, politischer, kultureller Hinsicht; je stärker die Beteiligung oder Betroffenheit von Angehörigen der eigenen Nation; je mehr emotionale, gefühlsbetonte Aspekte das Geschehen hat;	<b>Identifikation</b> Nähe Ethnozentrismus Emotionalisierung
je stärker die Affinität des Ereignisses zu den wichtigsten Themen der Zeit; je eindeutiger und überschaubarer der Ereignisablauf; je mehr das Ereignis vorherigen Erwartungen entspricht;	<b>Konsonanz</b> Thematisierung Stereotypie Vorhersehbarkeit
je mehr der Ereignisablauf der Erscheinungsperiodik der Medien entspricht; je ungewisser, offener der Ereignisablauf; je überraschender das Ereignis eintritt oder verläuft.	<b>Dynamik</b> Frequenz Ungewissheit Überraschung

Quelle: Schulz 2011: S. 1.

## **Aufbau**

Die Erfahrung des Dienstes lässt sich grundsätzlich in drei Phasen unterteilen: Eine Phase der Unsicherheit bei Kriegsbeginn (August 1914), eine Phase der relativen Sicherheit und Konstanz (September 1914 bis Oktober 1918) und eine Phase der erneuten Unsicherheit bei Kriegsende (November 1918). Entsprechend ist auch der Hauptteil der Arbeit in drei Teile gegliedert.

Im ersten Teil wird zuerst auf die Kriegs- und Militärdeutung, auf das Soldatenbild und Selbstverständnis der Offiziere eingegangen, anschliessend auf die Erfahrung des grösseren Kontextes des Dienstes, das heisst des Krieges, der Schweiz und der Armee (Kap. 1). Anschliessend werden mit Mobilmachung und Stellungsbezug, Fehlalarmen, Dienst im Hinterland, Dienst im Stab und Ausbildung die Erfahrungen typischer Situationen analysiert (Kap. 2).

Im zweiten Teil wird wiederum zuerst auf die Erfahrung des grösseren Kontextes des Dienstes eingegangen, das heisst auf die Erfahrung des Krieges und der Schweiz (Kap. 3). Wie Hauptmann Hans Fritzsche den Aktivdienst von August 1914 bis Juni 1917 erfahren hat, wird anschliessend behandelt. Damit können anhand eines ausführlichen Beispiels bedeutende Muster und deren Wandel aufgezeigt werden (Kap. 4). In der Folge werden die Erfahrungen Fritzsches mit den Erfahrungen der übrigen Offiziere in verschiedenen Kontexten verglichen (Kap. 5). In der zweiten Kriegshälfte veränderte sich der Kontext des Dienstes: Der Krieg dauerte an, die Spaltung im Landesinnern vertiefte sich und die Armee erfuhr bedeutende Kritik (Kap. 6). Der Kampf gegen Ausfuhrschmuggel und die zunehmend ungehorsamen Unterstellten veränderten auch die Erfahrung des Dienstes insgesamt (Kap. 7).

Der kurze dritte Teil beleuchtet schliesslich, wie die Offiziere das Kriegsende und die grassierende Spanische Grippe sowie den Landesstreik vom November 1918 und den damit verbundenen Ordnungsdienst erfahren haben (Kap. 8).



## **I. Teil: Phase der Unsicherheit**



# 1 Der Kriegsbeginn

## 1.1 Der Krieg bedroht die Schweiz

### 1.1.1 Das «herrliche Gewitter» – dominante bellizistische Kriegsdeutungen im *Fin de Siècle*<sup>1</sup>

Bellizistische Kriegsdeutungen,<sup>2</sup> wie sie im *Fin de Siècle* im Deutschen Reich vorherrschten, prägten das damalige militärische Denken auch in der Schweiz. Laut Georg Kreis und Jakob Tanner vertraten vor allem aristokratische, reaktionäre und rechtsnationale Kreise bellizistische Positionen.<sup>3</sup> In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatten die Offiziere und Militärwissenschaftler Wilhelm Rüstow und Emil Rothpletz die Geschichts- und Staatsphilosophie des deutschen Idealismus und damit dessen Kriegsdeutung auf die Schweiz übertragen. Beide lehrten und publizierten zu militärwissenschaftlichen Themen und übten wesentlichen Einfluss darauf aus, wie bedeutende Exponenten der Neuen und der Nationalen Richtung Krieg, Staat und Militär deuteten.<sup>4</sup>

Krieg, so lassen sich die Gemeinsamkeiten der unterschiedlichen Deutungen verschiedener Schweizer Offiziere im *Fin de Siècle* zusammenfassen, vernichte Altes und Faules und schaffe Neues. Staaten sicherten sich so ihre Anerkennung und ihr unabhängiges Fortbestehen. Damit werde der Krieg zum Prüfstein der Existenzberechtigung von Staaten (und damit der Völker, die sie bildeten). Das Erlangen der sogenannten Kriegstauglichkeit, die zur Existenz berechtige, habe für Staatsangehörige eine erzieherische, das heisst disziplinierende, und eine integrative Funktion, weil der Krieg sie zu Teilen des Staates werden lasse.<sup>5</sup>

Von besonderer Bedeutung war das Denken Ulrich Willes, das vom deutschen Idealismus geprägt war. Als Waffenchef der Kavallerie, prominenter Kopf der Neuen Rich-

1 Jaun bezeichnet als Kriegsdeutung «die sich zum Teil überschneidenden Aussageformationen und Sinnendeutungen zum Krieg durch Philosophie, Staatsrecht und Geschichte und deren populäre Wirkungsgeschichte». Jaun 1999: 23. Die Deutung von Krieg hängt eng zusammen mit der Deutung von Staat und Militär.

2 Krieg, fasst Niklaus Meier als die verschiedenen bellizistischen Vorstellungen der deutschen Militärelite zusammen. Er galt als «Fortschrittsmoment, als ein Staat und Gesellschaft reinigendes und entwickelndes Medium, lange Friedenszeiten hingegen als lähmendes und retardierendes Element». Vgl. 2010: 113. Krieg hatte demnach zwei Funktionen: Erstens treibe er den allgemeinen Fortschritt der Kultur voran. Er fördere etwa Kunst und Dichtung; ohne Krieg gebe es gar keine Kultur. Der Kulturfortschritt geschehe dadurch, dass verschiedene Völker ihre Eigenart in der Weltgeschichte gegeneinander zu verwirklichen versuchten und dabei für ihren Aufstieg und gegen ihren Niedergang kämpften. Zweitens habe der Krieg eine sittliche, das heisst kathartische und revitalisierende Wirkung. Er befreie von den negativen Seiten der Zivilisation – zum Beispiel Dekadenz, Verweichlichung und Materialismus – und fördere Tugendhaftigkeit sowohl bei Kollektiven als auch beim Individuum. Vgl. ebd.: 108–159. Ähnlich vgl. Jaun 1999: 77–87.

3 Vgl. Tanner 2015: 116; Kreis 2014: 20.

4 Vgl. Jaun 1999: 115–132. Die Nationale Richtung entstand als Reaktion auf die Neue Richtung unter dem späteren General Ulrich Wille. Sie hegte ein republikanisch-egalitäres Führungsverständnis und hielt am Konzept des *soldat-citoyen* fest. Vgl. Kap. 1.2.

5 Vgl. Jaun 1999: 115–132; ders. 2017a.

tung, Professor für Militärwissenschaften am Polytechnikum und Chefredaktor der «Allgemeinen Schweizerischen Militärzeitung» (ASMZ) war er zwischen 1901 und 1914 die «führende Autorität im Felde des Militärdiskurses» in der Schweiz.<sup>6</sup> Sein Denken über Krieg, Staat und Militär dominierte im schweizerischen Offizierskorps ab 1903, als sich die Neue gegenüber der Nationalen Richtung weitgehend durchsetzte.<sup>7</sup> Wille Kriegsdeutung war ambivalent: Die «Greuel des Krieges» wollte er der Menschheit ersparen; für die neutrale, republikanisch-demokratische Schweiz kam ohnehin nur ein Verteidigungskrieg zur «Erhaltung [...] der Nation» infrage.<sup>8</sup> Dennoch, so Wille, trage der Krieg zu deren Entwicklung bei: Die allgemeine Dienstpflicht und das Wehrwesen, die zur Vorbereitung auf einen möglichen, wenn auch unwahrscheinlichen Krieg dienten, erzögen das Volk, erhielten die «Menschheit gesund und männlich» und damit die «sittliche Kraft» eines Volkes, in der sich dessen «Existenzberechtigung» zeige.<sup>9</sup> Ausserdem «betrachtete Wille Kriege, «die sein müssen für Erhaltung und Entwicklung der Nation», als verantwortbare Kriege.»<sup>10</sup>

Bellizistische Kriegsdeutungen finden sich gerade auch bei jungen Offizieren. Beispiele dafür sind Leutnant Felix Lüssy, auf den Jaun verweist,<sup>11</sup> sowie der in dieser Arbeit untersuchte Leutnant Hans Ganz. Im ASMZ-Beitrag *Sport und Militär* betonte er die «Macht eines breiten Heeres» als notwendig für die «Entwicklungsfreiheit» eines Staates. «Es wäre daher ratsam, gerade bei einem intellektuellen Volke wie dem unsern, in militärischer Hinsicht die Seele zu schulen und für die Schlacht reif zu machen», forderte Ganz. Krieg hiess er als «herrliches Gewitter» willkommen, das den «Gedanke Vaterland» neu belebe und der Schweiz die Möglichkeit zu Bewährung und Anerkennung biete.<sup>12</sup>

Ältere Kriegsdeutungen, die zum Beispiel auf die militärischen Erfolge alteidgenössischer Krieger Bezug nahmen und eine Volksbewaffnung propagierten, hatten sich nicht durchzusetzen vermocht.<sup>13</sup> Gleichzeitig war die Schweiz vor dem Ersten Weltkrieg Austragungsort verschiedener Bemühungen, den bevorstehenden Krieg zu verhindern.<sup>14</sup> Bedeutend war etwa der Basler Friedenskongress 1912. Die Schweiz beherbergte zudem mehrere pazifistische Strömungen.<sup>15</sup> Ablehnend gegenüber einem möglichen Krieg äusserte sich auch die Sozialdemokratische Partei. Sie brandmarkte ihn als «Ausdruck des kapitalistischen Systems».<sup>16</sup>

---

6 Jaun 2017b: 32.

7 Vgl. Jaun 1999: 161.

8 Wille 1902: 397. Zitiert nach: Jaun 1999: 181. Tatsächlich stammt die zitierte Passage aus Wille 1914: 5.

9 Wille 1907: 251. Zitiert nach: Jaun 1999: 182. Aktualisiert und zusammengefasst in Jaun 2017b: 37–38.

10 Jaun 1999: 181. Die Zitate im Zitat stammen aus Wille 1902: 397.

11 Jaun 1999: 126–130.

12 Ganz 1914: 137–140.

13 Vgl. Jaun 1999: 89–114.

14 Vgl. Kreis 2014: 22–23; Tanner 2015: 115.

15 Vgl. Grossi 2010.

16 Etter 1972: 19.

### 1.1.2 Die Schweiz rüstet sich für den Krieg

Die Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien am 28. Juli 1914 setzte eine verhängnisvolle Kettenreaktion in Gang. Die europäischen Mächte mobilisierten ihre Armeen und erklärten sich gegenseitig den Krieg. Binnen Tagen sollten die Mittelmächte Österreich-Ungarn und das Deutsche Reich auf der einen Seite und die Ententemächte Frankreich, Russland, Grossbritannien sowie Serbien und Montenegro auf der anderen Seite einander feindlich gegenüberstehen.<sup>17</sup>

Angesichts der drohenden Kriegsgefahr erklärte die Bundesversammlung am 3. August 1914 die Neutralität der Schweiz. Für die angrenzenden kriegführenden Parteien, das heisst im August 1914 in erster Linie für Frankreich, das Deutsche Reich sowie Österreich-Ungarn, war sie damit aus militärischer Sicht einerseits eine Sperrzone vor einer offenen Flanke und andererseits ein möglicher Durchmarschraum, um dem jeweiligen Gegner in die Flanke zu fallen. Die Schweiz hatte deshalb sicherzustellen, dass ihr Territorium nicht für Letzteres verwendet wird. Die Schweizer Armee, die am 3. August mobil machte und schwergewichtig in der Nordwestschweiz Stellung bezog, sollte ihre Kriegstüchtigkeit nach aussen demonstrieren, um die kriegführenden Nationen von einer Verletzung des schweizerischen Hoheitsgebietes abzuhalten, ihnen zu versichern, dass ihre Flanken geschützt seien und dass ein versuchter Durchmarsch durch die Schweiz keinerlei Vorteile bringen würde. Sollte es dennoch zu einem Angriff kommen, wollte man sich mit dem Gegner des Angreifers zusammentun. Die Schweizer Neutralität wurde von den Nachbarstaaten jedoch anerkannt.<sup>18</sup>

Auch im Landesinnern rüstete man sich für den Krieg jenseits der Grenze: Volk und Politik sollten sich hinter Bundesrat und Armee scharen. Die Bundesversammlung erteilte dem Bundesrat am 3. August 1914 «unbeschränkte Vollmacht», die «Sicherheit, Integrität und Neutralität» sowie die wirtschaftlichen Interessen der Schweiz zu wahren.<sup>19</sup> Das führte zu einer «noch nie dagewesenen Konzentration der Macht beim Bundesrat und der Verwaltung».<sup>20</sup> Vom Kriegsausbruch überfordert, hatte sich das Parlament damit in einer «Panikreaktion» selbst entmachtet.<sup>21</sup> Der Bundesrat konnte nun ohne Mitwirkung der Bundesversammlung Notverordnungen erlassen und damit auch in die Zuständigkeit der Kantone eingreifen, was er bis Ende 1918 in wenigstens 1110 Fällen tat.<sup>22</sup>

17 Vgl. Segesser 2014: 62–69.

18 Vgl. Jaun 2019: 135–142; Kurz 1970: 27–36.; Rapold 1988: 121–125, 163–164.

19 Art. 3 des entsprechenden Beschlusses lautete: «Die Bundesversammlung erteilt dem Bundesrate unbeschränkte Vollmacht zur Vornahme aller Massnahmen, die für die Behauptung der Sicherheit, Integrität und Neutralität der Schweiz und zur Wahrung des Kredites und der wirtschaftlichen Interessen des Landes erforderlich werden.» Schweizerischer Bundesrat: Beschluss betr. Massnahmen zum Schutze des Landes und zur Aufrechterhaltung der Neutralität vom 2. August 1914. Zitiert nach Kurz 1970: 24–25. Hier: 24.

20 Schneider 2014: 50.

21 Tanner 2015: 118.

22 Schneider 2014: 60.

Von der Bevölkerung erwartete der Bundesrat «Einigkeit und Opferfreudigkeit».<sup>23</sup> Das «Schweizervolk», das «am häuslichen Herde zurückgeblieben» war, solle seine «Ruhe und Besonnenheit» bewahren sowie Behörden und Heer vertrauen.<sup>24</sup> Von der Presse forderte das Pressebüro des Armeestabes, das zunächst für die Zensur zuständig war, Selbstzensur und appellierte an die «patriotische Pflicht».<sup>25</sup> Damit sollten Gräben im Landesinnern überwunden – oder wenigstens geflissentlich ignoriert – werden, seien es sprachlich-kulturelle, soziale oder politische. Gleichzeitig sollte die Neutralität im Landesinnern im Sinne einer Gesinnungsneutralität verankert werden, damit die bestehenden Gräben nicht noch vertieft werden würden.<sup>26</sup> Um den Krieg von der Schweiz fernzuhalten, stimmte die Sozialdemokratische Partei, die die Armee vor dem Krieg teils heftig kritisiert hatte,<sup>27</sup> denn auch in den ersten Augusttagen 1914 den Anträgen des Bundesrates zu und unterstützte die Landesverteidigung.<sup>28</sup>

Mit dem Appell an Einigkeit war ein gewisses «Herr im Haus»-Denken der deutschsprachigen Mehrheit gegenüber der Romandie verbunden.<sup>29</sup> Elitäres, teils aristokratisches Denken und Handeln lassen sich auch für das (städtische) Bürgertum gegenüber der Arbeiterschaft und Landbevölkerung feststellen.<sup>30</sup> Mit der Kriegszustandsverordnung des Bundesrates vom 6. August 1914 wurde zudem die Zivilbevölkerung der militärischen Gerichtsbarkeit unterstellt. Dieser lag das Militärstrafgesetz von 1851 zugrunde, das arg veraltet war und auf die Erziehung und Disziplinierung der Soldaten abzielte.<sup>31</sup>

### **1.1.3 «Keinem dieser Gerüchte Glauben schenken» – Unsicherheit und Orientierungslosigkeit**

Bei Kriegsbeginn herrschten in der Schweiz Unsicherheit und Orientierungslosigkeit – die Ungewissheit darüber, was die Zukunft bringen möge, war gross. Nahe der Grenze, etwa in Basel, war unklar, ob die französischen Vorstösse und die Kämpfe im Oberelsass eine Gefahr darstellten.<sup>32</sup> In Zürich und St. Gallen fürchtete man sich vor negativen Folgen für die Wirtschaft und vor Versorgungsengpässen.<sup>33</sup> Die Schweizer Öffentlichkeit

23 Schweizerischer Bundesrat: Botschaft des Bundesrates an die Bundesversammlung betr. Massnahmen zum Schutze des Landes und zur Aufrechterhaltung der Neutralität vom 2. August 1914. Zitiert nach: Kurz 1970: 22–24. Hier: 24.

24 Schweizerischer Bundesrat: Aufruf an das Schweizervolk vom 5. August 1914. Zitiert nach: Kurz 1970: 33.

25 Elsig 2014a: 52.

26 Vgl. Kreis 2014: 195–214; Moos 2014: 214–225.

27 Vgl. Zanoli 2003: 23–39.

28 Vgl. Kurz 1970: 25.

29 Kreis 2014: 199.

30 Vgl. Tanner 1995: 401–424.

31 Vgl. Steiner 2018: 93–160; Moliterni 2019: 109–137.

32 Vg. Meyrat 2014: 8.

33 Vgl. Herber 2014; Lemmenmeier 2014.

dürstete deshalb in den ersten Kriegsmonaten nach Informationen. Diese sollten helfen, sich zu orientieren und die aussergewöhnliche Situation zu deuten.<sup>34</sup>

Die Offiziere waren ebenso orientierungslos und verlangten nach Informationen. Einige Divisionen und Brigaden unterrichteten ab Mitte August ihre Direktunterstellten und später auch die Truppe über die nahen Kämpfe im Elsass.<sup>35</sup> Andere Offiziere orientierten sich über die Tagespresse. «Auch wir sehen mit Spannung der Zukunft entgegen. Begierig stürzt sich alles auf die Zeitungen», teilte Leutnant Armin Meili noch im September seinen Eltern mit.<sup>36</sup> Er war damals in der Ajoie stationiert, wo die Westfront bis an die Schweizer Grenze reichte. Oberstleutnant Karl Scheurer, der Ende August 1914 mit seiner Feldhaubitze-Abteilung 27 wenige Kilometer weiter südlich in Glovelier lag, wusste wenig über die Lage an der Westfront. Er schickte deshalb einen Kanonier nach Delémont, um Zeitungen zu holen.<sup>37</sup> Leutnant Othmar Ammann, der sich Anfang September im Solothurner Jura befand, orientierte sich mangels anderer Quellen ebenfalls in der Tagespresse über den Krieg.<sup>38</sup>

Wo Informationen fehlten, traten Gerüchte auf. Nach Florian Altenhöner fungierten sie als «Informationsersatz» und sind ein Hinweis auf die kollektive Erregung.<sup>39</sup> Sie kursierten sowohl in der Zivilbevölkerung als auch unter Wehrmännern. Zu Gerüchten Anlass gab vor allem die französische Offensive im Oberelsass. Leutnant Heinrich Zulauf, der als Zugführer in der Infanteriekompanie II/59 im August 1914 mehrheitlich im Raum Flüh südwestlich von Basel stationiert und dort auf Grenzwache war, schrieb am 8. August fälschlicherweise, französische Truppen seien in die Schweiz eingedrungen.<sup>40</sup> Dasselbe Gerücht erwähnten auch Major August Wieland, damals mit seinem Infanterie-Bataillon 44 noch im luzernischen Emmen, und Hauptmann Wilhelm Francke, der als 1. Adjutant des 2. Armeekorps in Bern Dienst tat.<sup>41</sup>

Indem die Offiziere in ihren Briefen und Tagebüchern über den Krieg schrieben, verarbeiteten sie das Erlebte und stellten so für sich selbst und für ihre Angehörigen Orientierung her. Bei Kriegsbeginn setzten sie sich damit auseinander, wer schuld am Krieg sei, welche Partei im Recht und welche im Unrecht und was die Folgen des Krieges seien, insbesondere für die Schweiz. Ganz zeigte beispielsweise grosse Sympathien für Deutschland und empörte sich über das Verhalten Englands.<sup>42</sup> Hauptmann Heinrich Gelzer setzte seiner Frau bei Kriegsbeginn die Lage folgendermassen auseinander: «So viel wird nun auch bis zu Dir gedungen sein, dass der furchtbare Weltkrieg da ist: Russland, Frankreich + England gegen dein Deutschland. Die Offiziere sympathisieren

34 Vgl. Elsig 2014b: 77. Roman Rossfeld spricht in Anlehnung an neue Arbeiten der historischen Krisenforschung davon, dass mit dem Austauschen von Informationen in und über Krisen «neue Ordnungsmuster» etabliert werden. Er bezieht sich dabei auf die Kommunikation der Armee, des Bürgertums und der Arbeiterschaft im Landesstreik. Rossfeld 2018a: 289. Vgl. ebd. 289–292.

35 I. R. 22, o. O., ab II. 8. 1914.

36 Meili an Grossmutter, (Cornol?), 24. 9. 1914.

37 Vgl. Scheurer, Glovelier, 29. 8. 1914

38 Vgl. Ammann an Vater, Jura, 3. 9. 1914.

39 Altenhöner 2008: 6.

40 Zulauf, (Flüh), 8. 8. 1914.

41 Vgl. Wieland, Emmen, 8. 8. 1914; Francke, Bern, 7. 8. 1914 (16).

42 Vgl. Ganz an Bruder, o. O., 18. 8. 1914.

hier fast alle mit Deutschland u. sind über Englands Schnödigkeit empört. Zu Östreichs Entschuldigung hörte ich manches von Herren, die vor Tagen noch dort waren. Serbien hat so abscheulich unter der deutschen Jugend Oestreichs gewählt, dass ein Gegenschlag erfolgen musste.»<sup>43</sup> Er erwartete grosses Blutvergiessen,<sup>44</sup> sah im Krieg jedoch eine Strafe Gottes und hoffte auf ein Erstarren der Religiosität.<sup>45</sup>

Die Briefe nach Hause sollten aufklären und beruhigen – ein Hinweis auf die allgemeine Anspannung während der ersten Augusttage. Da die Angehörigen oft nicht am vermeintlichen Ort des Geschehens waren, zeigten sie sich anfälliger für Gerüchte und waren entsprechend besorgt um ihre Angehörigen. «Bei unserer Truppe selbst urteilt und denkt man über die Kriegslage viel ruhiger als Ihr daheim. Wir tun unsern Dienst fast wie im Frieden. Das, was unsere Lieben daheim immer so aufregt, sind die vielen Gerüchte, die stets im Land herumgehen, von den sinnlosesten bis zu den beunruhigendsten. *Es wird in dieser Zeit so viel gelogen, dass man keinem dieser Gerüchte Glauben schenken darf.* Dies zu Eurer unbedingten Beruhigung», schrieb Leutnant Philipp Etter seiner Verlobten wenige Tage nach den Kämpfen um Mülhausen.<sup>46</sup> Das Bedürfnis, die Angehörigen zu orientieren, ging so weit, dass sich viele Offiziere über die damaligen Zensurbestimmungen hinwegsetzten. Ungeachtet des Verbotes, den eigenen Aufenthaltsort oder denjenigen fremder Truppen mitzuteilen,<sup>47</sup> schrieb Meili auf einer Postkarte seinen Eltern: «Es würde mich sehr freuen wenn ihr mich am Sonntag besuchen würdet in γρενχεν [Grenchen] im Kt. Σολοτυρν [Solothurn]. Strenge Diskretion über diesen Aufenthaltsort.»<sup>48</sup> Trotz seines Ehrenwortes als Offizier, es niemanden wissen zu lassen, hatte er bereits drei Tage zuvor mitgeteilt, dass sich vier französische Armeekorps bei Delle aufhielten und man fürchte einen Einbruch in die Schweiz.<sup>49</sup> Hauptmann Josef Iten bat seine Frau, «unseren Aufenthaltsort geheim zu halten u. ja nicht auf die Adresse zu schreiben», nachdem er ihr diesen verraten hatte.<sup>50</sup>

Der Fokus der untersuchten Offiziere lag auf den Kämpfen an der Westfront, insbesondere im Oberelsass. Diese fanden nahe der Grenze statt und waren für die Schweiz

43 Gelzer an Ehefrau, Basel, 5. 8. 1914.

44 Gelzer an Ehefrau, Basel, 5. 8. 1914.

45 «Der Herr muss noch mehr verhängen, Er hat sein Ziel noch nicht erreichen können. Vielleicht, dass jetzt doch hie und da eine Seele zum Heiland blickt. O wie gross ist denn der Segen dieses an sich so fluchvollen Krieges!» Gelzer an Ehefrau, Basel, 7. 8. 1914.

Als einziger Offizier stellte sich Hauptmann Hans Fritzsche bewusst gegen Spekulationen und Parteinahmen:

«In der Kompanie dulde ich keine Politikastereien, wir nehmen Notiz von den Tagesereignissen, soweit sie sich mit einiger Sicherheit feststellen lassen, dagegen stelle ich allen Angstmeiereien und Kassandrastimmen das Wasser ab. Wir sind Frontoffiziere und haben jeden Eindringling gleich kräftig zu bekämpfen. Eine zu lebhaftige Parteinahme ist dem nicht förderlich. Vor allem ist der soldatischen Auffassung jede Furchtsamkeit unerträglich», erklärte er seiner Frau. Fritzsche an Ehefrau, o. O., 23. 8. 1914.

46 Etter an Verlobte, o. O., 13. 8. 1914. Hervorhebungen im Original. Heute Mulhouse.

47 Vgl. Bonjour 1951: 258. Das Verbot galt bis 1917.

48 Meili an Eltern, o. O., 14. 8. 1914.

49 Vgl. Meili an Eltern, Kriegstetten, 11. 8. 1914. Tatsächlich befand sich zu diesem Zeitpunkt nur das VII<sup>e</sup> Corps d'Armée, das später zur Armée d'Alsace umgebildet wurde, im Oberelsass. Vgl. Deisenroth 2001: 40–45.

50 Iten an Ehefrau, Dornach, 14. 8. 1914.

von besonderer Relevanz. Deutschfreundliche Offiziere sahen die stereotype militärische Überlegenheit Deutschlands gegenüber Frankreich bestätigt. «Gemeldete Erfolge der Deutschen werden überall mit Befriedigung und Freude aufgenommen», hielt der aus Basel stammende Wieland fest.<sup>51</sup> «Die Deutschen führen ihren Angriffsplan gegen Frankreich glänzend durch. [...] Am 2. Sept. 14 wollen die Deutschen vor Paris sein. Ich glaub» sie kriegens fertig. Der deutschen Armee wird von der Leitung befohlen, an dem + dem Tag auf der + der Linie zu stehen. Und zur best[jimtmten] Zeit stehen sie dort; ein Hindernis gibt es nicht resp. es wird überwunden», bilanzierte beispielsweise Labhardt am 29. August 1914.<sup>52</sup> «Die Franzosen wissen nicht, gegen wen sie ziehen!», schrieb Gelzer, protestantischer Feldprediger im erwähnten Infanterie-Regiment 22, nach der Schlacht um Mülhausen seiner deutschen Frau.<sup>53</sup> Demgegenüber erwähnten nur wenige Offiziere Italien. Noch seltener und oberflächlicher schrieben sie über die Kämpfe an der Ostfront und auf dem Balkan.<sup>54</sup> Ereignisse ausserhalb Europas erwähnten sie kaum.<sup>55</sup>

#### 1.1.4 «Sicher ist man nie» – Angst vor (französischen) Einfällen

Für Unsicherheit und Angst sorgten vor allem die Kämpfe im Elsass im August 1914. Der Plan XVII der französischen Armeeführung hatte eine Offensive im Norden über Belgien und Luxemburg und/oder im Süden einen Vorstoss nach Elsass-Lothringen vorgesehen. Letzteren trieb sie im August 1914 voran, auch weil sie das Ausmass der deutschen Erfolge im Norden zu Beginn unterschätzt hatte.<sup>56</sup> Französische Verbände drangen am 7. August ins damals deutsche Oberelsass ein und marschierten am Folgetag in Mülhausen ein. Das deutsche Armeekommando 7 versuchte am 9. August, die französischen Verbände mit einem Gegenangriff von ihrer rückwärtigen Verbindung nach Belfort abzuschneiden und in die Schweiz abzudrängen. Diese zogen sich jedoch rechtzeitig zurück, die geplante Umfassung misslang. Am 19. August rückte die Armée d'Alsace erneut nach Mülhausen vor und stiess auf der Linie Altkirch – Mülhausen – Sennheim mit den dortigen deutschen Landwehrverbänden zusammen. Nach heftigen Gefechten zogen sich Letztere hinter den Rhein zurück, französische Truppen marschierten noch am selben Tag erneut in Mülhausen ein.<sup>57</sup> Ende August kamen die Kampfhandlungen im Oberelsass zu einem

51 Wieland, Schlatthof, II. 8. 1914.

52 Labhardt, (Basel), 29. 8. 1914.

53 Gelzer, an Ehefrau, Basel, 13. 8. 1914.

54 Die Ausnahme waren ältere Offiziere wie Oberleutnant Robert Labhardt, der in einer Landsturmkompagnie diente, Hauptmann Adolf Merk, der im August 1914 als Pferdeschätzungsexperte nach 18 Jahren zum ersten Mal wieder Dienst leistete, sowie Scheurer, der damals Berner Regierungsrat war. Vgl. Labhardt; Merk; Scheurer.

55 Eine Ausnahme war Ammann, der aus New York einrückte und sich an Bord eines französischen Passagierschiffs befand, das von deutschen Kleinen Kreuzern gejagt wurde. Ammann an Ehefrau, La Lorraine, 6., 8.–9. 8. 1914. Bei den beiden Kleinen Kreuzern handelte es sich nach damaligen Zeitungsberichten um die SMS Karlsruhe und die SMS Strassburg. Vgl. Liner La Lorraine is safe; showed her heels to german cruisers. In: o. T. o. Bd. o. H. [August 1914]: o. S., ETH-BIB Hs 1410:3.103.

56 Vgl. Segesser 2014: 52–55, 70–72.

57 Vgl. Cerf 1931: 191–208; Deisenroth 2001: 44–48.

vorläufigen Ende. Die entscheidenden Kämpfe fanden in Belgien und Nordfrankreich statt, wo der deutsche rechte Flügel die französischen und britischen Verbände zu umfassen und nach Paris vorzustossen versuchte. Am 26. August wurde die Armée d'Alsace deshalb aufgelöst und das Gros der Truppen abgezogen. Die verbleibenden französischen Verbände gaben Mülhausen und das Oberelsass preis und zogen sich auf die Vogesenhöhen zurück.<sup>58</sup>

Oberstleutnant Karl Scheurer erlebte die Kämpfe vom 19. August aus einiger Entfernung mit. Er war damals bei Asuel nahe der Grenze stationiert. 25 Kilometer davon entfernt lag Altkirch, wo seit dem frühen Morgen heftige Kämpfe tobten. Der Gefechtslärm war in Asuel gut zu hören. Gewehrschüsse, die plötzlich in der Nähe ertönten, verunsicherten Scheurer. In seinem Tagebuch notierte er: «Wohl haben wir den Lärm von den Gefechten bei Altkirch, die am 19. August stattgefunden haben und in denen die Deutschen zurückgeschlagen worden sind, gut gehört. [...] Einen Augenblick lang waren wir auch unsicher. Wir hörten in der Ferne Kanonendonner, links von uns, ganz in der Nähe, ertönten Gewehrschüsse. Schliesslich entdeckten wir, dass nur der ferne Lärm eigentlicher Gefechtslärm sei. In Movelier sprengten unsere Truppen und in Asuel übten sie friedlich im Scheibenschiessen. Nach dieser Feststellung beruhigten wir uns wieder.»<sup>59</sup>

Scheurer muss gefürchtet haben, dass in der Schweiz gekämpft würde. Dass er den Klang naher Sprengungen und Gewehrschüsse als Gefechtslärm fehlinterpretierte, hing damit zusammen, dass er einen Angriff auf die Schweiz nicht ausschloss. Solche Befürchtungen hegte er von Anfang August an. So schrieb er zum Beispiel: «In Herzogenbuchsee vernehmen wir nachträglich [am 6. August 1914] die Entwicklung auf dem europäischen Kriegsschauplatz. Das Gefühl lag in der Luft, dass Frankreich oder Deutschland irgendwo die Neutralität verletzen würden, entweder die belgische oder die unsrige. Allerdings war in der Bundesversammlung mitgeteilt worden, beide Mächte hätten uns die Beobachtung unserer Neutralität zugesichert. Immerhin blieb das Misstrauen, und die Angst war weit verbreitet, wir hätten zu spät mobil gemacht. Um diesen Bedenken Rechnung zu tragen, wurden schon Mittwoch die Kavalleriebrigaden 2 und 4 näher an die Grenze geschoben als man ursprünglich vorgesehen hatte. Nun kam die Mitteilung von dem deutschen Einmarsch in Luxemburg und Belgien und daraus schloss man dann, dass man uns in Ruhe lassen wolle, wenigstens von seiten Deutschlands.»<sup>60</sup>

Scheurer war einer von vielen Offizieren, die sich im August 1914 davor fürchteten, fremde Truppen könnten in die Schweiz einfallen oder abgedrängt werden. Die Neutralität der Schweiz schien keinen ausreichenden Schutz vor Einfällen und Angriffen zu bieten. «Wir Schweizer sind Frankreich gegenüber nicht sicher trotz ihren Zusicherungen. Viell[eicht] versuchen sie es doch, uns zu überrennen!», schrieb der deutschfreundliche Gelzer seiner

<sup>58</sup> Vgl. Kurz 1970: 62; Mollenhauer 2014: 455; Cerf 1931: 74–230; Deisenroth 2001: 40–48.

<sup>59</sup> Scheurer, o. O., 28. 8. 1914.

<sup>60</sup> Scheurer, Glovelier, 26. 8. 1914. Die Feldhaubitzen-Abteilung marschierte nach erfolgter Mobilmachung in Wangenried am 6. August 1914 nach Herzogenbuchsee. Vgl. F. Hb. Abt. 27, (Herzogenbuchsee), 6. 8. 1914.

Frau wenige Tage nach Kriegsbeginn.<sup>61</sup> Ähnlich fürchtete Hauptmann Wilhelm Francke: «Wenn auch beide Armeen unsere Neutralität wiederholt garantiert haben, können doch die kommenden Ereignisse die Franzosen zwingen, rechts auszuholen und durch unser Land zu marschieren. Basel ist deshalb momentan sehr gefährdet.»<sup>62</sup> «Sicher ist man nie», kommentierte Hauptmann Gottlieb Bühler die Bekundungen der kriegführenden Parteien, die Schweizer Neutralität zu respektieren.<sup>63</sup>

Die Sorge galt vor allem der Grenzstadt Basel und der exponierten Ajoie. Als die französischen Truppen zum ersten Mal nach Mülhausen vorstießen, notierte zum Beispiel der Basler Hauptmann und Regierungsrat Rudolf Miescher in sein Tagebuch: «Nun beginnt mich etwas um Basel zu sorgen, da die Franzosen im Oberelsass eingedrungen sind und die Deutschen sich ohne weiteres hinter den Rhein zurückziehen. Die Versuchung die Basler Rheinbrücken zu benutzen könnte gross werden.»<sup>64</sup> Die Sorge blieb in den Folgetagen bestehen. «Zwei Fragen bewegen uns innerlich: 1. Was thun die Franzosen, machen sie die Dummheit bei Delle [an der Grenze zur Ajoie] hereinzubrechen. 2. Was wollen die Italiener, diese falschen Hunde, die ganz unnötigerweise mobilmachen. Sie sind äusserlich so freundlich und erlauben wieder Einfuhr und doch traut ihnen niemand», notierte er am 10. August.<sup>65</sup> Oberleutnant Robert Labhardt, der in Basel Dienst tat, beurteilte die Lage zu Beginn als «etwas brenzlig». Französische Truppen könnten von deutschen in die Schweiz abgedrängt werden, fürchtete er am 6. August.<sup>66</sup> Wenige Tage später notierte er: «Einen Durchbruch befürchtet man übrigens nur seitens Frank; Deutschland bringt man unbegrenztes Vertrauen entgegen.»<sup>67</sup> Gross schien auch die Anspannung im Infanterie-Regiment 22 gewesen zu sein, das einen allfälligen Rheinübergang aus dem Elsass hätte verhindern sollen. Wiederholt wurde es von vorgesetzter Stufe angewiesen, dass der Entscheid, die Brücken über den Rhein zu sprengen, einzig und allein Sache des Armeekommandos sei.<sup>68</sup>

Gerüchte über einen französischen Angriff schürten die Ängste. Anlässlich der ersten Schlacht um Mülhausen fragte sich der Basler Hauptmann August Wieland: «Es geht das Gerücht, Frankreich sei in's Pruntrutische eingefallen. Soll es auch für uns zum Krieg kommen?»<sup>69</sup> Gleichtags notierte der Aargauer Leutnant Heinrich Zulauf, «die Franzosen seien eingedrungen oberhalb Basel».<sup>70</sup>

Die Furcht, fremde Truppen könnten in die Schweiz einfallen oder abgedrängt werden, blieb bis im September 1914 bestehen: «Die Situation ist auch gegenwärtig noch kritischer für die Schweiz, als je zuvor. An unserer nordwestlichen Grenze finden grosse Kämpfe statt + es ist wohl möglich, dass von der einen oder andern Seite ein Durch-

61 Gelzer an Ehefrau, Basel, 5. 8. 1914.

62 Francke, Bern, 7. 8. 1914 (16).

63 Bühler, Gottlieb an Bruder, Liesberg, 19. 8. [1914].

64 Miescher, o. O., 7. 8. 1914.

65 Miescher, o. O., 10. 8. 1914.

66 Labhardt, Basel, 6. 8. 1914.

67 Labhardt, Basel, 13. 8. 1914.

68 I. R. 22, Basel, 6. und 8. 8. 1914.

69 Wieland, Emmen, 8. 8. 1914.

70 Zulauf, Schlatthof, 8. 8. 1914.

bruch durch die Schweiz versucht oder zwangsweise unternommen würde», begründete Leutnant Othmar Ammann seiner Frau, weshalb er noch nicht zurückkommen könne.<sup>71</sup> Ähnliche Befürchtungen teilte der Landsturm-Hauptmann Albert Böhi.<sup>72</sup>

Vonseiten Deutschlands und Österreich-Ungarns drohte aus Sicht der untersuchten Offiziere weniger Gefahr. Zu beiden Grossmächten waren die Beziehungen gut; mit den jeweiligen Generalstäben wurden vor dem Krieg geheime Verhandlungen über allfällige Allianzen geführt.<sup>73</sup> Einzig Ammann, Böhi und Scheurer schlossen einen deutschen Angriff auf die Schweiz nicht aus.<sup>74</sup> Die Einschätzung der Gefahrenlage entsprach den aussenpolitischen Beziehungen der Schweiz. Das Verhältnis zu Frankreich war im 19. Jahrhundert gespannt und von gegenseitigem Misstrauen geprägt. Schweizer Militärs und Politiker sprachen in den 1890er-Jahren wiederholt von einem Offensivkrieg und Gebietsweiterungen auf Kosten Frankreichs. In der Deutschschweiz herrschte ausserdem seit 1870/71 eine rege Deutschfreundlichkeit.<sup>75</sup>

### 1.1.5 *Kaum Kriegsbegeisterung*<sup>76</sup>

Kaum einer der untersuchten Offiziere zeigte Begeisterung, dass zwischen verschiedenen europäischen Mächten Krieg ausgebrochen war. Wenn, dann erfolgten derartige Äusserungen gleich zu Beginn, wurden jedoch meist revidiert. Kriegsbegeisterung zeigte vor allem Gelzer. Der spätere Missionar Gelzer hoffte wie andere Kirchenvertreter auch auf ein Erstarken des Glaubens.<sup>77</sup> «Der Herr muss noch mehr verhängen, Er hat sein Ziel noch nicht erreichen können. Vielleicht, dass jetzt doch hie und da eine Seele zum Heiland blickt. O wie gross ist dann der Segen dieses an sich so fluchvollen Krieges!», schrieb er am 7. August 1914.<sup>78</sup> Durch Postkarten und Briefe, die ihm Otto, der wahrscheinlich

<sup>71</sup> Ammann an Ehefrau, Basel, 19. 9. 1914.

<sup>72</sup> «Ich halte auch die jetzige Kriegslage für uns noch als sehr ernst; denn es wäre leicht möglich, dass die Deutschen die Franzosen gegen Süden (Belfort) drängen und letztere dann einen Durchbruch durch die Schweiz versuchen könnten.» Böhi an Otto [Böhi?], o. O., 8. 9. 1914.

<sup>73</sup> Vgl. Rapold 1988: 19–21, 24–25; Kurz 1970: 46–50.

<sup>74</sup> Vgl. Böhi an Otto [Böhi?], o. O., 8. 9. 1914; Ammann an Ehefrau, Basel, 19. 9. 1914; Scheurer, Glovelier, 26. 8. 1914.

<sup>75</sup> Vgl. Rapold 1988: 19–23.

<sup>76</sup> Die (fehlende) Begeisterung über den Krieg zwischen den europäischen Mächten ist nicht gleichzusetzen mit der (vorhandenen) Begeisterung über den eigenen Aktivdienst. Vgl. Kap. 2.1.

<sup>77</sup> Vgl. Aebersold 2012: 28–30; Aebersold 2014: 125.

<sup>78</sup> Gelzer an Ehefrau, Basel, 8. 8. 1914. Aussergewöhnlich deutete zudem Oberleutnant Robert Labhardt die nahen Kämpfe. Er verfolgte die Schlacht um Mülhausen am 9. und 10. August von einem Beobachtungsturm auf dem Basler Münster aus. Was er sah, hielt er akribisch fest: «Gegen Mülhausen entspannt sich der Kampf zwischen Fr. + D. Gegen Abend sieht man in der Richtung Sierenz + Zassingens rasch kleine weisse Rauchwolken auf: Shrapnells. Es ist ein herrlicher Tag, dem eine wunderbare Nacht folgt. Der Kampf dauert in der Nacht fort. Man sieht die Kanonen aufblitzen. Der Kanonendonner entfernt sich. Anscheinend gehen die Deutschen zurück. Aus d. Zeitgen erfährt man, dass die Fr. in Mülhausen sind. Auf den Höhen von Istein spielen die Scheinwerfer + Leuchtkugeln steigen.» Labhardt, (Basel), 9. 8. 1914. Das Beschreiben der Schlacht dient hier mutmasslich der Dokumentation und Verarbeitung der Ereignisse, gleichzeitig ist hier jedoch ein gewisses Nach-Erleben der Erlebnisse erkennbar, wie es für erlebnisorientiertes Schreiben typisch war.

sein Schwager war, schickte, erlebte er den Krieg aus zweiter Hand mit. Otto berichtete ihm von seinen Erlebnissen als Soldat im deutschen Heer. Als er verwundet wurde, schrieb Gelzer darüber seiner Frau: «Ich finde es herrlich, dass Otto seine Tapferkeit so beweisen durfte u. dass der Herr ihn uns so wunderbar bewahrt hat. Er wird auch wieder die volle Heilung schenken, wenn wir darum bitten.»<sup>79</sup> Zwei Wochen später ergänzte er: «Ich stelle mir oft vor, wie du dich zu Otto ans Bett setzt und dir von ihm erzählen lässtest. Wie gerne möchte ich zuhören.»<sup>80</sup>

Gelzer blieb jedoch die Ausnahme. Seine Begeisterung über den Krieg, insbesondere die deutschen Erfolge, war wohl die Folge seiner Deutschfreundlichkeit. Die meisten der untersuchten Offiziere lehnten den Krieg jedoch ab. Leutnant Hans Ganz zum Beispiel, der zwei Monate zuvor den Krieg in der ASMZ als «herrliches Gewitter» willkommen geheissen hatte, äusserte sich gar befremdet über die Kriegsbegeisterung in Göttingen, die er Ende Juli vor Ort miterlebt hatte: «Am Samstag Abend fieberte das ganze Städtchen in Kriegsbegeisterung, die Regimentsmusik spielte im Regen auf der Strasse: Gott erhalte Fr[anz, den Kaiser?]<sup>81</sup>... und alles schrie oder berauschte sich, die Bahnhöfe zeigten die ernstesten Gesichter einrückender Urlauber und wer nicht bei jeder patriot. Regung vom Stuhl aufstand, wurde angeboxt.»<sup>82</sup> Wenige Wochen später verurteilte er die «Kriegshysterie».<sup>83</sup> Er und die meisten Offiziere – wahrscheinlich der Radfahrerkompanie 5, in der er eingeteilt war – hielten den Krieg für sinnlos, teilte er seinem Bruder mit.<sup>84</sup>

Der Grund, weshalb das Gros der untersuchten Offiziere diesen Krieg ablehnte, war das Elend und Leid, das er verursachte. Die «Greuel des Krieges», um die Formulierung Willes aufzugreifen, standen im Vordergrund, nicht seine sittliche Wirkung. Den Einheiten und Offizieren, die im August 1914 in Basel Dienst taten, wurden Elend und beide vor Augen geführt und zu Ohren getragen. Das Infanterie-Regiment 22 berichtete in seinem Truppentagebuch etwa von geflüchteten Familien,<sup>85</sup> von Gefangenen- und von Verwundetentransporten.<sup>86</sup> Dessen Feldprediger Gelzer erfuhr gleich zu Kriegsbeginn das Leid von Geflüchteten, die an der Schweizer Grenze gestrandet waren: «Es ist unglaublich, was man da an der Grenze sieht. Tausende von Italienern, Russen u. anderen Flüchtlingen, die ausgewiesen wurden. Die Schweiz kann nur diejenigen durchlassen, die genügend Geld zur Weiterreise u. die nötigen Ausweise haben. Es ist furchtbares Elend.»<sup>87</sup> Auch über die Schlacht von Mülhausen berichtete er knapp eine Woche später: «Bei Mühlhausen muss ein furchtbares Gefecht gewesen sein. Sehr viel Verwundete auf beiden Seiten! Viele Dör-

79 Gelzer an Ehefrau, o. O., 10. 9. 1914.

80 Gelzer an Ehefrau, o. O., 25. 9. 1914.

81 «Gott erhalte Franz, den Kaiser» ist der Titel der ersten österreichischen Kaiserhymne. Die Melodie im «Lied der Deutschen» des deutschen Germanisten August Heinrich Hoffmann von Fallersleben ist dieselbe. Vgl. Flotzinger 2006.

82 Ganz an Eltern, Göttingen, 28. 7. 1914.

83 Ganz an Eltern, o. O., 15. 8. 1914.

84 Vgl. Ganz an Bruder, o. O., 18. 8. 1914.

85 I. R. 22, (Basel), 9. und 14. 8. 1914.

86 I. R. 22, (Basel), 19. 8. 1914.

87 Gelzer an Ehefrau, Basel, 5. 8. 1914. Gelzer schrieb an diesem Tag zwei Briefe. Hier handelt es sich um Brief Nr. 84.

fer sind hier im Elsass von d. Deutschen niedergebrannt, Kirchtürme gesprengt, damit sie nicht als Orientierung dienen.»<sup>88</sup>

Gelzers Sinnstiftung des Leides blieb die Ausnahme. Religiöse oder nationalistische Überhöhungen desselben oder eine Sakralisierung und Heroisierung des Todes finden sich in den untersuchten Briefen und Tagebüchern kaum.<sup>89</sup> Leutnant Philipp Etter klagte wiederholt, dass das «furchtbare Ringen» an der Westfront «Tausenden und Abertausenden von Soldaten das Leben kosten» werde.<sup>90</sup> Er fragte lapidar, ob der ihm bekannte, wohl deutsche Hauptmann Griedel «vielleicht [...] auch schon irgendwo in einem Massengrab» liege.<sup>91</sup> Carl Casparis, der 1914 als Assistenzarzt in der Augenklinik Zürich arbeitete, las und besprach mit seiner späteren Frau verschiedene pazifistische Werke. In Anlehnung an Bertha von Suttners Antikriegs-Roman *Die Waffen nieder* verurteilte er Krieg als «grauenhaft, entsetzlich, scheusslich».<sup>92</sup> Selbst Hauptmann Wilhelm Francke, der im August 1914 mit grossem Interesse die Kämpfe verfolgte, bekundete Mitleid: «Armes Elsass, es wird fürchterlich mitgenommen», urteilte er in seinem Tagebuch.<sup>93</sup> Angesichts der Schwierigkeiten in den Jura-Cement-Fabriken, die sein Schwiegervater besass und die er mitleitete, notierte er: «Der furchtbare Ernst des Krieges und seiner Folgen zeigt sich auch da Schritt für Schritt.»<sup>94</sup>

Kaum einer der untersuchten Offiziere verstand den Krieg, der im Juli und August 1914 ausgebrochen war, gemäss bellizistischer Deutung als Mittel des Kulturfortschritts. Im Gegenteil, mehrere sahen in ihm einen Widerspruch zur «Kultur» und eine Gefahr für diese: «Alles Leben, alle Kultur in Gefahr, für immer vernichtet zu werden», fürchtete Meili, der damals Architektur am Polytechnikum<sup>95</sup> in Zürich studierte.<sup>96</sup> Der belesene Casparis erachtete einen «Krieg zwischen Kulturvölkern noch viel mehr ein Anachronismus, als vor 50 Jahren».<sup>97</sup> Etter wiederum beklagte den «Zusammenbruch der ganzen europäischen Kultur».<sup>98</sup> Ganz, der als Schriftsteller tätig war, kritisierte, dass der Krieg «Massenintellekten, die weit unter dem unsrigen stehen» entspringe, und dass der «tierische Rassenhass eine dauernde Kulturarbeit verunreinigen» würde.<sup>99</sup> Letzteres war für ihn ausschlaggebend dafür, den Krieg, den er zuvor befürwortet hatte, abzulehnen.<sup>100</sup> Vor-

88 Gelzer an Ehefrau, Basel, 11. 8. 1914. In die Ablehnung der Zerstörung mischte sich beim deutschfreundlichen Gelzer aber auch Bewunderung für die deutschen Erfolge: «Die Schlacht bei Mülhausen muss schauerhaft gewesen sein, wie uns Augenzeugen berichteten, der Sieg der Deutschen glänzend. Die Franzosen wissen nicht, gegen wen sie ziehen!», schrieb Gelzer seiner deutschen Frau zwei Tage später. Gelzer an Ehefrau, Basel, 13. 8. 1914.

89 Zu unterschiedlichen Deutungen und Sinnstiftungen des Todes vgl. Ziemann 2014: 162–166; zur Heroisierung des Kriegstodes Meier 2010: 149–156.

90 Etter an Verlobte, (Dornach), 21. 8. 1914.

91 Etter an Verlobte, (Dornach), 28. 8. 1914.

92 Casparis an Verlobte, o. O., 23. 8. 1914.

93 Francke, Bern, 20. 8. 1914 (21).

94 Francke, Aarau, 23. 8. 1914 (22).

95 Heute ETH Zürich.

96 Meili an Eltern, Cornol, 19. 9. 1914.

97 Casparis an Verlobte, o. O., 23. 8. 1914.

98 Etter an Verlobte, (Dornach), 21. 8. 1914.

99 Ganz an Bruder, o. O., 18. 8. 1914.

100 Eine Differenzierung zwischen deutscher «Kultur» und westlicher «Zivilisation», wie sie damals von deut-

behalte gegenüber Frankreich oder Grossbritannien, dass deren Bevölkerung unzivilisiert oder gar barbarisch sei, finden sich kaum in den untersuchten Selbstzeugnissen. Einzig gegenüber Russland kamen derartige Ressentiments vor, etwa bei Ganz oder Gelzer.<sup>101</sup>

## 1.2 Die kriegstüchtige Armee und die begeisterte Bevölkerung

### 1.2.1 Die Modernisierung der Schweizer Armee vor dem Ersten Weltkrieg

Die Schweizer Armee war vor 1914 Gegenstand intensiver Debatten. Wie sie kämpfen und organisiert sein soll, wie die Soldaten ausgebildet und geführt werden sollen, darüber stritten sich Offiziere und Öffentlichkeit vor allem ab den 1880er-Jahren. Auch die Rolle der Armee in der Gesellschaft und die Position der Offiziere standen zur Diskussion.

Hintergrund waren zum einen ein Wandel der Kriegs-, zum anderen ein Wandel der Kampfführung. Die Französische Revolution, die Bildung von Nationalstaaten, das Wachstum der Bevölkerung im 19. Jahrhundert und die Industrialisierung hatten es ermöglicht, Massenhäere aufzustellen und zu versorgen.<sup>102</sup> Mit der *levée en masse* wurde der Krieg «demokratisiert», so Niklaus Meier, und zur Angelegenheit der Nation. Freiwillige und Bürgersoldaten kämpften nun anstelle von Söldnern und Zwangsverpflichteten.<sup>103</sup> Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts brachte Neuerungen in der Waffentechnologie. Die Präzision und Feuerkadenz von Handfeuerwaffen und Artillerie wurde gesteigert, etwa durch die Entwicklung von Repetier- und Maschinengewehren sowie von Schnellfeuergeschützen. Das wirkte sich auf die Kampfführung aus: Anstelle von geschlossenen traten offenere Kampfformationen. Die Ausbildung und Führung der Truppen mussten deshalb angepasst werden.<sup>104</sup>

Die schweizerische Armee versuchte, mit diesen Entwicklungen Schritt zu halten.<sup>105</sup> Sie sollte kriegstauglich bleiben. Das heisst, sie sollte sowohl kriegstüchtig als auch kriegs-

---

schen Intellektuellen und Künstlern propagiert wurde, ist hier nicht erkenntlich. Erstere habe sich durch Innerlichkeit, Geist und Moral ausgezeichnet, Letztere als deren Gegenteil war geprägt durch Demokratie, Materialismus und Kommerzialisismus. Vgl. Hirschfeld 2021.

101 Ganz schrieb von der «russischen Gefahr» und erwartete, «in 1000 Jahren, werden unsere Enkel gegen China kaempfen». Ganz an Bruder, o. O., 18. 8. 1914. «Es wäre doch ein furchtbares Unglück, wenn die Russen siegen würden mit ihrer Schnapspolitik! Der Zar soll alle Abende betrunken sein!?» Gelzer an Ehefrau, Basel, 25. 8. 1914.

102 Vgl. Jaun 2019: 21 f. Jaun spricht an dieser Stelle von der Zweiten Militärrevolution. Die Erste Militärrevolution, auch Oranische Reformen genannt, brachten um 1600 eine Formalisierung und Standardisierung von Ausbildung und Kampfführung. Vgl. ebd: 21.

103 Vgl. Meier 2010: 28. Die *levée en masse* meint die allgemeine Wehrpflicht, die der französische Wohlfahrtsausschuss 1793 einführte. Zur aufkommenden Bedeutung von Freiwilligen vgl. Mazurel 2020a.

104 Vgl. Jaun 2019: 69; ders. 1999: 98–112; Rieder 2009: 51–59. Jaun spricht hier von der Dritten Militärrevolution. Jaun 2019: 22. Für einen Überblick über die Anfänge des Konzeptes der militärischen Revolutionen vgl. Nowosadtko 2002: 212–221

105 Eine umfassende Geschichte der Schweizer Armee hat jüngst Rudolf Jaun vorgelegt. Er gliedert die Entwicklung der Schweizer Armee im 19. und frühen 20. Jahrhundert in eine Phase der «Modernisierung durch Zentralisierung» (1798–1874) und eine Phase der «Gefechts-, Technik- und Erziehungsrevolution». Vgl. Jaun 2019: 59–133.

bereit sein. Ersteres meint nach dem Historiker Bruno Lezzi, der sich dabei auf Ulrich Wille stützt, «das technische Können und die Erziehung des Soldaten», Letzteres «die organisatorische und materielle Bereitschaft».<sup>106</sup> Das gab viel zu tun: Der Stand der Ausbildung und Ausrüstung der Truppe, die sich grösstenteils aus kantonalen Kontingenten zusammensetzte, war sehr unterschiedlich. Den Offizieren fehlte es an Wissen und Können; die Organisation und Führung der nur bis auf Bataillonsstufe organisierten Verbände war schwierig. Dieser Mangel an Kriegsbereitschaft zeigte sich auch bei der eidgenössischen Teilmobilmachung während des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71. Die Verfassungsrevision von 1872 hätte das Militärwesen deshalb massiv zentralisieren, vereinheitlichen und stellenweise professionalisieren sollen, wurde vom Stimmvolk jedoch abgelehnt. Mit der angepassten Verfassungsrevision und dem Militärorganisationsgesetz von 1874 behielt die Schweiz eine dualistische Militärorganisation bei. Die Kompetenzen und Verantwortlichkeiten waren zwischen den Kantonen und dem Bund aufgeteilt. Erstere blieben beispielsweise dafür zuständig, die Truppenkörper zusammenzusetzen und Offiziere zu ernennen. Infanterie und Kavallerie blieben kantonale Truppenkörper. Die Ausbildung von Truppe und Offizieren wurde hingegen zentralisiert und verlängert, Ausrüstung und Bewaffnung vereinheitlicht; mit einer permanenten *Ordre de Bataille*, die die Armee in Divisionen, Brigaden, Regimenter und Bataillone gliederte, und dem Schaffen eines Armeestabes erhielt die Armee Strukturen, die stabil und ausbaufähig waren. Unter grossen finanziellen und zeitlichen Kosten, mitunter bedingt durch das dualistische System, modernisierte die Armee ihre Bewaffnung in den 1860er- und 1870er-Jahren.<sup>107</sup>

### 1.2.2 Das Soldaten- und Offiziersbild der Neuen Richtung

Eine Gruppe von mehrheitlich jungen Offizieren um den Instruktionsoffizier und späteren General Ulrich Wille sowie den Offizier und Militärwissenschaftler Ferdinand Affolter erachtete das Militärwesen, das mit dem Militärorganisationsgesetz von 1874 geschaffen worden war, angesichts des Wandels der Kampfführung als problematisch. Sie sahen in der Armee eine Bürgermiliz aus dem 19. Jahrhundert und hielten sie für untauglich, einen modernen Krieg zu führen. Den Soldaten mangle es an Disziplin, am Willen zur Unterordnung und sie seien nur unzulänglich ausgebildet;<sup>108</sup> den Offizieren fehle es an Autorität. Dienstauffassung und Pflichtgefühl seien mangelhaft, der Ausbildungsstand und die Führungskompetenz unbefriedigend.<sup>109</sup> In Anlehnung an den geforderten «neuen Geist» wurde die informelle Gruppierung «Neue Richtung» genannt.<sup>110</sup>

106 Lezzi 1975: 4. Die drei Begriffe werden in der Forschung jedoch oft gleichbedeutend verwendet. Der Offizier und Militärpublizist Fritz Gertsch, der die Probleme der Schweizer Milizarmee um die Jahrhundertwende gleichermaßen schonungs- wie taktlos anprangerte, sprach anstelle von «Kriegs-» von «Feldtätigkeit». Rieder 2017: 47.

107 Vgl. Jaun 2019: 59–102, 122–131; Senn 2008.

108 Vgl. Jaun 1999: 135–159.

109 Vgl. Lezzi 1975: 117–166; Senn 2003.

110 Jaun 2019: 104.

Das unbedingte und oberste Ziel der Neuen Richtung war es, die Armee kriegstauglich zu machen.<sup>111</sup> Nur dann sei ein Staat existenzberechtigt, argumentierte Wille bellizistisch.<sup>112</sup> Dazu wollte die Neue Richtung die Armee nach preussisch-deutschem Vorbild organisieren und ausbilden; besonders Wille war von diesem eingenommen. Als zentrales Mittel, um die Armee kriegstüchtig zu machen, erachteten sie Disziplin.<sup>113</sup> Vom Soldaten verlangten die Exponenten der Neuen Richtung Gehorsam, bedingungslose Unterordnung unter den Vorgesetzten und «Appell», das heisst gespannte Aufmerksamkeit und reflexartiges, reaktionsschnelles Ausführen deren Befehle.<sup>114</sup> Dazu sollte der Soldat nicht bloss ausgebildet, sondern erzogen und seine Disziplin sollte auf eine «mental-suggestive» Ebene verlagert werden, so Jaun.<sup>115</sup> Für den Kavalleristen Wille war die Erziehung eines Soldaten damit nicht anders als das Abrichten eines Pferdes.<sup>116</sup>

Dahinter steckte das Credo, dass die Führungswirkung des Vorgesetzten die Feuerwirkung des Gegners überwinden würde.<sup>117</sup> So sollten die Unterstellten auch auf dem modernen Gefechtsfeld führbar bleiben und allfällige Verluste ertragen können.<sup>118</sup> Die Neue Richtung verstand dabei den Soldaten nicht als «soldat-citoyen», als Bürger in Uniform: Im Gegenteil, der Bürger sollte mit dem Anlegen der Uniform auf einen Teil seiner Rechte verzichten. Für Wille standen die demokratische Staatsform und die bürgerliche Gesellschaft dem Erreichen der Kriegstauglichkeit im Wege.<sup>119</sup>

Gleichzeitig war Willes Denken – und damit mutmasslich auch dasjenige der Neuen Richtung – stark geprägt von damaligen Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit. Ab 1900 war Männlichkeit ein Schlüsselement in seinem Denken und wurde zum «unverrückbaren Glaubenssatz».<sup>120</sup> Wille setzte soldatische Werte wie Energie, Kraft und Tapferkeit zunehmend mit Männlichkeit gleich: «Der nach meiner Überzeugung allein entscheidende Faktor ist das durch Erziehung bis zur höchsten Potenz gesteigerte Manneswesen beim höchsten Führer bis hinunter zum letzten Trommler.»<sup>121</sup> Numerische Überlegenheit, bessere Bewaffnung oder taktisches Geschick würden dies nie wettmachen können, schrieb er noch nach dem Ersten Weltkrieg. «Männliche Männer sind Soldaten», unmännliche Männer sind keine Soldaten», bringt Jaun Willes Männlichkeitskonzept auf den Punkt.<sup>122</sup>

Wille war mit seinem Männlichkeitsbild nicht alleine. Die rasanten wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen seit 1884 hatten die bürgerliche Gesellschaft der Schweiz stark verunsichert. Die scheinbar «nervenschwache» Gesellschaft schien auseinanderzu-

111 Vgl. Jaun 1999: 167; Wyss 2003; Senn 2003.

112 Vgl. Jaun 1999: 181–183.

113 Vgl. Jaun 1999: 161–210.

114 Jaun 2019: 104. Vgl. ders 1999: 161–210.

115 Jaun 1999: 188. Jaun spricht an anderer Stelle von einer «permanenten mentalen Achtungsstellung», die vom Soldaten erwartet worden sei. Ders. 2014: 36.

116 Vgl. Jaun 1999: 188–190.

117 Vgl. Jaun 1999: 353; Senn 2003: 294.

118 Vgl. Jaun 1999: 178.

119 Vgl. Jaun 1999: 162–164.

120 Jaun 2017b: 35.

121 Wille 1941: 587. Zitiert nach Jaun 2017b: 35. Vgl. Jaun 2003.

122 Jaun 2017b: 35.

driften. Auf der Suche nach Stabilität verschärfte sich der Geschlechterdiskurs und es kam zu einer weiteren Polarisierung der dualistischen Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit. Leitvorstellungen und Praktiken in männerdominierten Bereichen wie Wissenschaft und Politik wurden weiter vermännlicht, weiblich konnotierte Sphären wie mütterliche Fürsorge und Unterstützung weiter verweiblicht. Erstere wurden auf und Letztere abgewertet. Als Hort und Schule der Männlichkeit galt das Militär. Dem männlichen Militär stand die nicht Dienst leistende, weibliche Bevölkerung gegenüber. Wer keinen Dienst leistete, galt als unmännlich; wer einen höheren Rang innehatte als besonders männlich. Feindbilder wurden mit typisch weiblich gedeuteten Attributen wie Weichheit und Schwäche versehen. Das Militär galt als der Bevölkerung gleich zweimal als überlegen, weil es männlich konnotiert war und nach hegelianischer Auffassung die Existenz einer Nation legitimierte.<sup>123</sup> Hier zeigt sich deutlich, was die australische Soziologin Raewyn Connell hegemoniale Männlichkeit nennt. Damit meint sie «jene Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis [...], welche die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet (oder gewährleisten soll).»<sup>124</sup> Hegemoniale Männlichkeit grenzt sich ab von Formen nicht hegemonialer Männlichkeit wie subordinierte, marginalisierte und Komplizenhafte Männlichkeit sowie von Weiblichkeit, ordnet sich diese unter und begründet damit die jeweilige Vorherrschaft von Männlichkeit gegenüber Weiblichkeit.<sup>125</sup>

Das zentrale Mittel zur Erziehung des Soldaten war für die Exponenten der Neuen Richtung der Erziehungsdrill. Dazu zählten gemäss Exerzier-Reglement für die Infanterie 1908 das Klopfen von Gewehrgriffen sowie das Üben von Grundstellung, Drehungen und Taktschritt. Durch kurze, «unter Anspannung aller Kräfte» durchgeführte Drillsequenzen könnten «Manneszucht» und «Zusammenhalt» geschaffen sowie verloren gegangene «Ordnung, Haltung und Festigkeit in der Truppe» wiederhergestellt werden; es soll jedoch «nie längere Zeit nacheinander gedrillt werden, da sonst die Anspannung nachlässt und der Zweck verfehlt wird».<sup>126</sup> Vom Drill zu unterscheiden war die übrige Einzelausbildung, die dem Vermitteln der «nötigen Kenntnisse und Fertigkeiten» diente.<sup>127</sup>

123 Vgl. Lengwiler 1995: 179–182; Jaun 1995: 117–119; Brändli 1995; Rychner 1995: 166. Zum dualistischen Geschlechtermodell in der Schweiz vor dem Ersten Weltkrieg vgl. Mesmer 2007: 20–24. Zu Militär und Geschlechterordnung im 19. und 20. Jahrhundert ausserhalb der Schweiz vgl. Frevert 1997.

124 Connell 2015: 130. Vgl. dies. 1995: 77.

125 Vgl. dies. 1995: 76–81. Zur Entwicklung und Anpassung des Konzepts vgl. Messerschmidt 2018. Zur Kritik und spärlichen sowie späten Rezeption des Konzepts der hegemonialen Männlichkeit in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft vgl. Dinges 2005. Dinges schlägt zur Abgrenzung von älteren Formen hegemonialer Männlichkeit für die Neuzeit den Begriff der modernen hegemonialen Männlichkeit vor.

126 Art. 9 Exerzier-Reglement für die Infanterie 1908. Vgl. Jaun 1999: 118

127 Art. 10 Exerzier-Reglement für die Infanterie 1908. Im Ansatz, sogenannte Körpertechniken als Mittel der Disziplinierung einzusetzen, zeigte sich eine somatische Kultur, die europäische Armeen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg prägte. Die starre Körperhaltung sollte die moralische Aufrichtigkeit, Unbeweglichkeit und Selbstbeherrschung widerspiegeln. Vgl. Roynette 2020: 305–309. Zum Körperbild der Neuen Richtung siehe Lengwiler 1995: 175–176. Die «Ära des aufrechten Körpers» sei erst im Ersten Weltkrieg verblasst und habe einer Ära des geduckten, niedergedrückten und verängstigten Körpers Platz gemacht, so Mazurel in Anlehnung an Georges Vigarello. Vgl. Mazurel 2020b: 481. Vgl. Vigarello 2018. Die französische Ethnologin Jeanne Teboul unterscheidet deshalb zwischen zwei Körpern von Sol-

Dem Offizier, gerade dem Subalternoffizier, kam bei der Disziplinierung der Soldaten eine Schlüsselrolle zu. Mit seiner «Adresse», das heisst einem «unwiderstehlichen, autoritativen Habitus»,<sup>128</sup> der sich in schneidigem, imponierendem, tatkräftigem und entschlossenem, aber auch charismatischem und fürsorglichem Auftreten zeigt, sollte er sich den Soldaten überordnen, sie disziplinieren und ihren Appell abrufen können.<sup>129</sup> Als Grundlage der Offiziersautorität sah die Neue Richtung das «Offiziersbewusstsein»: Es prägte den Charakter, der wiederum Grundlage dafür sei, Autorität auszuüben.<sup>130</sup> Mit traditionellen Zeichen wie Offiziersuniform, Reitpferd oder Reitstock sollte die Autorität und die soziale Abgrenzung zu Unterstellten zur Schau gestellt und vollzogen werden. So wurden beispielsweise auch Hauptleute der Infanterie vor dem Ersten Weltkrieg beritten gemacht, um ihr Ansehen zu heben.<sup>131</sup>

Das Bemühen um Distinktion führte seit den 1890er-Jahren bis kurz vor dem Ersten Weltkrieg wiederholt zu Misshandlungen von Rekruten und Soldaten.<sup>132</sup> Zum Schutz der Offiziersautorität wollte die Neue Richtung die Vorfälle jeweils intern behandeln; im Falle öffentlicher Aufmerksamkeit wurde der Spiess jeweils umgedreht und die Disziplinosigkeit der Soldaten angeprangert.<sup>133</sup>

---

daten: Der eine dient dem Kampf, der andere der Parade. Vgl. Teboul 2017. Vgl. Mazurel 2020b: 483. Zum Begriff der Körpertechniken vgl. Mauss 2014.

128 Jaun 2019: 104. Vgl. Jaun 1999: 161–210.

129 Zum Offiziersbild Willes vgl. Annen 2003; Wyss 2003; Senn 2003; Jaun 1999. Zum ähnlichen Offiziersbild von Fritz Gertsch vgl. Rieder 2017.

130 Jaun 1999: 335.

131 Vgl. Jaun 1999: 343.

132 Für Jaun liegt die Schuld hier bei Einzelnen. Er macht «junge, unreife Instruktionsoffiziere mit Persönlichkeitsdefiziten» für die Verfehlungen verantwortlich. Jaun 1999: 276. Sie hätten die «Grenzen der Wirksamkeit der Imponierattitüde» nicht erkannt hätten. Ebd. S. 279.

133 Vgl. Jaun 1999: 290–293; zu Willes pädagogischem Konzept vgl. jüngst Jaun 2017b. Die militärgeschichtliche Forschung zur Neuen Richtung betont wiederholt, dass der Offizier gemäss Wille nicht nur autoritär und imponierend auftreten sollte, sondern ebenso korrekt und fürsorglich gegenüber seiner Mannschaft. Sein Erziehungsmodell hätte sich nach «allgemeingültigen pädagogischen Grundsätzen» gerichtet und nicht lediglich nach preussischem Vorbild, betont beispielsweise Wyss 2003: 187. Dabei wird regelmässig auf Willes Leistung, das marode Schweizer Wehrwesen reformiert und modernisiert zu haben, hingewiesen. Vgl. zum Beispiel Senn 2003. Als Ursache für übergriffiges, schikanöses Verhalten gegenüber der Truppe wird auf die Überforderung der Offiziere, die Soldaten zu erziehen, verwiesen. Vgl. zum Beispiel Jaun 2014: 46. Willes pädagogisches Konzept wird jedoch nur selten infrage gestellt. Wyss bezeichnet ihn beispielsweise als «grossen Erzieher und begnadeten Ausbilder». Vgl. Wyss 2003: 181. Aus heutiger Sicht ist Willes Militärpädagogik jedoch zu hinterfragen. Sie basiert laut Hubert Annen, Dozent für Militärpsychologie und -pädagogik an der Militärakademie der ETH Zürich, auf Willes Biografie, seinen persönlichen Erfahrungen und seiner Idealvorstellung einer kriegstüchtigen Armee. Ein Austausch mit der damaligen Reformpädagogik fand nicht statt. Vgl. Annen 2003.

Willess Ansatz weist grosse Ähnlichkeiten mit behavioristischen Lern-Lehr-Theorien auf, insbesondere mit der Theorie der klassischen, später operanten Konditionierung von B. F. Skinner. Lernen wird dabei als Ausbildung von Reaktionen auf Reize verstanden. Bekanntes Beispiel ist der Pawlowsche Hund, der beim Ertönen der Essensglocke in Erwartung des Futters zu sabbern beginnt. Der Behaviorismus war bis in die 1960er-Jahre populär, wurde jedoch mit der sogenannten kognitiven Wende und dem Erstarken humanistischer Psychologie und Pädagogik abgelöst. Aus heutiger Sicht ist vor allem die mechanistische Sichtweise am Behaviorismus zu kritisieren. Das Reiz-Reaktions-Lernen mag für Tierdressur durchaus geeignet und «beim Lernvorgang von Fröschen noch zutreffen. Das Lernen bei hochentwickelten Säuwgetieren und bei Menschen ist jedoch multifaktorell, hochkomplex und kaum vorhersagbar.» Berlinger, Birri, Zumsteg 2006: 37.

Auch im öffentlichen und halböffentlichen Raum sollte die Offiziersautorität zur Schau gestellt werden. Dazu gehörten zum Beispiel das Zeigen exzessiver Freude, abendliche Trinkgelage oder in seltenen Fällen das lustvolle Zerstören von Inneneinrichtungen von Wirtshäusern. Dieser «auf Enthemmung, Aggression und Zerstörungslust beruhende Korpsgeist» entstammte den Offizierskasinos der Kavallerie, fand aber auch bei anderen Waffengattungen Nachahmung.<sup>134</sup> Pauschale Aussagen über das Verhalten der Offiziere in Ausgang und Urlaub könnten zwar nicht getroffen werden, so Jaun, doch die «geschilderte Verhaltenskultur der Offiziere [sei] bis in die Zeit des Ersten Weltkrieges hinein nicht gebrochen [worden und habe] weiterhin stilbildend auf das Verhalten der Offiziere gewirkt und das Bild der Offiziere bis zur klischeehaften Verzerrung geprägt».<sup>135</sup> Sich darzustellen und so abzugrenzen, war jedoch keine bloss militärische Eigenheit. Das Schweizer Bürgertum im Fin de Siècle zeigte ähnliche Verhaltensmuster. Ihm entstammte notabene das Gros der Offiziere. Das Markieren von sozialer Distanz durch Kleidung und Wohnen, Kunstgenuss und Freizeitverhalten sowie im distanzierten, von klarer Hierarchie geprägtem Umgang mit Unterstellten entsprang sozialdarwinistisch inspirierten, elitären Leitvorstellungen. Diese nahmen Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu – zur gleichen Zeit, in der die Neue Richtung aufkam.<sup>136</sup>

### 1.2.3 Wachsende Kritik in und an der Armee

Das Imponiergehabe von Offizieren brachte diesen und der Armee Kritik und Missbilligung vonseiten der Medien und der Zivilbevölkerung ein. Der «junge, eifrige und strebsame, aber unreife und überforderte Leutnant» wurde rasch zur öffentlichen Reizfigur.<sup>137</sup> Gerade die Arbeiterschaft und die Sozialdemokratie spotteten über das «Gigerltum». Kritik, die Zivilpersonen am Verhalten einzelner Offiziere äusserten, erachteten diese bisweilen als Angriff auf ihre Offiziersehre, wie Jaun anhand von Einzelfällen aufgezeigt hat. Um ihre Ehre zu verteidigen, verletzten die Offiziere auch die Regeln der bürgerlich-demokratischen Gesellschaft und griffen zum Säbel. Medien und Zivilbevölkerung gab dies umso mehr Anlass, derartiges Imponiergehabe zu geisseln.<sup>138</sup>

---

In seinen «Kriegslehren» hielt Wille «gegen alle Empirie der industriellen Kriegführung der Jahren 1914/18 an seinem Credo der Überlegenheit der soldatisch erzogenen Truppe und der imponierenden Führung der Offiziere» fest, was sich mit seinem militaristischen, bellizistischen Gesellschafts- und Geschichtsbild erklären liesse. Jaun 2017b: 37. Willes Militäropädagogik prägte die Schweizer Armee bis nach dem Zweiten Weltkrieg, was gemäss Jaun nur damit «erklärbar [sei], dass die Schweiz weder im Ersten noch im Zweiten Weltkrieg Kriegsteilnehmer war.» Vgl. Jaun 2017b: 39. Sie blieb jedoch auch Gegenstand von Spott und Hohn. Bekanntes Beispiel ist die Forderung nach «Bisziplin» des Hilfsdienstsoldaten Theophil Lämpfli im gleichnamigen Kabarett-Stück (Uraufführung 1945). Lerch 2011.

134 Jaun 1999: 349.

135 Jaun 1999: 350.

136 Vgl. Tanner 1995: 281–477.

137 Jaun 1999: 282.

138 Vgl. Jaun 1999: 335–365.

Ältere Offiziere zeigten sich über das öffentliche Auftreten von jüngeren, der Neuen Richtung nahestehenden Offizieren ebenso entrüstet.<sup>139</sup> Als Reaktion bildete sich die sogenannte Nationale Richtung, bestehend aus liberal-demokratischen Kräften, hohen Kreisen der Militärverwaltung und einflussreichen Milizoffizieren. Bekannter Kopf war Bundesrat Emil Welti. Die Nationale Richtung hegte ein republikanisch-egalitäres Führungsverständnis und hielt am Konzept des «soldat-citoyen» fest. Der Vorgesetzte solle aus der Mitte der Truppe stammen, seine Autorität beruhe auf seiner bürgerlichen Stellung. Der Soldat sei seiner bürgerlichen Rechte nicht zu berauben, sondern bleibe Bürger in Uniform. Seine Disziplin und Kampf motivation sah die Nationale Richtung in seinem denkenden Gehorsam und seiner patriotischen Begeisterung begründet.<sup>140</sup>

Trotz Kritik und Rückschlägen gewann die Neue Richtung in den 1890er-Jahren an Einfluss, konnte sich 1903 durchsetzen und prägte schliesslich die Militärorganisation von 1907, die vom Stimmvolk nach einem Referendum der SP gutgeheissen wurde.<sup>141</sup> Sie ermöglichte, die Ausbildung weiter zu intensivieren, belies Infanterie-Bataillone und die Ernennung von Offizieren jedoch in der Zuständigkeit der Kantone. Durch die Restrukturierung der Armee im Rahmen der Truppenordnung 1911 konnten schliesslich «die letzten Hemmnisse kantonaler Prärogative abgestreift» werden, so Jaun.<sup>142</sup> Zwölf Jahre zuvor hatte das Stimmvolk den Bestrebungen, die Armee weiter zu zentralisieren und zu modernisieren, an der Urne noch eine Abfuhr erteilt, auch aus Kritik am «militärischen Experten-Elitismus».<sup>143</sup> Im Offizierskorps setzte sich die Neue Richtung ebenfalls durch. Das Gros der Offiziere habe im Ersten Weltkrieg Willes pädagogisches Konzept «unberirrt und stur» befolgt, schätzt Jaun.<sup>144</sup> Die Nationale Richtung behielt jedoch in radikal-demokratischen Kantonen wie etwa dem Aargau Befürworter.<sup>145</sup>

Die Armee blieb nach 1900 weiterhin Gegenstand heftiger Kritik, vor allem vonseiten der Sozialdemokratie und Arbeiterschaft. Hatten sich diese bis um 1900 darum bemüht, die Lage der Arbeiter im Militär zu verbessern und ihnen eine Karriere zu ermöglichen, erfuhr die Armee danach grundsätzlichere Ablehnung. Der Einsatz von Ordnungsdiensttruppen gegen streikende Arbeiter festigte das Bild der Armee als «Repräsentanten der unterdrückenden und ausbeutenden Klasse».<sup>146</sup> Auch die Kritik am «Gigerltum» und der kastenmässigen Abschliessung der Offiziere verhallte nicht.<sup>147</sup> Gegen die zunehmende Kritik wollte der Bundesrat mit dem «Maulkrattengesetz», wie es von Kritikern schmähaft genannt wurde, gegen armeekritische Redaktoren vorgehen. Zwei Drittel des Stimmvolks lehnte das Vorhaben jedoch 1903 ab.<sup>148</sup>

139 Vgl. Jaun 1999: 345–365.

140 Vgl. Jaun 1999: 211–232; Rieder 2009: 16.

141 Vgl. Jaun 1999: 257–293. Für eine detaillierte Beschreibung wichtiger Stationen der Neuen Richtung vgl. Rieder 2009.

142 Jaun 2019: 131; vgl. ebd. 107–110, 122–131; Senn 2008.

143 Jaun 2019: 108.

144 Jaun 2014: 46.

145 Vgl. Lengwiler 1995. Zum Richtungsstreit im Aargauer Offizierskorps vgl. Wicki 2018.

146 Jaun 1999: 233.

147 Zum sozialistischen Militärdiskurs vgl. Jaun 1999: 233–253. Zu Ordnungsdienst einsätzen der Armee und dem Militär in linken Streikdiskursen vor 1914 vgl. Koller 2018b.

148 Vgl. Steiner 2018: 29–32.

Auch die Kriegstauglichkeit der Armee blieb Gegenstand öffentlicher, teils internationaler Aufmerksamkeit und Auseinandersetzungen. Mit Manövern wie den Kaisermanövern 1912 wollte die Armee ihre Kriegstauglichkeit einem internationalen Publikum demonstrieren.<sup>149</sup> Diese wurde ein Jahr später infrage gestellt: Anlässlich der sogenannten Meuterei an der Flüela 1913 spottete Wille über die fehlende Disziplin der Bündner Gebirgstruppen. Die Mannschaft war wegen des schlechten Wetters selbständig abmarschiert, während die Offiziere die Übung besprachen.<sup>150</sup> In der Landesausstellung von 1914 wiederum, die kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges ihre Tore geöffnet hatte, zeigte die Armee ihren Willen und ihre Bereitschaft, die bewaffnete Neutralität zu verteidigen.<sup>151</sup>

#### 1.2.4 Die Armee beschützt die Schweiz

Angesichts der Kriegsmobilmachung in Russland und des Zustands der drohenden Kriegsgefahr, der im Deutschen Reich erklärt worden war, ordnete der Bundesrat am 31. Juli 1914 die Pikettstellung der Armee an. Noch am selben Tag beschloss er die Kriegsmobilmachung der Schweizer Armee. Erster Mobilmachungstag war der 3. August. Der Landsturm – zu dieser Heeresklasse gehörten Soldaten und Unteroffiziere bis zum beendeten 48. Lebensjahr, Offiziere bis zum beendeten 52. Lebensjahr<sup>152</sup> – wurde bereits auf den 1. August aufgeboten. Seine Aufgabe war es, die Grenze während der Mobilmachung der Armee zu schützen und wichtige Verkehrslinien sowie Magazine und Zeughäuser zu bewachen.<sup>153</sup> Am 3. August wählte die Bundesversammlung Oberstkörpskommandant Ulrich Wille zum General. Oberstkörpskommandant Theophil Sprecher von Bernegg, der über eine Mehrheit der Stimmen verfügt hätte, erklärte seinen Verzicht auf die Generalswürde und übernahm die Position des Generalstabschefs.<sup>154</sup>

Die Stäbe und Einheiten des Auszugs – dazu gehörten Soldaten und Unteroffiziere bis 32, Hauptleute bis 38 und Stabsoffiziere bis 48 Jahre – und der Landwehr – die Landwehr umfasste Soldaten und Unteroffiziere von 33 bis 40, Hauptleute bis 44 und Stabsoffiziere bis 48 Jahre – rückten an den definierten Korps sammelplätzen ein; das waren jeweils grössere Städte wie Bern, Zürich, St. Gallen oder Frauenfeld mit entsprechender Infrastruktur.<sup>155</sup> Der Bundesrat erteilte General Wille am Folgetag den Auftrag, die «volle staatliche Souveränität und Unabhängigkeit gegenüber jeder Beeinträchtigung von innen oder von aussen zu wahren und unser Gebiet gegen jede feindliche Verletzung zu schützen».<sup>156</sup> Nach der Mobilmachung erfolgte die Beeidigung. Die Wehrmänner schworen, «für die Verteidigung des Vaterlandes und seiner Verfassung Leib und Leben aufzuop-

149 Vgl. Steiner 2018: 34; Tanner 2015: 115.

150 Vgl. Fuhrer 2014.

151 Langendorf 2010: 64–66; Kreis 2010.

152 Vgl. Art. 35–37 MO 1907.

153 Vgl. Sprecher 1926: 106–108.

154 Vgl. Kurz 1970: 18–26. Zur umstrittenen Generalswahl vgl. Sprecher 2000.

155 Zu den Heeresklassen vgl. Art. 35–37 MO 1907. Zu den Sammelpunkten vgl. Ordre de Bataille 1914.

156 Schweizerischer Bundesrat: Instruktion für den General, [Bern] 4. 8. 1914. In: Kurz 1970: 32–34. Hier: 32.

fern». <sup>157</sup> Die Armee sei «zum Schutz des Vaterlandes in dieser gefährlichen Weltlage unter die Waffen gerufen worden», verkündete General Wille den Wehrmännern in einem seiner ersten Armeebefehle. <sup>158</sup> Anschliessend bezogen die marschbereiten Truppenkörper nahe den Korps sammelplätzen oder im Grenzgebiet ihre Standorte innerhalb der Mobilisierungsaufstellung der Armee. <sup>159</sup>

Wegen der Kämpfe im Oberelsass und dem damit drohenden Eindringen fremder Truppen in die Schweiz ordnete die Armeeführung per 12. August 1914 an, das Gros der Armee in die Nordwestschweiz zu verlegen, um die dortige Grenze zu sichern. Drei Divisionen standen in vorderer Linie zwischen Basel und Les Rangiers, drei als Reserve südöstlich der Jura-Kette. Kavallerie stand in der Ajoie und den Flanken. Im Falle eines Angriffs beabsichtigte die Armeeführung, den Eindringling mit einer ersten Heeresgruppe nahe der Grenze abzufangen und dessen Vorstoss zu verzögern; eine zweite Heeresgruppe sollte ihn gestützt auf die Befestigungen Murten und Hauenstein stoppen und mit Hilfe des Gegners des Eindringlings zurückwerfen. Die Südgrenze wurde von den Besatzungen der Festungen St. Maurice und St. Gotthard sowie den vier Gebirgs-Brigaden gesichert. <sup>160</sup> Die Landwehr-Infanterie-Brigaden wurden im rückwärtigen Raum und als Festungsbesatzungen im Landesinnern eingesetzt. <sup>161</sup> Dieses Dispositiv blieb bis Kriegsende mit leichten Änderungen bestehen. <sup>162</sup> Darüber hinaus sollte der Aufmarsch Signalwirkung haben. Die Armee wollte ihre Kriegsbereitschaft gegenüber allfälligen Eindringlingen demonstrieren und sie so abschrecken. <sup>163</sup>

In den Tagebüchern und Briefen einzelner Offiziere fand sich diese Deutung wieder. Vielschreiber Hauptmann Wilhelm Francke berichtete beispielsweise Mitte August: «Nun ist unsere Armee aufgestellt, um einem event. Übertritt franz. oder deutscher Truppen über unsere Grenze mit Kraft entgegenzutreten. Die ganze Mobilisation erfolgte auf geradezu bewunderungswürdige Art und Weise, wie man es kaum erwarten durfte. Alle Truppenbestände sind überfüllt, soviel Leute als allen Ländern haben sich gestellt, um sich einreihen zu lassen. Die Leute sind nun auch wieder einexerziert und brennen vor Verlangen loszuschlagen.» <sup>164</sup> Francke zeichnete hier die Armee als Beschützerin der Schweiz, die deren territoriale Integrität wahren sollte. Gleichzeitig betonte er den Willen und das Können der Armee, dies zu tun, und somit ihre Kriegstüchtigkeit. Derartige Äusserungen, in denen die Armee explizit genannt wurde, blieben die Ausnahme. Stattdessen schrieben die Offiziere über ihr Umfeld – ihre Vorgesetzten, Kameraden oder Unterstellten – und über den eigenen Dienst, den sie für das Vaterland leisten wollten, wie das Beispiel von Leutnant Armin Meili zeigt.

<sup>157</sup> Anhang III. Beeidigung der Truppen DR 1900/1908. Vgl. Ruchti 1928: 30; Kreis 2014: 41.

<sup>158</sup> Wille, Ulrich: Armeebefehl, [Bern, 7. 8. 1914]. Faksimile in: Kurz 1970: 55. Der Befehl gelangte bis zur Truppe, wie das im Tagebuch von Leutnant Heinrich Zulauf eingeklebte Exemplar zeigt. Vgl. Zulauf.

<sup>159</sup> Vgl. Kurz 1970: 51–53; Rapold 1988: 220–238.

<sup>160</sup> Vgl. Sprecher 1926: 113–115, 145–151; Kurz 1970: 51–53.

<sup>161</sup> Vgl. Rapold 227–238.

<sup>162</sup> Vgl. Jaun 2018a.

<sup>163</sup> Kreis 2014: 117.

<sup>164</sup> Francke, Bern, 13. 8. 1914 (18). Francke befasste sich im August 1914 wiederholt mit dem Dispositiv der Schweizer Armee. Vgl. Francke, 10., 12., 13., 19., 20. und 30. 8. 1914 (17–25).

### 1.2.5 Beispielfall:

#### *Die Bevölkerung bejubelt «Vaterlandsverteidiger» Leutnant Armin Meili*

Am 3. August 1914 rückte die Feld-Batterie 62 in Winterthur ein und machte mobil. Unter ihr der junge Leutnant Armin Meili. Von Luzern war er über Zürich nach Winterthur gereist. «Eine recht traurige Fahrt» sei das bis Zürich gewesen: «Alle hatten das Gefühl einem ungewissen Schicksal entgegen zu gehn. In Zürich wimmelte es von Artillerie & Festungstruppen, der Zug nach Winterthur war vollständig mit Offizieren & Mannschaften angefüllt. – Hier war die Stimmung sehr zuversichtlich & hoch patriotisch. Ich sah alle meine alten Dienstkameraden wieder. Kaegi werde ich heute in Winterthur noch sehn. Es herrscht eine prächtige Kameradschaft. Auch ist die Mannschaft voll Vertrauen, wenn sie auch meistens die Schwere des Augenblicks nicht kennt», berichtete er seinen Eltern.<sup>165</sup> Wie für Offiziere üblich, war Meili bei Privaten untergebracht: «Die Mobilisierung ist nun vollendet. Wie es scheint geschah das zur vollen Befriedigung. Hier in Winterthur war die Organisation mustergültig. Alle Vorbereitungen stimmten «bis zum letzten Gamaschenknopf». Die hier mobilisierte Infanterie imponierte uns ganz gewaltig. So schneidige flotte Truppen sah ich bis jetzt noch nie wie diese Infanteriebrigade. [...]

Heute wurden wir in feierlicher Weise vereidigt. Der Stadtpraesident von Winterthur nahm den Schwur ab. Die Tessiner brachen in ein begeistertes «viva la Svizzera» aus als sie dem Vaterland Treue gelobten. Es war dies ein erhebender Moment [...]

Wir sind in einem sehr feinen Hause einquartiert. Bei einem Ingenieur Rohner, dessen Familie uns in rührender Liebenswürdigkeit hätschelt. Überhaupt fühlt man jetzt wie sehr eine solche Gefahr das Volk zusammenkettet. Die Zivilbevölkerung ist voll Begeisterung für das Heer.

In der Batterie herrscht eine treffliche Kameradschaft [...]

Die Mannschaft ist zuverlässig & hat Zutrauen zu den Offizieren. Mein (Zug?) ist gut», schrieb er nah Hause.<sup>166</sup> In Niederglatt ging die Batterie in Wartstellung und bereitete sich auf einen möglichen Einsatz vor. Die privaten Grundstücke und Wiesen, auf denen sie übte, wurden bisweilen arg in Mitleidenschaft gezogen, wie Meili schrieb: «Wir üben wie in einer Rekrutenschule, nur mit dem Unterschied, dass sich hier die Leute eine unendliche Mühe geben. Jedes Allotria [Albernheit, Unfug] ist ausgeschlossen, allen ist der Ernst der Situation bekannt. Die Bauern, die alles liegen lassen mussten, sagen sie hätten dennoch unter keinen Umständen zu Hause bleiben wollen. Die Zivilbevölkerung ist ungemein zuvorkommend. Wenn einmal, so ist jetzt das «Volk von Brüdern» am Platze. Heute als wir mit unserer Fahrschule eine Wiese sozusagen vollständig verwüsteten kam ein alter Mann mit weissem Bart, der Besitzer. Er weinte. Wir glaubten, die Zerstörung seiner Kulturen gehe ihm so sehr zu Herzen. Wir versuchten ihn zu trösten; da er ja schon dafür bezahlt werde; da meinte der gute Alte. Das sei *sein* Opfer fürs Vaterland, da er leider nicht mehr wie anno 70 als Kanonier mitfahren könne. Was ihn aber so sehr deprimiere, sei der Gedanke, dass so schöne Mannschaften vielleicht alle zusammengeschossen

<sup>165</sup> Meili an Eltern, Luzern, 4. 8. 1914.

<sup>166</sup> Meili an Eltern, Winterthur, 5. 8. 1914. Was in den Quellen schwer zu entziffern ist, wird in Klammern und mit Fragezeichen angegeben.

würden. Auf unseren Märschen sehn wir überall Militär, und zwar sind es Prachtssoldaten. Jede Missgunst zwischen Artillerie & Infanterie ist gewichen einem gegenseitigen Vertrauen. Unser Hauptmann ist der gegebene Mann für Kriegszeiten. Er versteht es Ruhe in die Batterie zu bringen. Nie ein böses Wort & doch klappt alles vorzüglich.»<sup>167</sup>

In Niederglatt wartete die Batterie auf weitere Befehle. Die Stimmung blieb derweil angespannt: «Es ist ein strenger Befehl ergangen über die Örtlichkeit nichts verlauten zu lassen. Die Adresse ohne Ortsangabe genügt.

Die schwarzen Wetterwolken ziehen immer mehr herauf & verfinstern den Himmel. Heute erhielten wir bereits den Befehl auf Flieger ohne eidgenössische Abzeichen zu schiessen, sei es mit Geschütz oder Handwaffe.

Der Regimentskommandant Oberstlieut. Egli machte heute Andeutungen, dass wir vielleicht morgen schon an die Grenze marschieren werden, da sich grosse Truppenmengen auf deutschem & französischem Gebiet ansammeln.

Es ist ein erdrückendes Erwarten! Diese bange Sorge ist wohl auch der Grund der ausgezeichneten Kameradschaft in unserer Einheit. Allerdings ist es nicht mehr das fröhliche Treiben, wie im Wiederholungskurs.»<sup>168</sup>

Die Batterie kehrte nach Winterthur zurück und verliess die Stadt kurz darauf erneut. Dieser Abschied werde ihm «stets in Erinnerung bleiben», schrieb Meili: «Nach einer äusserst raschen Verladung von drei Batterien – ein ganzes Regiment fuhr schon in der Art weg – fuhren drei Züge voll Artillerie aus. Unser Trompeter blies «rufst du mein Vaterland». Die Bevölkerung der ganzen Linie entlang war voll Begeisterung alles schwenkte die Hüte & Nastücher, alles rief uns viel Glück zu! Eine alte Zuschauerin in Buchs rief uns «chömed au alli wieder gsund hei». Wollens hoffen.»<sup>169</sup>

Danach verschob die Batterie in die Nordwestschweiz. Am 12. August zog sie in Grenchen ein, wo sie von der Bevölkerung begeistert willkommen geheissen wurde: «Heute morgen führte ich die Batt. 62 stolz in Grenchen ein, da mein Hptm. mit dem Zugführer I vorausgeritten war. Wer jetzt Soldat ist, dürfte zu den gefeiertsten Persönlichkeiten gehören, überall eine wahrhaft väterliche Fürsorge mit uns Vaterlandsverteidigern. Überall bringt das Volk zu trinken & zu essen. Grüssen tut einen sowieso jeder Zivilist. Uns Offizieren werden feine Zimmer unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Wie ich Euch gestern mitteilte ist die Lage für uns sehr ernst. Davon aber keinen Deut merken lassen.»<sup>170</sup>

Meili erfuhr die Lage in den ersten Augusttagen als angespannt und «sehr ernst». Er schrieb von «Gefahr», dem «Ernst der Situation» und «schwarzen Wetterwolken», die den «Himmel» «verfinstern». Der Schweiz drohte in seinen Augen der Einfall deutscher

167 Meili an Eltern, Niederglatt, 6. 8. 1914. Hervorhebung im Original.

168 Meili an Eltern, Niederglatt, 8. 8. 1914.

169 Meili an Eltern, Kriegstetten, 11. 8. 1914. Die hier geschilderte Szene ähnelt stark derjenigen, die Leutnant Hans Ganz in Göttingen erlebt hatte. Hier wie dort war die Bevölkerung begeistert. In Winterthur galt die Begeisterung dem «Vaterland» und der Truppe. Eine Begeisterung über den Krieg selbst ist den Zitaten nicht zu entnehmen.

170 Meili an Eltern, Grenchen, 12. 8. 1914.

oder französischer Truppen, denen die Armee und damit auch Meili begegnen sollte. Sein «Schicksal» schien ihm «ungewiss», das «Erwarten» «erdrückend».

In dieser angespannten Situation berichtete Meili seinen Eltern ausführlich über die Armee und die Zivilbevölkerung. Für Erstere war er voll des Lobes. Fuhr Meili von Luzern angespannt seinem «ungewissen Schicksal entgegen», war ihm die sichtbare Präsenz und Stimmung von Artillerie und Festungstruppen in Zürich ein scharfer Gegensatz dazu. Er lobte deren Zuversicht und Patriotismus, Kameradschaft und das Vertrauen der Mannschaft in die Offiziere. Für Meili muss das ein eigentlicher Lichtblick gewesen sein.

In der Folge zeichnete er das Bild einer kriegstauglichen Truppe, die zur Verteidigung des Vaterlandes willens und fähig war. Er lobte die Mobilmachung in höchsten Tönen, betonte den Schneid der mobilisierten Infanterie-Brigade und den Patriotismus der Tessiner Soldaten. Auch später lobte er Wehrmänner, die er auf Märschen angetroffen hatte, als «Prachtssoldaten». Sich selbst nannte er «Vaterlandsverteidiger», der sich nach aussen hin furchtlos geben sollte. Erneut lobte er das Vertrauen der Mannschaft in die Offiziere, ihre Zuverlässigkeit und den Opfermut der eingerückten Bauern.

Für die Bevölkerung zeichnete Meili zwei Rollen: Entweder unterstützte und versorgte sie die Armee, sei es, indem sie Zimmer, Boden oder Speis und Trank zur Verfügung stellte, oder sie bejubelte und feierte sie. Meili schrieb zwar vom «Volk von Brüdern», strich aber in seinen Briefen die übergeordnete Rolle des Militärs und die untergeordnete der Bevölkerung mehrfach hervor. Deren Rolle war es nämlich, «ungemein zuvorkommend» zu sein. Deutlich wurde das anhand des betagten Besitzers der Wiese. Während die «so schönen Mannschaften» in Gefahr liefen, «zusammengeschossen» zu werden, war der «gute Alte» nicht mehr kriegstauglich. Anstelle seines Lebens gab er seine Wiese als «Opfer fürs Vaterland» her. Die Batterie, die die Wiese beim Üben vollständig verwüstet hatte, nahm dabei stellvertretend für das Vaterland das Opfer entgegen. Auch dass «jeder Zivilist» die in Grenchen einziehenden Truppen grüsste und damit Respekt und Anerkennung kundtat, machte das Rollenverständnis klar. Damit griff Meili mehrfach Elemente der dualistischen Geschlechterordnung des Fin de Siècles sowie des Offiziers- und Soldatenbildes der Neuen Richtung auf: Die weiblich(ere) Bevölkerung unterstützte das männlich(ere) Militär, wie zuvor dargelegt.<sup>171</sup> Dabei standen dem Versprechen der Truppe, das Vaterland zu verteidigen und dafür ihr Leben zu geben, handfeste Gaben und Taten der Zivilbevölkerung gegenüber.

### **1.2.6 «Was die Leute Augen machen!» – die unterstützende und jubelnde Bevölkerung**

Wie bei Meili tauchte die Bevölkerung in den Briefen und Tagebüchern der untersuchten Offiziere im August 1914 primär in zwei Rollen auf: Sie unterstützte die Armee und sie bejubelte sie. Dasselbe traf auf Behörden, nichtstaatliche Organisationen und auf Familienangehörige zu, insbesondere Verlobte, Ehefrauen und Mütter. Die Unterstüt-

---

<sup>171</sup> Vgl. Kap. 2.2.

zung zeigte sich in grosszügiger Verpflegung und Versorgung auf Verschiebungen an die Grenze. Leutnant Heinrich Zulauf hielt zum Beispiel fest, wie die Bevölkerung in Sissach der vorbeimarschierenden Truppe «Chocolat und Zigarren» austeilte.<sup>172</sup> Das Tagebuch des Infanterie-Bataillons 85 notierte die «sehr freundl Darreichung von Wasser, Orangen etc. durch hübsche Rotkreuzdamen».<sup>173</sup>

Vor allem die Verlobten, Ehefrauen und Mütter zu Hause hatten für das seelische und leibliche Wohl der Wehrmänner an der Grenze zu sorgen. In zahlreichen Briefen baten die Offiziere sie um frische Hemden und Socken. Auch die Armeeführung ging davon aus, dass weibliche Familienangehörige für das Waschen und Flicker der Kleider der Wehrmänner zuständig seien, und hielt diesen Dienst für selbstverständlich.<sup>174</sup> Leutnant Philipp Etter machte das seiner Verlobten im ersten Brief aus dem Aktivdienst klar: «Sei eine Stauffacherin, die ihren Werner in schweren Tagen aufrichtet und ermutigt.»<sup>175</sup> Er forderte sie mehrfach auf, für ihn zu beten,<sup>176</sup> und freute sich, «dass die lb. Karolina im Luzernerspital ihres hehren, liebevollen Amtes waltet. Da hat unsereins doch Aussicht, wenn man mit zerschlagenem Gesicht oder verkrachten Gliedern aus irgend einem Gefecht heraus gehen sollte, unter gute Hände und in gute Pflege zu kommen».<sup>177</sup> Ähnlich schilderte Leutnant Othmar Ammann, wie eine «liebenswürdige Bauersfrau» nach einem Unfall mit einer Kutsche seine Wunden wusch und verband.<sup>178</sup> Die Bevölkerung nahm damit die Rolle ein, die ihr zugedacht war. Entsprechend erfuhren die untersuchten Offiziere die Beziehung zwischen Armee und Bevölkerung im August mehrheitlich als positiv und die Schweiz als im Innern geeint und geschlossen, wie es zum Beispiel Meili tat. Das galt als Voraussetzung, um eine allfällige Probe des Krieges bestehen zu können.<sup>179</sup>

Auf versagte oder verweigerte Unterstützung reagierten die Offiziere mit arger Kritik, teils auch mit Bestrafung. Etter schilderte seiner Verlobten die Inhaftierung eines Bauern, der seinen Unmut darüber kundtat, dass auf seinem Grund Befestigungsanlagen errichtet werden sollten. Der Bauer beschimpfte Etters Bataillon und ein weiteres als «Laushunde» und wünschte die Franzosen herbei, die sie «abmur[x]en», das heisst töten sollten. Er wurde daraufhin «für einige Stunden eingesperrt, um über seinen Patriotismus Betrachtungen anzustellen», schloss Etter zynisch.<sup>180</sup> Ähnlich verständnislos klagte Zulauf, eine absolvierte Übung «wäre ganz nett verlaufen, wenn man nicht immer

172 Zulauf, Schlatthof, 8. 8. 1914.

173 I. Bat. 85, Bern, 12. 8. 1914.

174 Vgl. Joris 2014: 323.

175 Etter an Verlobte, o. O., 8. 8. 1914. Werner Stauffacher war Ammann der Talschaft Schwyz und verkörpert in der Befreiungstradition einen der Drei Eidgenossen, die 1291 bzw. 1307 die Eidgenossenschaft gegründet haben sollen. In Friedrich Schillers ‚Wilhelm Tell‘ ermutigte Stauffachers Frau Gertrud ihren zögernden Mann. Jacober 2012; Kreis 2012. Das Bild der Stauffacherin gewann um die Jahrhundertwende an Prominenz. Vgl. Kälin-Gisler 2015.

176 Etter an Verlobte, o. O., 13. 8. 1914; o. O., 21. 8. 1914.

177 Etter an Verlobte, o. O., 13. 8. 1914. Karolina war Mutmasslich eine Familienangehörige von Etter.

178 Ammann an Eherau, o. O., 25. 8. 1914.

179 Vgl. Gentil 2014: 66–67.

180 Etter an Verlobte, o. O., 21. 8. 1914.

Kulturschaden vermeiden müsste».<sup>181</sup> Ebenfalls Kritik erfuhren lokale Behörden: Oberst Otto Bridler, Kommandant der Gebirgs-Brigade 18, kritisierte zum Beispiel angesichts zahlreicher eingehender Dispensations- und Urlaubsgesuche von Wehrmännern, dass es den jeweiligen Gemeindebehörden an «Pflichtbewusstsein» fehle; sie würden die Wehrmänner und ihre Angehörigen nur unzureichend unterstützen.<sup>182</sup>

Die zweite Rolle, in der vor allem die Bevölkerung erwähnt wurde, war diejenige des Publikums, das die Armee bestaunte, beklatschte und bejubelte. Behörden, nicht-staatliche Organisationen und Familienangehörige wurden nur selten in dieser Rolle erwähnt. Vor der Bevölkerung konnte sich die Armee inszenieren und so ihre Legitimität unter Beweis stellen. Der Basler Militärdirektor und Hauptmann Rudolf Miescher hielt beispielsweise fest, wie nach erfolgter Mobilmachung das in Basel anwesende Publikum «die Fahne mit Begeisterung» begrüßte, während die frisch vereidigte, vorbeimarschierende Truppe sich anstrenge, «ihr Bestes zu leisten», und auch ein Landwehrebataillon «in ausgezeichneter Haltung» defilierte.<sup>183</sup> Gerade jüngere Offiziere berichteten über die öffentliche Aufmerksamkeit und Anerkennung, die sie in den Tagen der Mobilmachung erfuhren. Als Zulauf in Flüh nahe Basel mit seinem Zug als Erster an die Grenze versetzt wurde, notierte er: «Was die Leute Augen machen!»<sup>184</sup>

Derartige öffentliche Inszenierungen wie Defilees oder Vereidigungen dienten auch dazu, disziplinierte Körper zu zeigen und damit Männlichkeit zur Schau zu stellen.<sup>185</sup> Das implizierte eine Überlegenheit der als männlich gedeuteten Armee gegenüber der als weiblich gedeuteten Bevölkerung. Diese Überlegenheit wurde in Briefen und Tagebüchern der Offiziere dadurch betont, dass die Bevölkerung vereinzelt als dummlich, hinderlich oder unordentlich dargestellt wurde. Dabei spielten stereotype Vorstellungen bezüglich des Geschlechts ebenso eine Rolle wie Vorbehalte der meist urbanen Offiziere gegenüber der meist ländlichen Bevölkerung vor Ort. Zulauf schrieb in seinem Tagebuch wiederholt über die lokale Bevölkerung, die über den Krieg, das viele Militär und die geschlossenen Grenzen nur staunen konnte.<sup>186</sup> Der aus New York eingerückte Ammann berichtete seiner Frau: «Die Bauersleute sind zwar nur zu sehr bemüht mir Gesellschaft zu leisten, ihre naive Unterhaltung ist mir nicht besonders willkommen, da bin ich doch lieber allein + lass meine Gedanken zu Euch wandern.»<sup>187</sup>

181 Zulauf, Witterswil, 28. 8. 1914.

182 Oberst Otto Bridler, Kdo. Geb Br 18: Wochenbericht 16.–22.VIII.14, an Kdo. 3. AK, 2. o. O., 22. 8. 1914, BAR E27#1000/721#13233\*.

183 Miescher, Basel, 5. 8. 1914.

184 Zulauf, Flühen [!] 9. 8. 1914. Bis 1910 wurde Flüh auf topografischen Landeskarten Flühen genannt. Tatsächlich war zuvor schon Landwehr an der Grenze. Vgl. ebd.

185 Vgl. Frevert 1997: 13; Roynette 2020; Mazurel 2020b: 483.

186 Zulauf, Schlatthof, 9.081914; Flühen, 13. 8. 1914.

187 Ammann an Ehefrau, o. O., 27. 8. 1914.

### 1.2.7 Die unordentliche Bevölkerung

Am 24. August 1914 inspizierte Oberstleutnant Hans Kohler, Kommandant des Infanterie-Regiments 23, zum wiederholten Mal die Kantonnements<sup>188</sup> seiner Truppe. Die Offiziere hatte er wegen miserabler Ordnung auf den Posten<sup>189</sup> und unzureichend gereinigter Aborte bereits scharf gerügt.<sup>190</sup> Nun galt seine Kritik den Einwohnern Benkens und dessen Gemeindepräsidenten. «Um die Kanto[nnemente] herum liegen noch immer Papierfetzen. R. Kdt. befiehlt dem Bat. Kdt. den Gemeindepräsidenten Benken zu beauftragen für grössere Reinlichkeit auf den Strassen und um die Häuser zu sorgen», vermerkte das Truppentagebuch.<sup>191</sup> Besser fiel das Urteil über das nahe Oberwil aus: «Es fällt angenehm auf, dass die Bewohner wie die Behörde Oberwil nach verschiedenen Reklamationen für die Sauberkeit auf der Strasse und um die Häuser besorgt sind. Das Dorf machte heute einen bedeutend flotteren Eindruck als beim Einmarsch des R. vor 14 Tagen.»<sup>192</sup>

Doch nur vorerst. Zwei Tage später durchritt der Kommandant Oberwil erneut. Dort stellte er Unordnung fest. «R. Kdt. rügt bei zwei Einwohnern die Unordnung vor den Häusern. Er droht die Fehlbaren im Wiederholungsfalle mit zwei Tagen Arrest zu bestrafen», hielt das Truppentagebuch fest.<sup>193</sup>

Kohler schien Zivilbevölkerung und Behörden der Dörfer, in denen seine Truppen einquartiert waren, wie seine Unterstellten zu behandeln. Er beurteilte sie an der «Sauberkeit auf der Strasse und um die Häuser» und befahl, diese nötigenfalls herzustellen. Seiner Forderung verlieh er mit der Androhung von Arrest gegenüber Zivilpersonen Nachdruck. Kohlers Umgang mit der Bevölkerung lässt deutlich erkennen, welche untergeordnete, zum Gehorsam verpflichtete Rolle er derselben zuschrieb. Gerade das Befehlen weiblich konnotierter Tätigkeiten wie Putzen diene mitunter dazu, Hierarchien zu markieren und Männlichkeit zu demonstrieren.<sup>194</sup> In Kohlers Handeln zeigte sich zudem ein ausgeprägter Ordentlichkeits- und Sauberkeitssinn, wie er Ende des 19. Jahrhunderts in bürgerlichen Kreisen üblich war. Reinlichkeit besass eine «hohe moralische Qualität» und ging aus damaliger Sicht mit Rechtschaffenheit einher. Untere Klassen wurden als potenzielle Schmutz- und Krankheitsträger erachtet und entsprechend diszipliniert.<sup>195</sup> Diese Reinlichkeit und Rechtschaffenheit nahm Kohler für sich in Anspruch, während er sie der lokalen Bevölkerung und den Gemeindebehörden absprach.

Allerdings finden sich in den militärischen Quellen sowie in den Briefen und Tagebüchern der Offiziere nur selten ähnliche Äusserungen. Eine Ausnahme ist das Tagebuch des Berner Regierungsrats und Oberstleutnants Karl Scheurer. Die Bevölkerung in Glovelier, wo er im August 1914 Dienst tat, hinterliess bei ihm einen bleibenden Eindruck. Bereits Ende August hatte er in seinem Tagebuch notiert, wie sie Putzarbeiten der

188 Kantonnement war die in der Armee damals geläufige Bezeichnung für Unterkunft.

189 I. R. 23, o. O., 21. 8. 1914.

190 I. R. 23, o. O., 16. 8. 1914.

191 I. R. 23, o. O., 24. 8. 1914.

192 I. R. 23, o. O., 24. 8. 1914.

193 I. R. 23, o. O., 26. 8. 1914.

194 Vgl. Rychner 1995.

195 Vgl. Tanner 1995: 352.

Soldaten im Dorf lediglich zugeschaut und bemerkt hätten, die «alte Sauerei» werde nach dem Abzug der Truppe bald wieder da sein.<sup>196</sup> Rückblickend schrieb er: «Ich werde die Erinnerung an Glovelier behalten, dass die Bevölkerung ganz gutmütig und brav ist, dass ein wenig viel Schnaps getrunken wird, dass zu wenig gearbeitet wird, dass die Weiber schön angezogen, aber im Grunde doch schmutzig sind und dass sie zu viel in die Kirche laufen. An den Dreck werde ich mich wohl immer erinnern.»<sup>197</sup> Nebst bürgerlichen Vorstellungen von Reinlichkeit zeigten sich hier auch Vorbehalte gegenüber der Landbevölkerung und der Romandie.

### 1.2.8 Die (un)disziplinierte Mannschaft

General Wille hatte seine Vorstellungen von Gehorsam und Disziplin zu Beginn des Aktivdienstes nochmals breit kundgetan. In einem seiner ersten Armeebefehle verlangte er von der Mannschaft, aber auch von den Unteroffizieren und den Offizieren, «ernste Pflichtauffassung und in allen Lagen standhaltende Disziplin» und betonte, dass der «Geist, der die Armee beseelt», wichtiger sei als Überzahl oder bessere Waffen.<sup>198</sup> Die Forderung nach Disziplin und Gehorsam spiegelte sich in militärischen Quellen wider. Höherrangige Offiziere wie Bataillons-, Regiments- oder Brigadekommandanten übten zu Beginn scharfe Kritik an der mangelhaften Disziplin der Truppe. Das Tagebuch des Füsilier-Bataillons 44, das zu diesem Zeitpunkt von Major August Wieland kommandiert wurde, erwähnte einzelne Soldaten meist nur, wenn sie sich undiszipliniert verhielten – sich beispielsweise von der Truppe entfernten, ohne sich abzumelden,<sup>199</sup> oder den Gehorsam verweigerten<sup>200</sup> – oder nicht die gewünschte Leistung erbrachten, das heisst beispielsweise auf einem Marsch zurückblieben.<sup>201</sup>

Auch das fehlende Beherrschen sogenannter Körpertechniken wie aufrechte, starre Haltung, Gleichschritt oder exaktes Ausführen von Gewehrgriffen wurde regelmässig bemängelt. Diese Techniken sollten auf typisch männliche Attribute wie Disziplin, Selbstbeherrschung, Willenskraft und Festigkeit hinweisen.<sup>202</sup> Hielt das Tagebuch des Infanterie-Regiments 23 anlässlich der Mobilmachung fest, die Truppen seien «in guter Haltung, sauber & nüchtern» eingerückt,<sup>203</sup> wurden wenig später die laxen Haltung, mangelhafte Energie oder unbefriedigendes Halten der Gewehre kritisiert.<sup>204</sup> An den älteren Truppen der Landwehr und des Landsturms übten einige Offiziere besonders Kritik. Sie

196 Scheurer, Glovelier, 28. 8. 1914.

197 Scheurer, Bellelay, 2. 9. 1914

198 Schweizerischer Bundesrat: Instruktion für den General, [Bern] 4. 8. 1914. In: Kurz 1970: 32–34. Hier: 32.

199 Füs. Bat. 44, Schlatthof, 16. 8. 1914.

200 Füs. Bat. 44, Schlatthof, 17. 8. 1914.

201 Füs. Bat. 44, Schlatthof, 23. 8. 1914. An einer Stelle wurde jedoch ein Posten, der mit «Schneid [...] ein mit voller Geschwindigkeit anfahrendes Auto» angehalten habe, als Beispiel für die gut instruierten und funktionierenden Posten angeführt. Ebd., o. O., 10. 8. 1914.

202 Vgl. S. 74, Fussnote 127.

203 I. R. 23, o. O., 4. 8. 1914.

204 I. R. 23, 7., 9., 21. und 26. 8. 1914. Anerkennend wurde der Truppe jedoch attestiert, auch der hinterste Mann habe sich angestrengt, in flotter Haltung vor dem Regimentskommandanten vorbeizumarschieren,

waren der von der Neuen Richtung verpönten Bürgermiliz, die es zu erziehen galt, am nächsten. Bridler kritisierte zum Beispiel: «[Landwehr-]Bat. 164 hat bei der Entlassung & auf den Märschen der einzelnen Wehrmänner nach Hause die scheinbar gewonnene soldatische Haltung wieder abgestreift; die Leute sind als verkleidete Zivilisten nach Hause gezogen & haben damit bewiesen, dass in den 6 Dienstwochen ihnen der Sinn für militärische Ordnung nicht in Fleisch & Blut übergegangen ist. [...] Der Innere Halt ist nur da vorhanden, wo wirklich tüchtige & energische Offiziere den Einheiten vorstuden.»<sup>205</sup> Für die Truppen des Landsturms kam er zum selben Schluss: «Die Wehrmänner haben nach wenigen Stunden auf dem Heimwege jede soldatische Haltung gänzlich verloren, ohne angetrunken zu sein. Was sie in den 4 Dienstwochen gelernt haben, war somit nur ein schwacher Firniss & zwingt uns, auf die Leistungen dieser Leute nicht abzustellen.»<sup>206</sup> Besonders peinlich dürfte der Hinweis eines Majors der italienischen Alpini gewesen sein, die Schweizer Patrouillen seien auf drei Kilometer im Gelände sichtbar, womit die Kriegstauglichkeit der Schweizer Soldaten arg infrage gestellt war.<sup>207</sup> Bridlers Hauptkritik galt der fehlenden «soldatischen Haltung» und dem bald verlustig gegangenen «Sinn für militärische Ordnung». Die Kritik, dass es sich bei der Landwehr bloss um «verkleidete Zivilisten» handle, stand im Einklang mit dem Erziehungskonzept der Neuen Richtung, die das Konzept des «soldat-citoyen» vehement ablehnte und die Verinnerlichung von Disziplin forderte.

In den Briefen und Tagebüchern von Hauptleuten und Subalternoffizieren, die massgeblich zur Disziplinierung der Truppe beitragen sollten, fanden sich hingegen mehrheitlich positive Stimmen. Vorfälle an der Grenze, bei denen Schweizer Wachtposten auf Kameraden oder Zivilpersonen schossen, diese verletzten oder töteten, gaben Hauptmann Wilhelm Francke Anlass, das geforderte Pflichtbewusstsein zu loben. Am 12. September 1914 notierte er in seinem Tagebuch: «Unsere Wachtposten erfüllen ihre Pflicht scharf und tadellos. So hat letzte Woche ein Posten bei Basel Abends einen Kanonier, der auf verbotenem Wege herankam mit dreimaligem «Halt wer da» anhalten wollen, da dieser keine Antwort gab und auch nicht still stand, schoss er auf ihn. Schuss ging durch die Lunge ohne zu töten. Ein anderer Wachtposten erstach einen Soldaten in der Nacht mit dem Bajonett. Auch dieser hielt auf dreimaliges Anrufen nicht an und gab keine Antwort. Beide Wachtposten wurden vor der Mannschaft wegen ihrem richtigen Verhalten gelobt.»<sup>208</sup> Das Schiessen auf bzw. Erstechen von Soldaten, die den Halterufen keine Folge geleistet hatten, taxierte er als lobenswertes, «richtiges Verhalten» und als

---

auch wenn einige Leute das Gewehr falsch getragen hätten oder zu steif marschiert seien. Ebd., o. O., 24. 8. 1914.

205 Oberst Bridler, Otto, Kdo. Geb. Br. 18: 6. Wochenbericht 13.–19. 9. 1914, an Kommando des 3. Armee-Korps, o. O., 19. 9. 1914, BAR E27#1000/721#13233\*. Diese und die nachfolgende Kritik Bridlers wurde zwar erst im September 1914 formuliert, speiste sich jedoch aus Eindrücken, die auch im August 1914 gemacht worden waren.

206 Oberst Bridler, Otto, Kdo. Geb. Br. 18: 4. Wochenbericht 30. 8.–6. 9. 1914, an Kommando des 3. Armee-Korps, o. O., 6. 9. 1914, BAR E27#1000/721#13233\*.

207 Oberst Bridler, Otto, Kdo. Geb. Br. 18: 4. Wochenbericht 30. 8.–6. 9. 1914, an Kommando des 3. Armee-Korps, o. O., 6. 9. 1914, BAR E27#1000/721#13233\*. Die zitierte Stelle schien auch dem Empfänger besonders wichtig und ist im Bericht unterstrichen.

208 Francke, Basel, 12. 9. 1914 (31).

Beispiel, die «Pflicht scharf und tadellose» zu erfüllen. Die unbedingte Pflichterfüllung, an der Francke den Soldaten mass, war damit unter Beweis gestellt. Die Schuld verortete er bei denjenigen Soldaten, die den Halterufen nicht gehorcht hatten.

Oberleutnant Robert Labhardt lobte: «Unsere Landwehrmannschaft hält sich bis jetzt vorzüglich. Sie arbeitet willig + macht sichtlich Fortschritte. Das Verhältnis zw. Offizier + Mannschaft ist vorzüglich».<sup>209</sup> Auch Etter äusserte sich in seinem ersten Brief aus dem Aktivdienst positiv über die Mannschaft. Er sei zufrieden, denn es seien «alles treue, opferwillige Leute, die wissen, warum sie unter den Fahnen stehen», berichtete er seiner Verlobten.<sup>210</sup> Im darauffolgenden Schreiben bestätigte er diesen Eindruck: «Um mich her liegen auf dem Boden, auf dem harten Lagerstroh, meine lieben, treuen Soldaten. Ich habe sie recht lieb, und ich glaube, sie mich auch.»<sup>211</sup>

Auf das Bild des treuen Soldaten, der in Erfüllung seiner Pflicht gestorben sei, wurde auch anlässlich früher Todesfälle zurückgegriffen. In einer Ansprache auf den verstorbenen Korporal Spillmann hob Major Hermann Stadlin, der Kommandant des Zuger Infanterie-Bataillons 48, dem auch Etter und der Zuger Hauptmann Josef Iten angehörten, Spillmanns «gute Eigenschaften» und seinen «ruhigen + pflichtgetreuen Charakter» hervor. Spillmann hatte zu Beginn des Aktivdienstes auf einer Verschiebung einen Hitzeschlag erlitten und war kurz darauf gestorben.<sup>212</sup> Gewisse Offiziere nahmen die teils prekäre Lage ihrer Unterstellten wahr und sich ihrer an. Das taten sie, so ist anzunehmen, sozusagen als Gegenleistung für die erbrachte Disziplin.<sup>213</sup> «Für einen grossen Teil der Soldaten wird aber das Elend erst nach dem Dienst angehen, wenn dann zu wenig Verdienst vorhanden ist», schrieb beispielsweise Iten an seine Frau.<sup>214</sup> Labhardt gründete aus demselben Grund auf eigene Initiative eine «Unterstützungskasse für Unbemittelte» in seinem Zug.<sup>215</sup>

Ob eine Einheit oder ein Truppenkörper diszipliniert und gehorsam waren oder nicht, diente nicht bloss dazu, ihre Kriegstüchtigkeit festzustellen. Es war in den Augen der Offiziere auch ein Hinweis, ob der jeweilige Kommandant Herr seiner Unterstellten war. Ganz ähnlich wie wenn blamables Verhalten des Dienstpersonals in bürgerlichen Familien auf die Herrschaften zurückfiel.<sup>216</sup> Das Tagebuch des Infanterie-Regiments 23 vermerkte beispielsweise, dass Kantonnements-Ordonnanzen die Hand nicht zum Gruss angelegt hätten<sup>217</sup> und dass Schildwachen beim Vorbeiritt von Vorgesetzten den Kopf nicht in deren Richtung gedreht hätten.<sup>218</sup> Dessen Kommandant, Oberstleutnant Hans Kohler, rügte seine unterstellten Bataillonskommandanten zwei Wochen nach Beginn

209 Labhardt, Basel, 12. 8. 1914.

210 Etter an Verlobte, o. O., 8. 8. 1914.

211 Etter an Verlobte, o. O., 13. 8. 1914.

212 I. Bat. 48, o. O., 5. 8. 1914. Die Einträge stammten wahrscheinlich von Hauptmann Paul Wyss, dem Bataillonsadjutanten.

213 Zum vergleichbaren Führungsverständnis deutscher Subalternoffiziere im Ersten Weltkrieg, das ebenfalls auf eine Mischung aus Disziplin und Fürsorge setzte, vgl. Watson 2007.

214 Iten an Ehefrau, o. O., 31. 8. 1914.

215 Labhardt, Basel, 29. 8. 1914.

216 Vgl. Tanner 1995: 347.

217 I. R. 23, o. O., 7. 8. 1914.

218 I. R. 23, o. O., 26. 8. 1914.

des Aktivdiensts wegen Missständen im Dienstbetrieb und mangelhafter Haltung der Truppe: «Ich machte sie am 12. VIII. persönlich aufmerksam, dass Nichtbefolgung meiner Befehle auf mangelnde Autorität ihrerseits schliessen lassen würde.

Ich verlange des Bestimmtesten, dass Fehlbare zu Verantwortung gezogen werden, geschieht das ihrerseits nicht und sollte ich wiederum ähnliche Beobachtungen machen so werde ich unnachsichtlich von meinen Kompetenzen Gebrauch machen, um Missstände zu beseitigen.

Ich war bisher stolz auf den Dienstbetrieb im R. und die Haltung der Truppe. Ich will nicht aus diesem – voraussichtlich meinem letzten – Dienst beim R. nach Hause kehren mit dem Gefühl, das R. nicht wie früher, fest in meiner Hand gehabt zu haben.»<sup>219</sup> Kohler deutete das Nichtbefolgen seiner Befehle als fehlende Führungsfähigkeit. Den ihm unterstellten Bataillonskommandanten warf er Führungsversagen und «mangelnde Autorität» vor. Sie würden die von ihm erlassenen Befehle nicht durchsetzen können. Damit verknüpfte er auch für diese den Gehorsam der Bataillone mit der Autorität ihrer Kommandanten.

Nicht nur Vorgesetzte sollten beeindruckt werden, sondern auch die Bevölkerung. Einen entsprechenden Vorfall erwähnte – und verurteilte – Leutnant Heinrich Zulauf Ende August 1914: «8.15 wird die Kp. alarmiert zum Amusement von zwei Baslerinnen, denen der Hauptmann imponieren will. Wir müssen dann sogar im dunkeln noch Gewehrgriffe klopfen und nachher einen Kaffee trinken mit den Hürlein.»<sup>220</sup> Mit «Gewehrgriffe klopfen», das heisst dem Exerzieren, zeigte die alarmierte Kompanie ihre Disziplin und ihren Gehorsam gegenüber dem kommandierenden Hauptmann. Dessen Autorität wurde dadurch zur Schau gestellt, was den beiden Baslerinnen imponieren sollte.

Auch Kritik an der Truppe diente mitunter dazu, sich der eigenen übergeordneten Position zu versichern, also zu zeigen, wer oben und wer unten war. Das stellte Hauptmann Rudolf Miescher für den Stab des Armeekorps 2 fest, wo auch Francke Dienst tat. Über seine Kameraden, die «beschäftigten Müssiggang [trieben], aber sehr beschäftigten»,<sup>221</sup> schrieb Miescher: «Am liebsten wollten sie ein Kdo von einer Komp[anie], die in den Senkel zu stellen wäre, dass auch die Energie irgendwo ihre Anwendung findet.»<sup>222</sup> Damit hätten auch die Hierarchien wieder klargemacht werden können. Derartige Vorfälle sollten sich ab September 1914 deutlich mehren. Aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive lässt sich in diesem Verhalten der Offiziere, die mangelhafte Disziplin Unterstellter zu kritisieren, sie «in den Senkel zu stellen» und gleichzeitig ihre eigene Disziplin und Männlichkeit zu demonstrieren, das Bedürfnis erkennen, hegemoniale Männlichkeit auf Kosten subordinierter Männlichkeit herzustellen und publikumswirksam zu inszenieren. Die bei Paraden und öffentlichen Vorführungen demonstrierte Männlichkeit der Truppe muss dabei als subordinierte verstanden werden. Der Offizier, der die disziplinierte, defilierende Truppe befahl, galt hingegen als besonders männlich.

219 I. R. 23: An die Herren Bat. Kdt., Oberwil, 15. 8. 1914, BAR E27#1000/721#23642\*.

220 Zulauf, Flüh, 31. 8. 1914.

221 Miescher, Bern, 29. 8. 1914.

222 Ebd.



## 2 Der Dienst im August 1914

### 2.1 Mobilmachung und Stellungenbezug

Im Oberelsass tobte vom 8. bis zum 10. August die erste Schlacht um Mülhausen, die zweite sollte wenige Tage später folgen. Um die Abwehrbereitschaft nach aussen zu demonstrieren, der Neutralitätsbekundung Nachdruck zu verleihen und möglichen französischen Vorstössen über die Schweiz zu begegnen, konzentrierte die Armeeführung per 12. August 1914 das Gros der Armee in der Nordwestschweiz.

#### 2.1.1 Zwischen Begeisterung und Sorge

«Wehen und doch freudigen Herzens ziehe ich als junger Offizier ins Feld, um die Grenzen meines lieben, teuren Vaterlandes zu schützen.

Für den Fall, dass ich im Dienste meiner Pflicht fallen sollte, entbiete ich meinen lieben Eltern und Geschwistern herzlichsten Abschiedsgruss. Ebenso herzlich der lieben, treuen Familie Hegglin in der Schwand, vor allem meinem treuesten Freunde Alois und meiner herzinnigst geliebten Braut Marie.

Meinen innigsten Dank der Frau Zürcher u. der Albertina und Vrony; ich habe Euch geliebt wie eine Mutter und wie Schwestern.

Betet alle für mich, und hofft auf ein frohes Wiedersehen!», schrieb Leutnant Philipp Etter am 3. August 1914, ehe er in den Aktivdienst einrückte. Die Ansprüche aus seiner Lebensversicherung sollten seinen Eltern und Geschwistern zugutekommen, schrieb er weiter, sein Säbel und seine Briefe gehörten «als Andenken meiner liebsten Marie», falls er fallen sollte.<sup>1</sup>

Wenige Stunden nach der Vereidigung hatte Etters Bataillon bereits einen ersten Toten zu beklagen: Etters einstiger Schulkamerad Karl Spillmann hatte auf dem Marsch einen Hitzeschlag erlitten und war noch am Abend des 4. Augusts gestorben. «Der Verlust wird seine Familie umso schwerer treffen, als vor einigen Jahren sein Bruder Max in der Aspirantenschule auf einem Ausritt von einer fallenden Tanne erschlagen wurde. So geht es eben auf dieser Welt!», schrieb er seiner Verlobten.<sup>2</sup> Diese forderte er auf, «die Opfer, die diese Tage Dir auferlegen, mit Mut und Freude zu tragen. [...] Wenn Du diese Schule nun im rechten Sinne und Geiste durchmachst, so wirst Du Dich zur vollen Grösse und innern Stärke einer christlichen Frau durcharbeiten, und auch mich wird dieser ernste Feldzug zum Manne heranreifen, bereit und fähig, alle Schwierigkeiten und Opfer des Lebens mutvoll ins Auge zu fassen. So wird auch diese schwere Zeit für uns ihr Gutes haben und die Bande der Liebe, die unsere Herzen so innig umschliessen, noch enger und fester knüpfen.

Sei eine Stauffacherin, die ihren Werner in schweren Tagen aufrichtet und ermutigt.»<sup>3</sup>

1 Etter, Philipp: [Abschiedsbrief], Zug, 3. 8. 1914, StAZG P 70.490.

2 Etter an Verlobte, o. O., 8. 8. 1914.

3 Ebd.

Etter kam nach Dornach nahe Basel. Dort betrieb seine Kompanie Ausbildung. Mit «scharfgeladenem Gewehr» zögen die Patrouillen nun durch die Strassen, die Säbel seien geschliffen, berichtete er. «Diese Woche glaubte man einmal, die Franzosen wollen einen Einfall in schweizerisches Gebiet machen. Sofort wurden die nötigen Massnahmen getroffen, und wir hatten schon das sichere Gefühl: jetzt geht's in den Kampf. Als das ganze Bataillon scharf lud, fingen viele Leute aus unserer Kompagnie zu jodeln an und jubelten laut hinaus. Aber die Gefahr verzog sich wieder; wir kamen nicht zum schlagen», schrieb er seiner Verlobten. Vorerst drohe keine Gefahr, denn die Deutschen würden die Franzosen aus dem Elsass zurückdrängen. Dennoch forderte er: «Betet nur wacker, so werdet Ihr uns – Alois und mich – sicher auch aus dem Schlachtgewühl heraushauen.»<sup>4</sup>

Für Etter war die Mobilmachung und der beginnende Aktivdienst ungewohnt. War ihm der Klang des «langsamen, regelmässigen Schritts der Schildwachen» wohlbekannt, unterschieden sich die scharfgeladenen Gewehre und geschliffenen Säbel doch deutlich von den bisherigen Diensten. Etter zeigte sich zu Beginn gleichermassen besorgt wie begeistert. Besorgt deshalb, weil er damit rechnete umzukommen. So entbot er seinen Angehörigen seine Liebe und ordnete seinen Nachlass. Wie gefährlich der Aktivdienst sein konnte, führte ihm der Tod seines einstigen Schulfreundes und Kameraden Spillmann vor Augen. Auch nachdem die erste Schlacht um Mülhausen bereits geschlagen war, rechnete er damit, ins «Schlachtgewühl» verwickelt zu werden.

Begeistert war Etter zu Beginn deshalb, weil er sein «liebes, treues Vaterland» würde beschützen können. Die patriotische Sinnstiftung des Dienstes gelang ihm vorerst problemlos. Darüber hinaus sah Etter in «dieser schweren Zeit» durchaus etwas Gutes: Seine Verlobte würde zu einer «christlichen Frau» heranreifen. Für ihn selbst bot der Feldzug die Gelegenheit, sich als Mann zu bewähren. Er werde in diesem «ernsten Feldzug zum Manne heranreifen», erklärte er.<sup>5</sup> Etter schien sich dabei des eigenen Erfolges sicher. Mit dem Verweis darauf, dass die «nötigen Massnahmen getroffen» worden sind, unterstrich Etter nochmals die Kampfbereitschaft seines Bataillons. Dieses begriff er als handelndes Subjekt, wie die Formulierung «wir kamen nicht zum schlagen» deutlich macht. Dieselbe Erfahrung machten wohl auch die Zuger Wehrmänner, bei denen der vermeintliche Einfall der Franzosen und die bevorstehende Abwehrschlacht für begeistertes Jubeln und Jodeln sorgte.

Etters Erfahrung ist exemplarisch. Die Forschungsliteratur wies mehrfach auf die entschlossene, teils auch gehobene, euphorische und begeisterte Stimmung in den ersten Augusttagen hin. Das galt sowohl für die Schweizer Wehrmänner als auch für Teile der Bevölkerung.<sup>6</sup> Andere Offiziere beschrieben ähnliche Erfahrungen. Der vermögende

4 Etter an Verlobte, o. O., 13. 8. 1914.

5 Etters Erfahrung glich hier stark derjenigen junger, urbaner Bildungsbürger im Deutschen Reich, die den Kriegsbeginn begrüssteten. Ihnen bot die «Verteidigung» des Vaterlandes die Chance, sich als Soldat und als Mann auszuzeichnen und zu bewähren. Vgl. Loez 2014; Ziemann 2014. In der ländlichen Bevölkerung und der Arbeiterschaft dominierten hingegen Überraschung, Niedergeschlagenheit und Pessimismus.

6 Vgl. zum Beispiel für die Truppe Hofer 1988: 59; Salathé 1991: 58–59; Kreis 2014: 121; für die Stimmung in der Bevölkerung vgl. Witzig 2014a: 78; dies. 2014b: 202. Die erwähnte Literatur gibt jedoch nicht an, wem oder was die Begeisterung galt.

Aarauer Industrielle Hauptmann Wilhelm Francke schrieb ein Jahr nach Kriegsbeginn: «Wenn ich jener ersten Augusttage gedenke, jener Momente, wo wir in banger Erwartung der kommenden Dinge unser Soldatenherz und Blut höher, wärmer und heisser schlagen und werden fühlten, wo wir schweren Herzens Abschied nahmen von unseren Lieben, nicht wissend, wann und wo wir sie jemals wieder sehen würden. Es waren hohe, erhabene Momente [...]. Momente, die ich nie vergesse.»<sup>7</sup> In die Ungewissheit über die bevorstehenden Ereignisse und den Schmerz über die Trennung von den Liebsten mischten sich Freude und Begeisterung über die «kommenden Dinge». Francke verstand sich dabei ganz als Soldat. Er schien, so ist zu vermuten, Kämpfe erwartet zu haben. Auf der anderen Seite stand Leutnant Armin Meili, dessen Zuversicht und Begeisterung durch die aufziehenden «schwarzen Wetterwolken» deutlich getrübt war.<sup>8</sup>

### 2.1.2 Im Dienst für das Vaterland

Der Mobilmachungsbefehl erreichte Leutnant Othmar Ammann in New York. Der Schaffhauser war 1904 dorthin migriert und hatte seither als Ingenieur gearbeitet. Dienst hatte er seither nicht mehr geleistet. Nun, zehn Jahre später, machte er sich überstürzt auf, um die Schweiz zu verteidigen. «Vous pouvez vous imaginer que c'était un coup pour nous de devoir nous quitter (si?) précipitamment, mais c'était l'apel [!] de la patrie qu'il fallait obeir», berichtete er nachträglich seinen Eltern.<sup>9</sup> Seine Frau und einen Sohn hatte er in New York zurückgelassen. «Mit grossem Heroismus, Liebe + Pflichttreue für unser Vaterland hat sich Othmar von uns getrennt. Möge es ihm sowie seinen 2 Freunden gelingen, glücklich in die Schweiz zu gelangen», schrieb diese.<sup>10</sup> Am 5. August 1914 bestieg Ammann die «La Lorraine». Das französische Passagierschiff sollte ihn zusammen mit rund 450 französischen Reservisten nach Le Havre bringen. Die knapp einwöchige Überfahrt liess ihm viel Zeit nachzudenken. «Two beautiful quiet days have already passed since we parted. The sea is so quiet + the sky so peacefully clean as to make one forget all danger + terrors», schrieb er nach Hause.<sup>11</sup> Bald jedoch wurden deutsche Kleine Kreuzer auf das Passagierschiff aufmerksam. Zweimal gelang es der «Lorraine», ihnen zu entkommen: «Last evening we played hide + seek with another steamer + it looked for a while as if we were going to be captured, but the other one turned out to be a friendly english steamer. The Lusitania is (reforked?) to be a short distance ahead of us accompanied by two english cruisers so that all danger on the sea seems passed.»<sup>12</sup> Um nicht entdeckt zu werden, wurden nachts jeweils die Lichter gelöscht. In Le Havre angekommen, reiste er weiter nach Paris. In Frankreich waren die Zustände teils chaotisch, knapp dreimal so

7 Francke, Bellinzona, 2. 8. 1915 (151–152).

8 Vgl. Kap. 1.2.

9 Ammann an Eltern, Rouen-Paris, 13. 8. 1914.

10 Lilly Ammann an Unbekannt, o. O., o. D.

11 Ammann an Ehefrau, La Lorraine, 6. 8. 1914.

12 Ammann an Ehefrau, La Lorraine, 9. 8. 1914. Der Brief datiert vom 8. August, Ammann schrieb ihn am 9. August jedoch weiter.

lange wie üblich benötigte er für die Strecke.<sup>13</sup> Noch im Zug nach Paris wies Ammann seine Eltern in der Schweiz an, sie sollten seine Ausrüstung vorbereiten.<sup>14</sup> Nach dreitägiger, mühsamer Zugreise und mit nur wenig Schlaf erreichte er schliesslich Genf: «But when I reached the Swiss frontier I forgot all the trouble in breathing the pure air of our dear little country. I was struck at once by the beauty, the cleanliness + good order of our country so with joy in our hearts we shook hands and drank to the well being of our country with the first officer + soldiers we met at the frontier near Genf. [...] I am proud of the good and dignified appearance of the Swiss military + am anxious to join them, the country deserves this service.

In passing then Switzerland I noticed with satisfaction the apparent prosperity everywhere + we can only hope that our country will be spared by the ravages of the war. It is gratifying to notice however that our neighbouring states respect the neutrality of our country and except for minor skirmishes at the frontier. I do not believe that we will be involved in the conflict.»<sup>15</sup> Zwei Tage später rückte er in Schaffhausen zum Dienst ein.

Das Vaterland spielte in Ammanns Sinnstiftung des Dienstes eine zentrale Rolle. Bereits zu Beginn sprach er vom «l'apel [!] de la patrie qu'il fallait obeir», seine Frau betonte Ammanns «Heroismus, Liebe + Pflichttreue für unser Vaterland». Die Reise in die Schweiz setzte ihn nicht nur Mühsalen, sondern auch Gefahren aus, insbesondere durch die deutschen Kleinen Kreuzer, die Jagd auf die «Lorraine» machten. Der Sinnstiftung des Dienstes tat das keinen Schaden. Ammann war bei seiner Ankunft und Reise durch die Schweiz voll des Lobes über deren Schönheit und Sauberkeit, Ordnung und Wohlstand. Zwar drohten in seinen Augen der Neutralität der Schweiz kaum Verletzungen, die Gefahr von kriegerischen Verwüstungen schloss er jedoch nicht aus. Angesichts dessen wiederholte Ammann, der Dienst sei gerechtfertigt, und war begierig darauf, der Armee beizutreten.

Eine Vielzahl ähnlicher Äusserungen, die sich in den Briefen und Tagebüchern der untersuchten Offiziere finden, weist auf eine gelungen Sinnstiftung des Aktivdienstes zu dessen Beginn hin. Die Schweiz stand dabei an zentraler Stelle: Das bedrohte Vaterland sollte geschützt und verteidigt werden, ihm galten der Dienst und die erbrachten Opfer. Gleichzeitig erfolgten Appelle an Pflichterfüllung und Kameradschaft, etwa im Fall von Leutnant Armin Meili, der das selbstlose Verhalten der ihm unterstellten Bauern lobte. Die entsprechenden Deutungsmuster waren bereits vor dem Dienst vorhanden – bei den Offizieren wie auch ihren Angehörigen – und wurden bei der Mobilmachung aktiviert. Der Basler Feldprediger Hauptmann Heinrich Gelzer argumentierte gleich zu Beginn, wegen des Krieges «müssen wir die Grenzen sichern, bis die Entscheidung zwischen den Mächten gefallen ist».<sup>16</sup> Hauptmann Hans Fritzsche mahnte seine Ehefrau angesichts der unbekanntenen Dauer des Dienstes zu Geduld und erklärte: «Die

13 Vgl. Ammann an Ehefrau, Le Vésinet, 14. 8. 1914.

14 Vgl. Ammann an Eltern, Rouen-Paris, 13. 8. 1914.

15 Ammann an Ehefrau, Olten-Basel, 17. 8. 1914. Syntax und Wortwahl von Ammanns Englisch lehnen sich hier stark an der deutschen Sprache an.

16 Gelzer an Ehefrau, Basel, 4. 8. 1914.

Hauptsache ist, dass unser Land vor Kriegsnot verschont bleibt und wenn das gelingt, wollen wir uns alle recht gern gedulden.»<sup>17</sup> Meili schrieb an seine Grossmutter: «Wir haben einen sehr strengen Dienst; aber fürs Vaterland nimmt ein rechter Eidgenosse jedes Opfer auf sich.»<sup>18</sup>

## 2.2 Fehlalarme

Sechs Tage nach ihrer Mobilmachung stand die Aargauer Füsilier-Kompanie II/59 in Schlatthof bei Aesch. In Aarau habe die Kompanie Munition und Erkennungsmarken mit einigem «Gruseln» gefasst, notierte Leutnant Heinrich Zulauf in seinem Tagebuch. Dort hätten sie «dem Vaterland geschworen»; daran werde man sich halten, «in allem, was kommen mag».<sup>19</sup> Trotz des neuen Kompaniekommandanten, dem ein un guter Ruf vorausging, war Zulauf euphorisch gewesen. «Die Kriegsbegeisterung hebt uns aber über alles weg», hatte er bereits am 4. August 1914 notiert.<sup>20</sup>

Über den Gempfen verschob die Kompanie ins Laufental. Auf dem Marsch konnten die Wehrmänner ins umkämpfte Elsass sehen. Mit «Erstaunen und Ehrfurcht» hätten sie den Landskronberg ausgemacht, der die schweizerisch-deutsche Grenze markierte, berichtete Zulauf. Auf dem Weg hinunter habe das Bataillonsspiel geschwiegen, mehrmals sei der Befehl «singen verboten» ergangen, ehe unten an der Birs der Befehl gegeben worden sei, sich aufzustellen und scharf zu laden. Niemand habe sich am Folgetag beim Exerzieren «recht getrauen [wollen], den Kopf über die Krete emporzustrecken».<sup>21</sup>

Vom Schlatthof lag die Grenze eine Stunde Fussmarsch entfernt. Am 9. August – kurz vor dem Mittagessen – erhielt die Kompanie den Befehl, sich sofort marschbereit zu machen und die Truppen des Landsturms im Abschnitt zwischen Bättwil und Flüh abzulösen. Bereits kursierten Gerüchte, französische Truppen seien nahe Basel eingedrungen; der Brigadekommandant habe «seine Befehlsausgabe mit den Worten geschlossen: «Und somit, meine Herren, Gott befohlen!»»<sup>22</sup> Der 3. Zug unter dem jungen Zulauf marschierte als Spitze voraus nach Flüh. «Welch ein Gefühl, als erster an die Grenze gestellt zu werden! Was die Leute Augen machen!», hielt er in seinem Tagebuch fest.<sup>23</sup>

17 Fritzsche an Ehefrau, o. O., 16. 8. 1914.

18 Meili an Grossmutter, Grenchen, 27. 8. 1914. Anders schrieb Meili seinen Eltern. Er klagte über den strengen Dienst, ohne eine Sinnstiftung vorzunehmen. Offiziere und Mannschaft seien wegen des strengen Dienstes derart übermüdet, sodass die Batterie kaum mehr kriegstauglich sei; sein Batteriekommandant hätte geglaubt, sie so abzuhärten und kriegsbereit zu machen, was der Brigadekommandant schliesslich unterbunden habe. Meili an Eltern, Grenchen, 23.08.1914. Es ist anzunehmen, dass Meili im Brief an die Grossmutter, der er nur selten schrieb, mehr Selbstzensur walten liess, als in den Briefen an seine Eltern.

19 Zulauf, Gretzenbach, 5. 8. 1914.

20 Zulauf, Oberentfelden, 4. 8. 1914.

21 Zulauf, Aesch, 16. 10. 1914. Zulauf blickt in diesem Eintrag sehnsüchtig auf die Ereignisse in den ersten Augusttagen zurück.

22 Zulauf, Schlatthof, 8. 8. 1914. Vgl. Zulauf, Heinrich: 1914/1917 *Résumé* II/59, StAAG NLA-A-0198/0001. Fortan: Zulauf, *Résumé*.

23 Zulauf, Flühen, 9. 8. 1914.



Abb. 2: Kroki der Grenzposten im Raum Flüh Anfang August 1914. Quelle: Zulauf, Flühen, 9. 8. 1914.

In den folgenden Tagen baute die Kompanie ihre Stellung aus und errichtete Barrikaden. «Was da für Barrikaden errichtet werden! Da soll einer kommen!», kommentierte Zulauf.<sup>24</sup> Sehnlichst<sup>25</sup> wartete er auf abgetriebene französische Truppen, die er entwaffnen sollte. «Wenn sie nur kommen», hoffte er.<sup>26</sup> Auch über nahe deutsche Truppen gingen Gerüchte herum. Den Befehl, den kräfteraubenden Stellungsbau zu unterbrechen und stattdessen zu ruhen, konnte er deshalb nur begrüßen. «Wir sollen doch unsere Kräfte für den Ernstfall aufsparen», begründete er.<sup>27</sup> Doch davon war keine Spur. «Wo stecken die Franzosen vor Neuenwiler und das Regiment, das deutsche, das gestern im Nebel Leimen passiert haben soll?», fragte er sich.<sup>28</sup>

Nach einer Woche wurde er von der Grenze abgezogen. Er hatte weder französische noch deutsche Truppen zu Gesicht bekommen; stattdessen musste er sich mit Zivilpersonen abgeben, die «nie begreifen dass jetzt Krieg ist» und stets mit ungültigen Papieren die Grenze zu passieren versuchten.<sup>29</sup>

<sup>24</sup> Zulauf, Flühen, 11. 8. 1915.

<sup>25</sup> Vgl. Zulauf, Résumé.

<sup>26</sup> Zulauf, Flühen, 12. 8. 1914.

<sup>27</sup> Zulauf, Flühen, 14. 8. 1914.

<sup>28</sup> Zulauf, Flühen, 13. 8. 1914.

<sup>29</sup> Zulauf, Flühen, 13. 8. 1914.

Für Zulauf waren die Ereignisse im August 1914 ungewohnt. Deshalb, so ist anzunehmen, begann er am 3. August damit, Tagebuch über den Aktivdienst zu führen. Die ausführliche Schilderung der Mobilmachung legt denselben Schluss nahe. «Wir leben in einer stürmischen Zeit», notierte er am Anfang.<sup>30</sup> Diese «stürmische Zeit», glaubte er, betreffe bald die Schweiz und damit auch ihn als Offizier. Wie andere schwankte er zwischen «Gruseln», wohl vor dem möglichen Tod, und der festen Absicht, «in allem, was kommen mag» dem Vaterland beizustehen. Er rechnete damit, dass er bald schon Eindringlingen entgegenzutreten habe, wie die Tagebucheinträge der folgenden Tage zeigen. In dieser Erwartung wurde er verschiedentlich bestärkt: Der Marsch ins Laufental erfolgte unter grösster Vorsicht, ebenso das Exerzieren am Folgetag. Hinzu kamen die martialische Ansprache des Brigadekommandanten und die brodelnde Gerüchteküche.

In seine Besorgnis und Entschlossenheit mischte sich Begeisterung. Sie galt seiner eigenen Rolle; ihm, der vor den Augen der lokalen Bevölkerung «als erster an die Grenze gestellt» wurde – den Landsturm verschwieg er dabei geflissentlich. Er berauschte sich an der eigenen Abwehrbereitschaft, manifestiert durch die Barrikaden, und erwartete das Eindringen der Franzosen, ja wünschte es sich geradezu herbei. Der Grenzdienst war ihm zur Gelegenheit geworden, sich vor Publikum hervorzutun. Nachträglich, als er im Oktober 1914 erneut nahe Flüh an der Grenze stand, unterstrich er, wie besonders diese ersten Tage an der Grenze gewesen seien: «Ich möchte lieber nach Flüh, nach Flüh. Es liegt immer noch so ein eigenartiger Kriegsnimbus um dieses Wörtchen. Da hatte man noch Gefühle, andere als jetzt. [...] ja, das war noch eine Zeit.»<sup>31</sup> In Zulaufs Erwartungen zeigt sich, was Hervé Mazurel «Gefechtshypnose» nannte: Die Illusion, der Krieg könne einem nichts anhaben, gepaart mit der Hoffnung auf Bewährung.<sup>32</sup> Auch werden in Zulaufs Schilderungen das Bedürfnis, sich zu profilieren, und die Suche nach Erlebnissen deutlich.

Es sollte jedoch anders kommen. Zulaufs Erfahrungen entsprachen nicht den Erwartungen. Zum einen blieben die Franzosen und Deutschen, die sich in den Nachbarländern hätten aufhalten sollen, der Schweiz fern. Die Frage «Wo stecken die Franzosen vor Neuenwiler und das Regiment, das deutsche, das gestern im Nebel Leimen passiert haben soll?» weist auf den Erfahrungswandel hin, den Zulauf Tagebuch schreibend vollzog. Wozu man Barrikaden solchen Ausmasses errichtet hatte, schien nun angesichts der ferngebliebenen Franzosen fragwürdig. Zum andern war er mit der Erfahrung der lokalen Bevölkerung konfrontiert, die anders als er «nie begreifen [wollte,] dass jetzt Krieg ist», und unbehelligt ihrem Tagewerk nachging.

Zulaufs Erfahrungen stehen hier stellvertretend. Anderen Offizieren ging es ähnlich. Wie zuvor gezeigt, hoffte Leutnant Philipp Etter ebenfalls vergeblich, sich zu bewähren und seine Männlichkeit zu beweisen. In der folgenden Woche sollte sich diese Enttäuschung wiederholen. Am 21. August, schrieb Etter seiner Verlobten: «Am Montag [17. August 1914] wurden wir schon in aller Frühe alarmiert; man fürchtete einen Einbruch der Fran-

<sup>30</sup> Zulauf, Oberentfelden, 4. 8. 1914.

<sup>31</sup> Zulauf, Aesch, 16. 10. 1914.

<sup>32</sup> Mazurel 2020b: 479.

zosen. Mit scharf geladenem Gewehr rückten wir in unsere Stellungen vor und stellten uns in Bereitschaft, warteten aber den ganzen Tag vergebens auf die roten Hosen, haben aber seither fast alle Tage wieder Bereitschaftsstellung bezogen.»<sup>33</sup> Die Stellungsbezüge waren zur Routine geworden. Nun waren sie kaum mehr der Rede wert. Weil die «roten Hosen», wie Etter die französischen Soldaten nannte, ausblieben, entpuppte sich der erhoffte Ernstfall als alltägliches, vergebliches Warten.

Die Erfahrung vergeblicher Stellungsbezüge findet sich bei verschiedenen anderen Offizieren, die im August 1914 im Laufental standen, etwa bei Etters Vorgesetzten, Hauptmann Josef Iten. Dieser berichtete seiner Frau vom «falschen Alarm».<sup>34</sup> Oder auch bei Major August Wieland. Als sein Bataillon am 14. August zum zweiten Mal alarmiert wurde, fragte er sich, ob es «nur eine Übung» sei.<sup>35</sup> Hauptmann Gottlieb Bühler, Ordonnanzoffizier im Stab des Schützen-Regiments 12, berichtete seinem Bruder von wiederholten «Meldungen über den Aufmarsch der Franzosen, welche jedoch jeweils bald wieder dementiert werden». Weil sich «der Haupttürke am Rhein abspielen werde», werde die Schweiz lediglich «das Vergnügen haben, die geschlagenen Franzosen wieder aufnehmen zu dürfen».<sup>36</sup>

Die Erfahrungen Zulaufs, Etters, Itens, Wielands und Böhlers Mitte August 1914 widersprachen ihren Erwartungen. So kam es nur Wochen nach Beginn des Aktivdienstes zu einem Erfahrungswandel: Die militärische Gefahr war in den Augen der Offiziere vorerst gebannt, der Krieg betraf die Schweiz kaum direkt. Damit war erstens die Grundlage geschaffen, die Schweiz fortan als «Insel der unsicheren Geborgenheit» zu erfahren.<sup>37</sup> Zweitens waren die Offiziere der Hoffnung beraubt, sich bewähren und etwas erleben zu können. Der Dienst sollte sich bald von der bekannten, unspektakulären Seite zeigen. Das nährte die Langeweile. Die Frage, wozu man nun noch an der Grenze stehe, drängte sich erneut auf. Die Bedürfnisse, sich zu bewähren und etwas zu erleben, blieben unbefriedigt.

## 2.3 Der Dienst von Landwehr und Landsturm im Hinterland

Ende Juli 1914 weilte Albert Böhi im Tessin. Als Ständerat besichtigte er Gebiete, die mit Dämmen vor Hochwasser geschützt werden sollten. Danach hätte er dort gerne etwas länger bleiben wollen, um Urlaub zu machen. Mitten in der Nacht auf den 1. August rief

<sup>33</sup> Etter an Verlobte, (Dornach), 21. 8. 1914.

<sup>34</sup> «Es war alles bereit gemacht, aber geschehen ist nichts. [...] Es wird wohl noch manchmal falschen Alarm geben, da es für die Schweiz schwierig ist zuverlässige Nachrichten einzuholen.» Iten an Ehefrau, (Dornach), 19. 8. 1914.

<sup>35</sup> «Gilt's ernst oder ist es nur eine Übung?» Wieland, Schlatthof, 14. 8. 1914. Wielands Luzerner Infanterie-Bataillon 44 gehörte demselben Regiment an wie Etters und Itens Infanterie-Bataillon 48.

<sup>36</sup> Gottlieb Bühler an Bruder, Liesberg, 19. 8. 1914. Zur militärischen Einteilung und Funktion Gottlieb Böhlers vgl. Schützenregiment 12 [1918]. Bühler spielt hier auf die Internierung der französischen Ostarmee unter General Charles Denis Soter Bourbaki im Deutsch-Französischen Krieg Anfang 1871 an. Die Armee war im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 in Richtung Schweizer Grenze abgedrängt worden, überquerte diese Anfang Februar 1871 und wurde anschliessend interniert. Vgl. de Weck 2016. Mit «Türke» sind im Soldatenjargon Manöver oder grössere militärische Übungen gemeint.

<sup>37</sup> Kreis 2014.

man ihn im Hotel Schweizerhof in Bellinzona, wo er logierte, ans Telefon. Der Landsturm mache mobil, teilte ihm sein Neffe Paul mit; er habe morgen um 14 Uhr einzurücken. Noch in derselben Nacht reiste er ab. Ehe ein Tag vergangen war, stand Hauptmann Böhi mit seiner Landsturm-Füsilier-Kompanie 70/VI, die er kommandierte, in Weinfeldern auf Posten. Böhi hatte die Bahnlinien der SBB und der Mittelthurgaubahn zu bewachen. So trug er dazu bei, dass die Mobilmachung ungestört vonstattengehen konnte. Das erfüllte ihn mit Freude und Stolz.<sup>38</sup>

Am 12. August 1914, nachdem die Armee mobilgemacht hatte und mehrheitlich in der Nordwestschweiz aufmarschiert war, stand Böhi mit seiner Kompanie immer noch in Weinfeldern und bewachte die Gleise der Mittelthurgaubahn. Bereits suchten einige seiner Soldaten um Entlassung aus dem Dienst,<sup>39</sup> andere verliessen ihre Wachtposten ohne Erlaubnis.<sup>40</sup> Der Dienst schien Böhi nun sinnlos und langweilig. Einem Bekannten berichtete er nachträglich: «Während der allgemeinen Mobilisierung und während des massenhaften Italienerabschubes war der Dienst interessant; nachher, d. h. nach den ersten 8–10 Tagen, wurde er langweilig und, was das Schlimmste war, er erschien nach vollendeter Truppenaufstellung als zwecklos-wirklose Geldverschwendung. Zum Glück dauerte der Dienst meiner Kompagnie nur vom 1.–17. August; andre Kompagnien mussten nach vorübergehender Entlassung zum zweiten Mal einrücken, obschon die Notwendigkeit und Nützlichkeit dieses Landsturmdienstes je länger, desto fragwürdiger wurde. Ich habe den so unerwarteten Dienst im letzten Jahre meines militärpflichtigen Alters – mit dem heutigen Neujahrstage wäre ich unter normalen Verhältnissen in's Zivilisten-Alter übergetreten – eigentlich mit Freude und einem gewissen Stolz geleistet; ich habe mich in der Uniform und mit der Waffe in der Hand meiner zwar kleinen Kompagnie um einige Jahre jünger gefühlt. Und doch war es eine Selbsttäuschung; es war das Aufflackern eines Feuers, das nun doch dem Erlöschen entgegen geht. Allein die vermutliche Verjüngung und das damit verbundene Kraftgefühl half mir glücklich über die ersten Tage der Mobilisierung hinweg; der Dienst liess mir keine Zeit, mich in Sorgen zu ergehen; er absorbierte mich ganz, ich glaubte, nicht einmal zur Wahl des Generals nach Bern reisen zu dürfen.»<sup>41</sup>

Böhi hatte die erste Hälfte seines kurzen Dienstes motiviert geleistet. Erstens erachtete er ihn als notwendig und sinnvoll. Indem er die Bahngleise vor Ort bewachte, trug er dazu bei, dass die Mobilmachung ungestört vonstattengehen konnte. So liess er alles stehen und liegen, als ihn der Befehl zur Mobilmachung erreichte. Seine Pflichten als Ständerat stellte er ebenso hintan wie seine Ferienpläne, um sich ganz dem Dienst zu widmen. Zweitens war er stolz, mit 52 Jahren Militärdienst zu leisten. Er fühlte sich jünger und kraftvoller. Und drittens war der Dienst interessant: Die Mobilisierung und die Heimkehr der Italiener boten ihm aussergewöhnliche Erlebnisse.<sup>42</sup>

38 Böhi an Unbekannt, (Bürglen?), 1. 1. 1915. Der Brief beginnt mit «Lieber Freund». Vgl. Böhi, (Weinfeldern), 1. 8. 1914.

39 Vgl. Böhi, (Weinfeldern), 11. 8. 1914.

40 Vgl. Böhi, (Weinfeldern), 17. 8. 1914.

41 Böhi an Unbekannt, (Bürglen?), 1. 1. 1915. Böhi war damals 52 Jahre alt.

42 Zur Heimkehr der Italiener vgl. Kreis 2014: 32–34.

Die zweite Diensthälfte erfuhr er anders. Sie war ihm eine «zwecklos-wirklose Geldverschwendung». Das galt in seinen Augen nicht für den gesamten Aktivdienst. Noch im September 1914 hielt er die Lage der Schweiz für «sehr ernst»: Es sei möglich, «dass die Deutschen die Franzosen gegen Süden (Belfort) drängen und letztere dann einen Durchbruch durch die Schweiz versuchen könnten».<sup>43</sup> Es gelang ihm aber nicht, den eigenen Dienst damit in Einklang zu bringen. Er sah weder einen Anlass noch einen Nutzen darin, die örtlichen Bahngleise nach erfolgter Mobilmachung weiter zu bewachen. Dass seine Soldaten um Entlassung ersuchten oder den Posten eigenmächtig verliessen, mag ihn in seiner Haltung noch bestärkt haben. Damit erloschen auch das Feuer und das Gefühl von Kraft und Jugendlichkeit, die er in den ersten Tagen verspürt hatte. Das Fehlen aussergewöhnlicher Erlebnisse trug ebenfalls zur Dienstmüdigkeit bei. Nun war der Dienst «langweilig» statt «interessant».

Anderen Offizieren des Landsturms und der Landwehr, die mit ihren Truppenkörpern fern der Kämpfe im Elsass die Grenze bewachten, ging es ebenso wie Böhi. Ihnen stellte sich ebenfalls nach zwei Wochen die Frage, wozu sie Dienst leisteten. Mochten sie zwar den Aktivdienst insgesamt gutheissen, sahen sie in ihrem eigenen Dienst keinen Sinn. Dessen müde, ersuchten sie bald um Entlassung. Ein Beispiel ist der eingangs erwähnte Oberleutnant Othmar Ammann. Nachdem er aus New York eingerückt war, bewachte er im Kanton Schaffhausen die Grenze. Nach Hause schrieb er: «Seit einigen Tagen bin ich mein eigener Herr + Kommandant in einem Bauerndorf + mache tagsüber grosse Touren von einem Grenzposten zum andern. Mit angenehmem Gefühl durchwandere ich die schönen Wälder + Felder, die ich schon in den Kinderschuhen durchstriefte. Wie oft wünschte ich Du + die lieben Knaben wärt bei mir auf meinen Wanderungen.»<sup>44</sup> Ausführlich berichtete er vom Essen, etwa der «herrlichen Butter» und dem halben Liter Wein, den es «natürlich zu jedem Essen» gab.<sup>45</sup> Der Dienst böte eine willkommene Abwechslung und «die regelmässige körperliche Tätigkeit wirke sehr wohltuend»; es sei «wirklich höchste Zeit» gewesen, dass er «eine solche Kur» unternommen habe.<sup>46</sup> Eine Woche später wurde Ammann in den Raum Aarau-Olten versetzt.<sup>47</sup> Aus dem Elsass dröhnten Kanonenschüsse, über ihm kreisten Flugzeuge der Schweizer Armee, auf den Strassen passierten «täglich tausende von Truppen, Armeefuhrwerke + Automobile». Es sei «interessant so was einmal zu erleben», doch hoffe er, bald heimkehren zu können: «Es ist ja wohl möglich, dass ich bald zurückkehre, denn man munkelt hier schon von der Entlassung der Landwehr. Die Kriegslage in Frankreich ist so, dass die Schweizergrenze weniger gefährdet ist als es anfänglich der Fall war. Immerhin kann sich in nächster Zeit

43 Böhi an Neffe Otto, (Bürglen?), 8. 9. 1914. Böhis Neffe Otto diente in der Kavallerie-Mitrailleure-Kompagnie 13. Weil die Mitrailleure bei einem Angriff auf die Schweiz weit nach vorne gestellt werden würden, hielt er Otto für besonders gefährdet.

44 Ammann an Ehefrau, o. O., 25. 8. 1914.

45 Ammann an Ehefrau, o. O., 25. 8. 1914.

46 Ammann an Ehefrau, o. O., 27. 8. 1914.

47 Vgl. Ammann an Ehefrau, (Aarau), 1. 9. 1914; Ammann an Ehefrau, (Olten, September 1914). Auf den ersten der beiden Postkarten ist Aarau zu sehen, in der zweiten nennt Ammann Sehenswürdigkeiten in der Nähe von Olten.

noch manches ändern, und es ist ja auch möglich, dass wir nur temporär entlassen werden. Ich würde aber im letzteren Fall doch versuchen permanent entlassen zu werden denn ich will doch nicht hier auf der faulen Haut liegen.»<sup>48</sup>

Der Patriotismus und das Pflichtbewusstsein, mit dem Ammann eingerückt war, waren bald in den Hintergrund gerückt. An der Grenze verstand er sich eher als Wanderer denn als Offizier. Die Inspektion der Posten waren ihm «Touren», die ihn an seine Kindheit erinnerten und die er gerne mit seiner Familie erleben würde. Den Dienst erfuhr er gar als «Kur» für Körper und Geist. Würde er nicht die Begriffe «Kommandant» und «Grenzposten» verwenden, wüsste man nicht, dass er im Aktivdienst war. In den fünf Briefen, die er in den nächsten zwei Wochen seiner Frau und seinen Eltern schrieb, erwähnte er den Krieg mit keinem Wort. Auch über den Sinn und Zweck des Dienstes schwieg er sich aus. Erst das Dröhnen der Kanonen aus dem Oberelsass machte den Krieg wieder zum Thema. Die Schweiz hielt er dennoch für «weniger gefährdet» als zu Beginn. Notwendig schien ihm der Dienst nicht mehr. Im Gegenteil: Er war zum Schluss gelangt, dass er «hier auf der faulen Haut» liegen werde, und wollte deshalb um seine Entlassung ersuchen. Seine Erfahrung des Dienstes widersprach damit seinen Erwartungen. Zwar waren die «grossen Touren» und «Wanderungen» schöne Erlebnisse, doch dafür war er nicht in die Schweiz gekommen. Er vollzog wie Böhi einen Erfahrungswandel und gelangte ebenfalls zum Schluss, dass sein Dienst nutzlos sei.

Zeitgleich war am anderen Ende der Schweiz, im bündnerischen Schams, Hauptmann Emil Camenisch im Dienst. Hier interessierte und verunsicherte das Verhalten des nahen Italiens.<sup>49</sup> Das Landwehr-Gebirgs-Infanterie-Regiment 50 stellte das Grenzdetachement Splügen. Es sollte den Passübergang bewachen, Aufklärung gegen Italien betreiben und die übrige Zeit zur «Vervollkommnung [seiner] Kriegstüchtigkeit gründlich auszunützen».<sup>50</sup> Camenisch, der protestantische Feldprediger des Regiments, hatte dabei wenig zu tun. Das Vorbereiten und Schreiben der sonntäglichen Feldpredigten liess ihm viel Zeit für Spaziergänge und Besuche zu Hause oder beim örtlichen Pfarrer. Alarme gab es auch hier, etwa in der Nacht vom 22. auf den 23. August. Aus dem Bett geholt, begab sich Camenisch mit gepackten Koffern auf den Sammelplatz. Zweieinhalb Stunden sei er dort gestanden und habe dem «Stampfen der Rosse» und den vorbeimarschierenden Truppen zugeschaut. Umsonst, wie es schien. «Um ½ 1 Uhr zum zweiten Mal ins Bett», schloss er den Tagebucheintrag.<sup>51</sup>

Camenisch war gut über die Geschehnisse im Ausland informiert. Trotzdem war ihm der Krieg kaum der Rede wert.<sup>52</sup> Sein Tagebuch beschränkt sich auf seinen Alltag, den Kontext des Dienstes erwähnte er kaum. Hinweise, weshalb und wozu er Dienst leis-

48 Ammann an Ehefrau, o. O., 3. 9. 1914.

49 Vgl. zum Beispiel Oberst Bridler, Otto, Geb. I. Br. 18: 2. Wochenbericht 12.–22. 8. 1914, an Kommando des 3. Armee-Korps, o. O., 22. 8. 1914, BAR E27#1000/721#13233\*.

50 Oberstlt. Iselin, Christof, I. R. 50: Befehl «Grenzdetachment Splügen», (Anderer?), 6. 8. 1914, BAR E27#1000/721#23862\*.

51 Camenisch, (Thusis), 22. 8. 1914.

52 Die erste Erwähnung des Krieges datiert vom 7. September 1914. Vgl. Camenisch, (Anderer), 7. 9. 1914.

tete, fehlen weitgehend. Aus dem Jahr 1914 stammt lediglich ein «Schlachtgebet der alten Schweizer», das Camenisch aus einer Zeitung herausgerissen und zusammen mit dem «Kriegsrecht für die Mannschaften und Soldaten-Testament», das die Armeeführung im August 1914 an Offiziere und Unteroffiziere verteilen liess, in sein Tagebuch gelegt hatte. Im «Schlachtgebet» heisst es, die Eidgenossen würden für Land und Gut, Familie und die «Herre Regänte» den «Find [...] ztot schlah». <sup>53</sup> Weitere derartige oder ähnliche Äusserungen finden sich für das Jahr 1914 nicht mehr. Seine ständige Anwesenheit hielt er nicht für notwendig. So beantragten er und der katholische Feldprediger desselben Regiments schon am 15. August 1914, auf Pikett entlassen zu werden. <sup>54</sup>

## 2.4 Der Dienst im Stab

Am 18. August 1914 war Hauptmann Rudolf Miescher seiner Untätigkeit überdrüssig. Auf der Suche nach einer Beschäftigung stellte er sich dem Mannschaftsdepot zur Verfügung. Solche Depots gab es seit August 1914 für alle Truppengattungen. Dort sammelten sich überzählige Wehrmänner (und Pferde), um als Ersatz dienen zu können. <sup>55</sup> Es gebe in den Depots zu wenig Offiziere, befand Miescher, er könne helfen. <sup>56</sup> Den Dienst im Armeekorpsstab 2, in dem er als einer von drei zugeteilten Generalstabsoffizieren diente, nannte er «beschäftigten Müssiggang». <sup>57</sup>

Ende Juli und Anfang August war ihm die Arbeit noch nicht ausgegangen. Als basel-städtischer Regierungsrat, der seit 1914 der Militärdirektion vorstand, <sup>58</sup> kümmerte er sich um die Mobilmachung vor Ort. Bereits am 24. Juli hatte er angesichts des Ultimatus Österreich-Ungarns an Serbien Vorbereitungsarbeiten angeordnet. «Zufällig» habe er am 31. Juli vom Mobilmachungsbeschluss des Bundesrates erfahren, die Telegramme seien erst «bedeutend später» eingetroffen. <sup>59</sup> In Uniform sei er am Folgetag in Riehen an der Grenze zu Deutschland gestanden, um sich ein Bild der Lage zu machen. Auf dem Kreiskommando setzte derweil eine regelrechte «Völkerwanderung» ein: Dienstpflichtige verlangten nach ihrem Dienstbüchlein, Ausserkantonale und Hilfsdienstpflichtige wollten wissen, wann und wo beziehungsweise ob sie einzurücken haben. <sup>60</sup> Miescher hoffte auf eine rasche Mobilmachung. Tausende italienische Gastarbeiter, ausgewiesen aus dem Deutschen Reich, reisten zurück nach Italien und passierten dabei Basel; <sup>61</sup> der Militärdirektor wollte die Stadt vor dieser «Italienerüberflutung» schützen. Mit Unverständnis

<sup>53</sup> Camenisch, (Thusis), 22. 8. 1914. Camenisch hat das Gebet erst nachträglich an genannter Stelle ins Tagebuch gelegt. Es wurde Mitte September 1914 in einer Zeitung abgedruckt, wie Meldungen auf der Rückseite zu entnehmen ist.

<sup>54</sup> Vgl. Camenisch, (Anderer?), 15. 8. 1914.

<sup>55</sup> Vgl. Sprecher 1926: 119–122.

<sup>56</sup> Miescher, (Basel), 18. 8. 1914.

<sup>57</sup> Miescher, (Bern), 29. 8. 1914.

<sup>58</sup> Vgl. Anhang, Kurzporträts der Autoren.

<sup>59</sup> Miescher, Rudolf: Bericht über die Mobilmachung im Kanton Basel-Stadt, (Basel), 10. 12. 1914, StABS PA 677 G 2,1.

<sup>60</sup> Miescher, (Basel), 1. 8. 1914.

<sup>61</sup> Vgl. Kreis 2014: 32–34.

stellte Miescher jedoch fest, dass Oberstleutnant Otto Senn, Kommandant des basel-städtischen Infanterie-Regiments 22, erst einmal «ruhig zu Ende mobilisieren» wollte, «wie wenn die ruhige Mobilisation Hauptzweck wäre und nicht die Sicherung der Grenze».<sup>62</sup>

Zwei Tage später wurden die Truppen schliesslich vereidigt – der Platzkommandant musste dabei «furchtbar schreien, bis die Stimme ihm überschnappt». Anschliessend marschierten sie in «ausgezeichneter Haltung», wie Miescher befand, an der jubelnden Bevölkerung vorbei.<sup>63</sup> Miescher selbst reiste nach Zürich, um seinen Dienst im Armeekorpsstab 2 anzutreten.<sup>64</sup>

Als zugeteilter Generalstabsoffizier hatte Miescher den Kommandanten des 2. Armeekorps beim Führen seiner Truppen zu unterstützen. Dazu gehörten üblicherweise die Beurteilung der Lage, Vor- und Anträge zuhanden des Kommandanten, das Ausarbeiten von Befehlen und die Kontrolle ihres Vollzuges.<sup>65</sup> Tatsächlich hatte er jedoch kaum etwas zu tun. «Morgens auf Max, vormittags auf Diplomat geritten bei prachtvollem Wetter [...] Sonst wenig getan. Es ist für uns nichts los. Aufgabe recht undankbar; wäre gern in Basel, wo die Situation recht gespannt sein muss», notierte er am 9. August.<sup>66</sup> Die nächsten beiden Tage verstrichen ebenso ereignislos.<sup>67</sup> Eine Woche später war der Armeekorpsstab 2 nach Bern disloziert. Während dreier Tage inspizierte der Kommandant, begleitet vom Stabschef, die verschiedenen unterstellten Truppenteile. Sein eigener Dienst war für Miescher derweil «betrübend langweilig. Schlafen, essen, Pferde bewegen ist alles»; für die 4. Division, die im Grossraum Basel an der Grenze stehe, müsse es hingegen «recht interessant» sein, fand er.<sup>68</sup> So beantragte er schliesslich, sich dem Mannschaftsdepot zur Verfügung stellen zu dürfen.<sup>69</sup>

Dem Antrag wurde offensichtlich stattgegeben. In den folgenden Tagen bemühte er sich, die Infanterie-Rekrutenschule V/3 zu reorganisieren. «In der Rekr Schule heute ziemlich gewirkt», stellte er am 22. August befriedigt fest.<sup>70</sup> Eine Woche später setzte auch hier Routine ein. «Nichts neues. Friedensdienst in der Rekrutenschule, während draussen die Deutschen in Millionenschlachten Sieg auf Sieg erringen», notierte er ernüchtert.<sup>71</sup>

Mieschers Erfahrungen als Basler Militärdirektor, der sich Anfang August 1914 um die Mobilmachung kümmerte, und als zugeteilter Generalstabsoffizier im Armeekorpsstab 2 unterscheiden sich deutlich. Die ersten Augusttage in Basel waren geprägt von sich überstürzenden Ereignissen, Anspannung und Unsicherheit. Als Stadt an der Grenze war Basel besonders exponiert. Hinzu kamen italienische Gastarbeiter, die auf Durchreise

62 Miescher, (Basel), 3. 8. 1914.

63 Miescher, (Basel), 3. 8. 1914.

64 Miescher, (Basel), 24. 7.–8. 8. 1914.

65 Zum Arbeitsrhythmus von Stäben vgl. Rapold 1988: 77–85. Die Stabsarbeit hat sich vor dem Aktivdienst noch in den Anfängen befunden. Ebd.: 87. Zu den Aufgaben eines Stabes vgl. Art 75 AfSt 1911.

66 Miescher, (Zürich), 9. 8. 1914.

67 Miescher, (Zürich), 10.–11. 8. 1914.

68 Miescher, (Bern), 18. 8. 1914. Für die Erfahrungen von Offizieren der 4. Division vgl. Kap. 2.1. Heinrich Zulauf und Philipp Etter gehörten beide der 4. Division an.

69 Miescher, (Bern), 18. 8. 1914.

70 Miescher, (Bern), 22. 8. 1914.

71 Miescher, (Bern), 29. 8. 1914.

waren. Die erste Schlacht um Mülhausen nährte die Angst vor Einfällen in die Schweiz. Die Vorbereitungen für die Mobilmachung waren teils unzureichend. Das Telegramm, das Miescher über die Mobilmachung informieren sollte, traf nicht zur rechten Zeit ein; auch der Aushang der Mobilmachungsplakate erfolgte teils zu spät, sodass nicht alle Wehrmänner rechtzeitig wussten, wann sie wo einrücken sollten. Teils waren Stammkontrollen, die Verzeichnisse der kantonalen Behörden über die Wehrmänner,<sup>72</sup> unvollständig oder nicht aktuell, der Zustand von Bekleidung und Ausrüstung war bisweilen mangelhaft. Die Zusammenarbeit von Polizei und Militär erfolgte wenig koordiniert.<sup>73</sup> Ausserdem hatte Miescher den Eindruck, das Kreiskommando müsse für alles Mögliche sorgen; die Truppe erlebte er als unselbständig, ihr Kommandant Senn verkannte in Mieschers Augen die Not der Stunde.<sup>74</sup> So waren die ersten Augusttage für Militärdirektor Miescher von grosser Hektik geprägt.

Etwas Entspannung brachte die Vereidigung und der Vorbeimarsch der Truppe, der Publikum und Miescher gleichermaßen beeindruckte: in Mieschers Augen wohl ein Vertrauen erweckendes Zeichen, eine Demonstration der Entschlossenheit. Die Lage blieb jedoch angespannt. Aufmerksam verfolgte Miescher die Geschehnisse im Oberelsass und das Verhalten Italiens. Beides, so fürchtete er, könnte die Schweiz betreffen, und er griff das Thema mehrfach in seinem Tagebuch auf.<sup>75</sup>

Der Dienst im Armeekorpsstab 2 enttäuschte Mieschers Erwartungen deutlich. Er erfuhr ihn als unnützlich, undankbar und uninteressant. Erstens hatte er kaum etwas zu tun. Das zu rechtfertigen, während der Krieg in seine Heimatstadt überzuschwappen drohte, war für ihn schwierig. So übte er scharfe Kritik am «sehr beschäftigten Müssiggang» sowie an der «undankbaren» Aufgabe und suchte nach einer Tätigkeit, wo er etwas bewirken konnte. So erklärt sich Mieschers kritische Beobachtung, dass seine Dienstkameraden am liebsten eine Kompanie «in den Senkel [...] stellen» würden. Dadurch würde nicht nur die «Energie irgendwo ihre Anwendung» finden. Das Zusammenstauchen der Unterstellten sollte auch die Hierarchie klären und die untätigen Stabsoffiziere ihrer Männlichkeit versichern. Zweitens war der Dienst in seinen Augen «langweilig», andernorts allerdings versprach er, «recht interessant» zu sein. Miescher verstand den Aktivdienst auch als Chance, etwas zu erleben. Drittens ging es ihm darum, Grosses zu leisten; das war ihm aber nicht vergönnt. Bewundernd schrieb er von den deutschen Truppen, die «Sieg um Sieg» errängen; er allerdings leiste bloss «Friedensdienst». Hier klingt die Illusion des erlebnis- und ruhmreichen Krieges an, wie sie sich damals auch bei jüngeren Offizieren fand.<sup>76</sup>

Die eigene Untätigkeit und die Distanz zum Geschehen erfuhren andere Stabsoffiziere ähnlich. Hauptmann Wilhelm Francke diente ebenfalls im Armeekorpsstab 2. Er war dort 2. Adjutant. In seinem Tagebuch schrieb er wiederholt über die Ereignisse im Oberelsass.

72 Vgl. Art. 151 MO 1907.

73 Vgl. Miescher, Rudolf: Bericht über die Mobilmachung im Kanton Basel-Stadt, (Basel), 10. 12. 1914, StABS PA 677 G 2.1.

74 Vgl. Miescher, (Basel), 3. 8. 1914.

75 Vgl. zum Beispiel Miescher, (Zürich), 10. 8. 1914; Bern, 15. 8. 1914.

76 Vgl. Kap. 2.1.

«An der Grenze muss es sehr interessant sein. Bei Miécourt wieder einen deutschen Off (22. Drag[oner-Regiment]) gefangen. Man sieht die feindlichen Truppenbewegungen und hört den Gefechtslärm. Furchtbar schade, dass ich nicht dort bin, hoffentlich kommen wir auch bald dazu», notierte er zum Beispiel am 13. August.<sup>77</sup> Über seine tägliche Arbeit verlor er wenige Worte. Sie erschöpfte sich in Büroarbeit, Truppenbesuchen und Reiten. Nach zweieinhalb Wochen hatte er dieses Einerlei satt: «Es beginnt in unserem Stab furchtbar langweilig zu werden. Ein Tag wie der andere wird totgeschlagen mit Truppenbesichtigungen zu Pferd und per Auto, dann Bureauarbeiten und endlosem tatenlosen Abwarten der bevorstehenden Ereignisse. Da haben doch die Truppen an der Grenze einen anderen hohen Zweck. Wie ich diese beneide. Hoffentlich dauert dieser Zustand nicht mehr lange, es wäre schrecklich.»<sup>78</sup> Erst die Dislokation nach Liestal Ende August brachte Abwechslung. Der Armeekorpsstab 2 sollte dort einen Teil der Grenzbewachungstruppen übernehmen. Über die Zeit in Bern schrieb Francke rückblickend: «Endlich kommen wir fort von Bern, heraus aus der Passivität, an die Grenze. Das einzig Interessante hier war, direkt an der Quelle des Hauptquartiers zu sitzen und sofort über alle Ereignisse auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen orientiert zu sein.»<sup>79</sup>

Francke teilte Mieschers Erfahrung. Die Tage gingen ohne Unterschied vorüber; man verharrte in «Passivität» und wartet die «bevorstehenden Ereignisse» ab, ohne etwas zu tun. «Totgeschlagen» wurde bloss die Zeit, die Truppenbesichtigungen und die Büroarbeiten scheinen lediglich Zeitfüller zu sein. Die gefühlte eigene Nutzlosigkeit kontrastierte mit dem «hohen Zweck» der Truppen an der Grenze, wo es «sehr interessant» sein müsse. Das stand der eigenen Langeweile gegenüber. Auch Francke deutete den Krieg als Möglichkeit, etwas zu erleben; als Stabsangehöriger fern der Grenze ging er dieser Chance aber verlustig.

Deutliche Worte fand auch der junge Leutnant Hans Ganz. Als Ordonnanzoffizier der Radfahrer-Kompanie 5 leistete er beim Stab der 5. Division Dienst. Diese hatte am 12. August im Aaretal zwischen Biel und Solothurn Stellung bezogen.<sup>80</sup> Ganz' Aufgabe war es, das Meldungswesen und den Signaldienst zu kontrollieren. Eine Tätigkeit, die ihm missfiel. «Ich sehne mich geradezu nach einer Schlacht, denn meine Lage als Ord[onnanz-]Offizier zu Rad ist wohlbegründet auf längere Zeit ein Martyrium, wir haben gar nichts zu tun, die Mannschaft ist verteilt und der Komp[anie] Chef hat so schlaffen militär. Geist, neben vollendeter Fähigkeit für den innen Betrieb der Komp. dass ich viel Energie brauche, um mich frisch zu erhalten», berichtete er seinen Eltern; der Dienst sei «fast nicht zu ertragen vor Langeweile».<sup>81</sup> Seinem Bruder Paul Ganz und dessen Frau schrieb er: «Ihr könntet Euch denken, wie schwer es mir ist, wenn wir an die Grenze geschoben werden, nicht in der Front zu sein, sondern beim Div[isions-]stab, einem höchst ungefährlichen Platz. Indessen hoffe

77 Francke, Bern, 13. 8. 1914 (19). Woher Francke diese Information hat, geht aus dem Tagebuch nicht hervor.

78 Francke, Bern, 20. 8. 1914 (21).

79 Francke, Bern, 30. 8. 1914.

80 Vgl. Rapold 1988: 233, 235; Sprecher 1926: 145.

81 Ganz an Eltern, o. O., 15. 8. 1914.

ich, über kurz oder lang irgendwo verwendet zu werden, wo ich den Kerl reissen könnte. Meine Lage ist sonderbar, weder Adjutant noch Zugführer, kontrolliere ich das Meldungs-wesen, Signaldienst, werde zu Komp[anie-]diensten befohlen, alles in Allem unwichtiges u. (lahmes?) Zeug. Wenns los geht, haben wir schon zu tun.»<sup>82</sup>

Ganz erfuhr seinen Dienst als unnützlich, ungefährlich und unmilitärisch. Kurz: als «Martyrium». Er nahm ihm die Möglichkeit, «den Kerl [zu] reissen», und erschwerte es ihm, sich «frisch zu erhalten». Mit «frisch» meinte er wohl das schneidige, imponierende, tatkräftige und entschlossene Auftreten, das die Neue Richtung forderte.<sup>83</sup> Sehnsüchtig hoffte er auf eine «Schlacht». Damit sind die wesentlichen Bedürfnisse Ganz' offengelegt: Die Schlacht diene ihm als Ausweg aus der Untätigkeit und Langeweile. Ganz wollte, wie andere auch, etwas erleben. Ausserdem wollte er etwas bewirken und bewegen. Das ging mit dem Wunsch einher, sich zu bewähren und die eigene Tatkräftigkeit unter Beweis zu stellen.

Ganz fand wie Miescher seinen Ausweg darin, in einer Rekrutenschule Dienst zu tun. Ab Ende August war er vorübergehend als Zugführer in der Infanterie-Mitrailleur-Kompanie I/5 in Thun eingeteilt. Hier hatte er von frühmorgens bis spätabends zu tun, fügte sich «in das kleine Leben eines Leutnants» und wünschte sich, dauerhaft zu den Mitrailleuren umgeteilt zu werden.<sup>84</sup>

Der grösste Feind Mieschers, Franckes und Ganz' war im August 1914 die eigene Untätigkeit. Dass man im Hinterland ausreiten ging, während andere an der Grenze standen, kam ihnen unnützlich vor und widersprach dem Selbstbild des entschlossenen, tatkräftigen Offiziers. Die Arbeit im Stab entbehrte der erhofften Erlebnisse und beraubte die Offiziere der Möglichkeit, etwas bewirken und sich bewähren zu können. Diese Desillusionierung führte dazu, dass zwei der drei der Stabsarbeit den Rücken zuwandten.

## 2.5 Ausbildung

«Es ist unbestreitbar: Die schweizerischen Miliztruppen waren bei Kriegsausbruch nicht genügend ausgebildet», urteilt der Militärgeschichtler Hans Rudolf Fuhrer in seiner Habilitationsschrift über die Schweizer Armee im Ersten Weltkrieg.<sup>85</sup> Ausrüstung und Ausbildungsstand der Truppe seien mangelhaft, kritisierten mehrere Brigadekommandanten. Den Soldaten und Offizieren fehle es an soldatischer Haltung beziehungsweise an Erziehungs- und Ausbildungskompetenz.<sup>86</sup> Für gewisse Wehrmänner war der letzte Wiederholungskurs Jahre her.<sup>87</sup> General Ulrich Wille war derselben Ansicht: Ein Krieg im August

82 Ganz an Bruder und Schwägerin, o. O., 18. 8. 1914.

83 Vgl. Kap. 1.3.

84 Ganz an Mutter, Thun, 29. 8. 1914.

85 Fuhrer 2001: 310.

86 Vgl. Fuhrer 2001: 308 f.

87 Vgl. Kurz 1970: 53.

1914 hätte «das frühere oder spätere Versagen vor dem Feinde gebracht», monierte er in seinem Bericht über den Aktivdienst.<sup>88</sup>

Der General wollte deshalb die Lücken in der Erziehung und Ausbildung rasch angehen. «Ernste Pflichtauffassung und in allen Lagen standhaltende Disziplin» seien erforderlich, hielt er im Armeebefehl vom 7. August 1914 fest. Die Truppen sollten «kriegstüchtig» werden.<sup>89</sup> Rund eine Woche später befahl er seinen Direktunterstellten, die «allgemeine soldatische Ausbildung» zu intensivieren.<sup>90</sup> Festzulegen, was geübt werden musste, überliess Wille den Einheitskommandanten. Am 8. September wies der General nochmals auf den Sinn und die Bedeutung des Drills als zentrales Mittel der Erziehung hin.<sup>91</sup>

Einer dieser Einheitskommandanten war Hauptmann Hans Fritzsche. Er kommandierte die Glarner Füsilier-Kompanie IV/85. Im August 1914 war er vor allem damit beschäftigt, Defizite in der Ausbildung aufzuholen. Damit unterschied sich der Aktivdienst in seinen Augen nur in der Dauer vom Wiederholungskurs.

«Fürwahr, die 85iger haben eine historische Stunde erlebt!», vermerkte deren Tagebuch am 5. August 1914. Soeben war das Infanterie-Bataillon 85 in Glarus feierlich beendet worden. Major Fritz Aebli, dessen Kommandant, hatte eine «von patriotischem Feuer durchglühte Ansprache» gehalten und «auf Vaterland ein dreifach donnerndes Hoch ausbringen» lassen. Dann marschierte das Bataillon ins sankt-gallische Benken. Fast einen Kilometer lang, vom Rathausplatz bis zur Höhe, sei die Bevölkerung der scheidenden Truppe Spalier gestanden, hielt das Truppentagebuch fest.<sup>92</sup>

Das Bataillon blieb vorerst in Benken. Wegen eines Scharlach-Falls war es unter Quarantäne gestellt worden. Die Offiziere nutzten die Tage, um die Kompanie zu «drillen» und die Einzel- und Zugsausbildung voranzutreiben.<sup>93</sup> Fritzsche instruierte seine Kompanie, wie sie sich bei einem Alarm und im Gefecht verhalten sollte, und mahnte zur Kameradschaft.<sup>94</sup> Im allerersten Brief, den er seiner Frau aus dem Aktivdienst schrieb, berichtete er: «Wie lange wir hier bleiben, wissen wir natürlich nicht, vielleicht bis diese

88 Wille 1926: 15. Zur Kriegsbereitschaft der schweizerischen Armee 1914 vgl. insbesondere Lezzi 1975.

89 Wille, Ulrich: Armeebefehl, (Bern), 7. 8. 1914. Faksimile in: Kurz 1970: 55.

90 Vgl. Kurz 1970: 56.

91 Vgl. Kurz 1970: 55–62. «Einheitskommandant» bezeichnet nicht die Kommandanten von Heeresseinheiten wie Divisionen, Armeekorps oder Festungsbesatzungen, sondern die Kommandanten von Truppeneinheiten wie Kompanien, Schwadronen oder Batterien. Vgl. Art. 39 MO 1907; Art. 3 DR 1900/08.

92 Füs. Kp. IV/85, (Benken (SG)), 5. 8. 1914. Das Tagebuch liegt nicht als Original vor, sondern wurde nachträglich durch Oberleutnant Caspar Jenny abgeschrieben. Der Autor kann anhand der Handschrift deshalb nicht ermittelt werden. Es ist anzunehmen, dass es Fritzsche war. In früheren Wiederholungskursen führte er das Truppentagebuch meist selbst. Vgl. Füs. Kp. IV/85; Tagebuch, UAZ PA.042.027.

93 Vgl. Fritzsche an Ehefrau, (Benken (SG)), 16. 8. 1914. Das Exerzier-Reglement für die Infanterie von 1908 zählte zur Einzelausbildung das Einüben von Grundstellung, Takt- und Laufschrift, Drehungen, Einnehmen liegender, knieender und sitzender Position, Gewehrgriffen und -manipulationen, Feuern, Aufpflanzen und Abnehmen des Bajonetts, Turnen, Säbelgriffe und – als Hauptaufgabe – die Ausbildung für das Schützengefecht. Die Ausbildung des Zuges umfasste insbesondere Bewegungen und Formationsänderungen, Laden und Feuern, das Bilden und Feuern der Schützenlinie. Die Ausbildung der Kompanie umfasste insbesondere Bewegungen und Formationsänderungen und die Entwicklung der Schützen (das heisst das Bilden einer Schützenlinie aus einer anderen Formation heraus). Vgl. Schweizerische Armee: Exerzierreglement für die Infanterie 1908.

94 Füs. Kp. IV/85, (Benken (SG)), 6.–9. 8. 1914; I. Bat. 85, Benken (SG), 6.–9. 8. 1914.

Nacht, vielleicht Wochen lang. Das ist eigentlich der Hauptunterschied zwischen diesem aktiv(en?) Dienst und einem gewöhnlichen Wiederholungskurs: man kann nie wissen, was es gibt, und also nicht von langer Hand vorbereiten. Sonst merken wir ganz wenig davon, dass es vielleicht Ernst gilt. Wir arbeiten im ruhigsten Tempo und nehmen die Zeitungsberichte ganz gelassen hin, es unseren Vorgesetzten überlassend, was weiter geschieht. Dazwischen bemühen wir uns allerdings nach Kräften um die weitere Ausbildung, damit wir von allen Seiten als kraftvolle Gegner eingeschätzt und respektiert werden und unsere Pflicht mit Erfolg leisten können [...] Ein paar solche Tage hier würde ich gern nehmen im Interesse der gründlichen Beherrschung der Kp. Dann würde es allerdings langweilig.»<sup>95</sup>

Zwei Tage waren verstrichen, das Bataillon stand unverändert in Benken. Die Lage zu Hause schien sich inzwischen etwas beruhigt zu haben, wie ihm seine Frau mitgeteilt hatte, und auch für die Füsilier-Kompanie IV/85 verstrich der Sonntagnachmittag «in vollkommener Ruhe», wie er nach Hause schrieb.<sup>96</sup> Sie hätten «geputzt und geflickt wie in der Kaserne». Es sei «wirklich zur Zeit für uns nichts zu fürchten», «einfältigen Gerüchten» dürfe seine Familie keinen Glauben schenken.<sup>97</sup> Er rechnete damit, dass er noch lange in Benken bleiben werde, und kommentierte: «Einstweilen, bis alles wieder schön geübt ist, mag das angehen, bald aber dürfte es langweilig werden und wir wollen denn doch nicht hoffen, dass wir nirgends an die Grenze kommen und unseren Einzug aus dem Gaster bewerkstelligen müssen. Aber man wird hoffentlich in absehbarer Zeit für Ablösung sorgen.»<sup>98</sup>

Am 10. August durfte das Bataillon die Quarantäne schliesslich verlassen. Wo sie waren, durfte er nicht mehr schreiben; wohin sie gingen, wusste er selbst nicht. «Kein Mensch weiss, was wir morgen tun», schrieb er; er sei jedoch «ganz als Soldat in Anspruch genommen» und bat seine Frau, ihm oft zu schreiben. «Die Feldpost wird mich schon finden.»<sup>99</sup>

Das Infanterie-Bataillon 85 wurde nach Bern verlegt – eine Gegend, die vielen noch unbekannt war. «Frisch und lebhaft angeregt» sei die Mannschaft deshalb, auch der Dienst sei leicht. «Es ist also wirklich alles sehr gut im Blei», konnte Fritzsche seine Frau beruhigen und ermahnte sie, «nicht zu einfach zu leben und Euch auch etwas Rechtes zu gönnen».<sup>100</sup> Auch gebe es «nach der ersten Niederwerfung der Franzosen» keinen Grund zur Sorge.<sup>101</sup> In Bern nutzten derweil verschiedene Offiziere und Teile der Mannschaft die Chance, die dortige Landesausstellung zu besuchen.<sup>102</sup>

Die folgende Woche war der Ausbildung gewidmet. Auf Stufe Bataillon und Regiment wurden verschiedene Übungen abgehalten. «Mit der Kompagnie wird scharf gearbeitet, um sie auf einen möglichst hohen Grad der Kriegstüchtigkeit zu bringen. Diese

95 Fritzsche an Ehefrau, Benken (SG), 6. 8. 1914.

96 Fritzsche an Ehefrau, Benken (SG), 8. 8. 1914. Gaster bezeichnet die Ebene östlich der Linth zwischen Weesen und Uznach.

97 Ebd.

98 Ebd.

99 Fritzsche an Ehefrau, (Zürich), 11. 8. 1914.

100 Fritzsche an Ehefrau, (Bern), 13. 8. 1914.

101 Ebd.

102 Vgl. I. Bat. 85, Bern, 15. 8. 1914.

Aufgabe ist mir nur gerade recht und meinen Kräften wohl angepasst. Es gibt natürlich viel zu tun, bis über 200 Mann richtig gedrillt und zu guten Soldaten herausgebildet sind. Es geht auch nicht ohne», schrieb er nach Hause. Vor Oktober werde er «sicher nicht nach Hause kommen».<sup>103</sup> Die Hauptsache sei jedoch, «dass unser Land vor Kriegsnot verschont bleibt und wenn das gelingt, wollen wir uns alle recht gern gedulden».<sup>104</sup> Um seine Frau zu beruhigen, schrieb er in den nächsten Tagen wiederholt, es gehe «fast zu wie in einer Rekrutenschule. Du kannst vollkommen ruhig sein, alles marschiert gut»,<sup>105</sup> machte Andeutungen auf Bern, wo er stationiert war, und teilte mit, dass er nicht mager geworden sei, «im Gegenteil».<sup>106</sup> Auch vor Übergriffen Italiens brauche sie sich nicht zu fürchten: «Vor ganz entscheidenden Schlägen werden sie nicht in die Welthändel eingreifen und wenn sie es auch tun sollten, so wird die Schweizer Armee mit jedem Übungstag stärker und die Italiener werden sich sehr wohl besinnen, mit uns anzufangen.»<sup>107</sup>

Je mehr Tage verstrichen, desto länger schien Fritzsche der Dienst: «Ich habe diese Woche oft daran gedacht, dass wir schon im 2. Wiederholungskurs stehen und finde manchmal die Zeit lang. Aber es ist der Anfang und es ist gut, wenn man sich auf eine lange Trennung gefasst macht. Wir müssen immer sagen, dass es ein besonderes Glück ist, wenn wir hier im Frieden bleiben können und uns ruhig in alle Opfer schicken», schrieb er wenig später seiner Frau.<sup>108</sup> Das Bataillon hielt derweilen weitere Übungen ab. Auch die Mannschaft schien mittlerweile Langeweile zu verspüren. So bemühte sich Fritzsche, «gegen das sich schon einstellende Gefühl des Einerlei nach Möglichkeit anzukämpfen. Man muss sich jetzt überall bestmöglich abfinden mit den aufgezwungenen Verhältnissen und jede Gelegenheit ausnützen, um etwas Neues und Erspriessliches zu leisten.»<sup>109</sup> Wie lang er mit seiner Kompanie in Bern bleiben werde, wusste er nicht. Angesichts der «stetigen Ungewissheit» verbot er seiner Kompanie jegliche «Angstmeierei», mahnte zur Ruhe und dazu, sich «mit Geduld ins Unvermeidliche zu schicken. [...] Es heisst einfach, sich fügen und froh sein, dass wir aller Wahrscheinlichkeit nach den Frieden bewahren können.»<sup>110</sup>

Seinen Eltern schrieb er am selben Tag: «Wir sind Frontoffiziere und haben jeden Eindringling gleich kräftig zu bekämpfen. Eine zu lebhafteste Parteinahme ist dem nicht förderlich. Vor allem ist der soldatischen Auffassung jede Furchtsamkeit unerträglich.»<sup>111</sup> Mit der Ausbildung und dem Verhalten der Mannschaft sei er insgesamt zufrieden. «Man merkt doch den Leuten an, dass sie etwas vom Ernst der Lage spüren und auch im täglichen Dienstbetrieb, der sich von einem Wiederholungskurs kaum unterscheidet, nicht ganz diesen ernstesten Hintergrund vergessen.»<sup>112</sup> Drückend wirke jedoch die Unbestimmt-

103 Fritzsche an Ehefrau, (Bern), 16. 8. 1914.

104 Ebd.

105 Fritzsche an Ehefrau, (Bern), 17. 8. 1914.

106 Fritzsche an Ehefrau, (Bern), 18. 8. 1914.

107 Ebd.

108 Fritzsche an Ehefrau, (Bern), 21. 8. 1914.

109 Fritzsche an Ehefrau, (Bern), 23. 8. 1914.

110 Ebd.

111 Fritzsche an Eltern, (Bern), 23. 8. 1914.

112 Ebd.

heit, wie lange man im Dienst sein werde, «die Auflösung der Familie und die gänzliche Einstellung meiner beruflichen Tätigkeit».<sup>113</sup> Insbesondere um seine Frau Sorge er sich. Er und seine Unterstellten hätten es «in vieler Richtung besser [...] als die Zurückgebliebenen, die gar nicht recht wissen, was geht, und sich kein richtiges Bild machen von unserem wohlgeordneten und zeitweise ganz heiteren Soldatenleben».<sup>114</sup> Fritzsches Unterstellten gehe es ganz ähnlich: «Ueber die Leistungen der Leute ist nicht zu klagen, vielen merkt man an, dass sie zu Hause bitter nötig wären», hielt das Tagebuch der Füsiliers-Kompanie IV/85 fest.<sup>115</sup>

Diese Haltung sollte sich in den nächsten Wochen nicht verändern. «Es wird allmählich lang, aber man muss froh sein, dass man doch mit einer ziemlich sicheren Heimkehr rechnen darf. Wie manche Familie in Frankreich und Deutschland ist schon zerstört», berichtete er Anfang September unverändert.<sup>116</sup> Abwechslung brachte schliesslich die Verlegung an die Grenze nahe Basel Mitte September.

Auch für Fritzsche muss der Beginn des Aktivdienstes aussergewöhnlich gewesen sein. Von einer «historischen Stunde» ist im Tagebuch der Füsiliers-Kompanie IV/85 die Rede. Worte wie «von patriotischem Feuer durchglüht» oder «donnerndes Hoch» machen die Gefühlswallungen deutlich. Dass die Bevölkerung einen Kilometer lang Spalier gestanden habe, verstärkte diesen Eindruck. Der Eid und die Ansprache des Bataillonskommandanten boten eine klare Sinnstiftung: das Vaterland, seine Ehre, Freiheit und Verfassung zu verteidigen und falls nötig «Leib und Leben aufzuopfern».<sup>117</sup>

Die Erfahrung des Dienstes in Benken war zwiespältig. Auf der einen Seite war es ein gespanntes Warten auf das Unbekannte. Fritzsche rechnete damit, dass es «vielleicht Ernst gilt». Zeitungsberichte, auf die er verwies, mögen diesen Eindruck bestätigt haben. Auch seine besorgte Frau schien Ähnliches zu fürchten. Diese Anspannung in den ersten Augusttagen wurde durch die Orientierungslosigkeit und die Unsicherheit, was kommen mag, bestärkt. Fritzsche schrieb dazu, man könne «nie wissen, was es gibt», was auf ihn und seine Kompanie zukommen werde. Das war die eine Seite, sie betraf den Kontext. Auf der anderen Seite stand der Dienst selbst. Ausbildung war angesagt. Damit unterschied sich der Dienst vorerst kaum vom Wiederholungskurs. Der Wiederholungskurs war das bekannte Deutungsmuster, auf das Fritzsche zurückgreifen und das er nun – erstaunlicherweise – auf diese neue Situation anwenden konnte. So verbrachte er den ersten Sonntagnachmittag im Aktivdienst in «vollkommener Ruhe» mit Putzen und Flecken. Das muss seinen Erwartungen an den Aktivdienst widersprochen haben.<sup>118</sup>

---

113 Ebd.

114 Ebd.

115 Füs. Kp. IV/85, (Bern), 29. 8. 1914.

116 Fritzsche an Ehefrau, (Bern), 6. 9. 1914.

117 Anhang III. Beerdigung der Truppen DR 1900/1908.

118 Dieter Wicki, der den Alltag des Aargauer Infanterie-Bataillons 57 während des Ersten Weltkriegs erforscht hat, argumentiert andersrum: Die Offiziere hätten die Grenzbesetzung «wie einen verlängerten Wiederholungskurs» mit «Sechs-Tage-Rhythmus mit abendlicher Freizeit» gestaltet. Vgl. Wicki 2018: 140.

Diesen Widerspruch konnte Fritzsche am Anfang noch überbrücken. Die Ausbildung schien ihm sinnvoll. Dank ihr sollten die Schweizer Wehrmänner «von allen Seiten als kraftvolle Gegner eingeschätzt und respektiert werden und [ihre] Pflicht mit Erfolg leisten können». Die Ausbildung brachte jedoch nicht die erhofften aussergewöhnlichen Erlebnisse mit sich. So drohte der Dienst, langweilig zu werden, und Fritzsche hoffte, bald abgelöst und «an die Grenze» versetzt zu werden. In Bern wiederholte sich diese Erfahrung. Zu Beginn brachte die Verschiebung Abwechslung. Fritzsche wusste nicht, wohin es ging und was auf ihn zukam. Das brachte neuerliche Ungewissheit mit sich. Gleichzeitig wurde der Dienst seinen Erwartungen gerecht. Fritzsche sah sich «ganz als Soldat in Anspruch genommen».

In Bern stand erneut Ausbildung an. Das Ziel eines «möglichst hohen Grad der Kriegstüchtigkeit» blieb für Fritzsche vorerst bestehen. Die Armee sollte erstarken, was die Italiener abzuschrecken würde. So gelang die Sinnstiftung. Die Truppe zu drillen und auszubilden, war Fritzsche «nur gerade recht» und schien ihm zu liegen. Gegenüber seinen Eltern begriff er sich immer noch als «Frontsoldat» und war bereit, «jeden Eindringling [...] zu bekämpfen».

Gleichzeitig wandelte sich der Kontext des Dienstes. Die Gefahr von aussen liess nach, Fritzsche schrieb von «der ersten Niederwerfung der Franzosen». Damit veränderte sich auch die Erfahrung des Dienstes. Anstelle des Krieges rückten die unbekannte Gegend und die Landesausstellung in den Fokus. Die Mannschaft sei «gespannt auf die Sehenswürdigkeiten der Bundesstadt», hielt das Tagebuch der Füsilier-Kompanie IV/85 fest.<sup>119</sup> Der Dienst war zur Tour de Suisse geworden – in Bern waren die Glarner nicht nur Soldaten, sondern auch Touristen.

Ab der dritten Woche, als sich Fritzsche «schon im 2. Wiederholungskurs» wähnte, wurde der Dienst vermehrt zur Belastung. Er galt immer noch der Ausbildung. Das war erstens langweilig. Fritzsche schrieb vom «Einerlei», seine Soldaten verspürten die Langeweile ebenso.<sup>120</sup> Deshalb bemühte er sich, die Ausbildung abwechslungsreich zu gestalten. Zweitens gelang die Sinnstiftung nicht mehr. Der Krieg war zwar «nicht ganz [...] vergessen», aber doch in den Hintergrund gerückt. Auch die Bedrohung von aussen schien gering und die Heimkehr ziemlich sicher. Fritzsche argumentierte nun fatalistisch und mahnte, geduldig abzuwarten und sich «ins Unvermeidliche zu schicken». Die Deutung, dass die eigene Tätigkeit dazu beitrug, den Krieg von der Schweiz fernzuhalten, aktualisierte er nicht mehr. Das «Unvermeidliche», das Fritzsche erwähnte, war das lange Getrenntsein von zu Hause. Dort waren er und seine Unterstellten nun ebenfalls «dringend nötig».

Fritzsches Erfahrungen deckten sich mit denjenigen anderer Offziere. Für Oberstleutnant Karl Scheurer beispielsweise war der Aktivdienst kaum vom bekannten Manöverdienst zu unterscheiden. Obwohl er mit seiner Feld-Haubitz-Abteilung 27 am Rand der exponierten Ajoie lag und am 14. August wegen drohendem Eindringen französischer

119 Füs. Kp. IV/85, o. O., 12. 8. 1914.

120 Zur Langeweile und Eintönigkeit der Ausbildung vgl. Lezzi 1975: 161–166.

Truppen die Bereitschaftsstellungen bezogen hatte, schrieb er über den Dienst vom 10. bis zum 17. August 1914: «Während der ganzen Zeit denken wir mehr an die Truppen und ihre Ausbildung als an den Krieg. Es scheint auch bei der Mannschaft das gleiche Gefühl obzuwalten, wenigstens merkt man gegenüber gewöhnlichen Manövern sozusagen keinen Unterschied.»<sup>121</sup>

Dass die Ausbildung der erhofften aussergewöhnlichen Erlebnisse entbehrte, zeigt sich besonders in den Tagebucheinträgen von Oberleutnant Robert Labhardt. Mit seiner Landwehr-Füsilier-Kompanie I/144 leistete er im exponierten Basler Dienst. Vom Georgsturm des Basler Münsters aus beobachtete er vom 9. bis zum 11. August die Schlacht um Mülhausen. In seinem Tagebuch hielt er akribisch fest, was er sah und hörte.<sup>122</sup> Die Inspektion von Posten nutzte er jeweils, um einen Blick auf die Kämpfe im Oberelsass zu werfen. Auch darüber führte er genau Buch.<sup>123</sup>

Ganz anders schrieb Labhardt über die Soldaten- und Zugschule, die er immer wieder in der Basler Kaserne zu leisten hatte. «Soldatenschule», notierte er zum Beispiel am 7. August 1914.<sup>124</sup> Es ist der gesamte Eintrag an diesem Tag. Die Kürze des Eintrags lässt darauf schliessen, wie arm an Erlebnissen die Soldatenschule für Labhardt gewesen sein muss. Die Ablösung vom Beobachtungsposten auf dem Basler Münster kommentierte er mit: «Ich werde auf meinem Beobachtungsposten abgelöst. Leider! Nun fängt die langweilige Soldatenschule wieder an.»<sup>125</sup> «Niente di nuovo. Immer noch in der Basler Kaserne bei Soldaten- + Zugschule», vermerkte er wenige Tage später.<sup>126</sup> Zwei Wochen nach der Mobilmachung zeigte er sich sichtlich genervt. Nachdem er in der Gewerbeschule einen Tag «sterblicher Langeweile» auf Wache verbracht hatte, schimpfte er: «Ueberhaupt der Dienst hinter der Front!»<sup>127</sup> Dass gleich in der Nähe gekämpft wurde, machte die Ausbildung umso langweiliger.

Die Ausbildung, die Mitte August 1914 von der Armeeführung forciert wurde, brachte auch in den Augen von Hauptmann Rudolf Miescher Herausforderungen mit sich. Der zugeteilte Generalstabsoffizier im Armeekorpsstab 2 schrieb dazu in seinem Tagebuch: «Er [Wille] predigt, was er so manches Jahr gepredigt hat, unbedingte Autorität der Vorgesetzten, die sich bei der Truppe in exakter Ausführung der Befehle äussert. Überhaupt wird jetzt für die Offiziere die Sache schwieriger, die erste Begeisterung und die ersten unruhigen Vergnügungen sind vorbei, sodass die Sache immer mehr sich einem regelrechten Wiederholungskurs in kleinem Verband nähert und es ist eine bekannte Tatsache, dass viele Kadeten nicht wissen, wie sie während einer längeren Periode Ausbildung in kleinem Verband treiben müssen. Für die Truppen an der Grenze, wo doch in ernsthafter Weise Wachdienst betrieben werden muss, mag die Sache etwas anders liegen. Jetzt wird es sich aber zeigen, wer Truppenerzieher ist und wer «nur» Führer.,

121 Scheurer, Glovelier, 26. 8. 1914.

122 Vgl. Labhardt, Basel, 9.–11. 8. 1914.

123 Vgl. Labhardt, Basel, 21. 8. 1914.

124 Labhardt, Basel, 7. 8. 1914.

125 Labhardt, Basel, 11. 8. 1914.

126 Labhardt, Basel, 14. 8. 1914.

127 Labhardt, Basel, 18. 8. 1914.

Nicht nur für die Offiziere, sondern auch für die Soldaten wird eine langweilige Periode kommen. Er hat das Gefühl für das Vaterland eingerückt zu sein und soll nun Grüsse klopfen.»<sup>128</sup> Miescher fürchtete, was Fritzsche wenig später erfuhr: Dass sich der Aktivdienst kaum vom Wiederholungskurs unterschied. Dass «viele Ködten nicht wissen, wie sie während einer längeren Periode Ausbildung in kleinem Verband treiben müssen» und diese deshalb monoton und langweilig zu werden drohte, war die eine Folge. Die andere war die erschwerte Sinnstiftung: Das «Grüsse klopfen» war nicht vereinbar mit der Erwartung, «für das Vaterland eingerückt zu sein».

Fassen wir zusammen: Für Fritzsche und Scheurer war der Aktivdienst kaum mehr vom Wiederholungskurs und vom Manöverdienst zu unterscheiden. Nur in der Dauer unterschied sich der Aktiv- vom bekannten Ausbildungsdienst. Damit stellte die Ausbildung, wie sie im August 1914 forciert wurde, für die Offiziere eine Herausforderung dar. Erstens wurden die Erwartungen, der Aktivdienst sei aussergewöhnlich und böte die Chance, etwas zu erleben, enttäuscht. Soldaten- und Zugschule waren nicht neu, die Stellungsbezüge unterschieden sich nicht vom Manöverdienst. Die Einzel-, Zugs- und Kompanieausbildung erschöpfte sich im Einerlei und war für die Offiziere und Soldaten gleichermassen langweilig. Das zeigen auch Labhardts Erfahrungen der Soldaten- und Zugschule.

Zweitens war die Frage, weshalb und wozu man Dienst leisten sollte, für Fritzsche angesichts der abnehmenden Gefahr von aussen und der wachsenden wirtschaftlichen Not zu Hause schwieriger zu beantworten. Dieselbe Frage stellte sich auch Miescher: Für das Vaterland «Grüsse zu klopfen», ergab wenig Sinn.

Dass die Ausbildung die Dienstfreudigkeit wecken und erhalten soll, wie es die Ausbildungsziele von 1908 vorschrieben, ist für den August 1914 nicht festzustellen. Im Gegenteil: Nur am Anfang stärkte sie das «Vertrauen in die Tüchtigkeit unseres vaterländischen Wehrwesens»,<sup>129</sup> Danach trug die Ausbildung wesentlich zur Dienstmüdigkeit bei. Darüber hinaus stellte sie für die Autorität der Vorgesetzten, die die Soldaten ausbilden und erziehen sollten, eine Herausforderung dar.

---

128 Miescher, Basel, 15. 8. 1914.

129 Ausbildungsziele 1908: 318. Vgl. Kap. 1.3.



## **II. Teil: Phase der relativen Sicherheit und Konstanz**



## 3 Der Krieg und die Schweiz in der ersten Kriegshälfte

### 3.1 Der Beginn des Stellungskrieges

Ende August 1914 ging die Kriegsgefahr für die Schweiz zurück. Die Kampfhandlungen fanden vor allem in Belgien und Nordfrankreich statt. Die erste Schlacht an der Marne im September 1914 machte die deutschen Hoffnungen auf einen raschen Sieg an der Westfront zunichte. Zuvor hatten die rasch vorrückenden deutschen Armeen in den Grenzschlachten Ende August in Belgien und Frankreich französische Armeen und das britische Expeditionskorps geschlagen und auf breiter Front zum Rückzug gezwungen.<sup>1</sup> Es misslang jedoch, Paris und die französischen sowie britischen Verbände zu umfassen. Diese gingen am 5. September erfolgreich zum Gegenangriff über, die deutschen Armeen zogen sich nach Norden hinter die Aisne zurück.<sup>2</sup> Im «Wettlauf zum Meer» versuchten beide Seiten bis Ende Oktober 1914, sich im Norden zu überflügeln und zu umfassen. Schliesslich erreichten sie den Ärmelkanal. Keine der beiden Seiten hatte den Gegner entscheidend umfassen können. Die Westfront war damit erstarrt und der Winter, der nun einsetzte, machte die Hoffnungen auf ein rasches Ende des Krieges zunichte.<sup>3</sup> Damit schwand auch die Gefahr, dass grössere französische Verbände in die Schweiz abgedrängt werden würden.

Medial war der Krieg ab dem Herbst 1914 in der Schweiz weiterhin präsent. Zeitungen berichteten über die Geschehnisse im Ausland – wenn auch oft einseitig und teils falsch, was auch verschiedenen Offizieren auffiel;<sup>4</sup> Kinos fassten die aktuellen Ereignisse in Wochenrückblicken zusammen; Illustrierte und Postkarten bildeten den Krieg ab; später nahm sich auch Kunst und Literatur dem Krieg und der Armee an. Dabei waren die Offiziere wie die gesamte Schweizer Bevölkerung dem «Feuer der Propaganda» der kriegführenden Länder ausgesetzt.<sup>5</sup> Anfangs mit Berichten, Pamphleten und Manifesten, später über Zeitungen und Illustrierte versuchten diese, die Gunst der Schweizer Bevölkerung zu gewinnen.<sup>6</sup>

Die Truppe wurde mit Vorträgen über die Grosswetterlage informiert. Das Infanterie-Bataillon 48 liess zum Beispiel im Oktober 1914 täglich Vorträge oder Vorlesungen von bis zu einer Stunde halten, meist über Aspekte des Krieges, und informierte die Truppe anhand von Zeitungsausschnitten.<sup>7</sup> Die Vorträge dienten dazu, die Geschehnisse einzuordnen. Sie thematisierten etwa deren Bedeutung für die Schweiz<sup>8</sup> oder fragten nach den Ursachen des Krieges.<sup>9</sup> Zur Unterhaltung sowie zur moralischen Belehrung wurde der Truppe aus belletristischen Werken über den Krieg und den Militärdienst vorgelesen,

<sup>1</sup> Vgl. Pöhlmann 2014a.

<sup>2</sup> Vgl. Becker 2014; Deist: 250 f.

<sup>3</sup> Vgl. Pöhlmann 2014b; Segesser 2014: 70–74.

<sup>4</sup> Vgl. zum Beispiel Scheurer, o. O., 25. 9. 1914.

<sup>5</sup> Vgl. die gleichnamige Ausstellung im Museum für Kommunikation und in der Schweizerischen Nationalbibliothek, 21. 8.–9. 11. 201. Zum Ausstellungsheft vgl. Elsig, Erismann 2014.

<sup>6</sup> Vgl. Elsig 2014b; Elsig, Erismann 2014.

<sup>7</sup> Vgl. I. Bat. 48, Hindelbank, 12. 10. 1914.

<sup>8</sup> Vgl. F. Art. Abt. 20, Grenchen, 23. 8. 1914.

<sup>9</sup> Vgl. I. Bat. 48, Hindelbank, 12. 10. 1914.

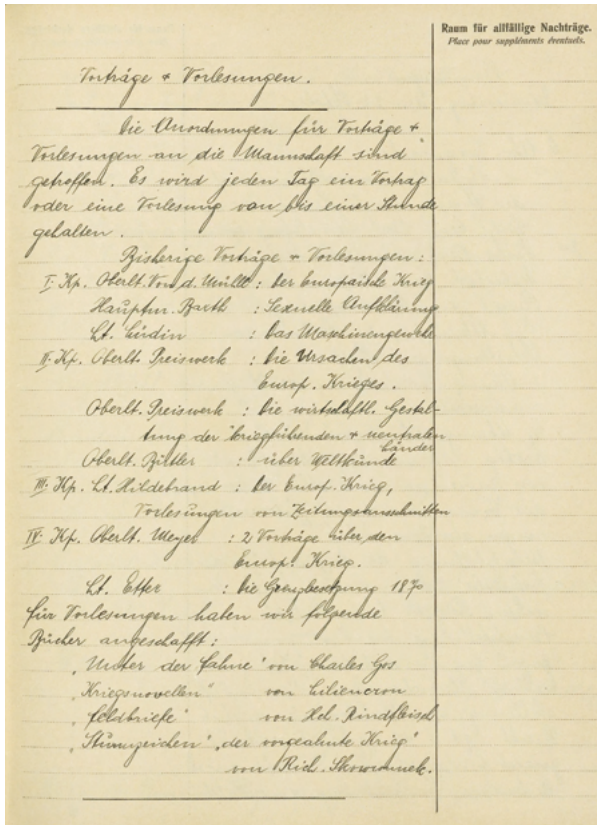


Abb. 3. Anordnung über Vorträge und Vorlesungen im Infanterie-Bataillon 48, 12. Oktober 1914. Quelle: BAR E27#1000/721#23633\*.

etwa aus Detlev von Liliencrons *Kriegsromanen* oder Richard Skowronneps *Sturmzeichen*.<sup>10</sup> Lichtbildvorträge, zum Beispiel über belgische und nordfranzösische «Kunstabauten + Denkmäler, sowie über den Arbeits- und Kunstsinn ihrer Bewohner», zeigten den Wehrmännern die verschiedenen Parteien jenseits des Krieges.<sup>11</sup> Offiziere mit Angehörigen oder Bekannten in Deutschland erfuhren durch diese über die Kämpfe.<sup>12</sup> So verfügten die Offiziere über ein breites, wenn auch unterschiedliches Informationsangebot, um sich über den Krieg zu informieren. Es herrschten deshalb weniger Unsicherheit und Orientierungslosigkeit vor als bei Kriegsbeginn.<sup>13</sup>

Trotzdem schien das Interesse am Krieg ab September 1914 abzufallen. In ihren Briefen und Tagebüchern schrieben die untersuchten Offiziere deutlich seltener über die Kriegsparteien, den Kriegsverlauf, Kämpfe in der Nähe und deren Folgen oder über den

<sup>10</sup> Vgl. I. Bat. 48, Hindelbank, 12. 10. 1914.

<sup>11</sup> I. Bat. 44, o. O., II. 4. 1915.

<sup>12</sup> Vgl. zum Beispiel Gelzer an Ehefrau, o. O., 5. und 11. 9. 1914, Opfertshofen, 9. 10. 1914.

<sup>13</sup> Ausnahmen waren hier Othmar Ammann, der vom «Kriegschauplatz [...] wenig + nur unbestimmtes» vernahm, und Karl Scheurer, der von Spekulationen und falschen Prognosen berichtete. Ammann an Ehefrau, Gotthard, 8. 10. 1914; Scheurer, Rossemaison, 14. 10. 1914.

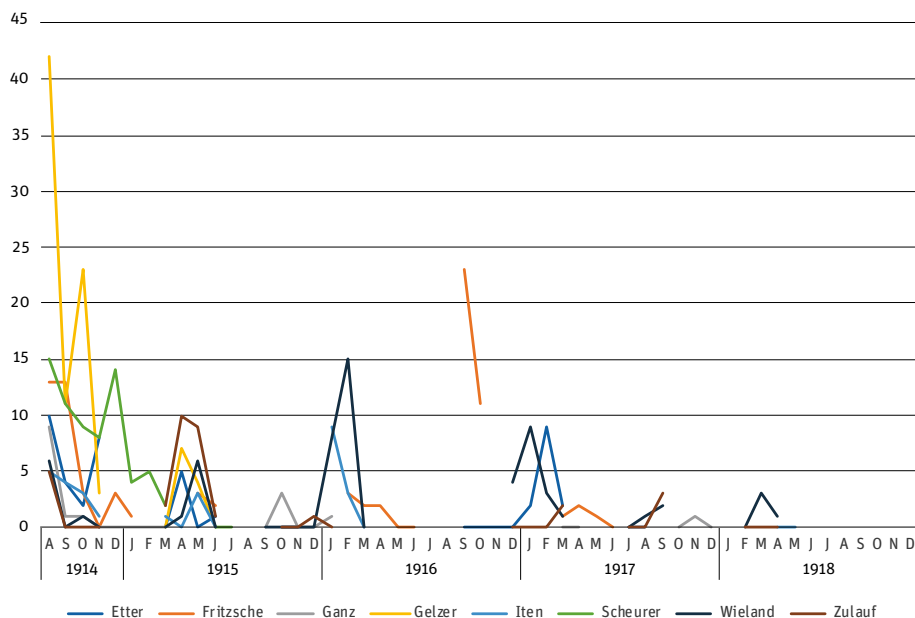


Abb. 4: Anz. Nennungen in der Kategorie «Krieg». Quelle: Eigene Darstellung.

Sinn des Krieges als noch einen Monat zuvor. Das zeigt die quantitative Auswertung der Briefserien und Tagebücher von Leutnant Philipp Etter, Hauptmann Hans Fritzsche, Leutnant Hans Ganz, Hauptmann Heinrich Gelzer, Hauptmann Josef Iten, Oberstleutnant Karl Scheurer, Major August Wieland und Leutnant Heinrich Zulauf. Beispielhaft sind dabei die Briefe von Gelzer, Feldprediger im Infanterie-Regiment 22, an seine Frau.

Gelzer erwähnte den Krieg im August 1914 so oft wie kein anderer der untersuchten Offiziere. In den einundzwanzig Briefen und Postkarten, die er damals seiner Frau geschrieben hat, äusserte er sich zweiundvierzigmal zum Krieg. Er schrieb meist über die verschiedenen Parteien oder den Kriegsverlauf. Im September und Oktober nahm sein Bedürfnis, den Krieg zu thematisieren, ab. Die Anzahl Nennungen pro Brief halbierte sich: In den elf Briefen, die er im September schrieb, thematisierte er den Krieg elfmal, in den zwanzig Briefen vom Oktober zwanzigmal. In Gelzers zweiter Dienstperiode von Mitte März bis zum 1. Juni 1915 war die Anzahl Nennungen pro Brief weiter rückläufig. In den elf Briefen vom März 1915 erwähnte er den Krieg nie, in den neunzehn vom April siebenmal und in den fünf vom Mai viermal. Gelzer war damals in der Ajoie stationiert und schrieb unter anderem über die nahen französischen Truppen und die Kämpfe jenseits der Grenze. In seiner dritten Dienstperiode im August 1918 schrieb er seiner Frau sieben Briefe, erwähnte den Krieg dabei aber mit keinem Wort.<sup>14</sup>

<sup>14</sup> Vgl. StABS PA 756a E 10 (1). Es ist anzumerken, dass sich die Anzahl Nennungen in der Kategorie Krieg

Auch andere Offiziere schrieben ab Herbst 1914 seltener über den Krieg. Und wenn, dann über andere Themen und aus anderem Anlass. Im August 1914 galt ihr Interesse vor allem dem Kriegsverlauf an der Westfront. Danach waren die Ereignisse im Ausland nur noch selten ein Thema. Ausnahmen waren der Kriegseintritt Italiens am 23. Mai 1915 sowie französische und deutsche Truppenkonzentrationen im Raum Besançon-Montbéliard bzw. dem Oberelsass Ende 1916. Stattdessen schrieben die Offiziere nun vor allem über den Krieg, wenn sie ihn oder seine Folgen selbst sahen oder hörten. Das gilt zum Beispiel für Etter, der im November 1914 in Basel das Leid elsässischer Frauen und Kinder mit eigenen Augen sah, für Zulauf, der im Frühjahr 1915 in der Ajoie beziehungsweise im exponierten Largin-Zipfel stationiert war, für Wieland und Iten, die Anfang 1916 beide ebenfalls in der Ajoie Dienst leisteten, oder für Fritzsche, der im Herbst 1916 auf dem Umbrail und im Münstertal auf Grenzwache war.

Was war der Grund für diesen Rückgang? Erstens fanden die Kämpfe meist fern der Schweiz statt. Die geographische Nähe und damit die mögliche eigene Betroffenheit – das heisst die Gefahr, in den Krieg verwickelt zu werden – fehlten als Auslöser, über den Krieg zu schreiben. Zweitens zog sich der Krieg in die Länge. Die erwarteten raschen Siege der Deutschen blieben aus. Die einzelnen Schlachten waren von geringerer Tragweite, als die Offiziere zu Beginn erwartet hatten; sie betrafen auch die Schweiz weit weniger als angenommen. Damit verlor der Krieg insgesamt für die untersuchten Offiziere an Bedeutung.

### ***3.1.1 Der Krieg rückt in die Ferne: das vorläufige Ende der Kämpfe im Oberelsass***

Im August 1914 waren die nahen Kämpfe im Elsass das dominierende Thema im Tagebuch des Infanterie-Regiments 22. Die Gründe dafür waren die geografische Nähe und die Furcht, französische Truppen könnten über die Basler Rheinbrücken nach Deutschland vorstossen; ausserdem die sicht- und hörbare Gewalt und schliesslich die Ungewissheit, wie sich die Lage weiter entwickeln wird.<sup>15</sup>

Ab September 1914 tauchte das Thema Krieg kaum mehr im Regimentstagebuch auf. Weshalb? Die Kampfhandlungen fanden nun vor allem in Belgien und Nordfrankreich statt. Nach der zweiten Schlacht um Mülhausen wurde die Armée d'Alsace am 26. August 1914 aufgelöst und das Gros ihrer Truppen abgezogen. Die verbleibenden französischen Truppen zogen sich auf die Vogesenhöhen und den Festungsraum Belfort, beide rund fünfzig Kilometer weit entfernt, zurück.<sup>16</sup> Das Infanterie-Regiment 22 verlor den Krieg damit Ende August 1914 wörtlich aus den Augen. Und die Gefahr, feindliche Truppen könnten über Schweizer Gebiet beziehungsweise in diesem Fall über die Basler

---

prozentual weniger stark verändert. Im August 1914 lag sie mit 42 von 231 Nennungen bei 18 Prozent, im September mit 11 von 79 bei 14 Prozent, im Oktober mit 23 von 175 bei 13 Prozent und im Dezember mit 3 von 64 bei 5 Prozent. Der Grund, weshalb sich die Anzahl Nennungen in der Kategorie Krieg pro Monat weniger stark verändert hat, ist, dass sich Gelzers Fokus erstens eingengt und zweitens verschoben hat. Er sprach ab September 1914 insgesamt weniger Themen an und Themen wie das Zivile, das Selbst und die Metakommunikation wurden wichtiger.

<sup>15</sup> Vgl. Kap. 1.1.

<sup>16</sup> Vgl. Kap. 3.2.

Rheinbrücken dem Gegner in die Flanke fallen oder in die Schweiz abgedrängt werden, ging zurück. So verlor der Krieg für das Regiment an Bedeutung, es war nun kaum mehr unmittelbar davon betroffen.

### 3.1.2 *Der Krieg dauert an: die Schlacht an der Marne und der Wettlauf zum Meer*

Nachdem drei Monate lang gekämpft worden war, ohne dass eine Seite klar die Oberhand gewann, wähnte sich Oberstleutnant Karl Scheurer an einem Schwingfest: «Heute sind es drei Monate, dass wir eingerückt sind. Wie hat sich doch alles anders gestaltet als man sich gedacht hat! Wir sind friedlich geblieben, aber bleiben die ganze Zeit hindurch im Dienst. Eine Entscheidung ist nirgends gefallen, im Gegenteil: Das ganze Spiel scheint erst in der Entwicklung begriffen zu sein. Der erwartete Seekrieg ist ausgeblieben. Auch Deutschland kommt mit Frankreich nicht vorwärts. Dagegen bleibt auch Russland zurück. Ein baldiger Ausgang ist unwahrscheinlich, ein «Gemurx» wie an einem Schwingfest!», notierte er Anfang November in sein Tagebuch.<sup>17</sup> Wider Erwarten war eine rasche Entscheidung ausgeblieben. Stattdessen zog sich der Krieg in die Länge, ein Ende zeichnete sich nicht ab. Für Scheurer glich der Krieg damit eher einem ««Gemurx»» – einem mühsamen, aufreibendem Sich-Abplagen.

Scheurer hatte das Kriegsgeschehen in den ersten Monaten genau verfolgt. Sein Augenmerk lag dabei auf der Westfront. Hier hatte Scheurer im August einen baldigen deutschen Sieg für wahrscheinlich gehalten. Wiederholt kam er darauf zu sprechen. Ein Sieg Deutschlands sei «aus allgemein kulturellen Gründen, aber auch rein politisch [...] wünschbar», notierte er Ende August.<sup>18</sup> Er fürchtete, Italien würde bei einer Niederlage der Mittelmächte auf der Seite der Entente in den Krieg eintreten; das würde es für die Schweiz erschweren, neutral zu bleiben.<sup>19</sup>

Beeindruckt zeigte er sich über die Geschlossenheit und das planmäßige Vorgehen der Deutschen. So notierte er zum Beispiel am 30. August: «Sicher ist allerdings, dass Deutschland eine ganz unerhörte Kraft aufwendet. Das ganze Volk hilft dabei mit. Die Vorbereitungen sind offenbar sehr gut und der ganze Plan wird mit Ordnung und Konsequenz durchgeführt.» Die Franzosen seien hingegen weniger gut vorbereitet, zwischen Generälen und Politikern gebe es Reibungen.<sup>20</sup> Dass sich die französischen Truppen an ihrem linken Flügel immer weiter zurückzogen<sup>21</sup> und das Elsass ganz aufgaben,<sup>22</sup> mag ihn in seiner Annahme eines baldigen deutschen Sieges bestätigt haben.

Die Lage blieb jedoch unübersichtlich. Zum einen fehlten Scheurer Informationen über die Kämpfe an der Westfront. So schickte er am 29. August einen Kanonier von

17 Scheurer, Rossemaison, 3. II. 1914.

18 Scheurer, Glovelier, 28. 8. 1914. Vgl. ähnlich Meinisberg, 5., 9. und 14. 9. 1914.

19 Scheurer, Meinisberg, 5. 9. 1914.

20 Scheurer, Glovelier, 30. 8. 1914.

21 Vgl. Scheurer, Glovelier, 31. 8. und 5. 9. 1914.

22 Vgl. Scheurer, Glovelier, 28. 8. 1914.

Glovelier nach Delémont, um Zeitungen zu holen.<sup>23</sup> Das schuf jedoch keine Abhilfe. Auch nachher war er «über den Gang des Krieges im unklaren».<sup>24</sup> Auch der erhoffte deutsche Sieg blieb aus. Scheurer bezeichnete die Rückschläge, die die Deutschen an der Marne erlitten hatten, als «Drama»<sup>25</sup> und fürchtete, «dass sich mit der Verschlimmerung der Lage Deutschlands auch eine Verschlechterung unserer eigenen ergebe».<sup>26</sup> Gespannt erwarte er nun den Ausgang der Schlacht an der Aisne. Er fürchtete, dass eine Niederlage der Deutschen den Kriegseintritt Italiens begünstigen und dies wiederum die Schweiz in Gefahr bringen würde.<sup>27</sup>

Wochen später stellt er fest, dass es «für Aussenstehende schwer zu sagen sei, wie sie [die Schlacht an der Aisne] eigentlich steht».<sup>28</sup> Auch wenn nicht mehr so oft wie zu Kriegsbeginn, schrieb Scheurer noch im November 1914 über Ereignisse im Ausland. Ihre Bedeutung abzuschätzen, fiel ihm aber zunehmend schwerer. Als beispielsweise das Osmanische Reich am 29. Oktober in den Krieg eingetreten und in Italien ein neues Ministerium geschaffen worden war, fragte sich Scheurer: «Was soll das alles bedeuten?»<sup>29</sup> Nach drei Monaten sah er, wie eingangs erwähnt, im Krieg zwischen Entente- und Mittelmächten das Ringen zweier Schwinger. Nun erachtete er auch die Schweiz als weniger gefährdet. Eine Rede von Oberstdivisionär Eduard Wildbolz, Kommandant der 3. Division, kommentierte er mit: «Es wird an jede Bemerkung eine Schlussfolgerung gehängt, als ob das Vaterland beständig in Gefahr sei. Das stumpft auf die Länge sehr ab.»<sup>30</sup>

Dabei blieb er. Im Dezember schrieb er wiederholt, die Lage sei unklar<sup>31</sup> und ein Ende nicht in Sicht.<sup>32</sup> Als im Oberelsass erneut gekämpft wurde, rückte der Krieg nochmals etwas stärker in Scheurers Fokus. Zum Jahreswechsel kam er ausführlich auf die Lage der Schweiz zu sprechen: «Im allgemeinen glaubt man bei uns, wir seien über das Schlimmste hinweg. Ich bin nicht dieser Ansicht. Militärisch vielleicht schon, aber wirtschaftliche und politische Schwierigkeiten drohen immer noch, grössere als im Anfang. Wir müssen unsere wirtschaftliche Abhängigkeit schwer empfinden, und es ist ganz gut möglich, dass z. B. Frankreich und England, zum Teil auch Italien, damit auf uns zu wirken suchen. Namentlich die Haltung der Engländer ist ganz unfreundlich. Es ist nicht unmöglich, dass bei dem versumpften Zustand des Krieges die Sache doch noch auf uns übergreift. Im Norden kann die Front nicht mehr ausgedehnt werden; im Süden wäre bei uns schon noch Platz. Dann auch immer wieder: Was wird Italien tun? Im allgemeinen ist zur Stunde nicht abzusehen, wie die Sache weiter gehen wird. In Frankreich ist der französisch-englische Angriff bis jetzt ohne grosse Erfolge geblieben; man hat den

23 Vgl. Scheurer, Glovelier, 29. 8. 1914.

24 Scheurer, Glovelier, 30. 8. 1914.

25 Scheurer, (Solothurn?), 17. 9. 1914.

26 Scheurer, Meinisberg, 14. 9. 1914. Vgl. (Solothurn?), 19. 9. 1914.

27 Vgl. Scheurer, Meinisberg, 17. 9. 1914.

28 Scheurer, Bern, 3. 10. 1914.

29 Scheurer, Rossemaison, 3. 11. 1914. Um welches Ministerium es sich handelt, geht aus dem Tagebuch nicht hervor.

30 Scheurer, (Rossemaison?), 6. 11. 1915.

31 Vgl. Scheurer, Rossemaison, 3., 4., 6. 12. 1914.

32 Vgl. Scheurer, Rossemaison, 11. 12. 1914.

Eindruck, jede Partei komme dort nicht über die Verteidigung hinaus. In Polen ist der Kampf noch unentschieden, trotzdem immer heftig gekämpft wird. Es scheint, dass dort auf der österreichischen Seite der schwache Teil der Front neuerdings liegt. Immerhin haben die Deutschen bis jetzt dort so geschickt gefochten, dass die Gefahr für sie nicht allzu gross zu sein scheint. An beiden Orten ist aber alles möglich, und namentlich kann kein Aussenstehender sagen, wie gross die Reserven an Menschen, Material, Moral usw. sind. Von Frieden redet noch niemand. Einzelne der Beteiligten wären wahrscheinlich schon dafür zu haben, andere, vorab wohl England, wollen nichts davon hören. Also, Unsicherheit überall und Sorgen ringsum.»<sup>33</sup> Danach und bis zum Kriegseintritt Italiens erwähnte er den Krieg nur noch selten. Wenn er es tat, dann nur kurz und ohne sich vertieft mit der Lage auseinanderzusetzen.<sup>34</sup>

Drei Aspekte zeichnen Scheurers Erfahrung des fernen Krieges 1914 aus: Erstens, dass der erwartete deutsche Sieg ausblieb. Zweitens, dass der Krieg sich damit in die Länge zog und die Lage unübersichtlich war. Und drittens, dass die Ereignisse nicht die Tragweite hatten, die Scheurer ihnen anfangs zugesprochen hatte.

Scheurer ging wohl zu Beginn davon aus, dass der Krieg nur einige Wochen oder Monate dauern werde. Nach drei Monaten stellte er fest, dass noch keine Entscheidung gefallen war. Er erwartete ausserdem einen deutschen Sieg. Darauf deutet hin, dass er mehrmals von einem deutschen Sieg, deutschen Erfolgen und deutscher Überlegenheit schrieb. Seine Erwartung wurde jedoch enttäuscht, der Sieg der Deutschen blieb aus. Dass er von einem «Drama» sprach, deutet an, wie überrascht er gewesen sein muss.

Danach bekundete Scheurer Mühe, sich einen Überblick über die Kriegslage zu verschaffen und die Bedeutung einzelner Ereignisse abzuschätzen. Bei Kriegsbeginn, als die Deutschen durch Belgien und Nordfrankreich vorgestossen waren, gelang ihm das eher. Seit der deutschen Niederlage an der Marne bezeichnete er die Lage mehrmals als unklar und verworren. Die darauffolgende Schlacht an der Aisne, die er gespannt verfolgt hatte, brachte keine Klarheit. Im Gegenteil, es blieb für ihn «schwer zu sagen, wie sie eigentlich steht». Mit dem Kriegseintritt des Osmanischen Reiches war die Lage für Scheurer nochmals schwieriger zu deuten. So bezeichnete er die Lage zusammenfassend als «Gemurx».

Scheurer schien zudem zum Schluss gekommen sein, dass die Schlachten, die an der Westfront geschlagen wurden, von deutlich geringerer Tragweite waren, als er zu Beginn angenommen hatte. Sie hatten auch keine unmittelbaren Folgen für die Schweiz. Die deutsche Niederlage in der Schlacht an der Marne liess in ihm zwar nochmals die Angst aufkommen, die Schweiz könnte in den Krieg verwickelt werden, doch seine Befürchtung bewahrheitete sich nicht. «Angst und Unsicherheit» blieben zum Jahresende zwar bestehen, doch war er entgegen seinen Vorgesetzten der Ansicht, dass die Bedrohung nicht mehr permanent und ausserdem vor allem eine wirtschaftliche, doch keine militärische sei. So ging auch Scheurer, obwohl später und zögerlicher als andere, ab Herbst

---

33 Scheurer, Rossemaison, I. I. 1915.

34 Scheurer, Rossemaison, 22. I. 1915 und 19. 2. 1915.

1914 davon aus, dass der Krieg die Schweiz weniger betraf als anfänglich angenommen. Deshalb schenkte er ihm auch weniger Beachtung.

Ähnlich wie Scheurer ging es dem bereits erwähnten Gelzer. Der deutschfreundliche Feldprediger zeigte sich von Beginn an begeistert über die Erfolge deutscher Truppen. Über die erste Schlacht um Mülhausen schrieb er: «Die Schlacht bei Mülhausen muss schauerhaft gewesen sein, wie uns Augenzeugen berichteten, der Sieg der Deutschen glänzend. Die Franzosen wissen nicht, gegen wen sie ziehen!»<sup>35</sup> Die französischen Truppen hingegen schienen ihm unüberlegt und hochmütig: «Kein Mensch begreift, was ihnen eigentlich einfiel: Mit einer Division! in M. einzuziehen! – nur, um nach Paris telegraphieren zu können: M. erobert! Die Deutschen haben sie mit einem Armeekorps furchtbar verhauden», schrieb er am Folgetag. Er frohlockte gar, Gerüchten zufolge hätten deutsche Truppen die französische Festung Belfort eingeschlossen.<sup>36</sup> Ähnlich stellte er die Erfolge der deutschen 1. Armee gegen das britische Expeditionskorps in den Grenzschlachten Ende August 1914 dar: «Dass die Deutschen einen Sieg nach dem andern erringen, weisst Du schon [...] Die Engländer kriegen ja mächtig auf's Dach. Sie haben's nicht besser verdient.»<sup>37</sup> Gelzer rechnete damals mit einem baldigen Sieg der Deutschen und glaubte: «Es wäre am besten, die Franzosen würden *bald* Frieden schliessen.»<sup>38</sup>

Die Schlacht an der Marne und die Schlacht an der Aisne haben Gelzers Siegeshoffnungen offenbar getrübt. In den Briefen, die er im September 1914 seiner Frau geschrieben hat, fehlen Berichte über deutsche Erfolge weitgehend. Lediglich am 25. September erwähnte er einen «deutschen Seesieg» gegen die britische Flotte.<sup>39</sup> Gelzer hoffte noch kurz vor dem Ende der Schlacht an der Marne auf einen deutschen Sieg<sup>40</sup> und wollte französischen Berichten über deutsche Rückschläge erst keinen Glauben schenken.<sup>41</sup> Wenig später bekräftigte er jedoch seinen Glauben an einen deutschen Sieg erneut. In seinem Brief klang jedoch auch Verzweiflung an: «Die neusten Nachrichten vom Kriegsschauplatz haben etwas Bedrückendes. Ich glaube ja immer noch fest, dass die Deutschen den Sieg erringen werden. Aber gegen solche Übermacht kämpfen zu müssen, ist schon schauerhaft!»<sup>42</sup> Den deutschen Rückzug in Frankreich deutete er schliesslich um. Er sei «eine grossartige Operation der Deutschen [...], um die Franzosen in die Erschöpfung hinein zu treiben u. sie dann zu umschliessen».<sup>43</sup> Im Oktober erwähnte er die Eroberung Antwerpens,<sup>44</sup> im November Siege Hindenburgs an der Ostfront.<sup>45</sup>

35 Gelzer an Ehefrau, Basel, 13. 8. 1914.

36 Gelzer an Ehefrau, Basel, 14. 8. 1914.

37 Gelzer an Ehefrau, Aesch, 30. 8. 1914.

38 Gelzer an Ehefrau, Basel, 27. 8. 1914. Hervorhebung im Original.

39 Gelzer an Ehefrau, (o. O.), 25. 9. 1914. Gelzer bezog sich dabei wohl auf das Seegefecht vom 22. September 1914 in der Nordsee. Ein deutsches U-Boot versenkte dabei drei Panzerkreuzer, was als spektakulärer Erfolg erachtet wurde. Vgl. Rohwer 2014, Epkenhans 2014.

40 Vgl. Gelzer an Ehefrau, o. O., 11. 9. 1914

41 Vgl. Gelzer an Ehefrau, o. O., 16. 9. 1914.

42 Gelzer an Ehefrau, o. O., 18. 9. 1914.

43 Gelzer an Ehefrau, o. O., 23. 9. 1914.

44 Vgl. Gelzer an Ehefrau, Laufen BE, 16. 10. 1914.

45 Vgl. Gelzer an Ehefrau, o. O., 20. 11. 1914.

In den 36 Briefen, die er seiner Frau von März bis Juni 1915 aus dem Dienst schickte, war der Krieg jedoch kaum mehr ein Thema. Dass er andauerte und sich zuungunsten des Deutschen Reiches zu entwickeln drohte, schien ihn zu belasten. So schrieb er seiner Frau im Mai 1915: «Sonst lastet einem wohl Nahes + Fernes oft recht auf der Seele. Man fragt immer wieder: Wann will der Jammer einmal enden? Das Geschrei der Amerikaner u. anderer Neutralen über d. Lusitania ist zu töricht. Natürlich musste Deutschland so handeln, nachdem England mit der Massnahme die deutsche Zivilbevölkerung auszuhungern vorangegangen war.»<sup>46</sup> Von deutschen Siegen sprach er nur zweimal.<sup>47</sup> Wie Scheurer hatte Gelzer an einen kurzen Krieg geglaubt und einen Sieg der Mittelmächte erwartet. Er war von der Überlegenheit des Deutschen Reiches überzeugt. Dessen anfänglichen Erfolge gegen Belgien, Frankreich und Grossbritannien bestätigten vorerst seine Erwartungen und stereotypen Vorurteile.

Die Schlachten an der Marne und an der Aisne führten jedoch zu einem Erfahrungswandel. Erstens war der rasche Sieg ausgeblieben. Die anfänglichen Erfolge in den Grenzschlachten hatten den Krieg nicht entschieden. Zweitens waren die ausbleibenden Erfolge und Rückschläge des Deutschen Reiches nicht mit seiner stereotypen Vorstellung, die Entente-Mächte seien unterlegen, vereinbar. Gelzer hielt zwar an der Überlegenheit des Deutschen Reiches fest und deutete etwa die Niederlage in der Marne-Schlacht um. Er zeichnete weiterhin das Bild eines siegreichen Deutschlands, fand dazu aber seltener Gelegenheit. So kam er im Herbst 1914 seltener und 1915 kaum mehr auf den Krieg zu sprechen.

Ähnlich erfuhr auch der Thurgauer Landsturm-Hauptmann Adolf Merk das Fortdauern des Krieges. Im August 1914 hatte er mehrmals über die verschiedenen Kriegserklärungen und die Ereignisse an der West-, der Ostfront und auf dem Balkan geschrieben.<sup>48</sup> Nach der Schlacht an der Marne stellt er fest: «Der europäische Krieg wogt u. tobt hin u. her. Im Grossen Ganzen sind die Deutschen vorn, dieser schreckliche Krieg bringt furchtbare Störungen in alle u. jede Geschäftskreise u. hat er auch keine Aussicht beendet zu sein.»<sup>49</sup> Bis zum Kriegseintritt Italiens erschöpften sich seine Einträge über den Krieg meistens darin, dass der Krieg andauere, ohne dass die eine oder andere Seite entscheidende Fortschritte gemacht habe.<sup>50</sup> Diese Pattsituation blieb auch im Sommer 1915 bestehen, trotz

46 Gelzer an Ehefrau, (Pleigne), 15. 5. 1915. Der britische Luxusdampfer Lusitania war am 7. Mai 1915 vor der Küste Irlands von einem deutschen U-Boot torpediert und versenkt worden. Rund 1200 Passagiere, darunter 127 Amerikaner und Amerikanerinnen, starben. In britischen und US-amerikanischen Medien war die Versenkung der Lusitania als Kriegsverbrechen verurteilt, in Deutschland hingegen als gerechtfertigt dargestellt worden, weil die Lusitania Gewehrmunition und Schrapnellgeschosse transportiert hatte. Entgegen den Forderungen seiner Berater und den Erwartungen von Beobachtern entschied sich der US-amerikanische Präsident Wilson gegen den Kriegseintritt. Vgl. Kramer 2014.

47 Vgl. Gelzer an Ehefrau, Pleigne, 8. und 10. 5. 1915. Gelzer erwähnte dabei Siege an der Ost- und Westfront. Mutmasslich bezog er sich dabei auf die Schlacht von Gorlice-Tarnov, als russische Truppen weitgehend aus Galizien zurückgedrängt wurden sowie auf die deutsche Frühjahrsoffensive 1915. Vgl. Segesser 2014: 75, 98.

48 Merk, Frauenfeld/Pfyn, 1., 5., 8., 16., 18., 22., 25. 8. 1914.

49 Merk, o. O., 5.–19. 9. 1914.

50 Vgl. zum Beispiel Merk, (Pfyn?), 24. und 25. 9., 5. 10., 30. 10.–13. 12., 15. 12. 1914.

deutscher Erfolge. Am 1. Juli vermerkte Merk zum Beispiel: «Der europäische Krieg dauert fort trotzdem die Russen ziemlich stark den kürzern ziehen.»<sup>51</sup> Drei Wochen später schreibt derselbe: «Immer noch wütet der Krieg mit derselben Heftigkeit, obschon die Russen immer zurückgeschlagen u. die Italiener keine Erfolge erzielen.»<sup>52</sup> Erst im November und Dezember 1918, als der Krieg ein Ende gefunden hatte, schrieb Merk wieder ausführlicher darüber.

Das Erstarren der Fronten zum Stellungskrieg führte bei Scheurer, Gelzer und Merk dazu, dass sie dem Krieg weniger Aufmerksamkeit schenkten. Es war ein «Gemurx», ein «hin u. her» ohne Aussicht auf ein Ende und ohne unmittelbare militärische Bedeutung für die Schweiz.

### 3.1.3 Beispielfall: Bekannte von Hauptmann Heinrich Gelzer sterben

Bei Gelzer bewirkten erst Tod und Verwundung von Bekannten eine Umdeutung des Krieges. Als im September 1914 die Fronten erstarrt waren und sich kein Ende des Krieges abzeichnete, richtete sich Gelzers Blick vermehrt auf die Opfer. «Über die Nachrichten vom Kriegsschauplatz ist nicht viel zu sagen. Die Deutschen bringen jedenfalls unsägliche Opfer. Sie können nicht umsonst sein», schrieb er Anfang Oktober 1914.<sup>53</sup> Immer mehr Bekannte, die im deutschen Heer dienten, starben im Krieg. In den Todesanzeigen, die Gelzer studierte, fand er wiederholt Namen, die er kannte; seine Frau berichtete ihm von weiteren Schicksalen, die ihn «sehr erschütterten».<sup>54</sup> In einer Postkarte an einen ihm bekannten deutschen Gefreiten hatte Gelzer diesem versichert: «Bitte, denken Sie fleissig an den Heiland, der für uns gestorben ist u. der auch Ihnen beistehen will in Allem. Er hat Sie sehr lieb!» Die Karte wurde retourniert – «tot» stand auf dem Couvert.<sup>55</sup>

Trotzdem schienen für Gelzer die positiven Aspekte des Krieges vorerst zu überwiegen. Er sprach von der «starken Luft, die durchs ganze deutsche Land weht»<sup>56</sup> und von der «grossen Zeit», die in Deutschland zu durchleben «doch herrlich» sei.<sup>57</sup> Den Tod von «schon vielen deutschen Feldpredigern» deutete er als «Heldentod».<sup>58</sup> Die Anzeige über den Tod eines Bekannten kommentierte er mit: «Die Anzeige von (Gennrichs?) habe ich mit grosser Bewegung gelesen. Mir ist, man spürte es den Eltern an, wie sie fertig sind mit der Tatsache. Das macht die «starke Luft», die durch ganz Deutschland weht. Man ist stolz, einen Sohn für die grosse Sache opfern zu dürfen. So kommt es mir vor.»<sup>59</sup>

<sup>51</sup> Merk, (Pfyñ?), 1. 7. 1915.

<sup>52</sup> Merk, (Pfyñ?), 21. 7. 1915.

<sup>53</sup> Gelzer an Ehefrau, o. O., 1. 10. 1914.

<sup>54</sup> Gelzer an Ehefrau, o. O., 2. 10. 1914.

<sup>55</sup> Gelzer an Gefr. Ganzhorn, Opfertshofen, 9. 10. 1914, StABS PA 756a E 10 (1)

<sup>56</sup> Gelzer an Ehefrau, o. O., 13. 10. 1914

<sup>57</sup> Gelzer an Ehefrau, o. O., 12. 10. 1914. Hervorhebung im Original.

<sup>58</sup> Gelzer an Ehefrau, o. O., 14. 10. 1914.

<sup>59</sup> Gelzer an Ehefrau, (Laufen BE), 22. 10. 1914.

Diese Sakralisierung des Todes stiess jedoch bald an ihre Grenzen. Wenige Tage später erhielt Gelzer erneut Todesanzeigen von Bekannten und kommentierte: «Es ist herzzerreissend, wie viel herrl[iche] Männer fallen müssen, so viele Segensmenschen. – Der Herr ist wirklich an der Drescharbeit.»<sup>60</sup> Als sein Bekannter Otto genesen war und wieder an die Front geschickt wurde, schrieb er: «Wir wollen ihn [Otto] in des Herrn Hand legen. Es ist unglaublich, wie viele fallen u. darunter so mancher Bekannte. Ein Sohn des bekannten Prof. Schlatter in Tübingen starb auch im Kampfe. Der Sohn jener Familie Ganzhorn in Hofen, an den ich mal eine Karte u. Brief (an dich?) beilegte, ist bereits auf d. französ. Kriegsschauplatz gefallen. Die Leute dauern mich; es ist der einzige Sohn. Aber so geht's jetzt ja ungezählten Tausenden.»<sup>61</sup> Unter dem massenhaften Sterben schien auch Gelzers anfängliche Kriegsbegeisterung zu leiden: «Das Kriegselend lastet sehr auf meiner Seele. Schon viele, die ich kannte und schätzte, sind gefallen. Und wie viele werden's noch!», schrieb er wenig später.<sup>62</sup>

Seine Begeisterung für den Krieg war damit aber noch nicht gebrochen. Mitte November 1914 berichtete er seiner deutschstämmigen Frau: «Oberstlt. [Otto] Senn [Kdt. I. R. 22] erzählte gestern aus einem Brief, den ihm ein ihm nahe befreundeter deutscher Feldprediger geschrieben. Es war wundervoll, welche Begeisterung im tiefsten Sinne des Wortes aus dessen Nachrichten sprachen. Wir in der Schweiz gehen in dieser Zeit entschieden eines Segens verlustig, den Ihr habt und auch die kriegführenden Völker. Aber wer weiss, was uns noch bestimmt ist? Ich habe oft eine Ahnung, dass wir auch noch verwickelt werden. Der Herr weiss es. Verdient haben wir's vollauf.»<sup>63</sup>

Von August bis Oktober 1914 schien sich Gelzers Erfahrung des Krieges zu wandeln. Trotz des Leides und der Zerstörung schien er den Krieg zu Beginn als Ort der Bewährung und aussergewöhnlicher Erlebnisse gedeutet zu haben, in dem das Töten und Getötetwerden weitgehend fehlte. Er hatte mit seinem Schwager Otto mitgefiebert, der sich hatte beweisen können und dabei bloss verwundet wurde.<sup>64</sup>

Zwei Erlebnisse bewirkten eine Umdeutung des Krieges im Oktober 1914: Erstens häuften sich die Opfer. Gelzer erwähnte «unsägliche Opfer» und den «Tod vieler deutscher Feldprediger». Zweitens bekamen die Toten ein Gesicht und einen Namen: Es waren Bekannte, deren Todesanzeigen sich nun zu häufen begannen. Beide Erlebnisse machten das Leid und die Zerstörung, die der Krieg mit sich brachte, zum Thema. Sie wirkten sich auch auf Gelzers Deutung des Krieges aus.

Dabei konnte er vorerst erfolgreich auf Deutungsmuster zurückgreifen, die den Tod heroisierten und sakralisierten und ihm so einen Sinn gaben. Diese Sinnstiftung des individuellen Leidens zugunsten der Nation war bei Kriegsbeginn in den kriegführenden Ländern weit verbreitet. Sie versagte aber bald, bei Gelzer wie auch bei anderen, «ange-

60 Gelzer an Ehefrau, o. O., 24. 10. 1914.

61 Gelzer an Ehefrau, Laufen BE, 31. 10. 1914.

62 Gelzer an Ehefrau, o. O., o. D. Der Brief datiert von Mitte Oktober bis November 1914, wie aufgrund des Inhaltes anzunehmen ist.

63 Gelzer an Ehefrau, o. O., 12. 11. 1914.

64 Vgl. Kap. 1.1.

sichts des massenhaften Sterbens».<sup>65</sup> Das zeigte sich auch bei Gelzer immer stärker. Nun schien Gelzer auch in Sorge um seinen Schwager Otto, dem dasselbe Schicksal drohte. Das Ausmass des Leides und der Zerstörung, das sich nun offenbarte, und dass die Toten bekannte Namen trugen, verstärkte Gelzers Ablehnung des Krieges.

Seine Erfahrung des Krieges blieb aber zweideutig. Die religiöse Sinnstiftung blieb unverändert. Als Gelzer von der «Begeisterung im tiefsten Sinne des Wortes» eines deutschen Feldpredigers hörte, hoffte er beinahe, «dass wir auch noch verwickelt werden». Damit aktualisierte er die Sinnstiftung, die er bereits im August geäussert hatte: Der «fluchvolle Krieg» wurde als Segen betrachtet, weil «hie und da eine Seele zum Heiland blickt».

### **3.1.4 Leid und Zerstörung nehmen zu**

Das Ausmass des Kämpfens und Sterbens an der Front schien auch andere Offiziere zu überraschen, ja zu erschrecken. Oberstleutnant Karl Scheurer notierte beispielsweise Ende September 1914 in sein Tagebuch über die Verluste deutscher Truppen in der Schlacht an der Aisne: «Es ist ganz gewaltig, was sie leisten. Die Verlustlisten sind zum Teil erschreckend, Regimente von Verlusten bis zu einem Drittel, Kompanien mit sämtlichen Offizieren tot! Man hat den Eindruck, dass das ganze Volk in einem fieberhaften Zustand sei und sich aus dem Gefühl heraus wehrt, dass es um seine ganze Existenz gehe.»<sup>66</sup> Scheurer hatte bis dahin nie über den Tod und die Zerstörung, die der Krieg mit sich brachte, geschrieben. Das Ausmass der deutschen Verluste gab ihm nun Anlass dazu. Sie mögen ihn überrascht haben, wie die Äusserung «Die Verlustlisten sind zum Teil erschreckend!» nahelegt. Die Verluste deutete er positiv als «ganz gewaltige» Leistung.

Im Februar 1915 kam Scheurer zum zweiten und letzten Mal während seines Aktivdienstes auf die Folgen des Krieges zu sprechen. Ein befreundeter Arzt habe ihm von den gewaltigen Verlusten in Deutschland und Frankreich erzählt.<sup>67</sup> Wiederum bot das Ausmass der Verluste Grund, über die Folgen des Krieges zu schreiben.

Trotz der erschreckenden Verluste blieb Scheurers Deutung des Krieges zwiespältig. Den Brief eines Bekannten, der als deutscher Artillerieoffizier an der Front stand, kommentierte er im November 1914 mit: «Der Gegensatz mit unserem Leben springt in die Augen. Wir wehren uns gegen das Nichtstun und das viele Essen; er hat sich seit acht Tagen nicht gewaschen und steht Tag für Tag im Feuer. Mehr Kampf, aber mehr Befriedigung, mehr Not, aber mehr Ehre!»<sup>68</sup> Trotz der Not, die Soldaten kriegsführender Nationen erlitten, hielt Scheurer das Kämpfen für ruhmreicher und befriedigender.

Auch Major Wilhelm Francke war von der Dauer und dem Ausmass der Kämpfe sowie deren Folgen überrascht. Ein Jahr, nachdem er «mit ehrlicher Begeisterung für den Krieg»

<sup>65</sup> Ziemann 2014: 163. Vgl. ebd. 162–166.

<sup>66</sup> Scheurer, Bern, 30. 9. 1914.

<sup>67</sup> Scheurer, Bern, 1. 2. 1915.

<sup>68</sup> Scheurer, (Rossemaison?), 3. 11. 1914.

in den Aktivdienst eingerückt war,<sup>69</sup> hielt er fest: «Vorbei, vorüber ist das erste furchtbare Kriegsjahr mit allen seinen schönen erhabenen Momenten aber auch mit all seinem grossen Jammer und Elend. Wer hätte bei Beginn gedacht, dass dieses furchtbare Ringen, Völkermorden solche Ausdehnung nehmen würde und so lange dauern würde. Wohl kein Mensch, auch der grösste Pessimist nicht. Und nun heute, wo stehen wir? Wie weit? Wieder drängt sich die Frage auf, wie lange soll das noch gehen, ist nicht genug Blut vergossen?»<sup>70</sup>

Franckes Haltung gegenüber dem Krieg war ambivalent. Auf der einen Seite standen die «schönen erhabenen Momente». Die bellizistische Kriegsdeutung, die Francke teilte, klang hier an. Auf der anderen Seite stand das «grosse Jammer und Elend». Wie lange und verlustreich der Krieg bisher gewesen war, war für Francke unerwartet und erschreckend. Es liess in ihm auch Zweifel am Krieg selbst aufkommen.

Der moderne, industrialisierte Krieg entsprach in keiner Art und Weise Franckes Erwartungen. Am eidgenössischen Dank-, Buss- und Betttag 1915 notierte er in sein Tagebuch: «Wir dürfen diesen Tag besonders würdig begehen aus Dankbarkeit, dass unser Land bis jetzt noch von allen den rings um uns täglich sich mehrenden Kriegsgreueln verschont geblieben ist. Der Krieg, wie er heute betrieben wird, ist ärger als je, ruchbar, wild, barbarisch wie seinesgleichen die Weltgeschichte sucht. Unfein und unritterlich.»<sup>71</sup> Seine Vorwürfe wiederholte er im Mai 1916: «Von Leuten die aus den Fronten zurückkehren, werden die unglaublichsten Dinge erzählt. Das ist kein feudaler Krieg mehr, das ist eine gemeine Hinschlächtere, ärger als in allen Zeiten. Und das wollen Kulturvölker sein. Die Franzosen etc. erhalten Schnaps vor den Angriffen, die Deutschen 3 Tage lang nichts zu essen, damit die Verletzungen nicht tödlich sind.»<sup>72</sup>

Francke schien einen feinen, ritterlichen und feudalen Krieg erwartet zu haben, der den «Kulturvölkern», die ihn führten, würdig war. Er hing, wie sich hier zeigt, denselben Vorstellungen an wie Gelzer, nach denen der Krieg erlebnis- und glorreich, jedoch wenig gefährlich war. Diese Vorstellungen entsprachen der europäischen Militärkultur des 19. Jahrhunderts, die sich unter anderem durch eine «heroische Ästhetik des Gefechts und das sakralisierte Modell des männlichen Kriegers» auszeichnete.<sup>73</sup> Beide Vorstellungen brachen angesichts des anonymen Massensterbens im industrialisierten Stellungskrieg zusammen. Der Krieg entpuppte sich für Francke als «ruchbar, wild, barbarisch». Seine Kritik an der «gemeinen Hinschlächtere» anstelle eines «feudalen Krieges» zeigt ebendieses Zusammenbrechen veralteter Vorstellungen des Krieges.

Offiziere, die sich von Anfang an gegen den Krieg ausgesprochen und das Leid und die Zerstörung, die er mit sich brachte, verurteilt hatten, wurden in ihrer ablehnenden Haltung bestärkt. Dezidiert gegen den Krieg sprach sich zum Beispiel der Augenarzt Carl Casparis aus. Der spätere Sanitätsleutnant las Antikriegsromane wie etwa Bertha von

69 Francke, Aarau, 26. II. 1915 (190).

70 Francke, Bellinzona, 2. 8. 1915 (151).

71 Francke, Aarau, 19. 9. 1915 (166).

72 Francke, Aarau, 14. 5. 1916 (242).

73 Mazurel 2020b: 481.

Suttners «Die Waffen nieder» und tauschte sich mit seiner späteren Ehefrau rege über das damalige Geschehen aus. Sein Blick galt vor allem den Opfern, dem «Schreien, Stöhnen, Jammern, Morden, Brennen», das der Krieg anrichtete. Diesen verurteilte er von Anfang an als «grauenhaft, entsetzlich, scheusslich», als «Anachronismus», der «viele tausende, ja hunderttausende junge Leben» kosten werde.<sup>74</sup>

Das Erdbeben von Avezzano in den Abruzzen, das am 13. Januar 1915 schätzungsweise 30 000 Menschenleben kostete und 15 Dörfer zerstörte,<sup>75</sup> verstand er als Warnung an Italien, nicht in den Krieg einzutreten. An seine spätere Ehefrau schrieb er zwei Tage danach: «Es gibt viel Elend und Unglück in der Welt: zu all der Zerstörung, die der Krieg bringt noch die Schrecken der Natur. Doch ist die Natur noch lange nicht so grausam wie die Menschen. 23–28000 Menschen tot, einige kleine Städte zerstört: was heisst das im Vergleich zu dem entsetzlichen Völker mordenden und Länder zerstörenden Vernichtungswerk der Menschen untereinander.

Die Frommen werden jetzt sagen: das ist Gottes Strafe. Es sieht fast so aus, als sollte Italien durch höhere Gewalten daran erinnert werden, im eigenen Lande Ordnung zu schaffen + seinem Land den Frieden gegen aussen zu erhalten. Es sagte heute einer am Essen: «Wenn dieses Erdbeben Italien vom Kriege zurückhält, dann hat es dem Land mehr genützt als geschadet.» Diesem muss ich vollkommen beistimmen.»<sup>76</sup> Im August hatte Casparis von tausenden und hunderttausenden Opfern geschrieben. Nun sprach er von Völkern, die ermordet, und Ländern, die zerstört werden. Das Ausmass des Krieges und seiner Folgen war noch grösser, als er es zu Beginn angenommen hatte. Das bestärkte ihn in seiner Ablehnung des Krieges. Daraus erklärt sich auch, dass er die Zerstörung durch das Erdbeben von Avezzano in Kauf nahm, falls so noch grösseres Leid verhindert werden könnte.

Selbst Offiziere, die kaum je über den Krieg schrieben, zeigten sich oft bestürzt über dessen Ausmass. Im Tagebuch des Thurgauer Landsturm-Hauptmanns und Ständerats Albert Böhi war der Krieg kaum je ein Thema. Briefe, die er an seinen Neffen Otto sandte, lassen jedoch auf eine zumindest teilweise Ablehnung schliessen. Otto diente in der Kavallerie-Mitrailleur-Kompanie 13. Böhi schrieb ihm Anfang September 1914 und hoffte, die «Schrecken blutiger Kämpfe» mögen der Schweiz erspart bleiben: «Du bist unheimlich nahe an der Grenze. Ihr würdet, wenn es zu einem Zusammenstoss mit einem unserer Nachbarn käme, wahrscheinlich weit nach vorn gestellt; denn die Mitrailleusen ersetzen ja Kompagnien, wären aber auch sehr gefährdet. Hoffen wir, dass uns die Schrecken blutiger Kämpfe erspart bleiben!»<sup>77</sup> Bis zum Jahreswechsel finden sich weder in seinem Tagebuch noch in seinem Kopierbuch Äusserungen über den Krieg. Erst am 1. Januar 1915 kam er in einem Brief an einen Freund darauf zurück: «Wohin wird uns die Zukunft treiben, wenn die eine oder andere Partei oder gar keine entschieden die Oberhand gewinnt? Wird das Rüsten von vorne anfangen? Wird die Mordtechnik sich so vervollkommen, dass eines Tages durch einen Druck auf einen elektrischen Knopf

74 Casparis an Verlobte, (Zürich), 23./25. 8. 1914.

75 Vgl. Martin 2020.

76 Casparis an Verlobte, (Zürich), 15. 1. 1915.

77 Böhi, Albert: Brief an Otto, (Bürglen), 8. 9. 1914, StATG 8:610>2, 1/3.

ein ganzes Land oder die ganze Welt zerstört werden kann?», fragte er.<sup>78</sup> Böhi, der kaum je über den Krieg geschrieben hatte, kam auf das Ausmass der Zerstörung zu sprechen. Der Begriff «Mordtechnik» lässt auf eine deutliche Ablehnung des Krieges schliessen. Das Morden schien für Böhi eine Dynamik angenommen zu haben, bei der kaum ein Ende absehbar war.

Auch der Bündner Hauptmann und Feldprediger Emil Camenisch schrieb kaum über den Krieg. In seinen «Aufzeichnungen über meinen Dienst während des Weltkrieges 1914» erwähnte er weder den Kriegsbeginn noch den Kriegseintritt Italiens. Über die Schlacht an der Marne schrieb er jedoch: «Unterdessen ist zwischen Paris u. Verdun eine Riesenschlacht im Gange, wobei 800 000 Deutsche gegen 700 000 Franzosen kämpfen. Wieviel Blut fliesst in diesem unheilvollen Krieg!»<sup>79</sup> Verdun sollte anderthalb Jahre später nochmals Thema sein. Am 4. Mai 1915, als die Materialschlacht seit Monaten tobte, schrieb Camenisch: «Um ½ 10 Uhr las ich wie gewöhnlich die Zeitung in der Gaststube. Eine Notiz möchte ich hierher setzen: Vor Verdun sollen 30 deutsche u. 38 franz. Divisionen, also im Ganzen ca. 700 bis 800 Bataillone stehen. Und diese Menschen schlagen aufeinander los, es ist schrecklich!»<sup>80</sup> Camenisch zeigte sich bestürzt über das Ausmass der Kämpfe und der menschlichen Verluste. Beides schien ihn in seiner Ablehnung des Krieges bestärkt zu haben.

Massenhafter Tod und schiere Zerstörung, wovon die Offiziere aus zweiter Hand lasen, prägte die Erfahrung des Krieges. Ein Teil der Offiziere wie Gelzer, Scheurer und Francke hatte eine ambivalente Haltung gegenüber dem Krieg. Auf der einen Seite standen das menschliche Leid und die Zerstörung, auf der anderen Seite das Bild eines ruhmvollen, erlebnisreichen und erhabenen Krieges. Ihre Erwartungen an den Krieg gerieten durch das Ausmass der Kämpfe ins Wanken. Der Krieg schien weniger ehrenvoll und ritterlich, dafür umso blutiger und verlustreicher. Das überraschte und erschreckte die drei Offiziere. Reste des Bildes eines erlebnis- und ruhmreichen Krieges blieben jedoch bestehen. Andere, die dem Krieg von Beginn an kritisch gegenübergestanden waren, wie Casparis, Camenisch und Böhi, fühlten sich durch das Ausmass an Zerstörung in ihrer Haltung bestärkt.

### 3.2 Die Kämpfe im Elsass

Die Kampfhandlungen im Oberelsass waren nach der zweiten Schlacht um Mülhausen deutlich zurückgegangen. Die französische Armeeführung hatte die Armee d'Alsace abgezogen und nach Norden verlegt. Die verbleibenden französischen Truppen zogen sich in den Festungsraum Belfort und die Vogesenhöhen zurück, derweil sich die deutschen

<sup>78</sup> Böhi, Albert: Brief an unbekanntem Freund, (Bürglen), 8. 9. 1914, StATG 8:610:2, 1/3.

<sup>79</sup> Camenisch, (Andeer), II. 9. 1914.

<sup>80</sup> Camenisch, Zernez, 4. 5. 1916.

Landwehrverbände zur Verteidigung der Täler einrichteten. Die Front im Oberelsass war damit «in einem eigenartigen Schwebezustand».<sup>81</sup>

Im Dezember 1914 richtete die französische Armeeführung unter General Joseph Joffre ihre Aufmerksamkeit wieder auf das Oberelsass. Sie beabsichtigte, durch die Burgundische Pforte in die Rheinebene vorzudringen und dem Gegner in die Flanke zu fallen. Mitte Dezember griffen französische Verbände im gesamten Oberelsass an. Am Hartmannsweilerkopf nordöstlich Mülhausens kam es zur Jahreswende 1914/1915 zu schweren Kämpfen. Für die Schweiz ging davon aus damaliger Sicht wenig Gefahr aus.<sup>82</sup> Der geplante Durchbruch misslang jedoch. Die französische Planung sah nun eine Invasion über das Gebirge vor. 1915 kämpften beide Seiten um Gipfel und Anhöhen; die Kämpfe beschränkten sich vorerst auf kleinere Aktionen. Im Juli und August 1915 kam es am Lingekopf, von Dezember 1915 bis Januar 1916 am Hartmannsweilerkopf zu heftigen Gefechten.<sup>83</sup>

In der Nordwestschweiz konnten die Offiziere das Geschehen jenseits der Grenze manchmal sehen, vor allem aber hören. Der Gefechtslärm aus dem Oberelsass war bis an den Rand der Innerschweiz vernehmbar. «Der Geschützdonner vom Elsass mahnt uns an ernstere Zeiten! Möge uns im Neuen [Jahr] ewiger Frieden erblühen!», notierte zum Beispiel der Beromünster Arzt Dr. Edmund Müller-Dolder Ende 1914 in seine Chronik.<sup>84</sup> In Beromünster war er mehr als 80 Kilometer von den nächsten deutschen oder französischen Artilleriestellungen entfernt. Auf diese Entfernung Geschützlärm hören zu können, war nicht ungewöhnlich. Der Kanonendonner der Schlacht von Verdun sollte man noch im 200 Kilometer entfernten Strassburg gehört haben.<sup>85</sup>

In der Nordwestschweiz verfügte die Armee über verschiedene Beobachtungsposten: «der Allschwiler Turm, die Felsplatte am Blauen, der Rämél, Punkt 999 auf Les Ordon, Les Ebourbettes, der Largin, Punkt 510 und der BR bei Beurnevésin, Punkt 509 bei Boncourt und 930 bei Roche d'Or usw.».<sup>86</sup> Die Posten wurde in Zug- oder Gruppenstärke betrieben<sup>87</sup> und waren mit Ferngläsern ausgestattet. Bei gutem Wetter konnte man die Burgundische Pforte überblicken und bis zu den umkämpften Gipfeln der Vogesen sehen. An der Grenze selbst kamen die Schweizer Wehrmänner in Kontakt mit deutschen und französischen Soldaten.

In unmittelbarer Nähe zu deutschen oder französischen Infanterie- und Artilleriestellungen befanden sich nur wenige Posten, zum Beispiel das Zollhaus auf der Strasse von Beurnevésin nach Pfetterhausen, in deren Nähe eine französische Batterie positioniert war, oder die Stellungen im Largin, der zwischen deutschen und französischen

81 Deisenroth 2001: 53.

82 Vgl. Sprecher 1926: 146–157.

83 Vgl. Deisenroth 2001: 49–100; Sprecher 1926: 146–157; Mollenhauer 2014: 455; Storz 2014c: 543–544. Der Hartmannsweilerkopf liegt ca. 45 Kilometer nördlich von Basel, der Lingekopf ca. 65 Kilometer.

84 Müller-Dolder, Edmund: [Chronik]. Zitiert nach: Kreher 2014.

85 Vgl. Paul 2016.

86 Cerf 1931: 272.

87 Vgl. Grenzwatchen Gebiet I. AK. [Karte], o. O., o. D., I. Br. II.

Stellungen eingeklemmt war. Vereinzelt kreperten deutsche und französische Granaten auf Schweizer Gebiet. Bis Ende 1915 kam es zu 84 Grenzverletzungen.<sup>88</sup>

Auf Grenzwache revidierten Leutnants und Oberleutnants regelmässig die Posten, derweil Kommandanten und Stabsoffiziere die höher gelegenen Beobachtungsposten aufsuchten, um selbst einen Blick auf das Geschehen jenseits der Grenze zu werfen. Nahe derselben hatten die Wehrmänner zudem Sicht auf Fesselballone und Flugzeuge, die dort kämpften und wiederholt Schweizer Gebiet überflogen.

Die Grenzwache in der Nordwestschweiz war jedoch nur eine von vielen Tätigkeiten. Deutlich häufiger betrieben die Truppen im Hinterland Ausbildung, Strassenbau oder allerlei andere Arbeiten. Auch an der Grenze bekamen die Offiziere nur selten Kämpfe zu Gesicht, wie sich in den untersuchten Briefen und Tagebüchern zeigte. Denn das Oberelsass war ein vergleichsweise ruhiger Kriegsschauplatz und die meisten Kämpfe fanden ab Herbst 1914 in den Vogesen statt, rund dreissig Kilometer oder mehr von der Schweiz entfernt.

### **3.2.1 Beispielfall: Leutnant Heinrich Zulauf erlebt den Krieg im Largin**

Leutnant Heinrich Zulauf leistete im Frühjahr 1915 zum ersten Mal in der Ajoie Aktivdienst. Die Aargauer Füsilier-Kompanie II/59, der er angehörte, betrieb im März in Charmoille, Miécourt und Alle Ausbildung und stand für wenige Tage direkt an der Grenze. Nicht unweit davon wurde gekämpft. Am 5. April erlebte Zulauf mit, wie nahe Porrentruy ein französisches Flugzeug niederging. Er eilte mit weiteren Wehrmännern zum Flieger. In seinem Tagebuch schilderte er den Absturz wie folgt: «Man steht auf den Strassen herum und beratschlagt, in welche Pint man gehen wolle. Da – ein Surren – und ein franz. Flugzeug fährt über unsere Köpfe weg. Gibt das eine Aufregung. Man schreit, man alarmiert einen Zug und die Mitrailleur, aber schon ist es verschwunden und der Wachkdt kommt eben herangesprungen. Der Flieger ist so niedrig geflogen, dass man allgemein annimmt, er habe unterhalb Alle gelandet. Man geht nach, zuerst im Laufschrift, dann langsamer und schliesslich die Kunde, er sie bei Pruntrut niedergegangen. Der arme Teufel, das ist ja ärger als gefangen werden. Ich möchte es ihm gönnen, wenn er wieder davon wäre. Wäre es für uns eine Schande? Ebenso wenig, wie das Gegenteil ein Rum [!] ist. Ist das soldatisch, hinzulaufen in Scharen und den «Spektakel» mit ansehen wollen, wenn man weiss, es sind Kameraden, die Pech gehabt haben, wie es uns auch passieren kann?»<sup>89</sup>

Am 12. April wurde die Kompanie nach Beurnevésin verlegt. Nordöstlich davon lag das deutsche Pfetterhausen,<sup>90</sup> nordwestlich das französische Réchésy. An der Grenze befand sich bei Punkt 510 ein bekannter Beobachtungsposten, der gute Sicht ins Oberelsass und in Richtung Belfort bot.<sup>91</sup> Über die Verschiebung notierte Zulauf in sein

88 Vgl. Sprecher 1926: 137 f. Wie viele der 13 Grenzverletzungen im Jahr 1914 und der 71 im Folgejahr Grenzverletzungen durch Flugzeuge waren, geht aus dem Bericht von Sprecher nicht hervor.

89 Zulauf, Alle, 5. 4. 1915.

90 Heute Pfetterhouse.

91 Der Beobachtungsposten wird in der Erinnerungs- und Forschungsliteratur prominent erwähnt. Vgl. zum Beispiel Gos 1932; Mittler 2003: 685.

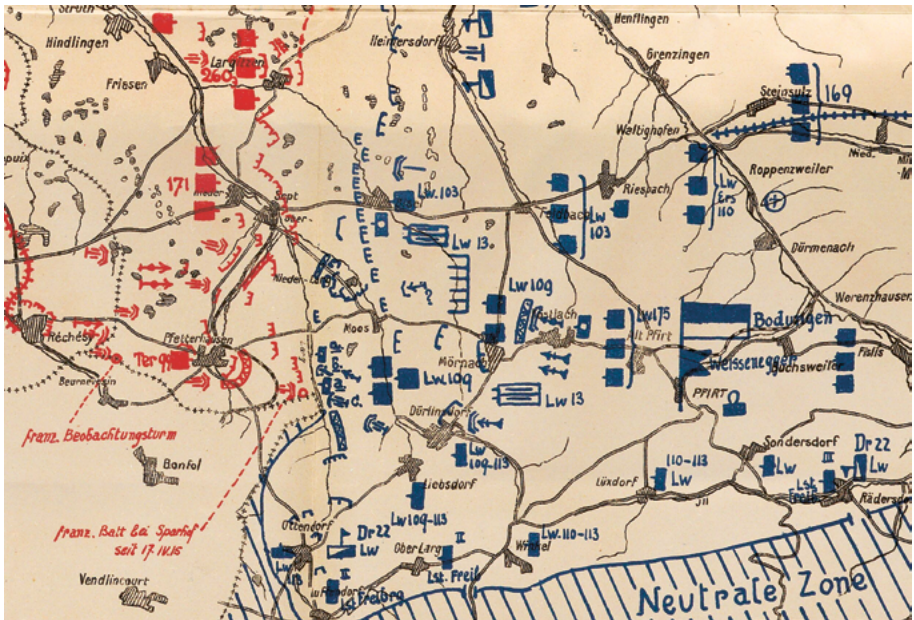


Abb. 5: Übersichtsskizze Oberelsass (Ausschnitt), Stand 20. April 1915.

Quelle: BAR E27#1000/721#23634\*.

Tagebuch: «Wir werden durch eine ordentliche Kanonade der Deutschen empfangen, welche den in der Nähe von P. 510 stehenden franz. Beobachtungsturm beschiesse. Es folgt dem auch bald Meldung, dass 10 Schüsse auf Schweizerboden niedergegangen seien. Na, gehult hat's ordentlich.»<sup>92</sup>

Wenige Tage später übernahm Zulauf mit seinem Zug den Offiziersposten an der Strasse nach Pfetterhausen. Einen halben Kilometer entfernt lag die französische Batterie. Noch am selben Tag erlebte er so aus nächster Nähe einen Artilleriekampf mit. Die Batterie schoss und erhielt Gegenfeuer. «Das Krachen, Zischen und Heulen fährt einem ordentl. in die Glieder», bemerkte er.<sup>93</sup> Am Folgetag notierte er: «Heftiges Gewehr- u. Maschinengewehrfeuer [...]. Wie das kracht durch die Nacht! Der Stabschef der 4. [Division] kommt per Auto angewatschelt.»<sup>94</sup>

Am 27. April, einem Sonntag, wurde er schliesslich in den Largin verlegt. Die kleine Landzunge nordwestlich von Bonfol, an der schmalsten Stelle nur 350 Meter breit und seiner Form wegen auch «Entenschnabel» genannt, ragte ins Oberelsass hinein und reichte bis an die Larg. Das Bächlein bildete die Grenze. Genietruppen hatten die Landzunge 1914 mit Stacheldraht gesichert und Feldbefestigungen sowie Beobachtungsposten errichtet. Eine Kompanie hielt jeweils Wache. Im Nordwesten des Largin befand sich «der

92 Zulauf, Beurnevésin, 13. 4. 1915.

93 Zulauf, Beurnevésin, 17. 4. 1915.

94 Zulauf, Beurnevésin, 18. 4. 1915.

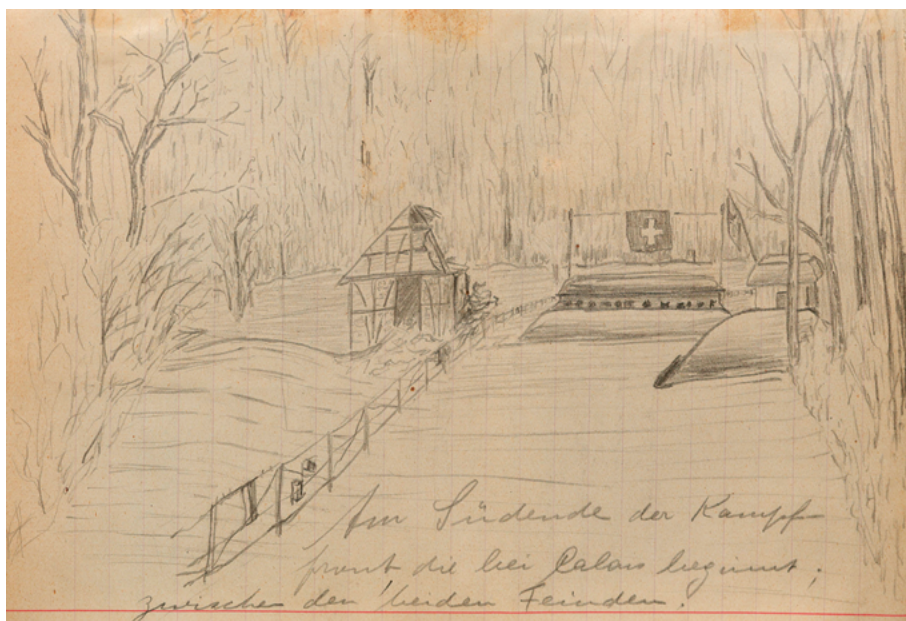


Abb. 6: Skizze des Postens Nr. 2 im Largin, links daneben die zerstörte Largmühle.  
Quelle: Zulauf, Largin, 28. 4. 1915.

eigentliche Largposten», der Posten Nr. 2.<sup>95</sup> Ein Blockhaus bot den Schweizer Soldaten Schutz vor feindlichem Artillerie- und Infanteriefeuer.

Hier traf die Front auf die Schweizer Grenze und erstreckte sich bis an die Atlantikküste. An den Westhängen des Largtals befanden sich französische Stacheldrahtverhaue und Infanterie-Stellungen, Beobachtungsposten, Mörser und Maschinengewehre, an den Osthängen deutsche. Die nächstgelegenen Stellungen waren kaum hundert Meter von der Schweizer Grenze entfernt. Artillerie, die in der Nähe eingegraben war, beschoss fast täglich die jeweils gegnerischen Stellungen, nachts bekämpften sich Patrouillen.<sup>96</sup> Dort angekommen, hielt Zulauf noch am selben Abend seine Eindrücke fest: «Wir stehen also hier am Südennde dieser langen Front, welche von Calais ausgeht und verkehren innerhalb 10 Minuten mit beiden Parteien, die sich auf ca. 200 m in ihren Gräben gegenüberliegen. Streckt einer den Kopf hervor, so knallts, freilich meistens ohne Erfolg. Drüben im Waldrand bei den Deutschen wird gearbeitet und es tönt heraus wie bei uns im Winter, wenn Holz und Waldwege gemacht werden. Am Nachmittag kommt eine Gruppe an die Larg, hart an unsere Grenze, treibt Fusspflege und nimmt ein Sonnenbad. Links lehnen die Franzosen nur an, und sind schon zurückhaltend. Und wir stehen mittendrin und schauen und gaffen und schämen uns nicht.»<sup>97</sup>

<sup>95</sup> Cerf 1931: 277.

<sup>96</sup> Vgl. Mittler 2003: 684–688; Abb. 5.

<sup>97</sup> Zulauf, Largin, 27. 4. 1915.

Der Posten Nr. 2 war, weil er so exponiert lag, ein äusserst beliebtes Ausflugsziel für Wehrmänner und Zivilpersonen. Zulauf selbst hatte bereits drei Wochen zuvor einen «Spaziergang» in den Largin gemacht, wahrscheinlich mit seinem Zug, «um den Leuten eine Freude zu machen.»<sup>98</sup> Mit solchen Bummlern hatte Zulauf nun mehr zu tun, als ihm lieb war: «Der Platz wäre ganz angenehm, wenn nur nicht die ewige Grenzbummelei wäre. Kommt zuerst Herr Oberstlt. Senn v. I. R. 22 und will an die Larg, die sich sonnenden Deutschen zu sehen. Ich weise ihn kurz aber anständig zurück. Dann kommt das Bat. Kdo. mit dem Reg. Kdo. und entsprechendem Stab. Einige Herren Zugführer und ein verrückter Kavallerieoberlieutnat geben mir die Ehre. Die IV. Kp. hat Sonntag, daher erscheint Wacht. Wengi mit 22 Mann im Sonntagsgwändli, um etwas zu sehen. Zwei Schulmeister in Bonfol alles mit Ausweis von Herrn Major. Am Abend noch der Gipfel, das Brig. Kdo. 12 in 2 Autos. Der Weg ist den Fuhrwerken verboten, da er sehr schlecht ist, aber das Brig. Auto kümmert sich natürlich nicht darum. Meine Soldaten müssen ihm dann auch aus dem Dreck helfen. – Das wird eine ganz nette Wache, wenn jetzt auch die hinterste Ordonnanz der Brig. die Grenze abschreiten will, bevor wir zurück gehen. Und das nennt sich Grenzbesetzung!»<sup>99</sup>

Im Largin erlebte Zulauf nahe Kämpfe, zum Beispiel am 30. April die erfolgreiche Beschiessung eines deutschen Fliegers. «Ich möchte keinen herunterkommen sehen», kommentierte er.<sup>100</sup> Am Folgetag erlebte er zum dritten Mal Artilleriebeschuss mit: «Abends Geschützfeuer von beiden Seiten nicht mehr als etwa 600 m von der Grenze weg und über unsre Köpfe.»<sup>101</sup> So nah an der Grenze hatte er ausserdem die Gelegenheit, sich mit deutschen Soldaten zu unterhalten: «Ich schwatze mit den Deutschen, die an unsere Linke herangetreten sind. Zwei haben das eiserne Kreuz, der eine aus Belgien, der andere aus der Champagne. Sie lassen sich Karten geben, die sie mit «Gruss von einer Maitour in die Schweiz», durch unser Gebiet ihren Lieben zusenden.»<sup>102</sup> In seinem Tagebuch finden sich mehrere Fotografien von deutschen Soldaten, Schweizer Stellungen und Truppen, Granattrichtern und der zerstörten Mühle, die sich unmittelbar an der Schweizer Grenze befand.

Auch die «ewige Grenzbummelei» blieb ein Thema. Über seinen Hauptmann schrieb Zulauf: «Unser Hauptmann flucht immer über das Spaziergehen der Grenze entlang und dabei ist er der ärgste, kommt jeden Tag auf die Zeit, da gewöhnlich etwas los ist, und gibts nichts, so zieht er fluchend wieder ab.»<sup>103</sup> Schon früher hatte Zulauf seinem Vorgesetzten «Sensationssucht» vorgeworfen: Er gehe lieber nahe Kämpfe beobachten, als sich darum zu kümmern, seine Kompanie in Alarmbereitschaft zu versetzen.<sup>104</sup>

Am 2. Mai, als er im Largin abgelöst wurde und nach Bonfol zurückkehrte, ereignete sich etwas, das ihn stark aufwühlte: «A[bends] kommt etwas ganz trauriges. Unser

98 Zulauf, Alle, 4. 4. 1915.

99 Zulauf, Largin, 27. 4. 1915.

100 Zulauf, Largin, 30. 4. 1915.

101 Zulauf, Largin, 1. 5. 1915.

102 Zulauf, Largin, 1. 5. 1915.

103 Zulauf, Largin, 28. 4. 1915.

104 Vgl. Zulauf, Beurnevésin, 17. 4. 1915.

Rg. Kdt. war mit 14 Zivilisten im Largin und dinierte dort. Da geht einer dieser ‹Kachelgesellschaft hin und sagt einem deutschen Gefreiten, ihre gestrigen Schüsse auf die franz. Batterie waren denn ca. so u. so viel Meter zu kurz gewesen. Lt. Meuli macht natürlich sofort einen Rapport. Aber lässt sich das gut machen? Wenn morgen abend die Kanonade wieder losgeht, so müssen wir wahrscheinlich zuschauen, wie die Battr. bei Pfetershausen vernichtet wird, und uns sagen: ‹Daran sind wir schuld mit unsrer Neutralität, die wir so wunderbar handhaben.› Man kann sich wirklich fragen: ‹Hat das Reg. eigentlich den Ernst der ganzen Lage begriffen?› Hoffentlich geht der Rapport an die Div. weiter.»<sup>105</sup>

In der Ajoie war Zulauf Zeuge des Krieges geworden. Er hörte und sah die nahen Kämpfe sowie die deutschen und französischen Stellungen und Soldaten und unterhielt sich mit ihnen. Damit kehrte der Krieg als Thema in Zulaufs Tagebuch zurück. Er schrieb im April und Mai 1915 doppelt so oft über den Krieg, als er es noch im August 1914 in Flüß getan hatte.

Noch bevor Zulauf sich ein wirkliches Bild von den Kämpfen machen konnte, hörte er sie. Im Grenzort Beurnevésin wurde Zulaufs Kompanie ‹durch eine ordentliche Kanonade der Deutschen empfangen. [...] Na, geheult hats ordentlich›, wie er schrieb. Artilleriebeschuss aus der Nähe zu erleben, war für ihn ein neues, ungewohntes Erlebnis. Er musste es zuerst verarbeiten. Das zeigen die häufigen Erwähnungen von Gefechtslärm in den ersten Tagen, die lautmalerische Schilderung ‹Krachen, Zischen und Heulen›, die das Gehörte in Worte zu fassen versuchte, oder der Kommentar ‹Wie das kracht durch die Nacht!› Das Miterleben naher Artilleriegefechte beeindruckte und verängstigte ihn. ‹Das Krachen, Zischen und Heulen fährt einem ordentl. in die Glieder›, schrieb Zulauf. Später schien er sich daran gewöhnt zu haben. Das ‹Geschützfeuer von beiden Seiten nicht mehr als etwa 600 m von der Grenze weg und über unsere Köpfe›, das er am letzten Abend im Largin erlebte, hielt er sachlich und nüchtern fest.

Auch der Anblick fremder Flugzeuge, Soldaten und Stellungen war neu und ungewohnt. Zulauf hatte in seinem Tagebuch vorher nie erwähnt, sie aus der Nähe gesehen zu haben. Hier zeigt sich eine zweite Deutung der nahen Kämpfe, die der ersten zuwiderlief. Sie waren interessant und sehenswert. Den Absturz des französischen Fliegers nannte er ein ‹Spektakel›, das man ‹mit ansehen› wolle. Im Largin angekommen, schrieb er angesichts fremder Stellungen und Truppen: ‹Und wir stehen mittendrin und schauen und gaffen und schämen uns nicht.› Die Fotografien und Skizzen fremder Soldaten, Granattrichter oder Schweizer Stellungen mögen ihm als Erinnerung an diese aussergewöhnlichen Erlebnisse gedient haben.

Mit seinem voyeuristischen Verhalten war Zulauf nicht der Einzige. Diverse ‹Grenzbummler› tummelten sich im Largin und wollten die nahen Kämpfe mit eigenen Augen sehen. Hier zeigte sich eine stark erlebnisorientierte Haltung. Der Krieg war mitunter zur Unterhaltung geworden und bot Gelegenheit, das Verlangen nach Erlebnissen zu stillen. Offiziere und Soldaten, die im August 1914 wiederholt ihre Bereitschaftsstellungen bezogen hatten, um mögliche Angreifer zurückzuschlagen, waren zu sehbegierigen Zuschau-

<sup>105</sup> Zulauf, Bonfol, 2. 5. 1915. Im Largin stand seit dem 19. Jahrhundert ein in der Region bekannter Gasthof.

ern geworden, die den Krieg aus sicherer Warte mitverfolgten. Mit dem Reflektieren von diesem Verhalten blieb Zulauf eine Ausnahme. Ähnlich kritische Äusserungen zum «gaffen und schauen» finden sich in den untersuchten Briefen und Tagebüchern nicht. Das Sehen-Wollen des Krieges wirkte sich auch auf die Deutung des Gehörten aus. Das «Surren» des französischen Flugzeuges war Zulauf ein Hinweis, dass es etwas zu sehen gab, und Anlass, an den Ort des Geschehens zu laufen.

In Zulaufs Erlebnissen im Largin fehlten Tod und Verwundung weitgehend. Der deutsche Flieger, der beschossen wurde, kam davon. Die drohende Vernichtung der französischen Batterie bei Réchésy erlebte er nicht mit und erwähnte sie auch später nicht in seinem Tagebuch. Die heftigen Artillerie- und Infanteriegefechte blieben «meistens ohne Erfolg». Der einzige Tote, den Zulauf erwähnte, war ein Füsilier der Schwesterkompanie IV/59. «Rückmarsch auf Alle, wo wir vernehmen, dass sich in der letzten Nacht ein Füs[i-lier] der IV. erschossen hat. Das Ereignis passiert, ohne Aufregung hervorzurufen, man ist eben im Krieg. Das Einzige ist, dass die Stäbe etwas zu arbeiten haben. Unsere Kp. macht am Nachmittag frei.»<sup>106</sup> Zulauf dachte den Tod jedoch stets mit, etwa beim Absturz des französischen Fliegers oder beim Beschiessen des deutschen Flugzeugs.

Statt Toten und Verwundeten traf Zulauf an der Grenze Träger des Eisernen Kreuzes. Ihnen brachte er eine gewisse Bewunderung entgegen. Das Eiserne Kreuz war die militärische Auszeichnung, die im Deutschen Reich am häufigsten verliehen wurde. Sie zeichnete besonderes Verhalten oder besondere Leistung aus.<sup>107</sup> Solche Orden und militärische Auszeichnungen dienten dazu, «normative Leitbilder, denen spezifisch soldatische Handlungs- und Deutungsmuster immanent sind», zu propagieren.<sup>108</sup> Der Träger des Eisernen Kreuzes, der seinen Mut und Opferwillen unter Beweis gestellt hatte, wurde so zum Vorbild. Auch Zulauf machte die Träger des Eisernen Kreuzes gewissermassen zum Vorbild. Indem er sie hervorhob, griff er auf ebendiese «soldatischen Handlungs- und Deutungsmuster» zurück.

### 3.2.2 *Den Krieg hören und sehen*

Leutnant Philipp Etter kam Mitte August 1914 in Dornach nahe Basel auf Grenzwache. Eine Woche später dröhnte vierzig Kilometer weiter nördlich Kanonendonner. Es tobte die zweite Schlacht um Mülhausen. «Hie und da hören wir in der Ferne Kanonendonner rollen; heute Vormittag war er besonders heftig und lang anhaltend. Die Deutschen und Franzosen kämpfen immer noch im Oberelsass. Auch wir erwarten Tag für Tag den Beginn der Riesenschlacht, die vom Oberelsass bis nach Belgien reichen und Tausenden und Abertausenden von Soldaten das Leben kosten wird. Die Schlacht dürfte mehrere Tage dauern und sich zu einem furchtbaren Ringen gestalten, da von ihrem Ausgang es abhängt, ob die Deutschen in Frankreich oder die Franzosen in Deutschland vordringen

<sup>106</sup> Zulauf, Alle, 30. 3. 1915.

<sup>107</sup> Vgl. Thoss 2014.

<sup>108</sup> Winkle 2001: 201.

werden», schrieb er seiner Verlobten.<sup>109</sup> Eine Woche später berichtete er erneut: «Während wir Ende der letzten Woche beständig den Kanonendonner rollen hörten, ist es jetzt über der Grenze wieder ganz still und ruhig geworden. Die Franzosen haben sich auf der ganzen Linie aus dem Oberelsass zurückgezogen. Es geht ihnen nicht gut. Wer weiss, vielleicht ligt [!] Hauptmann Griedel auch schon irgendwo in einem Massengrab. Am heftigsten wogte der Kampf im Oberelsass in Mülhausen. Am letzten Freitag u. Samstag schien die Schlacht ihren Höhepunkt erreicht zu haben, Samstagnachmittag hörten wir Schuss um Schuss; am Abend um 6 Uhr zählten wir nicht weniger als ca 30 in einer Minute! Da wurde es uns doch auch etwas warm ums Herz. Wie viel Unglück, Schmerz und Elend jeder dieser Schüsse in sich barg?! Aber sonst war man bereits etwas abgehärtet, und man horcht kaum mehr ernstlich auf, wenn man hie und da das verhallende Echo hört, das von einem fernen Kanonenschuss Boden u. Luft durchzittert.»<sup>110</sup> Im September 1914 erwähnte er zum letzten Mal Kanonendonner und Gewehrfeuer:<sup>111</sup> «An der Grenze ist es still und ruhig; vom Krieg hören und sehen wir nichts mehr, seit der Kampf im Norden am Kanal und an der Nordsee, mit unerhörter Heftigkeit entbrannt ist. Die Entscheidung auf dem deutsch-französischen Kriegsschauplatz wird ohne Zweifel im Norden fallen.»<sup>112</sup>

Etters, anfängliche Begeisterung, zum Schutz seines «Vaterlandes» «ins Feld» zu ziehen, und seine Euphorie angesichts eines vermeintlichen Einfalls französischer Truppen war Ende August und im Herbst 1914 abgeflaut.<sup>113</sup> Damit schien sich auch sein Bild des Krieges gewandelt zu haben. Das Leid, das die Kämpfe mit sich brachten, stand vorerst im Vordergrund. Bald schien sich Etter jedoch an das ferne Artilleriefeuer gewöhnt zu haben. Zudem verloren die Kämpfe im Oberelsass bald an Heftigkeit. In den folgenden Jahren schrieb er kaum mehr über die Kämpfe jenseits der Grenze. Erst, als er im Januar 1917 in der Ajoie stationiert war, kam er wieder darauf zu sprechen.

Etters Vorgesetzten, dem Zuger Hauptmann Josef Iten, ging es ähnlich. Im August 1914 war er in Dornach nahe Basel auf Grenzwache. Seiner Frau schrieb er mehrmals vom Geschützlärm, der aus dem nahen Elsass dröhnte.<sup>114</sup> Bald hatte er sich «an den Kanonendonner [...] gewöhnt.»<sup>115</sup> Im Frühjahr 1915 leistete er in der Ajoie Dienst. Am 8. Mai 1915 beschrieb er seiner Frau die Aussicht von einem Beobachtungsposten, den Schilderungen nach wohl Punkt 510 bei Beurnevésin. Man sehe Fesselballone, Schützengräben sowie die zerschossene und verbrannte Largmühle. «Hoffentlich kommen wir nächste Woche

109 Etter an Verlobte, (Dornach), 21. 8. 1914.

110 Etter an Verlobte, o. O., 28. 8. 1914.

111 Vgl. Etter an Verlobte, Schönenbuch, 8. 9. 1914.

112 Etter an Verlobte, Liestal, 28. 10. 1914.

113 Vgl. Kap. 2.1.

114 Iten an Ehefrau, (Dornach), 16., 17., 19., 21. 8. und 2. 9. 1914.

115 Iten an Ehefrau, o. O., o. D. Aus dem Inhalt geht hervor, dass der Brief nahe Basel verfasst wurde. Iten war lediglich im Herbst 1914 dort stationiert. Aus dem erwähnten Geschützdonner aus der Richtung Belfort ist zu schliessen, dass der Brief im August oder September 1914 verfasst wurde.

noch in den sogen. Largzipfel hinaus, wo wir obige Sachen aus nächster Nähe beobachten können», kommentierte er.<sup>116</sup>

Iten's Wunsch wurde ihm im Januar 1916 erfüllt. Mit dem Stab des Infanterie-Bataillons 48, dem er nun angehörte, leistete er in Boncourt im Nordwesten der Ajoie Dienst. Dort angekommen, schrieb er seiner Frau: «Es dürfte aber ein interessanter Dienst werden. An der Grenze stehen zahlreiche französische Posten u. bis regimentsstarke Abteilungen soll man arbeiten sehen. Fast täglich kann man Flieger beobachten, die beschossen werden.»<sup>117</sup> An einem Sonntag, nach getaner Büroarbeit, konnte er sich «an der Grenze umsehen». Dort traf er auf französische Soldaten und Offiziere, mit denen er sich unterhielt und denen er Zigaretten schenkte. Sie schienen «guten Mutes» zu sein und machten auf Iten einen siegessicheren Eindruck. «Um Mittag herum hörten wir von fern intensiv mit Art. schiessen, oft so schnell wie Trommelwirbel, dann kamen die Schüsse auch näher u. wir beschlossen einen Ritt der Grenze entlang», berichtete er. Von einer Anhöhe seien, wohl wegen des Wetters, lediglich die französischen Befestigungen, Drahtverhaue und Schützengräben bei Delle zu sehen. Das letzte Mal, als er hier oben gewesen sei, habe man bis zum Hartmannsweilerkopf gesehen. «Heute hört man dagegen das Schiessen der Geschütze. Ganz fern dumpfes Brummen, deutlicher dagegen vom Hartmannsweilerkopf u. dem Largtal her. Dieses Schiessen verstärkt sich immer mehr je weiter wir östlich reiten. Wir hören nicht nur die Abgabe sondern auch die Explosion der Geschosse. Ja noch etwas später tönt uns das Surren entgegen, das durch das Durchschneiden der Luft durch das Geschoss entsteht. Es müssen schwere Geschütze sein, denn die Entfernung dürfte immer noch 8–9 Km. sein», schrieb er weiter.<sup>118</sup>

Auch über die sichtbare Zerstörung, die die Artilleriekämpfe hinterlassen hatten, berichtete er: «Die grossen Tannenbäume [...] schauen recht traurig gegen den Himmel, denn ihre Spitzen sind längst von den Granaten wegrasiert. Auch am Fuss des Hügels sieht man die Wirkung der Geschosse.» Er schloss mit: «Du siehst also, dass es hier allenthalben zu hören u. sehen gibt» und bat seine Frau, «den Inhalt des Briefes über diesen Dienst an der Grenze auch Mutter u. Schwester mitzuteilen».<sup>119</sup>

Wie bei Zulauf wurde auch bei Iten der Krieg wieder zum Thema, als er ihn aus der Nähe miterlebte. Im Januar 1916 hörte Iten, wie Artillerie heftig feuerte. Detailliert beschrieb er den Klang: ein «dumpfes Brummen», «das Surren» und «schnell wie Trommelwirbel». Derart heftiges Feuer war für ihn wohl aussergewöhnlich, denn von ähnlichem hatte er bisher noch nicht geschrieben. Verunsichert schien er dadurch nicht, schliesslich lagen die Geschütze Kilometer entfernt und Iten hatte sich, gab er an, bereits im August 1914 an den Gefechtslärm aus dem Elsass gewöhnt.

Wie Iten den Krieg in der Ajoie erfuhr, war davon geprägt, was er sah. Bereits im Frühjahr 1915 beschrieb er die Aussicht von einem Beobachtungsposten aus und hoffte, den Largin «aus nächster Nähe beobachten [zu] können». Im Januar 1916 erwähnte er, wie man fremde Truppen «sehen» und das Beschiessen von Fliegern «beobachten» könne.

116 Iten an Ehefrau, (Beurnévésin?), 8. 5. 1915.

117 Iten an Ehefrau, Boncourt, 4. 1. 1916.

118 Iten an Ehefrau, La Rochette (Boncourt), 9. 1. 1916.

119 Iten an Ehefrau, La Rochette (Boncourt), 9. 1. 1916.

Ähnlich wie Zulauf, der beim Surren des französischen Fliegers zur Absturzstelle eilte, ritt Iten zur Grenze und erklimmte eine Anhöhe, um mehr zu sehen, als er im Januar 1916 Artilleriefeuer näher kommen hörte.

Der Krieg war Iten zur Unterhaltung geworden und zur Gelegenheit, Aussergewöhnliches zu erleben. Er hoffte früh darauf, in den Largin versetzt zu werden, um mehr zu sehen, und ritt bei Gelegenheit dem Donnern der Geschütze entgegen. Von den französischen Truppen in der Nähe und den bevorstehenden Kämpfen versprach er sich einen «interessanten Dienst» und liess seine Frau, Mutter und Schwester an den aussergewöhnlichen Erlebnissen teilhaben. Sich selbst sah er in der Rolle des Zuschauers und Beobachters. Das Töten und das Sterben fehlten in Itens Briefen. Lediglich die kahl rasierten Tannenbäume zeugen von der Zerstörung durch die Artillerie.

Auch Major Wilhelm Francke war Anfang 1915 in der Ajoie. Im Januar hatte er das Kommando über die Guiden-Abteilung 3 übernommen, die dort Dienst leistete, und wurde zum Major befördert. Francke war in Courtemaîche zwischen Porrentruy und Delle untergebracht, unweit des Largin.

Am 4. Februar standen «Détailtag und Waffeninspektion» auf dem Programm, Francke hatte dabei nichts zu tun. Er nutzte die Gelegenheit und ritt «an den seit dem Beginn des Krieges gefährdetsten Teil der Grenze». Ausführlich beschrieb er, was er beim «Offiziers-]Posten No. 3 [gemeint ist der Posten Nr. 2] ganz an der äussersten Spitze des Largin» sah: «Dieser äusserste Fleck Schweizererde ist wohl der interessanteste, den es gibt. Der grosse Wald ist stark mitgenommen worden. Überall wurden sog. Schneisen gehauen, um im Wald Schussfeld zu haben. Eine Unmenge Drahtverhaue und Drahthindernisse, dann verschiedene kunstvoll angelegte Blockhäuser mit Schiessscharten, aus denen man nach allen Seiten schießen kann. Largin ist das äusserste Haus an der Grenze, woselbst vor einigen Wochen deutsche Schrapnells hinflogen und das Dach beschädigten. Die Spuren sind noch deutlich zu sehen.<sup>120</sup> Nun zum äussersten Posten. Unsere Grenze ist durch einen starken Stacheldraht abgesperrt. Dieser letzte Zipfel Schweizererde streckt sich kühn in fremdes Gebiet hinein. Der Anfang des Largthales, des vielgenannten und heissumstrittenen. Dort liegen sich Deutsche und Franzosen auf cc. 250 m gegenüber. Wir mitten drin, auf cc. 100 m steht der letzte Beobachtungsposten der Franzosen der unendlich langen Linie bis ans Meer. Auf der anderen Seite 150 m der deutsche Posten. Diese beiden Beobachtungsposten sind so aufgestellt, dass sie einander nichts antun können, weil ihre Schusslinie über Schweizer Gebiet, über diesen Zipfel geht. Es war für uns ein eigenes Gefühl hier auf diesem Zipfel Schweizererde, auf neutralem Gebiet, mitten zwischen zwei feindlichen Vorposten zu stehen und unbeirrt sich zeigen zu können, Umschau zu halten. [...] Hier konnten wir den Krieg mit allen Greueln und Verheerungen mitten im Kampfe selbst als Neutrale aus nächster Nähe betrachten. Ein unvergesslicher Anblick. Doch noch mehr. Wir hatten Glück. Kanonendonner rollte aus nächster Nähe.

<sup>120</sup> Francke bezog sich hier wahrscheinlich auf die Beschiessung des Largin am 13. Oktober 1914. Sechs deutsche Granaten waren damals auf Schweizer Gebiet gefallen, ohne wesentlichen Schaden anzurichten. Eine Granate durchschlug dabei das Dach der Tenne des Larghofs. *Cerf* 1931: 243–247. Der Grund war vermutlich, dass die deutsche Artillerie zu Kriegsbeginn «miserabel» schoss. *Mittler* 2003: 686.

Plötzlich beobachtete unser Wachtposten einen deutschen Aeroplan. Er kreiste stolz wie ein Adler über den beiden feindl. Stellungen bis hart an unsere Grenze, doch überflog er unser Gebiet nicht. Plötzlich erscholl von franz. Seite ein heftiges Gewehrfeuer, ganz nahe bei uns, das ganze Largthal hinauf. Die Deutschen lauerten und gaben Feuer, sobald sich ein Franzose zu weit hervorwagte und sich zeigte. Es entspann sich ein regelrechtes Gefecht. Eine Kugel flog ganz nahe an uns vorbei. Immerfort kreiste der Flieger, Kanonendonner tönte, starkes Gewehr und Mitr[ailleu]-Feuer, alles auf einmal. Das war der Krieg unheimlich und doch herrlich und wir gewissermassen als Zuschauer, als Neutrale mitten drin. Unvergesslich. – Lange Zeit blieben wir dort, ich konnte mich kaum trennen von diesem bedeutungsvollen Fleck Erde. Endlich verstummte der Gefechtslärm, alles war wieder ruhig, so zogen auch wir wieder ab, dankbar so etwas, eine kleine Episode des Krieges direkt miterlebt zu haben. Wir ritten weiter nach Beurnevésin, meldeten uns dort wieder beim Kommandanten, um die Erlaubnis zu erlangen auf den Aussichtspunkt 510 zu gelangen. Dies wurde uns gewährt und so kamen wir noch auf diesen in unserer Grenzbesetzung so wichtigen und vielgenannten Punkt und auf den kunstvoll errichteten Aussichtsturm. Wir hatten eine prächtige Aussicht, rechts von uns Pfatterhausen, dann das ganze Largthal. Wir sahen deutsch und franz. Truppen an Schützengraben und Verschanzungen arbeiten. Auf den Feldern den von den Granaten aufgewühlten Boden, eine 6 Mann starke franz. Grenzpatrouille etc. Leider war sonst alles ruhig. Gegen 3<sup>h</sup> A ritten wir wieder nach Hause, alle überwältigt von dem Gesehenen. Nie werde ich diesen Tag vergessen, der mich so mitten in den Krieg geführt hat. Ich hoffe nur, dass ich recht bald wieder dorthin kann und ebenso viel Glück habe wie heute.»<sup>121</sup>

Zwei Tage später war Francke erneut im Largin. Diesmal brachte er alle Offiziere seiner Abteilung mit: «Es lag mir daran, meinen Offizieren den Largin, den interessantesten Teil unserer Grenze, zu zeigen.» Francke hielt fest, was ihm der diensthabende Wachtoffizier über einen deutschen Nachtangriff auf französische Stellungen mitteilte. Der Kampf war auf kurzer Distanz ausgetragen worden, beide Seiten hatten Handgranaten eingesetzt. «[E]in richtiger Kampf», kommentierte Francke. Ausführlich beschrieb er die Ablösung der Beobachtungsposten: «Es war interessant zu sehen, wie die Kerle aus dem dichten Wald zu ihren schützenden Beobachtungshütten herankrochen und die abgelösten sich behutsam zurückzogen», während ab und zu Gewehrschüsse «knatterten» und aus der Ferne «der dumpfe Kanonendonner» tönte. «Ein schönes Kriegs-Stimmungsbild. – Meine Offiziere waren kaum von dieser Stelle unseres Landes wieder wegzubringen», beschreibt Francke.<sup>122</sup>

Der erste Besuch im Largin blieb Francke äusserst positiv in Erinnerung. Er schrieb von «einem der schönsten, vielleicht sogar der interessanteste Tag seines ganzen Grenzbesetzungsdienstes»<sup>123</sup> und zweimal von einem «unvergesslichen Anblick». Er hatte zum ersten Mal das «Glück» gehabt, «den Krieg mit allen Greueln und Verheerungen mitten im Kampf selbst als Neutraler aus nächster Nähe [zu] betrachten». Das schlug sich in

121 Francke, Courtemaiche, 4. 2. 1915 (94 f.).

122 Francke, Courtemaiche, 6. 2. 1915 (95 f.).

123 Francke, Courtemaiche, 4. 2. 1915 (93 f.).

einem langen, detaillierten Eintrag nieder. Dieses «Glück» gönnte er zwei Tage später allen Offizieren seiner Abteilung.

Francke begriff sich und die Schweizer Wehrmänner, die im Largin Wache hielten, «als Zuschauer, als Neutrale», die «Umschau» hielten und die nahen Kämpfe «betrach[te]ten». Dass sich die Schweizer Stellungen zwischen den Fronten befanden, fehlgeleiteter Feuer ausgesetzt, empfand er als «kühn». Die nahe Gefahr, verbunden mit der Gewissheit, dass sie nicht einem selbst galt, machte für Francke den Reiz dieses Postens aus.

Ausführlich schrieb Francke über die deutschen und französischen Stellungen und über die Kämpfe, die im Largtal stattfanden. Vor allem das Gefecht, das an diesem Tag stattfand, hatte ihn beeindruckt: Die Beschiessung eines Fliegers, der «Kanonendonner» und das Infanteriefeuer, das er aus nächster Nähe miterleben konnte. Die Deutung der Kämpfe wandelte sich im Verlaufe des Eintrages: Anfangs, beim Anblick der deutschen und französischen Stellungen, schrieb er von «Greueln und Verheerungen». Das «Gefecht» beschrieb er dann als «unheimlich und doch herrlich», es mitzuerleben als «Glück». Auf dem Beobachtungsposten 510 hoffte er schliesslich, erneut Kämpfe miterleben zu dürfen. Nun dominierte die Deutung des Krieges als Unterhaltung. Waren also die «Greuel und Verheerungen» des Krieges am Anfang vorhanden, rückten sie beim Beobachten der Kämpfe in den Hintergrund. Zerstörung und Leid erwähnte er nicht mehr. Im Vordergrund stand das Miterleben der Kämpfe selbst. Francke nannte es «interessant», «schön» und «herrlich».

Auf dieselbe Deutung griff er zwei Tage später zurück, als er die Ablösung von Beobachtungsposten, die unter knatternden Gewehrschüssen und dröhnender Artillerie zu ihren Stellungen krochen, als «interessant» und als «schönes Kriegs-Stimmungsbild» bezeichnete. So war das Miterleben des Krieges für Francke eine höchst willkommene Gelegenheit, freie Zeit zu verbringen und den Hunger nach Erlebnissen zu stillen. Der Krieg selbst war für ihn damit zu einer Form der Unterhaltung geworden.

Das Bedürfnis, den Krieg mit eigenen Augen zu sehen, kam bereits kurz nach Kriegsbeginn auf. Zu diesem Zeitpunkt war es besonders gross. Zum einen wohl deshalb, weil sich die Offiziere damals noch nicht an die Kämpfe gewöhnt hatten. Zum anderen, weil sie wegen der angenommenen kurzen Dauer des Krieges die aussergewöhnlichen Erlebnisse nicht verpassen wollten. Zum Beispiel erklimm Oberleutnant Robert Labhardt, der im August 1914 in Basel Dienst leistete, die Hügel nördlich von Basel, als er in der Ferne Kanonen donnern hörte: «Ich bin noch gegen Bettingen hinaufgegangen, um etwas vom Kampf zu sehen. Es war aber schon alles vorbei. Eine Menge Leute waren auch dort; ich hörte man habe die Blitze der Kanonen sehr gut gesehen. Es war wieder in der Richtung Mülhausen.»<sup>124</sup>

Auch Hauptman Hans Fritzsche, selbst nahe Basel stationiert, schrieb im September 1914 an seine Frau: «Noch immer aber war ich nicht an der äussersten Grenze, so gern ich dort alles einmal ansehen wollte.»<sup>125</sup> Dasselbe stellte er für die gesamte Kompanie fest:

<sup>124</sup> Labhardt, (Basel), 21. 8. 1914.

<sup>125</sup> Fritzsche an Ehefrau, (Bottmingen), 14. 9. 1914.

«Etwas gedrückte Stimmung, weil man nicht an die Grenze darf», stand am Sonntag, 13. September 1914, im Tagebuch der Kompanie, das wohl von Fritzsche geführt wurde.<sup>126</sup>

Dasselbe Verlangen hatte zum gleichen Zeitpunkt auch Francke. Bei keinem anderen untersuchten Offizier war die Deutung des Krieges als Unterhaltung und das Verlangen, ihn aus nächster Nähe mitzuerleben, so ausgeprägt wie bei ihm. Er beneide «die Leute, die schon seit dem Beginn des deutsch-franz. Krieges an der Grenze waren und sehr viel gesehen, gehört und erlebt haben», schrieb er Anfang September in sein Tagebuch.<sup>127</sup> Am 15. September 1914, zwei Tage nachdem der Armeekorpsstab 2 nach Arlesheim im Lauental disloziert hatte, schien sich ihm schliesslich auch eine Gelegenheit zu bieten, den Krieg zu sehen, zu hören und zu erleben. Zwischen Sondersdorf und Oltingen,<sup>128</sup> rund vier Kilometer von der Schweizer Grenze entfernt, fand ein Gefecht zwischen französischer und deutscher Infanterie, Kavallerie und Artillerie statt. Francke notierte in sein Tagebuch: «Diese Nachricht brachte eine angenehme Aufregung in unseren Stab. Man freute sich, dass es losgehen könne, alles sauste mit Autos an die Grenze. Leider war nicht mehr viel zu sehen, das Gefecht hatte sich ganz gegen Pfirt verzogen, das ausserhalb der Beobachtung unseres Rayons fällt.»<sup>129</sup> Dasselbe wiederholte sich am nächsten Tag: «In froher Hoffnung, dass heute im Oberelsass ein Gefecht stattfinden werde, dem wir von hoher Warte aus zuschauen könnten und bereitgestellt, den auf unser Gebiet gedrängten Gegner in Empfang zu nehmen oder mit Gewalt wieder herauschmeissen zu können, rasten wir in aller Frühe per Auto auf die sog. Felsplatte, einem wunderbaren Aussichtspunkt oberhalb Burg. [...] Gegen 8<sup>h</sup> hörte man intensiven Kanonendonner Richtung Pfirt, sonst war aber leider gar nichts zu sehen als ein deutscher Beobachtungsposten an der Strasse nach St. Blasius.»<sup>130</sup>

Die erwähnten Beispiele offenbaren eine Umdeutung des Krieges: Mehrere der untersuchten Offiziere erfuhren die nahen Kämpfe jenseits der Grenze ab Herbst 1914 in erster Linie als Form der Unterhaltung und nicht als Bedrohung. Der Geschützlärm hatte zu Beginn verunsichert und verängstigt, wenn er besonders nahe war. Diese ungewohnten Eindrücke hatten erst verarbeitet werden müssen. Doch bald kam es zur Umdeutung. Nun faszinierten die Kämpfe. Sie boten aussergewöhnliche Erlebnisse. Das Bedürfnis, sie aus nächster Nähe zu sehen, war deshalb gross. Das Hören von Gefechtslärm war zur Kunde geworden, dass es womöglich etwas Interessantes zu sehen gab. In ihren Briefen und Tagebüchern hielten die Offiziere die Erlebnisse fest und durchlebten sie noch einmal. Kritische Stimmen gegen diese «Grenzbummelei», die ab September 1914 eingesetzt hatte, waren die Ausnahme.

Leid und Zerstörung wurden beim Beschreiben miterlebter Kampfhandlungen weitgehend ausgeblendet. Das fällt gerade bei Franckes und Itens Schilderungen auf.

126 Füs. Kp. IV/85, Bottmingen, 13. 9. 1914.

127 Francke, Liestal, 1. 9. 1914 (27).

128 Heute Oltingue.

129 Francke, Arlesheim, 15. 9. 1914 (33).

130 Francke, Arlesheim, 16. 9. 1914 (33). Die Felsplatte befindet sich sieben Kilometer entfernt von Oltingue und bot freie Sicht auf die dortigen Kämpfe vom 15. September 1914.

Francke schrieb zwar von den «Greueln und Verheerungen» des Krieges und Iten über Tannenbäume, die kahlgeschossen «traurig gegen den Himmel» ragten. Menschliches Leid erwähnten die beiden jedoch nicht. Auch bei Etter, der anfänglich noch darüber geschrieben hatte, verschwanden «Unglück, Schmerz und Elend» bald aus den Briefen an seine Verlobte. Das Augenmerk der Offiziere lag auf den Kampfhandlungen selbst, nicht aber auf deren Folgen.

### 3.2.3 Deutsche und französische Soldaten an der Grenze

An der Grenze unterhielten sich die Schweizer Offiziere über den Grenzzaun hinweg mit deutschen und französischen Soldaten, erfuhren von durchstandenen Schlachten und erhaltenen Auszeichnungen, schauten ihnen bei alltäglichen Arbeiten und beim Kämpfen zu. Auf Fotografien verewigten sie die fremden Soldaten, vereinzelt tauschten sie Kleinigkeiten und Erinnerungen aus. Leutnant Heinrich Zulauf hob Träger des Eisernen Kreuzes hervor. Über französische Soldaten schrieb Hauptmann Josef Iten: «Die Soldaten sind meistens noch junge, gutgenährte Burschen in graublauen Uniformen. Die meisten tragen die Mütze, einige aber den neuen Helm mit Tuchüberzeug. Die Offiziere sind ganz jung. Einer mit dem wir sprachen ist von Arras, die Mannschaft von Pas de Calais. Für Cigaretten u. Cigarren sind sie sehr dankbar. Sie scheinen auch guten Mutes zu sein. Auf uns. Zuruf beim Abschied «au bon retour» rief einer «oui, après la victoire». Heute ist ja Sonntag, sie müssen aber dennoch arbeiten, wenn sie es auch gemütlich nehmen.»<sup>131</sup> Die Begegnungen mit fremden Soldaten waren wie die Kämpfe selbst aussergewöhnlich. Deshalb wurden sie in Wort und Bild festgehalten und sind auch in Erinnerungsschriften prominent eingegangen.<sup>132</sup>

Der Kontakt mit ihnen war freundlich. Zulauf half bei der Übermittlung von Briefen, Iten bzw. seine Unterstellten gaben französischen Soldaten Zigaretten und Zigarren. Auch Tauschhandel fand statt. Leutnant Karl Meuli, der mit Zulauf in derselben Kompanie diente, bat seinen Kameraden Zulauf zum Beispiel um Fotografien von General Wille und hohen Offizieren. Er wollte sie gegen einen Schrapnell-Boden eintauschen.<sup>133</sup> Zulauf ging gar noch weiter: Er bezeichnete den abgestürzten französischen Piloten als «Kameraden»,<sup>134</sup> störte sich nicht daran, dass französische Flugzeuge den Largin überflogen, sah davon ab, auf sie zu schiessen und begründete das wiederum damit, dass «da oben [...] Kameraden» seien.<sup>135</sup> Noch im August 1914 hatte er fran-

131 Iten an Ehefrau, Boncourt (La Rochette), 9. I. 1916.

132 Vgl. zum Beispiel Meuli 1920: 16–34.

133 Meuli, Karl: Brief an Heinrich Zulauf, Largin, 2. 5. 1915. In: Zulauf, Bonfol, 2. 5. 1915. Das Sammeln von Munitionsbestandteilen als Souvenirs war verbreitet. Auch Hauptmann Albert Böhi, der den Largin am 20. Dezember 1914 besichtigte, nahm ein Stück einer deutschen Artilleriegranate mit, die auf Schweizer Gebiet krepirt war. Böhi, o. O., 20. 12. 1914.

134 Zulauf, Alle, 5. 4. 1915.

135 Zulauf, Largin, 28. 4. 1915.

zösische Truppen als mögliche Eindringlinge wahrgenommen.<sup>136</sup> Diese frühere Rolle hatten sie mittlerweile verloren.

Ähnlich zeigten Iten und Hauptmann Wilhelm Francke für die fremden Soldaten eine gewisse Bewunderung. Iten beschrieb die französischen Soldaten, die er angetroffen hatte, als wohlgenährt und zuversichtlich, trotz der geschlagenen und noch bevorstehenden Schlachten. Derjenige, der siegesgewiss «oui, après la victoire» gerufen hatte, wirkte in Itens Brief besonders kühn. In Franckes Tagebuch waren die deutschen und französischen Soldaten vor allem Kämpfer. Sie übten gekonnt militärisches Handwerk aus: Sie lauerten, schossen auf feindliche Soldaten und Flieger, warfen Handgranaten und krochen ungesehen zu ihren Posten. Damit waren sie die Hauptdarsteller in diesem Krieg, der «unheimlich und doch herrlich» war. Francke brachte ihnen, den «Dabeigewesenen»,<sup>137</sup> Interesse und Bewunderung entgegen. Er selbst musste sich darauf beschränken, Manöver abzuhalten und dem «richtigen Kampf» zuzuschauen.

Diese Bewunderung für die kämpfenden Soldaten, die bei Iten darüber hinaus wohlgenährt und siegesgewiss schienen, und das gleichzeitige Fehlen von Leid und Zerstörung lassen annehmen, dass die beiden Offiziere den Krieg in dieser Situation vor allem als Möglichkeit verstanden haben, sich zu bewähren.

### 3.2.4 Leidvolle Einzelschicksale

In Basel auf Wache, kam Leutnant Philipp Etter in Kontakt mit der Bevölkerung jenseits der Grenze. Am 9. November 1914 berichtete er über die Begegnung mit einer Elsässerin: «Gestern passierte eine Elsässerin unsern Posten, ganz heiter u. fröhlich. Wir fragten sie, warum sie heute so gut aufgelegt sei (sie kommt alle Tage bei uns vorbei, weil sie in Basel mit Putzen u. Waschen einige Batzen verdient). Da antwortete sie: «Hei, i bin nu drum e so zfriede, weil mei Mandle wieder gschriebe hat.» Der Mann der Frau kämpft in Nordfrankreich gegen die Franzosen u. hatte seiner Frau schon seit 4 Wochen kein Lebenszeichen mehr geben können. Sie zeigte mir seinen Brief, worin er schrieb, dass es sehr traurig aussehe überall, wo sie hinkommen. Französische Frauen u. Kindern betteln die deutschen Soldaten massenhaft um Brot, und er teile seine Ration immer mit ihnen, weil er denke, er wäre auch froh, wenn seine zwei Kleinen daheim im umgekehrten Fall auch was zu knuspern hätten. «Um die braucht er keinen ‚Bang‘ zu haben», erklärte mir die Frau; «die Kleinen müssen genug zu essen haben, u. wenn ich noch die halbe Nacht durcharbeiten müsste, schon dem Vater zu lieb!» Da habe ich der guten Frau fünf Batzen gegeben für jedes Kind und ihr gesagt, sie solle mir ihren Mann grüssen lassen – und bin mit nassen Augen ins Wachtlokal gegangen. Gott bringe den 2 Kleinen ihr Vatterle wieder heim!»<sup>138</sup>

Im gleichen Brief berichtete er vom Schicksal einer ihm bekannten Familie, die durch den Krieg auseinandergerissen wurde: «Der Krieg ist doch etwas Hartes! Ich weiss nicht, ob ich Dir schon geschrieben habe von den zwei Brüdern vom Bataillon 44, die

<sup>136</sup> Vgl. Kap. 2.2.

<sup>137</sup> Vgl. Reimann 2001: 173.

<sup>138</sup> Etter an Verlobte, Basel, 9. II. 1914.

während desurlaubes bei uns waren, weil sie nicht mehr ins Elsass zurückkehren können, wo sie wohnen. Deutsche Artillerie hat ihnen ihr Vaterhaus zusammengeschossen; (sie zeigten mir die Photographie) 2 Schwestermänner kämpfen in der deutschen, ein Bruder bei der Fremdenlegion in der französischen Armee. Glieder der gleichen Familie in den deutschen u. französischen Schlachtreihen und in der schweizerischen Armee, das Vaterhaus in Trümmer geschossen; das ist fürwahr ein bitterer Kelch!»<sup>139</sup>

Bis im Januar 1917 kam er kaum mehr auf den Krieg oder seine Folgen zu sprechen. Lediglich als ihm ein Bauer von einem französischen Dorf erzählte, wo jede Familie einen Sohn oder einen Vater im Krieg verloren habe, schrieb er: «C'est le sort de la guerre! Que le bon dieu nous garde en paix!»<sup>140</sup> Zwei Monate später erwähnte er Gewehr- und Kanonenfeuer, das er jenseits der Grenze gehört hatte.<sup>141</sup>

Die Begegnung mit der Elsässerin, deren Mann sein Brot aus Mitleid mit bettelnden französischen Frauen und Kindern teilte, war für Etter ein eigentliches Schlüsselerlebnis. Nachdem Leid und Zerstörung in den Briefen, die Etter im September und Oktober 1914 seiner Verlobten geschrieben hatte, weitgehend gefehlt hatten, waren sie nun wieder auf einen Schlag präsent. Etter war über die Erzählung der Elsässerin und den Brief ihres Mannes zu Tränen gerührt, einerseits wohl ob der Güte des Familienvaters und der Plackerei der Mutter, andererseits auch, weil er um den Vater und Versorger zweier kleiner Kinder bangte. So bat er Gott um eine sichere Rückkehr des Vaters. Mit dem Leid, das den beiden Kindern und ihrer Mutter beim Verlust des «Vatterle» drohte, wurden die Folgen des Krieges plötzlich fassbar. Die möglichen Opfer des Krieges hatten ein Gesicht und eine Geschichte erhalten. Das bestärkte Etter in seiner Ablehnung des Krieges.

Die Geschichte der elsässischen Familie, deren Angehörige in der deutschen, französischen und Schweizer Armee dienten und deren Zu Hause in Trümmer geschossen worden war, fügte sich in Etters Ablehnung des Krieges ein. Danach verschwand das Thema Krieg wieder weitgehend aus den Briefen und Etter kehrte mit «C'est le sort de la guerre!» wieder zur fatalistischen Haltung zurück, die er bereits im August 1914 gezeigt hatte.

Iten machte im Februar 1916 in der Ajoie eine ähnliche Erfahrung. Im Grenzort Bure erzählte ihm eine alte Frau, sie habe Besuch von zweien ihrer vier Söhne erhalten. Beide dienten in der französischen Armee: «Während die bejahrte Mutter uns dies unter Tränen erzählte, dröhnten von der Grenze her immerfort die Kanonen. Sie sagte uns noch, dass wenn der Lärm der Kanonen herüberdringt, vom Schlachtfeld wo ihre 3 Söhne kämpfen, sie stets von grosser Angst um das Leben derselben geplagt werde. Armes, gemartertes Mutterherz. Ein vierter Sohn ist schon gefallen. Wir trösten die gute Frau so gut es ging.»<sup>142</sup> 1916 schrieb Iten zum ersten Mal vom Sterben im Krieg. Die Toten hatten ein Gesicht bekommen. Das Leid so nah vor Augen geführt, empfand er Mitleid für das «arme, gemarterte Mutterherz».

Etter und Iten hörten beide im Sommer und Herbst 1914 Gefechtslärm aus dem Elsass. Direkte Sicht auf die Kämpfe hatten sie jedoch nicht. Iten sollte erst deutlich spä-

139 Etter an Verlobte, Basel, 9. II. 1914.

140 Etter an Verlobte, Les Planchettes, (II. 4. 1915).

141 Etter an Verlobte, Les Rangiers, 4. 6. 1915.

142 Iten an Ehefrau, o. O., 18. 2. 1916.

ter Blick auf den Krieg erhalten. Dass sie Tote oder Verwundete gesehen hätten, erwähnten sie in ihren Briefen nicht. Es ist anzunehmen, dass sie kaum welche oder keine zu Gesicht bekamen. Damit blieben diese weitgehend anonym. Zu Beginn dachte Etter die Toten und Verwundeten noch mit, als er Kanonendonner hörte. Später tat er das nicht mehr. So verschwanden die Opfer des Krieges aus den Briefen, die sie nach Hause schrieben. Erst, als Angehörige von ihren kämpfenden oder getöteten Vätern und Söhnen erzählten, wurden Tod und Zerstörung wieder zum Thema. Solche Einzelschicksale machten die Folgen des Krieges fassbar und bewirkten – wie auch schon bei Gelzer<sup>143</sup> – ein Hinterfragen des Krieges.

### 3.3 Vergleich mit Soldaten an der Front: anderes Kriegserlebnis, andere Kriegserfahrung

In den ersten Monaten des Ersten Weltkriegs zeigte sich die Wirkung moderner Feuerkraft. Die Verluste waren hoch: 12,4 Prozent der deutschen Soldaten, die im August 1914 an der Westfront eingesetzt wurden, starben oder wurden verwundet, im September 1914 waren es gar 16,8 Prozent. Das taktische Vorgehen entsprach in keiner Weise der gesteigerten Feuerkraft. An der Ostfront waren die Ausfälle geringer. Danach lag die durchschnittliche Verlustrate an der Westfront bei rund 3,5 Prozent pro Monat. Ab Sommer 1918 schnellten die Zahlen nochmals in die Höhe.<sup>144</sup>

Artillerie prägte den Stellungkrieg und die Materialschlachten des Ersten Weltkriegs, die auf den Bewegungskrieg der ersten Monate folgten. Sie tötete und verwundete am häufigsten. An der Westfront war sie verantwortlich für 76 Prozent aller Verwundungen. Bei Wiederaufnahme des Bewegungskrieges im Sommer 1918 waren es rund 60 Prozent. Infanteriemunition verursachte beim deutschen Heer 16 Prozent der Verwundungen, Handgranaten und Giftgas jeweils höchstens 2 Prozent, Blankwaffen wie Säbel, Bajonette oder angeschliffene Spaten nur 1 Promille. Hinzu kamen Erkrankungen. Ein Zehntel der Toten in der deutschen Armee starb an Krankheiten wie Influenza, Magen-Darm-Erkrankungen oder Typhus. In der österreichisch-ungarischen Armee war es ein Sechstel, in der französischen ein Fünftel.<sup>145</sup>

Wer starb, wer überlebte? In der deutschen und britischen Armee war rund die Hälfte der gestorbenen Soldaten zwischen 19 und 24 Jahren alt. Soldaten, die über 35 Jahre alt waren, stellten zwar fast ein Drittel der Mannschaften, machten aber nur ein Zehntel der Toten aus. Junge Soldaten ohne eigene Familie verfügten über eine hohe Anfangsmotivation und sahen den Krieg als Möglichkeit, sich zu bewähren. Sie töteten und starben häufiger.<sup>146</sup>

Wer starb und wer überlebte, war zudem abhängig von verschiedenen Faktoren. Der Historiker Benjamin Ziemann zählt dazu Funktion, Raum und Bindung zur Nation: Ein

<sup>143</sup> Vgl. Kap. 3.1.

<sup>144</sup> Vgl. Ziemann 2014: 156; Ulrich 2013.

<sup>145</sup> Vgl. Ziemann 2014: 157 f.

<sup>146</sup> Vgl. Ziemann 2014: 156.

britisches Bataillon verbrachte im Durchschnitt vier von zehn Tagen direkt an der Front, vier als Reserve dicht dahinter und zwei in Ruhe. Bei anderen Armeen dürften die Zahlen ähnlich gelegen sein.<sup>147</sup> Hinzu kamen all jene Soldaten, die fern der Front eingesetzt wurden: etwa im Nachschub, im Stellungsbau oder in der Administration. Auch der Ort, wo man eingesetzt wurde, wirkte sich auf die Überlebenschancen aus. An gewissen Frontabschnitten wurde ein Leben-und-Leben-Lassen praktiziert. Das war meist in passiven Sektoren der Fall wie in den Vogesen oder dort, wo Artilleriemunition fehlte. Schliesslich sicherten sich verschiedene Soldaten ihr Überleben durch Fahnenflucht. In der britischen und deutschen Armee desertierten vor allem nationale Minderheiten wie Iren, Dänen oder Elsass-Lothringer, in der russischen und italienischen Armee waren es oftmals Bauern und Landarbeiter, die in ihrem Dorf und ihrer Familie verwurzelt waren, nicht aber in der Nation, für die sie kämpfen sollten.<sup>148</sup>

Die Schlachten des Ersten Weltkrieges überfluteten und überforderten die Soldaten mit neuen, ungewohnten Reizen. Das galt für den Hör-, den Seh- und den Geruchssinn gleichermaßen. Der Soziologe Wolfgang Sofsky spricht von einem eigentlichen «Angriff auf die Sinne»,<sup>149</sup> der Historiker Hervé Mazurel von einer «Belastungsprobe für den Körper».<sup>150</sup>

Für die Soldaten an der Front war der Krieg ein «akustischer Ausnahmezustand», so Gerhard Paul, und damit «auch ein Angriff auf das Trommelfell und auf die Psyche der Soldaten».<sup>151</sup> Sein akustischer Inbegriff war das Trommelfeuer, das die Soldaten aus nächster Nähe miterlebten. Von Zeitgenossen wurde es als «geradezu apokalyptisch empfundenes Hörerlebnis» beschrieben.<sup>152</sup> Psychische und physische Schäden waren die Folgen: Geplatze Trommelfelle und Mittelohrinfektionen, Abstumpfen, Apathie bis hin zu *shell shock*.<sup>153</sup>

Weil der Gegner im Artilleriekrieg für die Soldaten oft nicht sichtbar war, war der Gehörsinn für das Überleben wichtiger als der Sehsinn. Die Geräusche unterschiedlicher Geschosse mussten rechtzeitig erkannt und identifiziert, der unsichtbare Gegner akustisch verortet werden. Wer das nicht konnte, beispielsweise unerfahrene Neulinge, starb bedeutend rascher. Auch die Toten, die im Niemandsland verweseten, machten Geräusche: Sie zischten und rülpsten, in ihnen rumorte es. Die Soldaten versuchten, die ungewohnten Klänge in Worten festzuhalten. Lautmalerisch beschrieben sie das Gehörte.<sup>154</sup>

Der Sehsinn spielte eine untergeordnete Rolle. «Für den Soldaten [...] gab es an den Fronten des Ersten Weltkriegs so gut wie nichts zu sehen», bilanzierte Julia Encke.<sup>155</sup> Es war leer, der Feind blieb für den Soldaten an der Front oft unsichtbar und anonym. Die

147 Vgl. Ziemann 2014: 159; Ziemann 2013: 33.

148 Vgl. Ziemann 2014: 159–162.

149 Sofsky 2002: 130–146.

150 Mazurel 2020b: 489. Vgl. ebd. 474–490.

151 Paul 2016.

152 Paul 2016.

153 Einen Überblick über psychische Störungen, die durch Kampfhandlungen verursacht werden, und deren Behandlung vgl. Dodman 2020b. Zu *shell shock* vgl. Reid 2019.

154 Paul 2016: 5. Ziemann 2013: 67.

155 Encke 2006: 32.

Infanteristen konnten die Artillerie, die sie beschoss, nur hören. Der Artillerist sah die Folgen seines Handelns oft nicht und wenn, dann erst später. Von Angesicht zu Angesicht begegneten sich die verfeindeten Soldaten nur selten.<sup>156</sup> Ernst Jünger beispielsweise hatte erst zwei Jahre nach Kriegsbeginn seine erste Begegnung mit dem Feind von Angesicht zu Angesicht.<sup>157</sup>

Trotzdem konnte das Gesehene überfordern. Der «Anblick des Schlachtfeldes», der Verheerung und Zerstörung, des Todes und des Leides habe einen «visuellen Schock» erzeugt, so Hervé Mazurel. Die von Granaten umgepflügten Oberflächen, bar jeder Vegetation, eher einer Mondlandschaft ähnlich, markierten das «Überschreiten einer Schwelle».<sup>158</sup> Nur Einzelne deuteten diesen Anblick als schön. Um zu überleben, mussten die Soldaten an der Front ausserdem lernen, in der Leere des Schlachtfeldes Spuren des Gefährlichen zu erkennen. «Das Auge musste neu trainiert werden», so Encke.<sup>159</sup> Hinzu kam für die Soldaten an der Front allerlei Geruch, zum Beispiel der Gestank verwesender Leichen.<sup>160</sup>

Das erste Erleben der Gefechte ging weit über den Erwartungshorizont hinaus, die Realität und bis dahin etablierte Deutungsmuster klappten auseinander. Die «extrem tödliche Realität» der ersten Monate war für die Soldaten nur schwer in Worte zu fassen.<sup>161</sup> Die erhoffte «heroische Ästhetik des Gefechts und das sakralisierte Modell des männlichen Krieges» brach angesichts der «Schlächtereie» des Ersten Weltkrieges [...] mit aller Wucht» zusammen.<sup>162</sup> Eine Desillusionierung war die Folge. Kriegsfreiwillige, die sich in der Hoffnung auf Heldentum und Abenteuer gemeldet hatten, waren davon besonders betroffen.<sup>163</sup> Religiöse und nationalistische Deutungsmuster, die dem Leiden einen Sinn geben sollten, versagten bald angesichts des massenhaften Sterbens an der Front.<sup>164</sup>

Für die Infanteristen im Stellungskrieg war die Feuerkraft der Artillerie die prägende Erfahrung. Sie erlebten sich primär als Opfer des Krieges. Schilderungen darüber, wie sie sich bei Artilleriebeschuss «wie Kaninchen in ihre Höhlen» verkrochen hätten,<sup>165</sup> weisen auf die «extreme Hilflosigkeit und Verwundbarkeit des Infanteristen gegenüber der anonymen Feuerkraft der gegnerischen Artillerie» hin.<sup>166</sup> An der Westfront waren Spezialkräfte wie Scharfschützen auf britischer oder Stosstruppkämpfer auf deutscher Seite,

156 Vgl. Ziemann 2014: 157; Storz 2014b: 344–349. Hier: 349; Ulrich 2013.

157 Vgl. Ziemann 2013: 70.

158 Mazurel 2020b: 487.

159 Encke 2014: 1005.

160 Vgl. Mazurel 2020b: 487.

161 Ziemann 2013: 46.

162 Mazurel 2020b: 481. Für deutsche Soldaten im Ersten Weltkrieg vgl. Ziemann 2013: 44–62. Für kanadische Soldaten vgl. Cook 2018: 25–26.

163 Vgl. Mazurel 2020a: 362–366; Ziemann 2013: 45. Joanna Bourke schrieb in ihrem bekannten Buch «An Intimate History of Killing» vom «John Wayne Syndrome», vom Bild des heroischen und erfolgreichen Kriegers, dem nichts passieren könne. Diese Deutung des Krieges war in der US-amerikanischen Kultur vor dem Vietnamkrieg verbreitet und wurde durch Filme, etwa Western mit dem Schauspieler John Wayne, medial verbreitet. Vgl. Bourke 1999: 16–30.

164 Vgl. Ziemann 2014: 162–166.

165 Kiesel 2010: 48. Zitiert nach: Ziemann 2013: 67.

166 Vgl. Ziemann 2013: 67.

die sich nicht primär als Opfer begriffen, die Ausnahme. An der Ostfront und auf dem Balkan, wo die Fronten weniger starr waren und aufseiten der deutschen Truppen das Gefühl zivilisatorischer Überlegenheit gegenüber den angeblich minderwertigen Slawen vorherrschte, hätten sich die (deutschen) Soldaten nicht als blosser Opfer gesehen, so Ziemann.<sup>167</sup>

Diesen Erfahrungen ausgesetzt, sollte das Schreiben von Tagebüchern den Soldaten mitunter Trost spenden und dabei helfen, belastende Erlebnisse zu verarbeiten. Andere Coping-Mechanismen wie Lieder, Theater und Frontzeitungen oder Slang und Galgenhumor hatten denselben Zweck und dienten als «shield against the terrible strain of modern combat», wie Tim Cook am Beispiel kanadischer Soldaten aufzeigte.<sup>168</sup>

Die Erlebnisse, die Schweizer Wehrmänner im Aktivdienst im Ersten Weltkrieg machten, unterschieden sich stark von denjenigen, die Soldaten kriegsführender Nationen im Krieg machten. Die Trias töten, überleben, verweigern, die Ziemann als Form des Gewalthandelns bzw. -erleidens für deutsche Soldaten im Ersten Weltkrieg treffend herausgearbeitet hat, lässt sich kaum auf Schweizer Soldaten übertragen. So unterschiedlich deren Kriegserlebnisse auch waren – kriegerische Gewalt fehlte stets weitgehend. Das war dem Ort, an dem sie dienten, sowie ihrer Funktion als Neutrale geschuldet.

Gekämpft wurde anderswo: an der Westfront im Norden Frankreichs und in Belgien, an der Südwestfront am Piave. Im Vergleich dazu war das Oberelsass ab September 1914 ein ruhiger Kriegsschauplatz. Auch die heftigen Kämpfe, die dort im Jahr 1915 gefochten wurden, spielten sich in den wenigstens vierzig Kilometer entfernten Vogesen ab. Die Schweizer Offiziere hörten zwar den Gefechtslärm, sahen jedoch nur vereinzelt Kämpfe und erlebten sie noch seltener aus der Nähe. Nur im Largin und am Umbrail waren sie ihnen wirklich nahe.<sup>169</sup>

Vom Kämpfen, Töten und Sterben an der Front erfuhren sie fast ausschliesslich aus zweiter Hand, etwa über Zeitungen und Vorträge, vereinzelt von Soldaten an der Front selbst oder deren Angehörigen. Derartige Erlebnisse berührten und gaben dem Leid ein Gesicht, ansonsten blieben die Toten unbekannt. Die potenziellen Feinde, die die Schweizer Wehrmänner an der Grenze abschrecken und vom Eindringen abhalten sollten, waren gut sichtbar. Sie wirkten wohl auf, zuversichtlich und – wortwörtlich – ausgezeichnet. Die Umgebung, in der sie dienten, war weitgehend intakt. Am Umbrail dominierte gar die Erfahrung einer schönen, heilen Bergwelt.<sup>170</sup>

Ihre Tätigkeit brachte die Offiziere zudem kaum je mit dem Krieg in direkten Kontakt: Sie waren weder Opfer noch Täter, sondern Zuschauer. Töten mussten bzw. konnten die Schweizer Soldaten kaum. Lediglich das meist wirkungslose Beschiessen fremder Flugzeuge, die die Schweiz überflogen, sowie Schiessen auf ungehorsame Zivil- und Militärpersonen auf Grenzwaache, insbesondere bei der Bekämpfung von Schmuggel, gab ihnen Gelegenheit dazu. Handgemenge und Patrouillenunternehmungen kannten

167 Vgl. Ziemann 2014: 158 f.

168 Cook 2018: 21. Zu *coping strategies* von Soldaten im Ersten Weltkrieg vgl. Loez 2014.

169 Vgl. für den Largin Kap. 3.2 und 5.1; für den Umbrail Kap. 4.4 und 5.1.

170 Vgl. Kap. 4.4 und 5.4.

sie höchstens von Manövern; diese kamen der Hitze des Gefechts und den extremen Gefühlswallungen, die das Töten auf kurze Distanz auslöste, jedoch kaum gleich.<sup>171</sup>

Das Überleben war ihnen ziemlich sicher. Die «überwältigende Feuerkraft der Artillerie», die die Erfahrung von Infanteristen in den Schützengräben dominierte, spürten sie selten am eigenen Leib, sondern meist aus sicherer Distanz.<sup>172</sup> Eine gewisse Wahrscheinlichkeit, von verirrtten Artillerie- oder Infanteriegeschossen getroffen zu werden, bestand vor allem auf dem Umbrail und im Nordwesten der Ajoie, vor allem im Largin. Fehlgeleitete deutsche und französische Granaten richteten meist keinen oder nur Sachschaden an, Menschenleben sollten die Grenzverletzungen erst 1916 und 1918 fordern. Generalstabschef Sprecher erwähnte in seinem Bericht zudem «einige wieder hergestellte Verletzte».<sup>173</sup> Ansonsten war die Gefahr, von einer eigenen Schildwache<sup>174</sup> oder einem unvorsichtig hantierenden Kameraden<sup>175</sup> erschossen zu werden, deutlich grösser.

Die Lebensmittel- und medizinische Versorgung der Wehrmänner war weitgehend sichergestellt und funktionierte; erst die mangelhafte Versorgung von grippekranken Soldaten von Juli bis November 1918 – die sogenannte Affäre Hauser<sup>176</sup> – gab breiten Anlass zur Klage. Auch von Läusen und Ratten, die den Soldaten in den Schützengräben das Leben erschwerten und Krankheiten übertrugen, ist in den Selbstzeugnissen der untersuchten Offiziere kaum die Rede.

Die Grenzwahe in der Ajoie und am Umbrail war zudem nur eine von vielen Tätigkeiten, der die Offiziere im Aktivdienst nachgingen. Sie waren häufiger fern der Grenze auf Ausbildung oder in Manövern, als dass sie nahe der Fronten Wahe hielten. Mit den höchstens rund 600 Diensttagen, die sie vom August 1914 bis im November 1918 durchschnittlich leisteten, waren sie während des Krieges eher Zivilisten als Wehrmänner.<sup>177</sup> Zum Vergleich: Auf die rund 1500 Kriegstage erhielten französische Armeangehörige maximal 60 Tage Urlaub.<sup>178</sup>

Spricht man von den Erfahrungen Deutschschweizer Offiziere im Ersten Weltkrieg, kann deshalb kaum von einer «Belastungsprobe für den Körper» die Rede sein. Der Gefechtslärm, vor allem der Kanonendonner, war zwar am Anfang ungewohnt. Davon zeugen lautmalersche Schilderungen. Gerade das Miterleben eines Artilleriegefechts aus kurzer Distanz – davon schrieben jedoch nur einzelne Offiziere – liess staunen, verängstigte teilweise gar. Rasch haben sich die Offiziere jedoch daran gewöhnt. Das gelegentliche Schiessen jenseits der Grenze rückte bald in den Hintergrund.

Stattdessen dominierte das Bedürfnis, den Krieg mit eigenen Augen zu sehen und aus sicherer Wahe mitzuerleben. Der nahe Gefechtslärm wurde so umgedeutet, dass es

171 Vgl. Ziemann 2013: 71–72, 76–78, 83–85.

172 Vgl. Ziemann 2013: 66.

173 Sprecher 1926: 137.

174 Vgl. zum Beispiel Francke, Basel, 12. 9. 1914 (31); zu entsprechenden Zwischenfällen mit Zivilpersonen vgl. Neukom 2014: 97.

175 Vgl. Francke, Arlesheim, 19. 9. 1914 (35); Camenisch, o. O., 14. 8. 1914.

176 Vgl. Kury 2018: 397–400.

177 Vgl. Sprecher 1926: 217.

178 Vgl. Saint-Fuscien 2020: 444.

jenseits der Grenze etwas Interessantes zu sehen gebe. Auch das Beschreiben naher Kämpfe diente weniger dazu, Belastendes zu verarbeiten, sondern vielmehr dazu, aussergewöhnliche Erlebnisse festzuhalten, im Schreiben nachzuerleben und sie Dritten zugänglich zu machen. Der Krieg war zur Unterhaltung geworden, zur Möglichkeit, der Eintönigkeit des Dienstes zu entfliehen, etwas zu erleben und sich zu bewähren. Eine Desillusionierung der untersuchten Offiziere lässt sich nur bedingt feststellen.

### 3.4 Die Schweiz wird zur Insel

Vom Herbst 1914 bis zum Frühjahr 1915 hatte sich die Lage der Schweiz stark gewandelt. So erfuhren es einige wenige Offiziere, die das politische und wirtschaftliche Geschehen verfolgten. Für sie war die Schweiz vom möglichen Kriegsopfer zum Ort humanitären Wirkens geworden. Ihr drohten nicht mehr in erster Linie Einfälle fremder Truppen, sondern Versorgungsschwierigkeiten und die Spaltung der Bevölkerung entlang kultureller Gräben. Die militärische Gefahr wich einer wirtschaftlichen, Unheil drohte neu diesseits der Grenze.

#### 3.4.1 Humanitäres Wirken

Inga Bernhard sehe die Lage zu schwarz, glaubte Carl Casparis. Seine spätere Frau, mit der der junge Augenarzt in regem Briefkontakt stand, fürchtete sich auch im Dezember 1914 noch davor, die Schweiz könnte in den Krieg verwickelt werden. So versuchte er sie zu beruhigen: «Eine entfernte Möglichkeit mag bestehen, dass die Schweiz in die Kriegswirren verwickelt wird, aber ich glaube, dass dies doch sehr unwahrscheinlich ist, da keiner der grossen Nachbarn ein Interesse daran hat», schrieb er ihr Anfang Dezember.<sup>179</sup> Im nächsten Brief doppelte er nach und berichtete von einer abendlichen Diskussion mit einem Offizier: «Das Ergebnis war, dass ich mich von einem Offizier, der am Gotthard war, überzeugen liess, dass es absolut unwahrscheinlich ist, dass die Schweiz aktiv in den Krieg hineingezogen wird, aus dem einfachen Grund, weil es keinem der Kriegführenden convenieren würde, in unser Land einzubrechen und uns zum Feinde zu haben. Der Betreffende hat das praktisch bewiesen so, wie ich es jetzt nicht näher ausführen kann. Ich führe das alles nur an, weil es vielleicht auch ein bisschen zu deiner Beruhigung beiträgt.»<sup>180</sup> Casparis war davon überzeugt, dass die Schweiz nicht «in den Krieg hineingezogen» werden würde.

Damit war Casparis nicht allein. Auch andere Offiziere waren im Herbst 1914 der Meinung, dass der Krieg die Schweiz kaum mehr betreffen werde. Leutnant Philipp Etter schrieb seiner Verlobten im Oktober 1914: «So scheint es, dass der Kriegsbrand an der

<sup>179</sup> Casparis an Verlobte, (Zürich), 6./10. 12. 1914. Der Begriff wurde am 6. Dezember begonnen und am 10. fortgesetzt.

<sup>180</sup> Casparis an Verlobte, Zürich, 15. 12. 1914.

Schweiz vorüber brandet, ohne seine Flammen in unser Ländchen hineinzuwerfen.»<sup>181</sup> Im bündnerischen Andeer stationiert, deutete Hauptmann Emil Camenisch den Besuch von General «Willi [!]» als Zeichen dafür, dass es «somit an unserer Westgrenze noch nicht gar gefährlich sein» könne.<sup>182</sup> Die Schweiz sah er eher in der Rolle eines Zufluchtsortes. Womöglich habe man «eine zweite Bourbakische Armee zu empfangen», notierte er Anfang September.<sup>183</sup>

Camenischs Äusserung offenbart eine gewandelte Rolle der Schweiz, die mit der nachlassenden militärischen Bedrohung zusammenhing. Von kriegerischen Handlungen weitgehend verschont, wurde sie zur (Halb-)Insel, die auch Betroffenen Schutz und Geborgenheit bot und zwischen den kriegführenden Ländern vermittelte. Bereits im Herbst 1914 nahmen humanitäre Organisationen ihre Arbeit auf. Das Internationale Komitee vom Roten Kreuz (IKRK), das in Genf ansässig war, und das Schweizerische Rote Kreuz (SRK) taten sich hervor. Das IKRK übernahm operative Aufgaben in grossem Stil, vermittelte zwischen kriegführenden Staaten und engagierte sich für Kriegsgefangene. Das SRK kümmerte sich um Verwundete, die auf Sanitätszügen durch die Schweiz in ihre Heimat fuhren. Hinzu kamen verschiedene private Initiativen mit dem Ziel, die Opfer des Krieges zu unterstützen. Auch die Schweizer Bevölkerung spendete 1914 grosszügig für die Opfer des Krieges. Später liess die Spendenbereitschaft nach und es waren vor allem die Damen der Oberschicht, die sich ein fortdauerndes Engagement leisten konnten.<sup>184</sup>

Darüber hinaus forderten 1915 gemeinnützige Organisationen und die Sozialdemokratie vom Bundesrat, er solle auf die Herbeiführung eines Waffenstillstandes hinarbeiten und den Kriegführenden seine «Guten Dienste» anbieten. Der Bundesrat sah von Friedensvermittlungen jedoch vorerst ab, weil er fürchtete, sie könnten von den kriegführenden Ländern als Einmischung oder unfreundliche Handlung gedeutet werden.<sup>185</sup> Jedoch wahrte er zwischen 1915 und 1917 die diplomatischen Kontakte zwischen Italien und dem Deutschen Reich und vertrat an verschiedenen Orten die Interessen Österreich-Ungarns.<sup>186</sup>

Dieses humanitäre Engagement hatte Tradition: Bereits seit der Gründung des Roten Kreuzes 1863 und der Unterzeichnung der Genfer Konvention 1864 pflegte die Schweiz ein humanitäres Image. Auf das Schlichten zwischen Kriegsparteien hatte sich die Schweiz seit dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 spezialisiert.<sup>187</sup> Auch das Bild der Schweiz als kriegsverschonte Insel hatte bereits vor dem Ersten Weltkrieg bestanden; ab November 1914 griff der Bundesrat das Bild erneut auf, Postkarten verbreiteten es medial.<sup>188</sup>

181 Etter an Verlobte, Liestal, 28. 10. 1914.

182 Camenisch, o. O., 8. 9. 1914.

183 Camenisch, Andeer, 7. 9. 1914.

184 Vgl. Cotter, Hermann 2014; Kreis 2014: 232–240.

185 Vgl. Kreis 2014, 65–72.

186 Vgl. Cotter, Hermann 2014: 246.

187 Vgl. Cotter 2017: 163–166.

188 Vgl. Cotter 2017: 263–268; Moos 2014: 223. Derweil rechneten General Wille und einige weitere hohe Offiziere weiterhin damit, dass die Schweiz in den Krieg hineingezogen werden und Deutschland diesen gewinnen würde. In seinem bekannten «Säbelrasslerbrief» vom 20. Juli 1915 teilte Wille Bundesrat Arthur

Das humanitäre Wirken der Schweiz erfolgte nicht bloss aus Selbstlosigkeit. Es hatte zweierlei Ziele. Erstens rechtfertigte es die Neutralität der Schweiz, die von kriegführenden Parteien als Sympathie für den Gegner, Feigheit und Passivität im Kampf für die vermeintlich gerechte Sache kritisiert wurde.<sup>189</sup> Ihm kam, so der Historiker Georg Kreis, eine «kompensatorische legitimierende Funktion» zu.<sup>190</sup> Auch der damalige Bundespräsident Giuesppe Motta verwies in einer Ansprache 1915 auf die Verquickung von Neutralität und Humanität.<sup>191</sup> Zweitens stiftete das humanitäre Engagement Identität. Es bot die Möglichkeit, angesichts der Lage etwas tun zu können, es vereinigte die zunehmend gespaltene Gesellschaft in einer Aufgabe und bot darüber hinaus die Möglichkeit, den eigenen Opfermut zu beweisen.<sup>192</sup>

Auch die untersuchten Offiziere waren mit dem humanitären Engagement der Schweiz und dessen Medialisierung konfrontiert. In ihren Tagebüchern finden sich vereinzelt Postkarten, die das Bild der Schweiz als schützende Insel propagierten.<sup>193</sup> Dennoch war das humanitäre Engagement der Schweiz in ihren Selbstzeugnissen vorerst kaum ein Thema, es finden sich nur wenige entsprechende Erwähnungen. Am häufigsten äusserte sich Vielschreiber Hauptmann bzw. Major Wilhelm Francke dazu. Von September 1914 bis März 1915 berichtete er verschiedentlich über den Austausch von Gefangenen und Verwundeten durch die Schweiz.<sup>194</sup> Der Thurgauer Hauptmann Adolf Merk erwähnte die Züge von Verwundeten, die in der Nähe durchfuhren.<sup>195</sup> Hauptmann Hans Fritzsche, der im Herbst 1916 im Südosten der Schweiz Grenzwaiche leistete, erschien die Schweiz als Ort, wo entflozene russische Kriegsgefangene sowie italienische und österreichische Deserteure Zuflucht und Pflege fanden.<sup>196</sup> Und Leutnant Heinrich Zulauf erwähnte angesichts des Kriegseintritts Italiens, dass «Deutschland und Italien» der Schweiz «den Schutz ihrer Angehörigen und sonstigen Interessen in Feindesland übertragen» hätten.<sup>197</sup>

Weitere Erwähnungen sollten sich, wenn auch nur selten, erst in den Jahren 1916 und 1918 anlässlich der Internierung von Kriegsgefangenen und Deserteuren sowie anlässlich von Friedensinitiativen finden. Das humanitäre Engagement der Schweiz war für das Gros der untersuchten Offiziere offenbar nicht von Interesse. Weder betraf es sie direkt noch dürfte es in ihren Augen von besonderem Wert gewesen sein – auch nicht, was die Positionierung der Schweiz als Friedensinsel und die Legitimation der Neutralität anbelangte. Lediglich die direkte Konfrontation mit Verwundeten oder Gefangenen gab ihnen Anlass, darüber zu schreiben.

---

Hoffmann mit, dass jetzt ein günstiger Zeitpunkt für einen Kriegseintritt sei. Vgl. Tanner 2015: 126 f.; Kurz 1970: 107–110; Kreis 2014: 129 f.; Mittler 2003: 649 f.

189 Vgl. Cotter 2017: 379–381, 501–505.

190 Kreis 2014: 234.

191 Vgl. Kreis 2014: 234.

192 Vgl. Cotter 2017: 501–503, 344–345; Cotter, Hermann 2014: 243.

193 Vgl. zum Beispiel Zulauf, Bonfol (Largin), 28. 5. 1915.

194 Vgl. zum Beispiel Francke, Arlesheim, 18. 11. 1914 (58); Courtemaiche, 17. 1. 1915 (87).

195 Vgl. Merk, o. O., 28. 7. 1915; o. O., 25. 9. 1915.

196 Fritzsche an Ehefrau, (Umbrail), 19. und 29. 9. 1916; (Sta. Maria), 10. 10. 10916; Fritzsche an Eltern, (Sta. Maria), 10. 10. 1916.

197 Zulauf, Bonfol, 24. 5. 1915.

### 3.4.2 Wirtschaftliche Probleme

Mit dem Beginn des Krieges geriet auch die Wirtschaft der Schweiz ins Stottern. Ein kriegswirtschaftliches Denken hatte vor dem Krieg nicht existiert, entsprechend fehlten Vorräte an Munition, Rohstoffen und Lebensmitteln. Auch die Abwesenheit der dienstpflichtigen Männer im Beruf machte sich bemerkbar.<sup>198</sup> Wegen der Verlagerung der Produktion auf kriegswichtige Güter nahm einerseits die Arbeitslosigkeit zu, während in der Landwirtschaft andererseits die Arbeitskräfte fehlten.<sup>199</sup>

Bei der Abwehr der wirtschaftlichen Bedrohung taten sich vor allem Frauenverbände hervor. Angesichts der bis 1917 kaum vorhandenen Massnahmen der Schweizer Behörden, die Versorgung der Bevölkerung sicherzustellen und deren Not zu lindern, sprangen sie in die Bresche. Konfessionelle Verbände wollten damit bestehende Rollenbilder verfestigen, progressive den öffentlichen Handlungsraum der Frauen ausweiten. Die Frauenverbände kümmerten sich um die Versorgung Bedürftiger, vermittelten Arbeit und boten Kurse zur Selbsthilfe an. Auch in den Bereichen der Truppenfürsorge und des Transports von Verwundeten waren sie tätig und drängten dabei das SRK, das dem Armeestab unterstellt war, an den Rand.<sup>200</sup>

Der anfängliche wirtschaftliche Schock dauerte bis im Frühling 1915. Danach setzte die Kriegskonjunktur ein. Zum einen konnte die Schweiz mit Kriegsparteien Verträge aushandeln, die die Versorgung mit Lebensmitteln und Energieträgern garantierten; zum anderen wurde das Fabrikgesetz gelockert. Die Exportindustrie, die für die kriegführenden Länder wichtig war, konnte hohe Gewinne verbuchen.<sup>201</sup> Derweil stand die nicht kriegswichtige Industrie vor grossen wirtschaftlichen Herausforderungen: Die Wirtschaftsfreiheit war wegen Eingriffen durch die kriegführenden Länder eingeschränkt und es fehlte an Planungssicherheit.<sup>202</sup> 1916 sollte die Schweiz die Folgen des verschärft geführten Wirtschaftskrieges härter zu spüren bekommen.<sup>203</sup>

Der anfängliche Schock über wirtschaftliche Schwierigkeiten hinterliess auch in den Tagebüchern und Briefen einzelner Offiziere Spuren. Beispielsweise beim Berner Regierungsrat und Oberstleutnant Karl Scheurer. Anfang September kam er erstmals auf wirtschaftliche Schwierigkeiten der Schweiz zu sprechen. Es zeige sich «die ganze Lage des Landes, wie sehr wir volkswirtschaftlich abhängig geworden sind von allen möglichen Leuten, Geld, Mehl, Kohlen, Benzin usw., alles fehlt. Und wir haben uns so sehr an die guten Zeiten gewöhnt, dass wir alle höchst erstaunt sind, wenn die Sache nicht so einfach

198 Vgl. Kreis 2014: 24–28; Kurz 1970: 111–112; Krämer, Pfister, Segesser 2016: 9–12.

199 Vgl. Kreis 2014: 16.

200 Vgl. Mesmer 2007: 25–50; Stämpfli 2002: 60–82; Joris, Schumacher 2014. Dass Angehörige untersuchter Offiziere sich in diese Richtung engagiert hätten, geht aus den Selbstzeugnissen nicht hervor.

201 Dazu zählt auch der umfangreiche Export von «Munitionsbestandteilen», der nicht verboten war. Beispielsweise ist hierfür die Affäre um den sogenannten Munitionskönig Jules Bloch 1918–1919. Vgl. Rossfeld 2014: 152–161.

202 Vgl. Rossfeld 2014: 146–148; Kurz 1970: 115–121.

203 Vgl. Kap. 6.2.

geht, wie wir es gewohnt sind.»<sup>204</sup> Bald wurden im Alltag erste Versorgungsengpässe spürbar. Als er Ende November in Bern Besorgungen machte, stellte er fest: «Es ist eigentümlich, was alles zu fehlen beginnt, das Leder, das Petrol, der Faden, die Wolle, alles ist nicht mehr da oder sehr teuer.»<sup>205</sup> Die Not wuchs. Ende Jahr bilanzierte er, wie bereits erwähnt, es würden wirtschaftliche und politische Schwierigkeiten drohen und die Entente-Staaten nützten die wirtschaftliche Abhängigkeit der Schweiz, um Druck auf sie auszuüben.<sup>206</sup> Aufgrund des drohenden Kriegseintritts Italiens befürchtete er eine erneute Verschärfung der Versorgungslage der Schweiz.<sup>207</sup>

Es waren vor allem ältere Offiziere, die über die wirtschaftliche Lage schrieben. Solche, die sich bereits vor dem Krieg wegen ihrer beruflichen oder politischen Stellung damit beschäftigt hatten: etwa der Aarauer Unternehmer Wilhelm Francke, der Pfyner Gemeindegammann und Tierarzt Adolf Merk oder – als einziger jüngerer – der Zuger Redaktor Philipp Etter. Sie schrieben zum Beispiel über schlecht laufende Geschäfte,<sup>208</sup> arbeitslose Mägde,<sup>209</sup> Mangel an Ersatzteilen<sup>210</sup> und Energieträgern<sup>211</sup> oder drohende Lebensmittelengpässe.<sup>212</sup> Teils wurde das direkt dem Krieg angelastet. «Schrecklich schädigt dieser Krieg überall Handel Gewerbe u. Industrie u. jeder vernünftige Mensch u. jeder neutrale Staat sehnt sich nach dem Frieden», notierte zum Beispiel Merk.<sup>213</sup> Davon waren die Offiziere kaum selbst betroffen. Im Dienst waren sie ausreichend versorgt. Mehrere nahmen an Gewicht zu, auch weil sie von ihren privaten Gastgebern grosszügig versorgt wurden.<sup>214</sup> Die angespannten privaten finanziellen Verhältnisse, denen sich einzelne Offiziere ab Herbst 1914 gegenübersehen, waren in ihren Augen der langen Dauer des Dienstes geschuldet und nicht direkt dem Krieg.

Die ersten derartigen Äusserungen der genannten Offiziere datierten vom September 1914. Als die militärische Bedrohung nachgelassen hatte, wuchsen in ihren Augen vor allem die Versorgungslage und die stotternde Wirtschaft zu einer neuen Bedrohung heran. Scheurers Einschätzung zum Jahreswechsel, dass vor allem wirtschaftliche und politische statt militärischer Schwierigkeiten drohten, macht diesen Erfahrungswandel deutlich. Auch Merk sprach von Schäden für «Handel Gewerbe u. Industrie», die der neutrale Staat zu erleiden habe. Wie das folgende Unterkapitel zeigen soll, sahen einige der untersuchten Offiziere im Kriegseintritt Italiens denn auch vorderhand eine wirtschaftliche Bedrohung.<sup>215</sup>

204 Scheurer, Meinisberg, 5. 9. 1914.

205 Scheurer, Rossemaison, 27. 11. 1914. Scheurer reiste an diesem Tag von Gampelen über Bern zurück in den Dienst nach Rossemaison.

206 Vgl. Scheurer, Rossemaison, 1. 1. 1915.

207 Vgl. Scheurer, Bern, 13. 2. 1915; Scheurer, (Rossemaison), 6. 3. 1915.

208 Vgl. Ammann an Ehefrau, Basel, 19. 9. 1914.

209 Vgl. Iten an Ehefrau, o. O., 22. 9. 1914.

210 Vgl. Merk, o. O., 1. 4. 1915.

211 Vgl. Francke, Arlesheim, 29. 11. 1914 (62).

212 Vgl. Etter an Verlobte, o. O., 23. 9. 1914.

213 Merk, Pfyner, 30. 10.–13. 12. 1914.

214 Vgl. zum Beispiel Fritzsche an Ehefrau, o. O., 18. 8. 1914; Scheurer, (Rossemaison), 21. 10. 1914.

215 Vgl. Kap. 3.5.

### 3.4.3 Spaltung im Innern

Nach einer Phase der Einigkeit im August 1914 zeigte sich zwischen Deutsch- und West- sowie Südschweiz ein «Stimmungsgegensatz» (Carl Spitteler), den Zeitgenossinnen und -genossen bald schon als Graben bzw. *fossé* bezeichneten.<sup>216</sup> Zeitungen beider Landesteile, die teils in den Händen der kriegführenden Nationen waren, drückten ihre Sympathien für die Mittelmächte bzw. die Entente aus und deuteten die Ereignisse im Ausland, etwa den deutschen Überfall auf Belgien, unterschiedlich. Auch Intellektuelle und Kunstschaffende betrieben eine «Meinungspolarisierung entlang der Sprachengrenze».<sup>217</sup> Die gegensätzlichen Parteinahmen gaben zu gegenseitiger Kritik Anlass. Die Romandie fühlte sich vom Bundesrat und von der Armeeführung nicht vertreten und von der militärischen Pressezensur ungleich behandelt.<sup>218</sup>

Eine Spaltung zeichnete sich auch in der Politik ab. In der Dezembersession von 1914 nahmen Teile des Parlaments ihre Kritik an der Armeeführung und am Bundesrat wieder auf. Die Kritik bezog sich unter anderem auf das als zu hoch erachtete Militärbudget und das Ausbildungs- und Erziehungssystem von General Wille bzw. der Neuen Richtung.<sup>219</sup> Im November 1915 verabschiedete sich zudem die Sozialdemokratische Partei der Schweiz vom sogenannten Burgfrieden.<sup>220</sup>

Der Bundesrat erliess wegen der drohenden Spaltung im Innern am 1. Oktober 1914 einen Aufruf und mahnte die Bevölkerung, sich in Sympathiebekundungen für die Kriegsparteien zu mässigen. Private Akteure taten es dem Bundesrat gleich. Bekanntestes Beispiel ist die Rede des Schriftstellers Carl Spitteler «Unser Schweizer Standpunkt», die er am 14. Dezember 1914 vor der Neuen Helvetischen Gesellschaft in Zürich hielt. Darin forderte er, die Parteinahme für Deutschland oder Frankreich zu zügeln und sich stattdessen der eigenen Werte zu besinnen. Da die Aufrufe und Ermahnungen nicht den gewünschten Effekt erzielten, erliess der Bundesrat im Juli 1915 eine Verordnung, die herabwürdigende und beschimpfende Äusserungen über die Kriegsparteien unter Strafe stellte, und schuf eine politische Pressekontrolle neben der bereits bestehenden militärischen.<sup>221</sup>

Auch die Armee versuchte, zur Wahrung der Einigkeit beizutragen. Das Vortragsbüro der Armee, das General Wille im November 1914 gegründet hat und das unter

216 Vgl. Tanner 2015: 128–132.

217 Tanner 2015: 128. Vgl. zum «wortgewaltigen Engagement» Schweizer Intellektueller Clavien 2014.

218 Vgl. Kurz 1970: 66–67; Kreis 2014: 198–200; Clavien 2014; Elsig 2014b. Aus Sicht der heutigen Forschung ist erstens darauf hinzuweisen, dass der «gefühlte Graben» bisweilen tiefer und schärfer konturiert war als der tatsächliche. Tanner 2015: 129. Kreis 2014: 199 f. weist darauf hin, dass die Gegensätze von welscher Seite als «schärfer und geschlossener» wahrgenommen wurden als von deutschschweizerischer Seite her und als sie in Wirklichkeit waren. Zweitens verlief der Graben nicht streng entlang der Sprachgrenze, sondern «viel verworrener», wie Clavien 2014: 113 bemerkt. So bezogen beispielsweise auch Deutschschweizer Intellektuelle bisweilen gegen die Mittelmächte Stellung. Vgl. ebd.

219 Vgl. Kurz 1970: 67–76. Zum Ausbildungs- und Erziehungssystem Willes vgl. Kap. 1.2.

220 Vgl. Kreis 2014: 187. Mit Burgfrieden ist gemeint, dass sich die Sozialdemokratische Partei der Schweiz, wie die meisten Bruderparteien im Ausland, bei Kriegsbeginn hinter die Regierung stellte. Vgl. Degen 2022.

221 Vgl. Kurz 1970: 67–75; Kreis 2014: 201–206; Elsig 2014b.

Leitung des Freiburger Intellektuellen Gonzague de Reynold stand, bemühte sich um nationalpädagogische Erziehung. Mit Vorträgen sollten die Wehrmänner zu Vaterlandsliebe und Disziplin erzogen werden. Die erhoffte Wirkung blieb jedoch aus und das Büro stellte seine Tätigkeit 1916 wieder ein.<sup>222</sup> Trotz aller Bemühungen von Privaten und Behörden sollten sich die Spannungen jedoch während des Krieges weiter verschärfen.

Einzelne Offiziere machten die Spaltung in ihren Briefen und Tagebüchern zum Thema. Zum Beispiel Major Wilhelm Francke. Nachdem das erste Jahr Aktivdienst vorüber war, wünschte er sich, dass die Schweiz in den Krieg hineingezogen werden würde. Dabei war er wenige Monate zuvor höchst besorgt gewesen, dass Italiens Eintreten in den Krieg die Schweiz mitreißen würde.<sup>223</sup> Weshalb dieser scheinbare Sinneswandel? Francke hatte sich schon lange an der fehlenden Einheit in der Schweizer Bevölkerung gestört. In seinem Tagebuch notierte er am 2. August 1915: «Wir sind verschont geblieben, wir wollen dem Schicksal danken dafür. So haben wir in diesem Jahr unsere Armee stärken können und auf eine schöne, schlagfertige Höhe gebracht. Was wir vor einem Jahr nicht wagen durften, können wir jetzt getrost, wenn es sein muss; einen Waffentanz mit wem es auch sei. Wohl hätten wir uns wie die anderen Völker rings herum auch tapfer geschlagen, doch unsere Kriegsbereitschaft und Kriegstüchtigkeit hätte nicht genügt, um auszuhalten und durchkämpfen zu können. So sehr unsere Armee in diesen Zeiten gelernt hat, so wenig hat leider unsere Innenpolitik davon profitiert. Fluch dem Kantoneseum, dem Lokalpatriotismus etc. Da hilft nichts als ein tüchtiger Aderlass. Es wäre ein wahres Glück für unser Land, wenn wir noch mit in den Krieg hineingezogen würden. Dann würden wir uns finden, dann würde der Einheitsgedanke siegen, wenn nicht, ja nun, dann ist die Schweiz nicht mehr wert, länger zu existieren, und soll in Brüche gehen. Diesen Prüfstein sollten wir noch durchkosten dürfen, es wäre hart, grausam aber für unser Land und Volkswohl das einzig sanierende. Doch greifen wir dem Schicksal nicht vor, es kommt alles, wie es muss, es kann ja noch kommen, es ist noch nicht aller Tage Abend und der Krieg noch nicht zu Ende.»<sup>224</sup>

Die innere Einheit war für Francke ein grundlegender Wert der Schweiz. Nur als Einheit konnte und durfte sie überleben. Diese Einheit war von der damaligen «Innenpolitik» direkt betroffen. Deshalb und weil sie so bedeutend war, schrieb er darüber. Bereits im Oktober 1914 war Francke auf die sogenannte Gesinnungsneutralität<sup>225</sup> zu sprechen gekommen und erwähnte den genannten Aufruf des Bundesrates an die Schweizer Bevölkerung. Es gelte, schrieb Francke, «in Wort und Schrift die strikteste Neutralität zu bewahren. Nur so könne unser Land aus dem rings um uns wütenden Kriege heil hervorgehen.»<sup>226</sup> Später lobte er die Rede Spittlers als «bemerkenswert».<sup>227</sup>

222 Vgl. Morel 1996: 19–57; Morel 2018.

223 Vgl. Kap. 3-5.

224 Francke, Bellinzona, 2. 8. 1915 (151).

225 Vgl. Moos 2014.

226 Francke, Arlesheim, 2. 10. 1914 (39). Zum Aufruf vgl. Kurz 1970: 67 f.

227 Francke, Arlesheim und Aarau, 24. 12. 1914 (75).

Francke thematisierte also einerseits die «Innenpolitik» und die Haltung der Schweizer Bevölkerung gegenüber den Kriegsparteien. Erstere kritisierte er als «Kantoneseutum» und «Lokalpatriotismus»; weder die aus seiner Sicht notwendige Einheit noch die Gesinnungsneutralität waren vorhanden. Dem Bundesrat und der geistigen Elite, hier in Form von Carl Spitteler, gedachte er die Rolle zu, mit Aufrufen die Brüche zu überwinden und die Gräben zuzuschütten. Die Armee fungierte als Vorbild, weil sie im ersten Kriegsjahr erstarkt und kriegstauglich geworden war. Franckes Denken wies deutliche bellizistische und militaristische Züge und damit grosse Ähnlichkeiten mit der Neuen Richtung auf. Für diese waren nur geeinte, kriegstaugliche Staaten existenzberechtigt.<sup>228</sup>

Auch andere Offiziere erwähnten die Spaltung im Landesinneren. Es waren diejenigen, deren Augenmerk nicht nur auf dem persönlichen Erleben lag, sondern die auch das wirtschaftliche und politische Geschehen verfolgten. Einer von ihnen war Leutnant Philipp Etter. Im Oktober 1914 sah er die Gefahr nicht mehr jenseits, sondern diesseits der Grenze: «Dafür aber sieht man je länger desto mehr im Innern unseres lieben Vaterlandes eine drohende Gefahr sich erheben: die wachsende Entfremdung zwischen Welsch und Deutsch. Die Presse trägt eine grosse Schuld daran. Hoffentlich gelingt es den einsichtsreichen Elementen, hüben und drüben [dem] national-schweizerischen Moment den Sieg über das Trennende zu verschaffen. Denn im grossen Völkergewirre wird nur jenes Volk sich behaupten können, das einig und stark dasteht. Gott schütze mein Heimatland!»<sup>229</sup> Etter deutete die Lage im Landesinnern ähnlich wie Francke. Nur ein einiges und starkes Volk könne überleben. Die Einigkeit sei jedoch bedroht. Anders als Francke sah Etter die Schuld mitunter bei der Presse liegen. Das Volk, implizierte diese Schuldzuweisung, sei beeinflussbar und verhetzt – eine Deutung, die sich mit der Obersten-Affäre weiterverbreiten und im Landesstreik populär werden sollte.<sup>230</sup>

Dieselbe Aussage findet sich auch bei Karl Scheurer. Der Berner Regierungsrat und Oberstleutnant kritisierte früh und wiederholt, dass die Sympathiebekundungen der Presse für die eine oder andere Seite die Interessen der Schweiz zu wenig berücksichtigen, die schweizerische Neutralität verletzen und die Schweiz spalten würden.<sup>231</sup> Seine Kritik galt vor allem der Westschweizer Bevölkerung. Deren Vorliebe für Frankreich verstelle den Blick auf die Interessen der Schweiz.<sup>232</sup> Auch der deutschfreundliche Hauptmann Heinrich Gelzer kritisierte die Bevölkerung von Pleigne für die pro-französische Haltung: «'s müsste ausdrücklich verboten werden, die 'Trikolore' zu tragen!», forderte er.<sup>233</sup> Bei beiden zeigte sich ein «Herr im Haus»-Denken, das in der Deutschschweiz stark verbreitet war.<sup>234</sup>

228 Vgl. Kap. 1.2. General Wille, der führende Kopf der Neuen Richtung, aktualisierte während des Krieges diese Aussagen. In einer Rede vor dem Infanterie-Bataillon 85 am 11. September 1915 in Glarus sagte er, ein Krieg würde die zunehmend gespaltene Schweiz einigen und die Deutschschweiz solle als gutes Beispiel vorausgehen. Vgl. I. Bat. 85, Glarus, 11. 9. 1915.

229 Etter an Verlobte, Liestal, 28. 10. 1914.

230 Vgl. Kap. 6.2 und 8.2.

231 Vgl. Scheurer, o. O., 25. 7. und 27. 9. 1914.

232 Scheurer, Bern, 3. 10. 1914.

233 Gelzer an Ehefrau, o. O., 1. 6. 1915.

234 Vgl. Kreis 2014: 199; Kap. 1.1.

## 3.5 Der Krieg an der Alpenfront

### 3.5.1 Der Kriegseintritt Italiens

Am 23. Mai 1915 erklärte Italien Österreich-Ungarn den Krieg. Die Mitte-rechts-Regierung unter Antonio Salandra hatte sich bereits vor dem Beginn des Weltkrieges dazu entschieden, sich vom Dreibund mit Österreich-Ungarn und Deutschland zu lösen. Das politische Klima war seither aufgeheizt. Die Interventionisten, obwohl in der Minderheit, machten erfolgreich Stimmung für den Kriegseintritt, und zogen verschiedene Parteien auf ihre Seite. Ein wichtiges Motiv war, italienischsprachige Gebiete Österreich-Ungarns, aber auch Nizza, Savoyen, Korsika oder Malta sowie das Tessin und italienischsprachige Bündner Südtäler zu «befreien». Am 26. April 1915 unterzeichnete Italien in London schliesslich einen Geheimvertrag mit der Entente und verpflichtete sich gegen die Zusage grosser Gebietsgewinne dazu, binnen eines Monats in den Krieg einzutreten.<sup>235</sup>

Damit kehrte der Krieg an die Grenzen der Schweiz zurück. Sie war nun von kriegführenden Nationen umschlossen: im Norden und Osten vom Deutschen Reich und Österreich-Ungarn, im Westen und Süden von Frankreich und Italien. Der Kriegseintritt Italiens stellte für die Schweiz zu Beginn sowohl eine militärische als auch eine wirtschaftliche Bedrohung dar. Generalstabschef Sprecher fürchtete einerseits, Italien könne Schweizer Gebiete annekieren, und andererseits, die kriegführenden Parteien könnten versuchen, über Schweizer Gebiet dem Gegner in die Flanke zu fallen. Angesichts der Spannungen zwischen Österreich-Ungarn und Italien bot der Bundesrat Mitte Mai nicht mobilisierte Teile der 6. Division auf und verschob diese nach Graubünden, die 2. Division übernahm den Grenzschutz im Tessin.<sup>236</sup> Wirtschaftlich war die Schweiz stark von der Versorgung via Italien, insbesondere via Genua, abhängig.<sup>237</sup>

Den Sonntag, 25. April 1915, verbrachte Major Wilhelm Francke zu Hause in Aarau. Er spielte etwas Tennis und hatte Bekannte zu Besuch. Abends um 19 Uhr ereilte ihn ein Telegramm von Oberstleutnant Eduard von Goumoëns, Stabschef der 3. Division. Er habe für eine Woche zu Mobilmachungsinspektionen einzurücken: «Dieses plötzliche Aufgebot rührt davon her, weil man täglich glaubt, Italien erkläre Österreich den Krieg, und wir für alle Fälle gerüstet sein müssen. Man munkelt, dass nächste Woche die 5. und 6. Division wieder aufgeboden werde. In Bern im Hauptquartier und beim Bundesrat soll alles sehr aufgeregt sein.»<sup>238</sup> Das Aufgebot kam nicht unerwartet. Bereits Mitte April hatte Francke über die kriegerische Stimmung in Italien und dessen Spannungen mit Österreich-Ungarn geschrieben.<sup>239</sup> Die Aufregung legte sich bald: Bereits am Folgetag, als

<sup>235</sup> Vgl. Isnenghi 2014; Segesser 2014: 93–95; Fuhrer 2001: 361–371.

<sup>236</sup> Vgl. Kurz 104: 107; Sprecher 1926: 168–170.

<sup>237</sup> Vgl. Fuhrer 2001: 369.

<sup>238</sup> Francke, Aarau, 25. 4. 1915 (118).

<sup>239</sup> Vgl. Francke, Aarau, 17. 4. 1915 (117); 24. 4. 1915 (118).

er eingerückt war, erfuhr er, dass die Spannungen nachgelassen hätten und eine friedliche Lösung bevorstehe.<sup>240</sup>

Mitte Mai – Francke war inzwischen wieder in Zivil – kam er erneut ausführlich auf die Lage in Italien zu sprechen: Die Zeitungen seien voll davon. Die Interventionisten würden erfolgreich für den Krieg werben. «Täglich werden in den grösseren Städten Italiens grosse Kriegsdemonstrationen und Kriegskundgebungen abgehalten. Das Volk ist ganz verrückt», schrieb er am 13. Mai.<sup>241</sup> Ausführlich berichtete er fortan über die kriegsgerische Stimmung in Italien und dessen Beziehung zu seinen früheren Bündnispartnern. Von einem allfälligen Kriegseintritt Italiens erwartete er auch Folgen für die Schweiz: «Auch wir sind äusserst gespannt, wie Italien sich entscheidet, hängt doch auch für unsere Schweiz, die mitten in diesem Kriegsgetümmel steckt, viel, wenn nicht alles, davon ab. Auf alle Fälle wird der Krieg durch das Eingreifen Italiens noch bedeutend verlängert», notiert er am 17. Mai.<sup>242</sup> Wilde Gerüchte kursierten, Italien wolle die Schweiz angreifen, Frankreich wolle durch die Schweiz das Deutsche Reich angreifen und das Deutsche Reich plane, den Durchgang zu Italien zu erzwingen; die Leute dürsteten nach Informationen und stürzten sich auf die Zeitungen. Die Lage der Schweiz sei «ebenso gefährlich, vielleicht noch gefährdeter als in den ersten Tagen des August», glaubte Francke.<sup>243</sup> Er war überzeugt, Italien werde in den Krieg eintreten – mit einem gewissen Oberst Keller hatte er um eine Flasche Wein gewettet.<sup>244</sup> Gespannt wartete er auf das Zusammentreten des italienischen Parlaments am 20. Mai: «Heute ist der grosse Tag, den die ganze Welt mit grösster Spannung erwartet, der Zusammentritt des italienischen Parlaments, das über Krieg oder Frieden entscheidet. Selbstverständlich ist auch bei uns die Spannung aufs Höchste gestiegen. Tritt Italien in den Krieg ein, so sind wir rings umflutet von den Kriegswogen gleich einem von allen Seiten bedrohten Eiland. Die Lage ist für uns ernster als in den ersten Tagen des August, ernster denn je. Bange Fragen drängen sich auf, werden die kriegführenden Mächte unsere Neutralität weiter respektieren? Will eine Macht bei uns durchdrücken? Wird unsere ganze Armee wieder mobil gemacht? Werden wir weiter Zufuhr an Lebensmitteln erhalten? etc. etc.»<sup>245</sup>

Erst der folgende Tag brachte Gewissheit: Die italienische Kammer hatte sich mit grosser Mehrheit dafür entschieden, der Regierung im Kriegsfall ausserordentliche Vollmachten zu gewähren – und damit, so stand für Francke fest, den Krieg beschlossen: «Ernst und ruhig nahmen wir auch diese Tatsache hin, komme was kommen mag, wir sind gerüstet. Schon wurden die letzten Tage von der 2. Division, die bei Basel stund in der Nacht und geheim 2 Brigaden in den Tessin transportiert, um auf alle Fälle unsere Südgrenze gesichert zu haben. Die nächsten Tage und die nächsten Ereignisse werden bestimmen, ob es der General für nötig erachtet, die ganze oder noch weitere Teile dersel-

240 Vgl. Francke, Bern, 26. 4. 1915 (119).

241 Francke, Aarau, 15. 5. 1915 (124).

242 Francke, Aarau, 17. 5. 1915 (124).

243 Francke, Aarau, 18. 5. 1915 (125).

244 Vgl. Francke, Aarau, 19. 5. 1915 (125). Zuvor hatte er bereits darauf gewettet, dass der Krieg an seinem Geburtstag noch nicht zu Ende sei. Vgl. Francke, Aarau, 17. 5. 1915 (124).

245 Francke, Aarau, 20. 5. 1915 (125).

ben aufzubieten. Bei uns verabscheut man das verräterische Vorgehen Italiens, das seinen Bundesgenossen gemein die Treue brach, und hofft, dass es recht verhauden werde.»<sup>246</sup>

Der Folgetag brachte erneut Beruhigung. «Alles ist bei uns wieder ruhig», eröffnete Francke seinen Eintrag. Viele Italiener, auch Angestellte seiner Fabrik, würden sich dem Marschbefehl widersetzen und den Krieg verfluchen; andere seien nachts über die Grenze in die Schweiz geflüchtet, um nicht einrücken zu müssen: «Nette Gesellschaft das. Vielversprechendes Zeichen, zeigt auch wie unpopulär dieser Krieg dem ital. Volk ist.» In Basel treffen «Massen von Italienern» aus Deutschland ein, im Tessin geflüchtete Deutsche und Österreicher. Sämtliche Nachbarländer hätten der Schweiz erneut zugesichert, ihre Neutralität und territoriale Integrität zu respektieren. Der Bundesrat habe zudem dem Ersuchen Italiens zugestimmt, dessen diplomatischen Interessen in Deutschland zu vertreten.<sup>247</sup> Zwei Tage später vermerkte er den offiziellen Kriegseintritt Italiens.<sup>248</sup> Nochmals einen Tag später notierte er: «Deutschland, Österreich und Italien sprechen neuerdings die Garantie der schweizerischen Neutralität aus. Deshalb beabsichtigt der General wie der schweiz. Bundesrat nicht neue Truppen aufzubieten. An der Südgrenze stehen im Kt. Graubünden die 6. Division, im Tessin die 2. Div.

Der König von Italien hat dem schweizerischen Gesandten in Rom, von Planta, seinen wärmsten Dank für die Übernahme der italienischen Interessenvertretung in Deutschland und seine lebhaften Sympathien für die Schweiz ausgesprochen.»<sup>249</sup>

Die Kämpfe zwischen Italien und Österreich-Ungarn blieben ein Thema, Francke erwähnte sie jedoch nur gelegentlich und in wenigen Sätzen.<sup>250</sup> Ende Mai erfuhr er schliesslich, dass die 3. Division, der er angehörte, per 21. Juni einzurücken und die im Felde stehende Truppen abzulösen habe. «Ich freue mich darüber. Als Soldat kann man in dieser Zeit nicht ruhig zu Hause sitzen. Man fühlt sich nur wohl im Militärkleid, im Dienst und wenn es auch nur Grenzbewachungsdienst ist», kommentierte er.<sup>251</sup> Im Juni 1915 war er jedoch der Ansicht, «dass eine Gefahr für unser Land so ziemlich ausgeschlossen» sei; «unerwartete Ereignisse», die «ein Eingreifen unseres Landes und unserer Armee bedingen», seien jedoch nicht auszuschliessen.<sup>252</sup>

Wie Francke den Kriegseintritt Italiens im Frühjahr 1915 erfahren hat, ist beispielhaft für viele der untersuchten Offiziere. Zuerst sorgte er für Aufregung und Unsicherheit, danach, als sich die Befürchtungen nicht bewahrheitet hatten, für Beruhigung. Zum Vergleich: Die Haltung Italiens war für ihn schon bei Kriegsbeginn von Interesse gewesen. Am 24. August 1914 hatte Francke geschrieben: «Wenn Italien dazu [zum Kriegseintritt gegen Österreich-Ungarn] im Stande ist, beginge es die gemeinste Handlung, die je ein Staat fähig wäre zu machen, so heimtückisch gegen einen Verbündeten blank zu ziehen.

246 Francke, Aarau, 21. 5. 1915 (126).

247 Francke, Aarau, 22. 5. 1915 (126 f.).

248 Francke, Aarau, 24. 5. 1915 (127).

249 Francke, Aarau, 25. 5. 1915 (127).

250 Vgl. zum Beispiel Francke, Aarau, 27. 5. 1915 (128); 29. 5. 1915 (128 f.); länger am 2. 6. 1915 (130).

251 Francke, Aarau, 29. 5. 1915 (128).

252 Francke, Bern, 21. 6. 1915 (135).

Die Tatsache würde auch für unser Land bedeutlich sein, da ein Vorstoss der Italiener durch den Raum Graubünden nicht unwahrscheinlich wäre, und wir dem mit Macht entgegentreten müssten.»<sup>253</sup>

Das Verhalten Italiens betraf in den Augen Franckes auch die Schweiz: Ihr drohte ein Umgehungsangriff des südlichen Nachbarn über ihr Staatsgebiet. Diese Aussage findet sich in keinem anderen untersuchten Brief oder Tagebuch eines Offiziers. Dass derartige Befürchtungen bestanden, ist jedoch nicht von der Hand zu weisen: Italien hatte die Neutralität der Schweiz vor Kriegsausbruch nicht anerkannt, irredentistische Bewegungen liebäugelten mit einer Annexion italienischsprachiger Gebiete. Die Beziehung zwischen der Schweiz und Italien war unter anderem deshalb vor dem Ersten Weltkrieg angespannt, die gegenseitige Hetze erreichte 1912 einen medialen Höhepunkt.<sup>254</sup> Die Aufmerksamkeit der Offiziere lag im August 1914 jedoch auf der Westfront und auf dem Oberelsass. Dort rechneten sie eher damit, fremde Truppen könnten in die Schweiz eindringen.

Von Interesse war das Verhalten Italiens zudem, weil es empörte. Die Deutung, Italien ziehe gegen einen Verbündeten, war weit verbreitet; das zu verurteilen ebenso. Francke nannte es «heimtückisch». Hauptmann Rudolf Miescher, der damals ebenfalls im Armeekorpsstab 2 Dienst tat, schrieb ähnlich: «Zwei Fragen bewegen uns innerlich: 1. Was thun die Franzosen, machen sie die Dummheit bei Delle herauszuberechnen. 2. Was wollen die Italiener, diese falschen Hunde, die ganz unnötigerweise mobilmachen. Sie sind äusserlich so freundlich und erlauben wieder Einfuhr und doch traut ihnen niemand.»<sup>255</sup> Die Italiener «falsche Hunde» zu nennen, denen niemand traue, offenbarte ebendieses Misstrauen.

Ab Herbst 1914 war das Thema Italien in den Hintergrund gerückt. Nur Francke und Oberstleutnant Karl Scheurer, die oft über die internationalen Entwicklungen schrieben, kamen darauf zu sprechen. Bei ihnen sorgte die unentschiedene Lage weiterhin für Unsicherheit und Kopfzerbrechen. Francke diskutierte die Haltung Italiens auch mit Bekannten. Als im Januar 1915 Gerüchte zirkulierten, Italien wolle in den Krieg eingreifen, sorgte das für Aufregung im Reitclub Aarau. «Das [ein Kriegseintritt Italiens] wäre für unser Land ein ganz bitterer Schlag, rings von kriegführenden Mächten umgeben, würde uns sicherlich jede Zufuhr an Nahrungsmitteln etc. abgeschnitten. Es könnte dabei soweit kommen, dass wir, ohne dass unsere Neutralität verletzt würde, d. h. ohne dass wir angegriffen würden, dennoch gezwungen würden uns aus Selbsterhaltungstrieb einer Partei anzuschliessen. Aber welcher Partei, wäre dann unsere Bevölkerung nicht einig? Würden nicht die Welschen zu Frankreich, die Deutschschweizer zu Deutschland halten? Hätte das nicht vielleicht gar eine Trennung, eine Aufteilung unseres Landes zur Folge. Hoffentlich tritt dieser Fall nicht ein. Lieber von einer Macht angegriffen werden, damit wir unter uns geschlossen und einig gegen diesen Angreifer, unseren Feind loschlagen können», berichtete Francke, der das Wochenende zu Hause verbrachte.<sup>256</sup> Auch

253 Francke, Bern, 24. 8. 1915 (23).

254 Vgl. Rapold 1988: 23–25; Fuhrer 2001: 367–371.

255 Miescher, (Zürich), 10. 8. 1914.

256 Francke, Arlesheim [!], 9. I. 1915 (82). Als Ort ist Arlesheim angegeben. Francke reiste tagsüber jedoch nach Aarau und erst am Folgetag wieder nach Arlesheim zurück.

Scheurer fürchtete Versorgungsschwierigkeiten, falls Italien in den Krieg eintrete. «Dann sind wir ganz schlimm dran, da dann an eine Einfuhr von Genua her nicht zu denken ist», notierte er Mitte Februar.<sup>257</sup> Seine Sorgen wiederholte er in den Wochen danach.<sup>258</sup>

Als sich im April die Spannungen zwischen Österreich-Ungarn und Italien verschärften, rückte das Thema wieder in den Vordergrund. Ein allfälliger Kriegseintritt Italiens hätte auch die Schweiz betroffen, wie Franckes Äusserung deutlich macht, für die Schweiz hänge «alles» davon ab. Hinzu kam die Ungewissheit, wie sich die Lage entwickeln werde. Francke erwähnte Gerüchte, die umherschwirrten, etwa dass Italien, Frankreich oder Deutschland die Schweiz angreifen würden.<sup>259</sup> Er stand selbst vor Fragen, auf die er keine Antwort wusste und schrieb: «Auch wir sind äussert gespannt».<sup>260</sup>

Nicht alle Offiziere schätzten die Lage als so brisant ein wie Francke und Scheurer. Der Glarner Hauptmann Hans Fritzsche sah in Italien keine ernsthafte Bedrohung für die Schweiz. Beruhigend schrieb er an seine Frau: «Lass Dich nicht beunruhigen durch die Lage in Italien. Sie werden sicher nicht gegen uns gehen. Und im Übrigen glaube ich nicht, dass ihr Eingreifen an der Weltlage gerade sehr viel ändern wird, nur wird es wieder länger dauern, bis normale Umstände eintreten. Die äusseren Umstände dieses Krieges für Italien lassen es als recht unwahrscheinlich erscheinen, dass dies Volk etwas wirklich Grosses leisten werde. Ihr heimtückisches Spiel wird sie um alle Sympathien bringen.»<sup>261</sup>

Auch für Leutnant Heinrich Zulauf, der im Frühjahr 1915 in der Ajoie auf Grenzwa-  
che war, bestand kein Grund zur Sorge. Als er am 22. Mai 1915 erfuhr, dass seine Kom-  
panie morgen in Urlaub gehen könne, kommentierte er: «Gibt das ein Hallo, trotzdem man  
hört, dass die italienische Kammer der Regierung «plein pouvoir» gegeben hat und Italien  
jetzt wahrscheinlich auch noch losschlägt.»<sup>262</sup>

Das Verhalten Italiens bot zudem Gelegenheit, bestehende Vorbehalte zu bestäti-  
gen. Auch deshalb tauchte das Thema nun in den Briefen und Tagebüchern auf. Francke  
schrieb vom «verräterische Vorgehen Italiens». Ähnliche Äusserungen finden sich auch  
anderswo. Zulauf kritisierte zum Beispiel: «Italien hat Österreich den Krieg erklärt nach  
langem Zaudern und Werweisen. Nun fragt es sich noch, wo es angreifen will. Ich suche  
wohl in der Geschichte vergeblich nach einer Kriegserklärung, die einigermaßen so hirn-  
verbrannt und grundlos ist wie diese. Nun, sie werden ihren Lohn bekommen, die Ita-  
liener. Interessant ist, wie Deutschland und Italien uns, der Schweiz, den Schutz ihrer  
Angehörigen und sonstigen Interessen in Feindesland übertragen. Ob das eingelullt sein  
soll, oder ob sie's wirklich so gut mit uns meinen?»<sup>263</sup>

Und schliesslich verlängerte der Kriegseintritt Italiens den Krieg. Das war, seit die  
Fronten im Stellungskrieg erstarrt waren, auch für die Schweizer Offiziere von Bedeutung.  
«Auf alle Fälle wird der Krieg durch das Eingreifen Italiens noch bedeutend verlängert»,

257 Scheurer, Bern, 13. 2. 1915.

258 Scheurer, Bern, 24. 2. 1915; o. O., 6. 3. 1915.

259 Vgl. Francke, Aarau, 18. 5. 1915 (83).

260 Francke, Aarau, 17. 5. 1915 (124).

261 Fritzsche an Ehefrau, o. O., 16. 5. 1915.

262 Zulauf, Bonfol, 22. 5. 1915.

263 Zulauf, Bonfol, 24. 5. 1915.

kommentierte deshalb Francke.<sup>264</sup> Fritzsche und der Thurgauer Landsturm-Hauptmann Adolf Merk taten es ihm ähnlich.<sup>265</sup>

Für Francke drohte die Schweiz «rings umflutet von den Kriegswogen gleich einem von allen Seiten bedrohten Eiland» zu werden. Damit griff er die bekannte Insel-Metapher auf. Als Insel war die Schweiz vom Krieg aber nicht unberührt. Francke fürchtete bisweilen militärische Folgen, etwa eine Verletzung der Neutralität und Umgehungsangriffe durch Schweizer Territorium. Andere Offiziere teilten dieselben Befürchtungen. Oberstleutnant August Wieland glaubte, die Schweiz werde auch in den Krieg «hineingezogen werden»,<sup>266</sup> Hauptmann Josef Iten rechnete mit «neuem milit. Aufwand».<sup>267</sup> Damit sahen sie die Schweiz erneut in der Rolle eines möglichen Opfers des Krieges. Diese Rolle hatte sie bereits im August 1914 innegehabt, im Verlaufe des Herbst 1914 jedoch verloren, als sich die Kämpfe von der Schweiz entfernt und kaum auf sie ausgewirkt hatten.

Daneben fürchtete Francke im Frühjahr 1915 auch, der Kriegseintritt Italiens könne sich auf die Wirtschaft der Schweiz und den Zusammenhalt der Bevölkerung auswirken. Er sorgte sich um die «Zufuhr an Lebensmitteln» und dass die Bevölkerung sich nicht einig wäre, welcher Partei sich die Schweiz im Kriegsfall anschliessen sollte. Scheurer teilte diese Sorgen und auch Iten glaubte, dass die «Lebensmittelversorgung etwas kritisch» werden könne.<sup>268</sup> Solche Befürchtungen waren neu. Im August 1914 hatte Francke nichts dergleichen geäußert, ähnliche Sorgen finden sich auch nicht in den Briefen und Tagebüchern anderer untersuchter Offiziere. Der Krieg war somit umgedeutet worden: Weg von der primär militärischen Bedrohung hin zu wirtschaftlichen und innenpolitischen. Darin spiegeln sich die Erfahrungen innerer Gespaltenheit und wirtschaftlicher Probleme im ersten Kriegswinter wider.<sup>269</sup>

Francke aktualisierte auch die Deutung der Armee als wehrfähige Verteidigerin der Schweiz. Bereits im Eintrag vom April erwähnte er das Aufgebot der 5. und 6. Division als Reaktion auf einen möglichen Kriegseintritt Italiens. Am 24. Mai wiederholte er diese Aussage: «Komme was kommen mag, wir sind gerüstet» und verwies auf die Verschiebung von Truppen an die Südgrenze.

Die Befürchtungen sollten sich jedoch rasch als unberechtigt herausstellen. Die italienische Regierung versprach der Schweiz am 25. Mai 1915 unaufgefordert, ihre Neutralität und die Unverletzlichkeit ihres Hoheitsgebiets zu respektieren. Der Bundesrat seinerseits bestätigte gegenüber Rom die Neutralität der Schweiz.<sup>270</sup> Die italienischen Truppen unter General Luigi Cadorna rückten erst nach sorgfältiger Vorbereitung vor und konzentrierten ihre Angriffe am Isonzo am anderen Ende der Alpenfront.<sup>271</sup> Die Gefahr italienischer Umgehungsangriffe durch die Schweiz war deshalb gering. Bald waren die Kämpfe

264 Francke, Aarau, 17. 5. 1915 (124).

265 Merk, (Pfyf), 14. 6. 1915; Fritzsche an Ehefrau, o. O., 14. 5. 1915.

266 Wieland, o. O., 8. 5. 1915.

267 Iten an Ehefrau, (Les Pommerats), 21. 5. 1915.

268 Iten an Ehefrau, (Les Pommerats), 21. 5. 1915.

269 Vgl. Kreis 2014: 159–175, 198–206; Kurz 1970: 65–76

270 Vgl. Fuhrer 2001: 370.

271 Vgl. Storz 2014a.

auch dort im Stellungskrieg festgefahren. Ausserdem lag der Schwerpunkt der Kämpfe zwischen der Entente und den Mittelmächten vorerst an der Ostfront.<sup>272</sup> So meldete Oberst Otto Bridler, der Kommandant der Gebirgs-Infanterie-Brigade 18 und als solcher des Grenzdetachements Engadin, wenige Tage nach der italienischen Kriegserklärung an Österreich-Ungarn, «dass zur Zeit eine Bedrohung unserer Neutralität nicht in Frage steht».<sup>273</sup> Der Kriegseintritt Italiens hat überraschend nicht zu einer Anspannung, sondern zu einer Beruhigung der Lage geführt.<sup>274</sup>

Das spiegelte sich auch im Tagebuch Franckes wider. Waren die Tage vor dem Kriegseintritt Italiens voller Aufregung, so waren die Tage danach von Ruhe gekennzeichnet. «Alles ist bei uns wieder ruhig», notierte er am 24. Mai 1915. Anzeichen kriegerischen Verhaltens Italiens gegenüber der Schweiz fehlten. Im Gegenteil: Francke fand lauter Hinweise, die dagegensprachen: Etwa, dass viele Aufgebotene sich nicht stellten, dass die schweizerische Neutralität ringsherum anerkannt worden war, dass die Schweiz darüber hinaus Italiens Interessen gegenüber Deutschland vertreten würde und dass der italienische König Sympathie für die Schweiz bekundete. Damit war für Francke die Kriegsgefahr weitgehend verschwunden. Die Schweiz war nicht mehr potenzielles Opfer des Krieges, sondern in erster Linie Zufluchtsort für Refraktäre und Bewahrerin des diplomatischen Austausches.

Auch hier war Francke kein Einzelfall. Scheurer, der sich seit Kriegsbeginn um das Verhalten Italiens gesorgt hatte, hielt die Lage der Schweiz im Juni 1915 zwar für «immer schlimmer», bezog sich dabei aber auf die steigenden Lebensmittelpreise und die Spaltung zwischen Deutsch- und Welschschweiz. Hingegen notierte er: «Der Eintritt Italiens scheint uns bisher nicht direkt zu bedrohen.»<sup>275</sup> Danach verlor das Thema an Bedeutung. Bis zu seiner Entlassung aus dem Dienst am 7. Juli 1915 kam er nicht mehr auf Italien und den Krieg zu sprechen. Auch in den Augen von Bundesrat und Armeeführung hatte sich die Lage beruhigt, ebenso wie die Stimmung in der Bevölkerung.<sup>276</sup> Das Bild der Insel, die vom Krieg wenigstens militärisch weitgehend unberührt blieb, hatte sich damit gefestigt.

272 Vgl. Sprecher 1926: 168–189; Kurz 1970: 104–107.

273 Oberst Bridler, Otto, Geb. I. Br. 18: 41. Wochenbericht vom 23.–30.V.15., an Kdo. 6. Div., o. O., 30. 5. 1915, BAR E27#1000/721#13232\*.

274 Vgl. Rapold 1988: 217–218. Aufgrund der «Gleichgewichtslage» – die Schweiz war von zwei Entente-Staaten sowie zwei Mittelmächten umschlossen – sei eine Verletzung der Neutralität jedoch unwahrscheinlich gewesen, so der Militärhistoriker Hans Rudolf Kurz. Kurz 1970: 107. Kurz führt die Argumentation, weshalb eine Gleichgewichtslage eine verringerte Bedrohung mit sich brachte, nicht weiter aus.

275 Scheurer, o. O., 2. 6. 1915.

276 Vgl. Sprecher 1926: 168–188; Fuhrer 2001: 371.

### 3.5.2 Die Grenzbesetzung im Val Müstair und auf dem Umbrail<sup>277</sup>

Mit dem Kriegseintritt Italiens auf der Seite der Entente am 23. Mai 1915 war zwischen Italien und Österreich-Ungarn eine neue Front entstanden: die Alpenfront. Sie erstreckte sich vom Stifserjoch an der Schweizer Grenze entlang der Dolomiten und der Karnischen und Julischen Alpen bis zum Isonzo. Mit Ausnahme der Küstenregionen verlief sie im alpinen Bereich, meist auf über 2000 Metern, oft gar auf über 3000 Metern.<sup>278</sup> An der Ortlerfront, dem Abschnitt in den Ortler-Alpen am Westende der Alpenfront, hatten beide Seiten im 19. Jahrhundert Festungswerke errichtet, um feindliche Einfälle über die Alpenpässe zu verhindern.<sup>279</sup> Generalstabschef Sprecher fürchtete, italienische Truppen könnten versuchen, an den Festungen vorbei über die Bündner Südpässe, vor allem über den Umbrailpass, ins damals österreichische Südtirol zu gelangen; ein umgekehrtes Vorgehen Österreich-Ungarns fürchtete er hingegen nicht, da dieses an anderer Stelle über bessere Einfallsachsen verfügte. Bis zum Kriegseintritt Italiens bewachten Schweizer Truppen den Passübergang ausser im Winter dauerhaft und patrouillierten das umliegende Gebiet ab. Danach bauten sie ihre Stellungen aus und waren ständig präsent. Sie sollten die Grenze sichern und einen möglichen italienischen Angriff zurückschlagen. Zwischen dem Piz Cotschen und dem Passo dei Pastori betrieben sie ein Dutzend Posten. Im Sommer war jeweils ein Bataillon im Val Müstair und auf dem Umbrail stationiert, im Winter ein halbes. Es waren stets Truppen der 6. Divison. Wachdienst und Patrouillen waren nur zwei von vielen Tätigkeiten. Die Soldaten waren häufiger damit beschäftigt, Stellungen und Unterkünfte zu bauen, Schnee zu schippen, Holz und Nachschub zu den Posten zu bringen oder Ausbildung zu betreiben.<sup>280</sup>

Der Dienst auf dem Umbrail war geprägt von der Nähe zu den beiden Kriegsparteien und der hochalpinen Umgebung. Von ihren Stellungen konnten die Schweizer Soldaten das umliegende Gebiet überblicken. Vor allem die Dreisprachenspitze bot gute Aussicht auf die nahen und fernen Stellungen beider Parteien und deren Gefechte. Die italienischen und die österreichisch-ungarischen Truppen unterhielten beide eine Vielzahl Infanterie- und Artilleriestellungen. Manche waren hart an die Schweizer Grenze gebaut. Würden diese beschossen, gingen immer wieder Geschosse auf Schweizer Gebiet nieder. Der Posten auf der Dreisprachenspitze war besonders exponiert. Am 4. Oktober 1916 kam dort Füsilier Georg Cathomas um, als italienische Truppen die nahen österreichischen Gräben beschossen.<sup>281</sup>

Auf dem Umbrail lagen die Schweizer Posten auf einer Höhe von zwischen 2500 und 3000 Metern. Nahe dem Pass hatten Sappeure Dutzende Gebäude errichtet: Unterkünfte, Ställe, Küchen, eine Soldatenstube, eine Schmiede und dergleichen. Abgelegene

<sup>277</sup> Umbrail bezeichnet hier nicht nur den Pass Umbrail, der von der Schweiz nach Italien führte, oder den nahen Piz Umbrail, sondern ein grösseres Grenzgebiet, das sämtliche Schweizer Posten umfasst, die sich auf einer Höhe von 2500 bis 3000 Meter über Meer vom Passo dei Pastori bis zum Breitkamm erstreckten. Vgl. Podzorski 2016: 59, 80.

<sup>278</sup> Vgl. Storz 2014a.

<sup>279</sup> Vgl. Podzorski 2016: 73–76; Accola 2000: 4–29.

<sup>280</sup> Vgl. Podzorski 2016: 76–95; Accola 2000: 29–40.

<sup>281</sup> Vgl. Podzorski 2016: 95–100.



Abb. 7: Schweizerische Stellungen am Umbrail und im Val Müstair im Ersten Weltkrieg.

Quelle: Podzorski 2016: 80.

Posten hingegen bestanden aus nicht mehr als einer Hütte.<sup>282</sup> Die Landschaft war karg: im Sommer Fels, im Winter Schnee und Eis. Schneefrei waren nur die Sommermonate. Im Winter lag der Schnee meterhoch, immer wieder gingen Lawinen nieder und die Temperaturen kletterten kaum über den Gefrierpunkt. Dafür wartete die Bergwelt bei gutem Wetter mit eindrucklicher Aussicht und schöner Landschaft auf.<sup>283</sup>

### **3.5.3 Die Erfahrung der Kämpfe am Umbrail**

Ende August 1916 kam die Füsilier-Kompanie IV/85 unter Hauptmann Hans Fritzsche auf den Umbrail, um dort Grenzwache zu leisten. Das Thema Krieg erlangte damit plötzlich wieder Bedeutung. Zuvor hatte er es lediglich im August und September 1914 häufiger erwähnt. Von den Themen, über die Fritzsche in den 9 Briefen im August 1914 schrieb, betrafen 13 von 79 (16,5 Prozent) den Krieg. Im September 1914 waren es in 16 Briefen 13 von 93 (14 Prozent). Danach verlor der Krieg an Bedeutung und machte nicht mehr als 5 Prozent der behandelten Themen aus. Im September 1916 betrafen jedoch 23 von 98 Themen (23,5 Prozent), die Fritzsche in 17 Briefen aufgriff, den Krieg, im Oktober 11 von 81 (13,5 Prozent) in 18 Briefen. Der Grund für diese Zunahme war simpel: Fritzsche war dem Krieg zum ersten Mal nahe. Er hatte Vergleichbares bisher kaum gesehen. Das Erlebte war für ihn deshalb oft neu und aussergewöhnlich, es wollte im Schreiben erst verarbeitet werden.

Vor allem die Kämpfe beschrieb Fritzsche oft detailliert und ausführlich über mehrere Seiten. Seine Erfahrungen entsprachen dabei weitgehend denjenigen der Offiziere, die in der West- und Nordwestschweiz Dienst taten. Die Kämpfe nahe dem Umbrail waren weniger blutig und gefährlich als erwartet, das Töten und Sterben fehlte in Fritzsches Briefen weitgehend. So wurde der Krieg auch hier zur Unterhaltung. Fritzsches Erfahrung der Kämpfe zeigte sich exemplarisch im Bericht über seinen ersten Besuch der Dreisprachenspitze, den er seiner Frau auf drei Seiten schildert: «Ich habe die Gelegenheit wahrgenommen, endlich die bekannte Spitze zu besuchen, auf der sich einer unserer Züge eingerichtet hat. Da oben gibt es eine wahrhaft grossartige Aussicht auf eine bekannte herrliche Schneekuppe mit wunderschönen Spitzen, die zu Seiten Wache stehen. Direkt unter unserer Grenze haben sich Österreicher eingerichtet, geschäftig bauen sie ihre Stellungen immer stärker aus, aber auch von der italienischen Seite ertönen dann und wann Sprengschüsse. Wir haben uns nun zu merken, wo überall sich die beiden Parteien eingeknistet haben und über welche Kräfte sie verfügen. In 3000 Meter Höhe sind Geschütze und Maschinengewehre eingebaut, lange, gewundene Linien auf Schnee und Eis zeigen die Drahthindernisse der Kämpfenden an, da und dort ein vereinzelter Kanonen- oder Gewehrschuss. Die Nächte bis jetzt ruhig. Aber heute Abend, da eben die Sonne die wunderbare Landschaft noch einmal im Glanze zeigt, können die Geschütze nicht mehr schweigen. Oben arbeiten die Italiener an Sprengungen, da platzt ob ihren

<sup>282</sup> Vgl. Podzorski 2016: 101–104.

<sup>283</sup> Podzorski 2016: 122–124.

Köpfen ein liches weisses Wölklein und noch eins. Sie verschwinden wie Mäuse in die Löcher. Aber der Schuss sitzt wie es scheint gut, eine dunkle Masse stiebt auf und es scheint, als müssten die Burschen getroffen sein. Aber vergnügt steigt einer wieder aus dem Loch hervor und – sucht seelenruhig vermutlich den Schrapnellkopf. Er verschwindet gerade in dem rechten Moment bevor ein neuer Gruss kommt. Aber auch die Angegriffenen sind nicht faul und so wechseln sie etwa  $\frac{1}{4}$  Stunde ihre Kugeln, vermutlich auf beiden Seiten ohne grossen Erfolg. Wir aber schauen vergnügt und gespannt zu und erleben so ein kleines Stück Krieg mit aus sicherer Warte. Wer weiss, ob nicht diese Nacht wieder eine Kanonade losbricht. Und das alles in der herrlichsten Gebirgswelt, die in frischem Schneeschmuck strahlt.»<sup>284</sup>

Wie neu und aussergewöhnlich derartige Erlebnisse für Fritzsche waren, zeigt schon die Länge der Beschreibung. Kampfhandlungen finden zwar statt, jedoch ohne Tote, Verwundete oder, wie Fritzsche annimmt, «Erfolg», das heisst Wirkung. Im Gegenteil: Dass ein italienischer Soldat «vergnügt» und «seelenruhig» nach dem Schrapnellkopf suchte, hatte Fritzsche nicht erwartet. Der Gedankenstrich und die Wortwahl verdeutlichen seine Überraschung. Fritzsche hätte wohl eher ängstliches, angespanntes Ausharren erwartet. Wohl weil die Kämpfe kaum Schaden anrichten und er selbst in relativer Sicherheit war, wurde Fritzsche selbst «vergnügt und entspannt» und blickte mit erlebnisorientiertem Blick auf die Kämpfe.

Seinen Eltern schrieb er ähnlich und drückte sein Unglauben aus, dass jenseits der Grenze tatsächlich Krieg herrschen sollte: «Die Parteien liegen sich ruhig gegenüber, beide verstärken ihre Stellungen durch weitere Bauten und hie und da wechseln sie einige Kanonenschüsse, über die sich aber keiner aufzuregen scheint. So kommt es mir fast ungläublich vor, dass dort drüben wirklicher Krieg und hier tiefster Frieden herrscht. Nur wenn man in die Speiseschüsseln der Kämpfer hineinguckt sieht man, dass wir es offenbar viel besser haben für unsere geringe Arbeit.»<sup>285</sup> Spätere Kämpfe deutete er ähnlich, es würden kaum Erfolge erzielt und es handle sich «mehr um das Princip».<sup>286</sup> Auch die erlebnisorientierte Perspektive und die Deutung der Kämpfe als Unterhaltung behielt er bei. So hoffte er beispielsweise. «Es wäre ja allerdings für uns interessant genug, einmal etwas Grösseres mitanzusehen.»<sup>287</sup>

Diese Deutung sollte sich erst ändern, als auf der Dreisprachenspitze Füsilier Georg Cathomas am 4. Oktober 1916 von italienischen Kugeln tödlich getroffen wurde. Er stand vorschrittsgemäss hinter der Unterkunft an einem Ort, den man bisher für sicher gehalten hatte. Fritzsche war zu diesem Zeitpunkt bereits wieder im Tal. Er schilderte den Vorfall seiner Frau ausführlich auf drei Seiten, nannte es einen «ganz schweren Fall» und meinte: «Selbstverständlich hat uns allen der Fall grossen Eindruck gemacht, er hätte ja

284 Fritzsche an Ehefrau, Grenze, 1. 9. 1916.

285 Fritzsche an Eltern, (Umbrail), 2. 9. 1916.

286 «Heute wurde das helle Wetter wieder benutzt, um sich etwas zu beunruhigen. Erfolge werden allerdings durch diese Schiessereien kaum erzielt, es handelt sich mehr um das Princip». Fritzsche an Ehefrau, (Umbrail), 9. 9. 1916.

287 Fritzsche an Ehefrau, (Umbrail), 13. 9. 1916.

jedem von uns auch zustossen können.»<sup>288</sup> Erst mit dem Fall Cathomas wurde aus der Unterhaltung wieder eine letale Gefahr.

Anderen Offizieren ging es auf der Dreisprachenspitze ähnlich wie Fritzsche. Oberleutnant Theodor Brunnschweiler, der dessen Kompanie angehörte, leistete vom 7. bis 14. September 1916 Grenzwache dort. Am ersten Tag notierte er in das Tagebuch seines Zuges: «Von dem im Streite liegenden Nachbarn am ersten Tage nichts zu melden. An die vereinzelt Gewehr- und Sprengschüsse haben wir uns ja schon auf Umbrail-Mitte gewöhnt. Wir warten auf mehr!»<sup>289</sup> Für Brunnschweiler waren die nahen Kämpfe bereits zur Routine geworden, die vereinzelt Schüsse blieben unter seinen Erwartungen und er hoffe, wohl des Erlebnisses willen, auf mehr. Vier Tage später wurde sein Wunsch Tatsache. Gewehrkugeln flogen nahe an der Unterkunft vorbei, eine schlug in die Sandsäcke davor ein. Brunnschweiler kommentierte: «Da noch verschiedentlich Gewehrkugeln über die südliche Plattform des Hotels 3 S. S. [Dreisprachenspitze] pfeiffen, wird das Betreten derselben verboten. Von 3 Uhr ab artilleristisches Konzert. Die Italiener nehmen von der Riunstellung [i.e. Rimsstellung, M. P. – G.] die Ruinen von der Ferdinandhöhe unter Feuer. Mehrere Granaten schlagen mit fürchterlichem Krachen in die zerfallenen Mauern. Nutzeffekt = null! Wir sehen, wie österreichische Soldaten mit Käppi und Zeigern ihrem Feinde energisch abwinken. So hatten auch wir unsern «glücklichen» Tag! Nachts bessern die Oesterreicher die Schützengräben und Drahtverhaue bei der Garibaldstellung aus.»<sup>290</sup>

Brunnschweiler schrieb beschönigend von einem «Konzert». Auch in seiner Schilderung blieb der Beschuss ohne Folgen, die österreichischen Soldaten zeigten sich unbeeindruckt.

288 Fritzsche an Ehefrau, (Sta. Maria), 6. 10. 1916.

289 Oberleutnant Brunnschweiler, Theodor, Füs. Kp. IV/85: (Dreisprachenspitze), 7. 9. 1916, Tagebuch des 1. Zuges (Oberlt. Brunnschweiler) auf D. S. S. [Dreisprachenspitze], vom 7. bis 14. September 1916: In: Füs. Kp. IV/85. Tagebuch künftig zitiert als: Brunnschweiler, Ort, Datum.

290 Brunnschweiler, (Dreisprachenspitze), 11. 9. 1916.

## 4 Hauptmann Hans Fritzsches Dienst<sup>1</sup>

Die Briefe von Hauptmann Hans Fritzsche<sup>2</sup> aus dem Aktivdienst zählen zu den umfangreichsten Beständen, die von Deutschschweizer Offizieren aus dem Dienst während des Ersten Weltkrieges überliefert sind. Rund 245 Briefe und Feldpostkarten sowie 13 Telegramme von Fritzsche an seine Ehefrau Helen sind überliefert, ausserdem 40 Briefe an seine Eltern. Die Briefe sind im Schnitt rund vier bis acht Seiten lang. Auch die Briefe Helens an Hans Fritzsche sind überliefert, ebenso diejenigen von ihm unterstellten Offizieren an ihn. Hinzu kommen die Truppentagebücher der Glarner Füsilier-Kompanie IV/85, die Fritzsche fast den gesamten Aktivdienst über kommandierte,<sup>3</sup> sowie die Tagebücher des Infanterie-Bataillons 85. Dass solche auf Stufe Kompanie und Bataillon für die gesamte Dauer des Aktivdienstes erhalten sind, ist selten. Der Bestand bietet sich daher für eine exemplarische Untersuchung an.<sup>4</sup>

### 4.1 Der 1. Ablösungsdienst (August 1914 bis Januar 1915) und der 2. Ablösungsdienst (Mai bis September 1915)

Im August 1914 hatte die Füsilier-Kompanie IV/85 in Benken und Bern für den Ernstfall trainiert. Das Bataillon 85 stand zu diesem Zeitpunkt unter dem Kommando von Major Fritz Aebly. Fritzsche beschrieb ihn als taktlos, misstrauisch und aufgeregt, die Stimmung im Offizierskorps als sehr schlecht. Als Teil der 6. Division verschob die Kompanie am 9. September über Olten nach Basel, um die 4. Division an der Grenze abzulösen. Am 12. September traf sie in Bottmingen ein. Sie betrieb nochmals Ausbildung und übernahm am 17. September schliesslich die Bewachung von Feldbefestigungen auf dem Bruderholz. Dort genoss die Kompanie IV/85 mehr Selbständigkeit als zuvor. Nach fünf Tagen auf Wache kehrte die Kompanie nach Bottmingen zurück, betrieb wiederum Ausbildung und nahm an Übungen teil. Am 5. Oktober übernahm sie die Grenzwache auf der Strasse vom schweizerischen Oberwil nach dem damals deutschen Neuweiler.<sup>5</sup> Damit stand sie zum ersten Mal an der Grenze. Die Nähe zum deutschen Neuweiler bewog zwei Füsiliere, auszureissen und sich dort zu betrinken. Fritzsche liess die beiden in Arrest stecken und vor das Militärgericht stellen, der Vorfall brachte ihm jedoch heftige Kritik des Bataillonskommandanten an seiner Führung ein.

1 Frau Dr. Helen Oplatka, Enkelin von Hans Fritzsche, hat mir die Tagebücher der Füsilier-Kompanie IV/85 sowie Auszüge aus dem privaten Tagebuch von Hans Fritzsche dankenswerterweise zur Verfügung gestellt und mir wiederholt Auskünfte zu ihrem Grossvater erteilt.

2 Zur Person Fritzsches vgl. das Kurzporträt im Anhang.

3 Zu den Autoren des Tagebuchs vgl. S. 107, Fussnote 92.

4 Zur Methode vgl. das Unterkapitel Methode und Aufbau in der Einleitung. Hans Fritzsches jüngerer Bruder Hermann übernahm Ende 1914 das Kommando über die Füsilier-Kompanie III/85. Die beiden Brüder leisteten einen sehr ähnlichen Dienst, eine vergleichende Untersuchung wäre höchst aufschlussreich. Briefe von Hermann aus dem Dienst sind jedoch keine überliefert, lediglich diejenigen seiner späteren Frau Ninetta, gen. Nini, Zambail aus den Jahren 1916 bis 1917 an ihn.

5 Heute Neuwiller.

Nach einem zehntägigen Urlaub vom 21. bis zum 30. Oktober nahm das Bataillon 85 an Brigade- und Divisionsübungen im Raum Aarau-Brugg und an Manövern der 4. und 6. Division teil. Am 18. November verschob es nach St. Maurice im Wallis, wo vorerst wiederum Übungen und Ausbildung stattfanden. Das Wallis war Fritzsche wie auch den meisten Soldaten des Bataillons noch unbekannt. Ein Teil des Bataillons wurde zusammen mit dem Gros der 4. und der 6. Division am 5. Dezember entlassen. Aus den verbleibenden Soldaten des Bataillons 85 wurden zwei Kompanien gebildet. Fritzsche fungierte als Kommandant des Detachements St. Maurice. Er kommandierte die eine Kompanie, sein Bruder Hermann die andere. Fritzsche vorgesetzt war Oberst Adolphe Fama, Kommandant der dortigen Festung. Diese zu bewachen, war die Aufgabe der beiden Kompanien. Auch Märsche, Ausbildung und Vorträge standen auf dem Programm. Der Dienst war geprägt von Unsicherheit und Orientierungslosigkeit, vor allem was die Tätigkeit und die Dauer des Dienstes betraf, und von der Dienstmüdigkeit der Mannschaft. Über Weihnachten erhielt Fritzsche zusammen mit einem Teil des Detachements Urlaub, der andere Teil über Neujahr. Am 22. Januar 1915 wurde das Detachement St. Maurice schliesslich entlassen. Fritzsches Ehefrau war während dieser Zeit hochschwanger, am 9. Januar 1915 kam eine Tochter zur Welt.

Am 11. Mai 1915 machte das Bataillon 85 erneut mobil, wiederum unter dem Kommando von Major Aebly. Fritzsche kommandierte die Kompanie IV/85. Nach Wochen der Ausbildung verschob das Bataillon am 26. Mai nach Zillis im bündnerischen Schams, die Kompanie IV/85 kam im Bergdorf Magun unter. Dort übten Bataillon und Kompanie den Dienst im Gebirge, sie betrieben Ausbildung und absolvierten Märsche. Im Juni wurden zudem grosse Teile der Kompanie zum Heuen abkommandiert. Am 13. Juli übernahm die Kompanie IV/85 den Grenzschutz zwischen dem San Bernardino- und dem Splügenpass. Jeweils ein Zug kontrollierte den schwachen Zivilverkehr von und nach Italien, der Rest widmete sich Ausbildung, Übungen, Vorträgen und Schanzarbeit. Im Folgemonat leisteten die einzelnen Züge oft auf sich gestellt Grenzwache in eindrucklicher Landschaft im Avers- und Madrisertal. Am 12. September wurde das Bataillon 85 schliesslich entlassen. Von Fritzsche sind lediglich Briefe aus den Monaten Mai und Juni überliefert, obwohl er bis im September Dienst tat.

#### **4.1.1 «Endlich wirklicher, notwendiger Dienst» – Grenzwache**

Das Bewachen der Feldbefestigungen auf dem Bruderholz nahe Basel Mitte September 1914 brachte der Füsilier-Kompanie IV/85 eine «willkommene Abwechslung». <sup>6</sup> Diese Art des Dienstes war beliebt, trotz schlechten Wetters und obwohl Diarrhoe wegen ungeniessbaren Wassers grassierte. <sup>7</sup> Das Tagebuch der Kompanie hielt rückblickend fest: «Die Woche brachte, mit allgemeiner Freude begrüsst, die erste Aufgabe im wirklichen Grenzdienst. Zwar stehen wir noch nicht an der Grenze. Wir haben nur die Werke zu

<sup>6</sup> Füs. Kp. IV/85, (Predigerhof), 17. 9. 1914.

<sup>7</sup> Vgl. Füs. Kp. IV/85, (Predigerhof), 18. 9. 1814.

bewachen, die andere Truppen im Lauf der letzten Wochen im Bruderholz erstellt haben. Aber es ist doch endlich eine mit der Landesverteidigung direkt zusammenhängende Aufgabe, die zudem den Unteroffizieren Tage lang selbständige Aufgaben stellt.»<sup>8</sup>

Auch Fritzsche war über die neue Aufgabe sichtlich erfreut, wie er seiner Frau schrieb: «Gewiss eine bescheidene Aufgabe. Aber doch endlich wirklicher, notwendiger Dienst und Selbständigkeit! Die paar Tage werde ich als vollkommene Ruhepunkte geniessen, nicht dass ich faulenzen wollte, aber einmal allein Herr und Meister sein! Die Kompanie Becher ist an der Grenze und hat endlich das Ziel erreicht. Wir müssen uns weiter gedulden, aber wir haben es auch so noch besser als die beiden andere Kompanien, die noch im Tal zurückgehalten sind.»<sup>9</sup> Mit einer Verletzung der Schweizer Neutralität durch Frankreich rechnete er nicht, die «Engländer» würden dieser nicht zustimmen.<sup>10</sup> In den folgenden Tagen lobte Fritzsche den Dienst und seine Unterstellten: «Die Burschen sind alle munter und haben dies echte Soldatenleben gern, lieber als das viele Exerzieren und die grossen Übungen unter «Annahmen».»<sup>11</sup> Seinen Eltern schrieb er, sie seien «recht zufrieden darüber, dass wir endlich einmal eine eigentliche Aufgabe haben und nicht fingierte Schlachten auskämpfen müssen», zuvor sprach er von einer «interessanten Aufgabe».<sup>12</sup>

Am 5. Oktober 1914 kam die Kompanie ganz an die Grenze. Das bot Blick auf deutsche Posten und Fesselballone und die «prachtvolle Landschaft». Die nächtlichen Posteninspektionen bei Unwetter böten zwar «etwas grössere Strapazen», aber «es ist jetzt doch endlich «Grenzbesetzung» und es ist denn auch keiner da, der nicht frohen Mutes ausharren wollte», schrieb Fritzsche seiner Frau.<sup>13</sup>

Drei Aspekte dominierten Fritzsches Erfahrung der Grenzwahe: Erstens schien sie sinnvoll. Die Stellungen zu bewachen, die zur Abwehr allfälliger Eindringlinge dienen sollten, diente in seinen Augen der Verteidigung des Landes. Das stiftete Sinn, dieser Dienst schien notwendig. Darüber hinaus entsprach diese Tätigkeit den Erwartungen Fritzsches, mit denen er in den Aktivdienst eingerückt war. So nannte er denn das Bewachen der Befestigungen «wirklichen Grenzdienst» und «echtes Soldatenleben», das Wachestehen an der Grenze sei «endlich «Grenzbesetzung»». Damit hob es sich ab von der bisher betriebenen Ausbildung, die, so der Umkehrschluss und wie im Folgenden noch gezeigt wird, umso weniger notwendig und kaum direkt mit der Landesverteidigung zusammenzuhängen schien. Zweitens bot dieser Dienst, gerade derjenige an der Grenze selbst, neue,

8 Füs. Kp. IV/85, (Predigerhof), 19. 9. 1914.

9 Fritzsche an Ehefrau, (Predigerhof), 18. 9. 1914. Der Wortlaut, dem Eintrag im Truppentagebuch sehr ähnlich, lässt annehmen, dass Fritzsche auch diesen verfasst hat.

10 «Aber auch eine grosse Vorwärtsbewegung der Franzosen dürfte kaum die Schweiz berühren. Das würde zu viel Blut kosten und die Engländer, die als Vorwand zum Krieg die Verletzung der belgischen Neutralität vorschützten, dürften konsequenterweise nicht in eine Verletzung unseres Bodens einwilligen. Also geduldig und voll Vertrauen warten! Aber lang wird es noch gehen, bis wir, hoffentlich in Ehren, heimkehren dürfen.» Fritzsche an Ehefrau, (Bottmingen), 15. 9. 1914.

11 Fritzsche an Ehefrau, (Predigerhof), 19. 9. 1914.

12 Fritzsche an Eltern, (Predigerhof), 21. 9. 1914.

13 Fritzsche an Ehefrau, o. O., 6. 10. 1914.

positiv bewertete Erlebnisse wie den Blick auf deutsche Posten. Und drittens bot die Grenzwache auf abgelegenen Posten Selbständigkeit und damit die Möglichkeit, den Vorgesetzten und der permanenten Unterordnung zu entweichen.

#### 4.1.2 «Langweilige Tage unwirksamen Dienstes» – Ausbildung

Zu Beginn des Aktivdienstes hatte Fritzsche die Ausbildung begrüsst. Sie mehre die Kriegstüchtigkeit und wirke abschreckend, argumentierte er. Nach zwei Wochen Taktschritt, Gewehrgriffeklopfen und Übungen machten sich Langeweile und misslingende Sinnstiftung bemerkbar.<sup>14</sup> In Bottmingen stand wieder Ausbildung an. Das Truppentagebuch vermerkte dazu: «Die neue Periode wird mit dem ausgesprochenen Vorsatz eröffnet, die Kp. durch Einzelarbeit wieder absolut in die Hand zu bringen, die Tätigkeit und den Schneid zu heben und die Lücken der Ausbildung, wie sie leider noch immer bestehen, durch systematische Arbeit auszugleichen.»<sup>15</sup> Seiner Frau schrieb Fritzsche, er sei «sehr froh darüber, dass vorläufig die grösseren Übungen sistiert sind, denn dabei hat die Kompanie nicht viel gewonnen».<sup>16</sup> Wenn er mit der Kompanie alleine arbeiten könne, sei das «befriedigend» und «erspriesslicher für die Ausbildung» als Bataillons-, Regiments- oder Brigadeübungen.<sup>17</sup>

Nachdem die Kompanie auf dem Bruderholz Feldbefestigungen bewacht hatte, fiel die erneute Ausbildung im Tal umso schwerer: «Von morgen ab werden wir wieder abgelöst und dann wird es wieder heissen, im Tal exerzieren und im Bataillon arbeiten. Nur das wird doch allmählich lang! Aber da hilft ja kein Murren, wir wollen schön zufrieden sein, wenn alles so bleibt. Ich denke, dass bis zum Fall von Belfort nicht demobilisiert werden kann, wohl auch nicht teilweise. Also heisst es einfach sich auf lange hinaus in Geduld fassen und seine Pflicht tun. Es werden wenigstens immer wieder interessante Erfahrungen gemacht, die unserer Armee zu Gute kommen.»<sup>18</sup> Am Folgetag wiederholte er, im Tal würden «langweilige Tage unwirksamen Dienstes» warten, und mahnte zur Geduld: «Also ruhig bleiben und warten. So müssen die Deutschen jetzt auch zäh und tapfer aushalten.»<sup>19</sup> Bald bekundete Fritzsche jedoch erneut Mühe: «Es wird mühsam, die Mannschaft anregend zu beschäftigen», schrieb er knapp eine Woche später.<sup>20</sup> Um seiner «erschöpften Fantasie etwelche Nahrung geben» zu können, bat er seine Frau, ihm von Zuhause Unterlagen zur Ausbildung der Kompanie zuzuschicken.<sup>21</sup> Auch der Mannschaft schien der eintönige Dienst zunehmend zur Last zu werden. Fritzsche empfahl deshalb dem Bataillonskommandanten, den Dienstbetrieb abwechslungsreich zu gestalten, den Drill «auf das unentbehrliche Minimum» herabzusetzen und für den Winter mit Kriegs-

<sup>14</sup> Vgl. Kap. 2.5.

<sup>15</sup> Füs. Kp. IV/85, (Bottmingen), 14. 9. 1914.

<sup>16</sup> Fritzsche an Ehefrau, o. O., 13. 9. 1914.

<sup>17</sup> Fritzsche an Ehefrau, o. O., 15. 9. 1914.

<sup>18</sup> Fritzsche an Ehefrau, (Predigerhof), 21. 9. 1914.

<sup>19</sup> Fritzsche an Ehefrau, o. O., 22. 9. 1914.

<sup>20</sup> Fritzsche an Ehefrau, o. O., 26. 9. 1914.

<sup>21</sup> Fritzsche an Ehefrau, o. O., 28. 9. 1914.

spielen, Vorträgen und Demonstrationen die Dienstfreudigkeit und die Kameradschaft zu pflegen. Es sei «vor allem gegen das auftretende Gefühl der Langeweile und Eintönigkeit anzukämpfen» und der «Stagnation» entgegenzuwirken. Auch dürfe die Mannschaft «den Dienst als solchen nicht als drückende Last» empfinden.<sup>22</sup>

Fritzsche muss die Ausbildung ambivalent erfahren haben: Zu Beginn galt es, die Mannschaft zu erziehen, das heisst, sie «absolut in die Hand zu bringen», «ihren Schneid zu heben» und die «Lücken der Ausbildung» zu schliessen. Das begrüsst er vorerst. Diesem Mehr an Ausbildung und Erziehung standen jedoch bald Eintönigkeit und fehlender Sinn gegenüber. Die fortwährende Ausbildung, die Fritzsche Anfang August noch willkommen geheissen hatte, schien ihm je länger, desto fragwürdiger. Das Exerzieren in Bottmingen brachte vor allem «langweilige Tage unwirksamen Dienstes». Das Bedürfnis, etwas zu erleben, blieb ebenso unbefriedigt wie das Verlangen, etwas zu bewirken. Nun galt es, die Mannschaft «zu beschäftigen», und zwar möglichst «anregend». Mit der Unwirksamkeit der Ausbildung veränderte sich auch die Sinnstiftung des Dienstes: Zur Deutung, die Erfahrungen im Dienst kämen der Armee zugute – dieses Muster hatte Fritzsche bereits im August aktualisiert –, kam der Appell hinzu, zentralen soldatischen Werte wie Pflichterfüllung, Zähigkeit und Tapferkeit zu entsprechen.<sup>23</sup>

Fritzsche bemühte sich fortan, die Ausbildung abwechslungsreich zu gestalten, um so der «Langeweile und Eintönigkeit» und dem Empfinden des Dienstes «als drückende Last» entgegenzuwirken. Auch setzte er statt auf Erziehung, deren beliebtestes Mittel der Drill war, auf Unterhaltung und Belehrung, um die Freude am Dienst zu erhalten. Das tat er notabene, bevor General Wille im November 1914 die Schaffung des Vortragsbüros der Armee anordnete.<sup>24</sup> Die Ausbildung und Erziehung, insbesondere der Drill, trug nicht wie in den Ausbildungszielen festgelegt dazu bei, die «Dienstfreudigkeit» zu heben.<sup>25</sup> Im Gegenteil: Sie entpuppte sich hier als Ursache der Dienstmüdigkeit, auch derjenigen der Soldaten.

Eine Ausnahme gab es hier jedoch: grossangelegte Manöver zwischen Heeresseinheiten. Von 9. bis 12. November 1914 nahm die Füsilier-Kompanie IV/85 an den Manövern der 4. und 6. Division im Basler Jura teil.<sup>26</sup> Am zweiten Manövertag war sie in lebhaftes, fingierte Gefechte südlich von Gelterkinden verwickelt: Feuergefechte mit feindlicher Infanterie, später im Wald «stellenweise Nahkampf und richtiger Schlachtenlärm», Sturm auf gegnerische Stellungen, Verfolgen zurückgehender Feinde und Beschiessen von Flugzeugen. «Bewegter Manövertag, an dem die Kp. fortwährend lebhaft in Aktion stand. Hübsche Gefechtsbilder, namentlich in Sissach. Mannschaft lebhaft angeregt», kommentierte Fritzsche im Tagebuch der Kompanie. Danach war die Kompanie während der Manöver nicht mehr in Kampfhandlungen verwickelt.

22 Füs. Kp. IV/85, o. O., 4. 10. 1914.

23 Vgl. Jaun 1999: 161–210.

24 Vgl. Kap. 5.

25 Ausbildungsziele 1908: 318. Vgl. Kap. 1.2.

26 Zu den Manövern vgl. Fuhrer 2001: 197 f.

Die Manöver boten eine Vielzahl aussergewöhnlicher Erlebnisse. Das gilt vor allem für die Gefechte. Die Mannschaft hatte die Möglichkeit, selbst «lebhaft in Aktion» zu treten und mitzukämpfen. Hinzu kamen starke Emotionen. Die Mannschaft sei «lebhaft angeregt» gewesen, schrieb Fritzsche. Die Einträge fielen deshalb ungleich länger aus als üblich. Seiner Frau berichtete er, er werde an «einige spannende Gefechtsmomente und an die guten Leistungen der Kp. [...] angenehme Erinnerungen» behalten.<sup>27</sup> Sich an die Gefechte erinnern zu wollen, unterstrich deren Aussergewöhnlichkeit. Sie boten Fritzsche zudem die Möglichkeit, sich der «guten Leistungen der Kp.» zu versichern.

#### 4.1.3 Zwischen Disziplinierung und Fürsorge – die Mannschaft

Die Füsilier-Kompanie IV/85 verbrachte den ersten Monat des Aktivdienstes vor allem mit Ausbildung im Hinterland. Ernüchert hielt das Truppentagebuch fest: «Der innere Halt der Kp. hat diese Woche keine Fortschritte gemacht. Die den Einheitskommandanten zur Verfügung stehende Zeit ist zu kurz, in den grösseren taktischen Uebungen fehlt die Gelegenheit zu einer systematischen Weiterbildung der Kp. Vom Standpunkt des Einheitskommandanten aus wäre entschieden zu wünschen, dass der lange Dienst auch der Einzelausbildung und der soldatischen Erziehung zugute käme. Ueber die Leistungen der Leute ist nicht zu klagen, vielen merkt man an, dass sie zu Hause bitter nötig wären.»<sup>28</sup>

Auf dem Marsch nach Bottmingen Anfang September zeigte die Kompanie zwar wiederholt gute «Haltung»<sup>29</sup> und gute Marschleistung.<sup>30</sup> Gleichzeitig häuften sich jedoch Disziplinar- und Straffälle.<sup>31</sup> «Ein Disziplinarfall zeigt, dass wir noch immer weit entfernt sind von dem vollkommenen innern Halt der Truppe», hielt das Tagebuch erneut fest.<sup>32</sup> Erst das Bewachen der Feldbefestigungen auf dem Bruderholz, erfahren als «endlich wirklicher, notwendiger Dienst», und die dabei gewonnene Selbständigkeit, schien die Dienstfreudigkeit der Mannschaft zu heben.

Zurück in Bottmingen, schien die Mannschaft «im Alltag des Dienstes etwas erschlassend».<sup>33</sup> Auf Übungen zeigte sie «eine merkliche Verschlechterung der Leistung».<sup>34</sup> Trotz alledem schien ihm die Arbeit mit seiner Kompanie zu behagen: «Am Dienst in der Kompanie kann ich im Allgemeinen wirklich Freude haben», schrieb er seiner Frau.<sup>35</sup> Der grösste Störfaktor schien in dieser Zeit der Bataillonskommandant zu sein, mit dem Fritzsche «immer Krieg führen [musste] über alle Urlaubsbewilligungen an meine Mannschaft».<sup>36</sup>

27 Fritzsche an Ehefrau, Langnau (Luzern), 13. II. 1914.

28 Füs. Kp. IV/85, o. O., 29. 8. 1914.

29 Füs. Kp. IV/85, o. O., 4. 9. 1914.

30 Füs. Kp. IV/85, o. O., II. 9. 1914.

31 Vgl. zum Beispiel Füs. Kp. IV/85, o. O., 6., 7., 13., 14., 25. 9. 1914.

32 Füs. Kp. IV/85, o. O., 14. 9. 1914. Mit «innerem Halt» meinte Fritzsche hier Disziplin und Gehorsam.

33 Füs. Kp. IV/85, o. O., 27. 9. 1914.

34 Füs. Kp. IV/85, o. O., 28. 9. 1914.

35 Fritzsche an Ehefrau, o. O., I. 10. 1914.

36 Fritzsche an Ehefrau, o. O., I. 10. 1914

Endlich an der Grenze Dienst zu tun, hob die Stimmung der Mannschaft. Zwei Soldaten aus Fritzsches Kompanie war es jedoch auch Gelegenheit, sich der Dienstverletzung schuldig zu machen. Sie waren am Sonntagnachmittag als Fassmannschaft unterwegs, um die Posten entlang der Grenze mit Tee zu versorgen, und hatten sich dabei verbotenerweise zweimal ins deutsche Neuweiler begeben, wo sie Bier, Wein und Schnaps tranken. Nach eigenen Angaben hätten sie dort weitere Schweizer Soldaten des Bataillons 80 gesehen, die dort täglich verkehren würden. Für Fritzsche war das «Ausreissen»<sup>37</sup> der beiden eine «böse Enttäuschung».<sup>38</sup> Er liess sie in Arrest stecken und vor Kriegsgericht stellen, das sie wegen Dienstverletzung zu je einem Monat Gefängnis verurteilte.<sup>39</sup> Auch der Bataillonskommandant war enttäuscht. Nicht so sehr über die beiden Füsiliere, sondern über Fritzsche. Er sei als deren Kommandant der eigentliche Schuldige, der Vorfall zeuge vom Geist und Dienstbetrieb in der Füsilier-Kompanie IV/85. Fritzsche wies die Kritik scharf zurück, sie sei nicht gerechtfertigt. Er könne die Soldaten schliesslich nicht «anbinden», auch die «beste Truppe hat ihre Disziplinarfälle» und zudem seien Angehörige anderer Nachbarsbataillone mit «bösem Beispiel» vorangegangen, hielt er im Truppentagebuch fest. Er habe die Vorfälle gleich zur Anzeige gebracht und nicht, wie teils üblich,<sup>40</sup> vertuscht. Schliesslich verwies er auf den «Eifer und Ernst», mit dem die Kompanie bisher gearbeitet habe.<sup>41</sup> Doch der Vorfall, im ganzen Regiment bekannt geworden, lasse die «Arbeit der letzten Monate sozusagen als fruchtlos» erscheinen.<sup>42</sup> Bei den Manövern im November zeichnete sich die Kompanie erneut durch gute Leistung aus. Sie habe gut bearbeitet und sei gut marschiert, die Mannschaft habe mit «sehr lebhaftem Interesse» teilgenommen und sich «sehr angriffslustig» gezeigt, hielt das Tagebuch rückblickend fest.<sup>43</sup>

Der Dienst im Detachement St. Maurice brachte die Disziplinprobleme zurück. Zurückgeblieben waren junge Soldaten und diejenigen, die keinen triftigen Grund hatten, entlassen zu werden. Briefe von Zuhause verschlechterten angesichts der bevorstehenden Festtage die Stimmung zusätzlich.<sup>44</sup> Seiner Frau klagte Fritzsche von «undisziplinierten Elementen», fehlender Ordnung und «Schlendrian»,<sup>45</sup> seinen Eltern schrieb er ausführlich: «Und die Mannschaft ist auch mühsam, ohne Freude am Dienst, stets mit den Gedanken zu Hause und unlustig. Die beiden Kompanien sind ja zusammenge-

37 Füs. Kp. IV/85, o. O., 12. 10. 1914. Fritzsche schrieb von «Ausreissen», das heisst von Fahnenflucht. Das Militärgericht der 4. Division, das den Vorfall behandelte, qualifizierte es lediglich als Dienstverletzung. Vgl. Militärgericht 4. Division: [Urteil gegen Diethelm, Hermann und Heer, Hans], Aarau, 12. 11. 1914, BAR E5330-01#1000/894#923\*.

38 Fritzsche an Ehefrau, o. O., 15. 10. 1914.

39 Vgl. Militärgericht 4. Division: [Urteil gegen Diethelm, Hermann und Heer, Hans], Aarau, 12. 11. 1914, BAR E5330-01#1000/894#923\*.

40 Wolfensberger 2018a: 89–95.

41 Füs. Kp. IV/85, o. O., 11. 10. 1914. Der Eintrag ist mit «Fritzsche» signiert. Mit «anbinden» meint er hier nicht die im Ersten Weltkrieg gängige Strafpraxis, jemanden an einem Pfahl o. dgl. festzubinden, um ihn am Weglaufen zu hindern.

42 Fritzsche an Ehefrau, o. O., 15. 10. 1914.

43 Füs. Kp. IV/85, o. O., 13. 11. 1914.

44 Vgl. Füs. Kp. IV/85, o. O., 10. 12. 1914. Das Tagebuch wurde in dieser Zeit wahrscheinlich von Oberleutnant Kind geführt, der als Adjutant des Detachements St. Maurice fungierte.

45 Fritzsche an Ehefrau, Lavey, 13. 12. 1914.

würfelte Mannschaft, ein einheitlicher Kompaniegeist ist nicht vorhanden und schaffen kann man ihn nicht, weil man die Leute nicht zur Verfügung hat. (Die eine Kompanie ist so verzettelt, dass man in einem Tag nicht überall hinkommen kann) So sind wir nicht gerade auf Rosen gebettet und müssen unsere ganze Kraft einsetzen, um soldatischen Geist und Gesinnung zu erhalten. Trotz aller Mühe, für Abwechslung zu sorgen, bleibt es dabei, dass die Leute verstimmt arbeiten. Es ist manchmal fast zum davonlaufen, wenn man sieht, dass den Leuten der Opfersinn und die Soldatenmoral so abhandengekommen sind. Wir werden es aber durchfechten!»<sup>46</sup>

Die Offiziere, die ihm unterstellt waren, wies er an, aus «disziplinarischen und hygienischen Gründen» «peinliche Ordnung» bei der Mannschaft zu wahren und die Unteroffiziere zu «absoluter Pflichttreue, Zuverlässigkeit und soldatischem Wesen» anzuhalten.<sup>47</sup> Die Mannschaft blieb jedoch missmutig. Als die Kompanie am 15. Dezember eine Marschübung absolvierte, war das Schimpfen über den Dienst während des gesamten Marsches hörbar. Bei der Rückkehr in die Kaserne taten einige Füsiliere ihren Unmut offen kund, indem sie «ihre Gewehre ostentativ stark an den Boden» stiessen. Oberleutnant Kind, der vor Ort war, sagte der Kompanie in «sehr scharfen Worten seine Meinung über das Betragen». Weil er die Kompanie bzw. die missmutigen «Elemente» eine «Saubande» genannt hatte, erteilte ihm Fritzsche eine Rüge. Die Kompanie erhielt am Nachmittag eine Viertelstunde lang Drill.<sup>48</sup>

Am 25. Dezember kam es in der Kompanie von Fritzsches Bruder Hermann zu einem «schweren Fall von Insubordination» – was genau vorgefallen war, geht aus den Quellen nicht hervor.<sup>49</sup> Fritzsche selbst war damals im Urlaub. «Mich hat die Sache auch sehr verstimmt, da wieder einmal zur Geltung gekommen ist, dass trotz aller Mühe gewisse Leute nicht zum Pflichtgefühl zu erziehen sind», kommentierte er.<sup>50</sup> Die ihm unterstellten Offiziere hielt er in der Folge zu häufigen Kontrollen an. Er wolle die Mannschaft wieder «ganz fest in die Hand» nehmen: «Vorfälle, wie derjenige vom 25. Dezember s. p. dürfen sich nicht wiederholen, wenn der gute Ruf unserer Truppe erhalten bleiben soll. [...] Der Dienst im Winterquartier darf kein Winterschlaf werden. Der letzte Mann muss sich zusammennehmen, um den fatalen Eindruck des letzten Straffalls zu verwischen.»<sup>51</sup>

Gleichzeitig versuchte er, das Los seiner Unterstellten zu lindern. Durch «zahlreiche Vorträge über versch. Themata durch die Kp. Kdten, Zugführer + geeignete Leute unter der Mannschaft abgehalten, zu Bekämpfung der Langweile.»<sup>52</sup> Der promovierte Jurist Fritzsche legte selbst Hand an und hielt zahlreiche Vorträge, etwa über das Schweizeri-

46 Fritzsche an Eltern, Lavey, 15. 12. 1914.

47 Hptm. Fritzsche, Hans, Füs. Kp. IV/85: Weisungen an Offiziere des Detachements St. Maurice, Lavey, 5. 12. 1914, UAZ PA.042.002.

48 Füs. Kp. IV/85, o. O., 15. 12. 1914. Kind gab an, nur diejenigen als «Saubande» bezeichnet zu haben, die das Gewehr zu Boden gestossen hatten. Drei Wachtmeister, die dagegen Klage erhoben hatten, meinten, es sei an die gesamte Kompanie gerichtet gewesen.

49 Fritzsche an Ehefrau, Lavey, 30. 12. 1914.

50 Fritzsche an Ehefrau, Lavey, 30. 12. 1914.

51 Hptm. Fritzsche, Hans, Füs. Kp. IV/85: Weisungen an Offiziere des Detachements St. Maurice, Lavey, 5. 12. 1914, UAZ PA.042.002.

52 Hptm. Fritzsche, Hans, Füs. Kp. IV/85: Übersicht über die Tätigkeit des Detachements St. Maurice von Füs. Bat. 85, BAR E27#1000/721#29721\*.

sche Zivilgesetzbuch.<sup>53</sup> Wo möglich, versuchte er, Soldaten nach Hause zu schicken: «Ich hoffe, dass man noch einigen nach Hause verhelfen kann, sofern sie wenigstens ein Heim haben. Die Ärmsten sind diejenigen, die gar keine Angehörigen mehr haben und für sie ist es auch am schwersten zu sorgen. Ich will sehen, dass sie etwas mehr an Gaben erhalten können», schrieb er seiner Frau.<sup>54</sup> Am meisten Sorge bereitete ihm jedoch, dass Anfang des neuen Jahres ein Füsilier todkrank im Spital lag: «Du erinnerst Dich, dass ich immer mit Besorgnis davon sprach, wenn nur nicht einer unserer Leute sterben müsse. Und nun komme ich eben aus dem Spital zurück, wo einer unserer Füsiliere, Heer aus Riedern, an einer schweren Lungenentzündung leidet, die nach der Erwartung der Ärzte kaum viel Hoffnung übrig lässt. Er ist noch ganz jung, vielleicht kaut er es durch, aber der arme Kerl hat mir doch gar nicht gefallen.»<sup>55</sup>

Es handelte sich dabei höchstwahrscheinlich um denselben Füsilier Heer, der Anfang Oktober nach Neuweiler ausgerissen war und Fritzsche dadurch arge Kritik des Bataillonskommandanten eingebracht hatte. Knapp eine Woche später schrieb er «sehr erleichtert» nach Hause, dass Füsilier Heer auf dem Weg der Genesung sei.<sup>56</sup>

In Fritzsches Briefen und im Tagebuch der Füsilier-Kompanie IV/85 blieb die Mannschaft meist eine anonyme Masse. Stets war von der «Kompanie», den «Leuten», der «Truppe» oder der «Mannschaft» die Rede. Erst, wenn Einzelne hervorstachen, wurden sie namentlich erwähnt. Beispielsweise, als sich die beiden Füsiliere Heer und Diethelm in Neuweiler betranken oder Füsilier Heer an einer Lungenentzündung zu sterben drohte.

Fritzsche mass die Mannschaft vor allem an ihrer Disziplin. Er nannte den «vollkommenen innern Halt» früh als zentrales Ziel der Ausbildung und Erziehung der Truppe und pochte auf Disziplin, Ordnung und Gehorsam. Das waren Kernelemente des «soldatischen Geists», um den er sich rege bemühte. Damit verbunden war ein «Opfersinn», den Fritzsche von seinen Unterstellten verlangte, trotz aller Widrigkeiten des Dienstes und obwohl sie zu Hause gebraucht wurden. In dieser Deutung der Mannschaft als Masse, die der Offizier zu erziehen, zu disziplinieren und sich ihr damit überzuordnen hatte, zeigten sich Muster der Neuen Richtung, die den Soldaten nicht mehr als gleichberechtigtes Subjekt, sondern als untergeordnetes Objekt begriffen.<sup>57</sup>

Daneben zeigte Fritzsche wiederholt grosse Fürsorge für seine Unterstellten. Früh schrieb er, dass viele seiner Soldaten «zu Hause bitter nötig wären», und versuchte mit grosszügiger Beurlaubung, so vielen wie möglich die Heimkehr über Weihnachten zu ermöglichen. Soldaten ohne Angehörige versuchte er den Dienst durch grosszügigere Weihnachtsgaben angenehmer zu gestalten. Damit deutete er die Mannschaft nicht nur als zu disziplinierende Untergeordnete, sondern als Zivilpersonen mit eigenen beruflichen oder familiären Verpflichtungen und Bedürfnissen. Mit zunehmender Dauer des Dienstes bemühte er sich rege, «für Abwechslung zu sorgen» und die Langeweile zu

53 Vgl. Fritzsche an Ehefrau, St. Maurice, 9. 1. 1915.

54 Fritzsche an Ehefrau, Lavey, 15. 12. 1914.

55 Fritzsche an Ehefrau, Lavey, 2. 1. 1915.

56 Vgl. Fritzsche an Ehefrau, Lavey, 7. 1. 1915.

57 Vgl. Jaun 1999: 386.

bekämpfen. Damit ging ein Umdenken einher, was seine eigene Rolle und diejenige der Mannschaft anbelangt. Fritzsche kommandierte und erzog die Mannschaft nicht nur, er unterhielt sie auch. Schliesslich setzte er sich, trotz aller Disziplinprobleme, für eine korrekte Behandlung der Mannschaft ein. Das zeigt sich exemplarisch, als er Oberleutnant Kind für seinen Ausdruck «Saubande» rügte, und als er grosse «Besorgnis» äusserte, als Füsiliere Heer vermeintlich im Sterben lag.

Darüber hinaus waren die Unterstellten, insbesondere die disziplinierte Mannschaft, die eigentliche Visitenkarte und der fleischgewordene Leistungsausweis des Offiziers, den er vorweisen und sich damit auszeichnen konnte. Besonders im umgekehrten Fall, wenn die Mannschaft ungehorsam war, fiel das auf die Offiziere zurück. Das hatte sich bereits im August 1914 gezeigt.<sup>58</sup> Nun lastete auch Major Aebly das Fehlverhalten der beiden Füsiliere im Oktober 1914 Fritzsche direkt an, da dieser für Geist und Dienstbetrieb seiner Kompanie verantwortlich sei. Aebly lag damit auf der Linie Willes und der Neuen Richtung, die ein Fehlverhalten von Unterstellten der unzureichenden Disziplinierung durch den Vorgesetzten und mangelnde Offiziersautorität anlasteten.<sup>59</sup> Der ehrgeizige, um gutes Abschneiden bemühte Bataillonskommandant muss befürchtet haben, dass der Vorfall auch auf ihn ein schlechtes Licht werfen würde, weshalb er die Schuld nicht bei sich selbst, sondern bei Fritzsche suchte. Dieser sah darin den plumpen Versuch, den eigenen Ruf zu schützen. Er wies die Schuld ebenso von sich, auch, um die geleistete Arbeit der letzten Monate nicht zu schmälern. Indem er bedauerte, dass das Bekanntwerden des Vorfalls im Regiment die «Arbeit der letzten Monate» fruchtlos erscheinen lasse, zeigte Fritzsche dasselbe Deutungsmuster wie Aebly: Beide betrachteten die erzogene, disziplinierte Mannschaft als Leistungsausweis des Vorgesetzten. Die Kriegstüchtigkeit war damit nicht mehr das alleinige Ziel der Ausbildung und Erziehung der Mannschaft. Es ging auch darum, mit einer disziplinierten Truppe den guten Ruf wahren zu können. Genau so begründete Fritzsche die erneute Forderung nach Disziplin, als es am 25. Dezember 1914 zu einem schweren Fall von Insubordination gekommen war. Er wollte die Mannschaft «ganz fest in die Hand» nehmen, weil «der gute Ruf unserer Truppe erhalten bleiben soll.»

#### **4.1.4 Ein «launischer und unangenehmer Herr» – der ehrgeizige Vorgesetzte**

Major Fritz Aebly, Kommandant des Bataillons 85 und damit Fritzsches direkter Vorgesetzter, trug entschieden dazu bei, dass dieser des Dienstes bald überdrüssig war. Fritzsche nannte ihn launisch und unangenehm,<sup>60</sup> sein Verhalten «aufgeregt» und «taktlos»;<sup>61</sup> er überschreite seine Kompetenzen und sein «missleiteter Ehrgeiz» erschwere ihm «jede Selbsterkenntnis».<sup>62</sup> Er sei gegenüber seinen eigenen Vorgesetzten misstrauisch und wittere «Fallen und Schwierigkeiten». Fritzsche warf ihm deshalb «Angstmeierei und

<sup>58</sup> Vgl. Kap. 1.2.

<sup>59</sup> Vgl. Moliterni 2019: 283.

<sup>60</sup> Fritzsche an Ehefrau, o. O., 28. 9. 1914.

<sup>61</sup> Fritzsche an Ehefrau, Rüschiikon, 26. 9. 1914; ebenso Fritzsche an Eltern, o. O., 24. 9. 1914.

<sup>62</sup> Fritzsche an Eltern, o. O., 24. 9. 1914.

Unmannhaftigkeit» vor.<sup>63</sup> Entsprechend angespannt war die Beziehung zum Bataillonskommandanten. Fritzsche schrieb wiederholt von «Reibungen und Schwierigkeiten»,<sup>64</sup> von «stets unangenehmem Verkehr»<sup>65</sup> und «allseitig enorm gereizter» Stimmung.<sup>66</sup> Der «kameradschaftliche Geist im Offizierskorps» des Bataillons sei «miserabel», sämtliche Offiziere mieden den Kommandanten.<sup>67</sup>

Für Fritzsche war die Anwesenheit von Stäben ohnehin eher störend. Bereits in Bern hatte er seiner Frau geklagt, die Nähe der «hohen Stäbe» erschwere es, «grössere Ruhe in unseren Betrieb» zu bringen.<sup>68</sup> Für die Ausbildung sei es «erspriesslicher», wenn er alleine mit der Kompanie arbeiten könne.<sup>69</sup> Das Verhalten des Bataillonskommandanten und die gespannte Beziehung zu ihm wirkte sich umso stärker auf seine Motivation aus. Als er zum Beispiel vom Bruderholz, wo er und seine Kompanie viel Selbständigkeit genossen hatten, nach Bottmingen zurückkehrte, wo auch der Bataillonsstab untergebracht war, schrieb er seiner Frau: «Die schönen Tage der vollen Selbständigkeit neigen sich heute zu Ende. [...] Wir gehen ungern, trotzdem es in den letzten Tagen abscheulich kalt und regnerisch war. Im Tal warten wieder langweilige Tage unwirksamen Dienstes und uns Offizieren speziell der stets unangenehme Verkehr mit dem nächsten Vorgesetzten. Wir bedauern alle sehr, dass gerade in dieser Zeit, wo man sich zusammenschliessen sollte wie eine kleine Familie, so vielerlei Reibungen und persönliche Differenzen zum Austrag kommen müssen. Nun, es wird immer wieder gehen, aber es ist eine ernstliche Erschwerung für unseren Dienst. Es heisst im grossen Stil jetzt Geduld üben und das muss man sich immer wieder vor Augen halten, dass es uns doch ungemein gut geht und wir ja nicht bluten müssen. Also ruhig bleiben und warten. So müssen die Deutschen jetzt auch zäh und tapfer aushalten.»<sup>70</sup> Eine Woche später berichtete er: «Übrigens wäre der [Dienst] ja ganz angenehm, wenn nicht der Herr Major ein so launischer und unangenehmer Herr wäre.»<sup>71</sup>

Einen Tiefpunkt erreichte die Beziehung zum Bataillonskommandanten Mitte Oktober, nachdem die beiden Füsiliere sich im deutschen Neuweiler betrunken hatten und Aebly Fritzsche Führungsversagen vorgeworfen hatte. Seiner Frau gegenüber schimpfte er den Bataillonskommandanten einen «hysterischen Gesinnungslumpen» und «Neurastheniten»: «Man kann sagen, dass Bataillon marschiert trotz ihm, keiner nimmt ihn eigentlich mehr ernst, als vielleicht er selbst, der in seinem Ehrgeiz und beschränktem Verstand nur merkt, dass man ihn schlecht behandelt und er eifersüchtig darüber wacht, dass er mit seinem Bataillon in äusserlichen Dingen gut abscheidet.»<sup>72</sup> Die Lage besserte sich erst, als ein Teil des Bataillons inklusive Aebly im Dezember

63 Fritzsche an Ehefrau, (St. Maurice), 23. 11. 1914.

64 Fritzsche an Eltern, o. O., 21. 9. 1914.

65 Fritzsche an Eltern, o. O., 22. 9. 1914.

66 Fritzsche an Ehefrau, o. O., 26. 9. 1914.

67 Fritzsche an Eltern, o. O., 24. 9. 1914.

68 Fritzsche an Ehefrau, (Bern), 6. 9. 1914.

69 Fritzsche an Ehefrau, o. O., 15. 9. 1914.

70 Fritzsche an Ehefrau, o. O., 22. 9. 1914.

71 Fritzsche an Ehefrau, o. O., 28. 9. 1914.

72 Fritzsche an Ehefrau, o. O., 15. 10. 1914.

demobilmachte und Fritzsche als stellvertretender Bataillonskommandant und Kommandant des Detachements St. Maurice zurückblieb. Der Dienst gestaltete sich nun «unendlich viel einfacher» als erwartet, was für Fritzsche vor allem daran lag, dass der Bataillonskommandant bisher für «viel unnütze Mühe und Aufregung» gesorgt hätte.<sup>73</sup> Er fühle sich wie ein «Fisch, den man aus einem engen Glas in den Bach wirft», schrieb er nach Hause.<sup>74</sup>

Im 2. Ablösungsdienst von Mai bis September 1915 bemühte sich Aebly aus Sicht Fritzsches vor allem darum, das Bataillon gegenüber General Wille gut zu präsentieren. Dieser passierte Zillis, wo Teile des Bataillons im Juni 1915 untergebracht waren, zweimal.<sup>75</sup> Fritzsche schilderte seiner Frau die zweite Inspektion wie folgt: «Wir standen von 7 Uhr an bereit an der Strasse, IV/85 an der Anrichte, aufgelöst in Züge und Gruppen bei glühendem Sonnenschein. Stunde um Stunde zerrann und wir arbeiteten krampfhaft in Gruppen und Zügen. Der Major & sein Adjutant waren zu Pferd ebenfalls in der Nähe & die Musik wartete auf den Moment, um das Paradestück loszulassen. Gegen 11½h verschwand der Major & ich war eben im Begriff, den Befehl zum Einrücken zu erlassen. Da auf einmal fuhr das rote Auto heran und fuhr in langsamem Tempo durch unsere Reihen. Kompaniekommandanten, Zugführer, Korporale meldeten sich und ihre Einheiten an, etwa 20 Meldungen in einer Minute, der General zeigte vergnügt an seine Kopfbedeckung und fort war er!! Und dafür dieser ganze unbegreifliche Rummel. Du hättest unseren Meister herumschiessen sehen sollen!! Es war zum Krautlachen.»<sup>76</sup>

Ansonsten glänzte der Bataillonskommandant in den Augen Fritzsches mit Abwesenheit: «Der Meister hat heute einen grossen Frass mit Hummer, Forellen etc. abgehalten. Sonst lebt er meist im Bureau und läuft nur etwa 2 Mal in der Woche mit dem Bataillon. Auch reitet er nicht. Er erlässt schriftliche Befehle und glaubt, damit sein Bataillon zu regieren. Um unsere Arbeit kümmert er sich nicht und meine Kompanie hat er noch gar nie besucht. Mir natürlich auch recht, aber in Ordnung ist es nicht.»<sup>77</sup>

Fritzsche äusserte vor allem Kritik an Aebly. Sie lässt sich wie folgt zusammenfassen: Erstens warf er ihm menschliche Unzulänglichkeit vor. Mit seinem unfreundlichen, taktlosen Verhalten sorgte er für einen miserablen Geist im Offizierskorps. Zweitens zweifelte er an Aeblys Fähigkeit, das Bataillon zu führen. Seine Befehle und Anordnungen seien unnötig und erschwerten den Dienst, das Bataillon marschiere nicht wegen, sondern trotz ihm. Damit war der Bataillonskommandant aus Sicht Fritzsches vor allem ein Störfaktor. Diese Erfahrung stimmte mit der Deutung überein, wonach Ranghöhere einen ruhigen Betrieb und eine sinnvolle Ausbildung verunmöglichten. Diese Deutung aktualisierte Fritzsche, als er in Bern in der Nähe hoher Stäbe Dienst tat. Aus der Erfahrung des Vorgesetzten als störend resultierte der Wunsch nach Selbständigkeit.<sup>78</sup>

73 Fritzsche an Ehefrau, Lavey, 19. 12. 1914. Ähnlich vgl. St. Maurice, 9. 1. 1915.

74 Fritzsche an Ehefrau, Lavey, 5. 12. 1914.

75 Vgl. I. Bat. 85, Zillis, 8. und 9. 6. 1915.

76 Fritzsche an Ehefrau, o. O., 10. 6. 1915.

77 Fritzsche an Ehefrau, o. O., 13. 6. 1915.

78 Aeblys Vorgesetzte schienen ebenfalls an dessen Eignung als Bataillonskommandant zu zweifeln. Oberst

Diesem Wunsch stand jedoch eine weitere Rolle gegenüber, die der Vorgesetzte einzunehmen hatte. Fritzsche war der Meinung, Aebly sollte sich um seine Unterstellten kümmern und sie regelmässig besuchen. Damit brachte er die Forderung nach Fürsorge zum Ausdruck, die ein Offizier gegenüber einem Unterstellten zu erbringen habe. Das Verlangen nach Selbständigkeit auf der einen und Fürsorge auf der anderen Seite liefen einander bisweilen zuwider und schränkten die Möglichkeiten des Vorgesetzten ein, sich aus Sicht des Unterstellten korrekt zu verhalten.

Darüber hinaus waren die Vorgesetzten Verteiler von (seltenem) Lob und (häufigem) Tadel. Fritzsche selbst war bemüht, den guten Ruf seiner Kompanie und damit auch seinen eigenen zu wahren. Folgt man seinen Schilderungen, zeigte sich die Deutung der Vorgesetzten als Verteiler von Lob und Tadel besonders stark bei Aebly. Der ehrgeizige Bataillonskommandant war sichtlich bemüht, gegenüber seinen Vorgesetzten in gutem Licht dazustehen und mit seinem Bataillon gut abzuschneiden. Aeblys Vorgesetzte wiederum, vom Regimentskommandanten bis zum General, fungierten dabei als Publikum. Andere Kompanien und Bataillone dienten dabei dem Vergleich und waren damit eher Konkurrenz als Kameraden im Buhlen um das Lob der Vorgesetzten. Das wurde deutlich bei der Inspektion durch General Wille, als Aebly das Bataillon mitsamt Spiel entlang der Strasse, die Wille passieren sollte, bereitstellen liess. Mit dem Vorwurf, es habe sich um einen «unbegreiflichen Rummel» gehandelt, stellte Fritzsche die Frage nach dessen Sinn und Zweck. Damit wehrte er sich auch dagegen, von Aebly lediglich als Leistungsausweis behandelt und vorgeführt zu werden.

#### **4.1.5 Unbekannte Gegenden und herrliche Natur**

«Es ist unglaublich, was alles in der letzten Woche Platz gefunden hat. So viel Eindrücke aller Art sind mir kaum erinnerlich. Es war ganz schön, Tage lang so durch die Schweiz zu wandern», schrieb Fritzsche seiner Frau Mitte September 1914.<sup>79</sup> In den vergangenen Tagen war er mit seiner Kompanie von Bern über Olten nach Bottmingen marschiert. Schon am ersten Marschtag hatte er geschrieben, es sei «gar nicht so eintönig, wie man meint, wenn man die Augen offenhält und die Karte gut studiert».<sup>80</sup>

Im September und Oktober tat die Füsilier-Kompanie IV/85 wiederholt Dienst auf abgelegenen Posten. Von der Waldwiese, wo sie stationiert war, konnte man weit ins Elsass blicken. Ausser einem deutschen Doppelposten und zwei deutschen Fesselballons sahen sie nichts vom Krieg, berichtete Fritzsche: «Sonst lachte gestern der schönste Sonnenschein über der prachtvollen Landschaft, in der sich Vieh und pflügende Ackerleute

---

leutnant Alfred Schindler berichtete Fritzsche Anfang Mai über eine allfällige Versetzung Aeblys: «Seine letzte Qualifikation hatte vom Divisionär den Vermerk: beschränkt. Nicht übel, gell? Die Regierung verlangt noch diese Woche Aufklärung von Schiessle und dieselbe wird gewiss nicht in Nebensätzen bestehen. Es stehen also noch interessante Sachen in Erwartung.» Oblt. Schindler, Alfred an Hans Fritzsche, Aandeer, 5. 5. 1915, UAZ PA.052.013.

79 Fritzsche an Ehefrau, o. O., 13. 9. 1914.

80 Fritzsche an Ehefrau, o. O., 9. 9. 1914.

scharf abhoben. [...] Es ist ein eigenartiges Gefühl, als ich heute um Mitternacht bei einer Postenrevision von da oben [einem Beobachtungsposten in den Baumwipfeln] hinaus sah. Man hörte zwar diese Tage nichts von Kanonendonner, doch weiss man ja, dass hinter den nächsten Erdwellen fortwährend gekämpft wird. Ein grosser Kontrast zu unserer Mannschaft, die gestern Abend in die Stille der Nacht ihre Schweizerlieder ertönen liess.»<sup>81</sup> Ähnlich hatte Fritzsche bereits in Bern von einer «Vorpostennacht bei Vollmond» geschwärmt, die bei sehr gutem Wetter «geradezu ideal» gewesen wäre. «Aber wie weit ist man davon entfernt, ruhig die Natur zu geniessen! Der grosse Krieg steht doch immer am Himmel und bleibt teilweise unverständlich», kommentierte er.<sup>82</sup>

Die Verschiebung nach St. Maurice führte die Kompanie in eine Gegend, die nur wenige kannten. In den ersten Tagen schienen Fritzsche und seine Mannschaft von Naturerlebnissen überwältigt. «Die Reise aus dem nebligen feuchten Norden an den blauen Genfersee, der sich im besten Lichte zeigt, bietet für die Mannschaft eine ganz aussergewöhnliche Ueberraschung», hielt das Truppentagebuch fest.<sup>83</sup> Der Marsch am Folgetag sei «ein wahrer Hochgenuss» gewesen<sup>84</sup> und St. Maurice selbst habe «wie eine althistorische Stätte auf der Grenze von Süden und Norden (Bozen, Chiavenna oder dergl.)» gewirkt und «entschieden einen grossen Reiz» ausgeübt.<sup>85</sup> Seiner Frau schilderte Fritzsche ähnliche Eindrücke: «Heute mache ich mit der Kompanie einen kleinen Übungsmarsch, auf dem wir uns etwas orientieren werden. Es ist eine grossartig schöne Welt hier, herrliche Berge, die tief verschneit sind. Der Genfersee zeigte sich in ganz wunderbarem Blau, wie es an das Mittelmeer erinnerte. Überhaupt habe ich immer etwas an die Zeit der Hochzeitsreise gedacht. Und man hat Mühe, sich klar zu machen, warum man eigentlich hier ist.»<sup>86</sup>

Die schöne, winterliche Landschaft animierte viele Wehrmänner zum Skifahren, auch Fritzsche: «Es ist eine ganz ausserordentlich schöne Gegend hier. Der gestrige Nachmittag in Villars und besonders der Abend war landschaftlich ganz ausserordentlich schön. Es ist ein prächtiges Skigebiet und Bruder Hermann hat auch bereits seine erste Exkursion hinter sich. Auch ich werde mit Skifahren beginnen, sobald ich einmal die Gegend noch besser kenne, ich will denn doch die Westschweiz bei dieser Gelegenheit kennenlernen und möchte die nächsten Sonntage benutzen, um nach Chillon, Montreux, Vevey etc. zu kommen. Leider werden wir an Werktagen kaum dazu kommen, Ski zu fahren, da im Tal nicht genug Schnee liegen soll. Einstweilen bin ich auch noch im Unklaren, ob ich von zuhause Skier kommen lassen oder solche anschaffen muss.»<sup>87</sup>

Im Juni 1915 beschrieb er die Naturerlebnisse ähnlich. Wiederholt absolvierte die Kompanie ausgiebige Märsche durch das Schams. «An schönen Tagen sind da herrliche Erinnerungen zu sammeln und wenn alles gelingt, ist auch die Mannschaft stolz auf

81 Fritzsche an Ehefrau, Grenze, 6. 10. 1914.

82 Fritzsche an Ehefrau, o. O., 6. 9. 1914.

83 Füs. Kp. IV/85, o. O., 18. 11. 1914.

84 Füs. Kp. IV/85, o. O., 19. 11. 1914.

85 Füs. Kp. IV/85, o. O., 20. 11. 1914.

86 Fritzsche an Ehefrau, Bex, 19. 11. 1914. Wohin die Hochzeitsreise ging, geht aus den Briefen nicht hervor.

87 Fritzsche an Ehefrau, St. Maurice, 23. 11. 1914.

ihre Leistungen», schrieb Fritzsche seiner Frau.<sup>88</sup> Nach 13,5-stündigem Marsch mit zwei Stunden Mittagsbiwak am 8. Juni 1915 konstatierte das Truppentagebuch, die Mannschaft sei den «starken Anforderungen dieses Marsches gut nachgekommen», es habe weder Nachzügler noch Fusskranke gegeben: «Der Marsch, der bei schönstem Wetter ausgeführt wurde, wird vielen eine wertvolle Erinnerung sein.»<sup>89</sup>

Der Dienst in unbekanntem Gegenden brachte «viele Eindrücke», wie Fritzsche im September 1914 geschrieben hatte. Das zeigte sich später besonders in alpinen Regionen, etwa in St. Maurice, von wo aus er in den ersten Tagen regelmässig und ausführlich über die dortige Landschaft und Städte berichtete, oder im Sommer 1915 im Schams. Das Marschieren durch den Jura und die Bergwelt sowie die Sicht auf verschneite Gipfel, Seen, Wiesen und Wälder, oft auch bei schönem Wetter, waren für Fritzsche gleichermaßen ein «Hochgenuss» und Gelegenheit, «herrliche Erinnerungen zu sammeln». Damit hatte sich auch Fritzsches Fokus verschoben: Er lag weniger auf der Kriegslage als auf der eigenen, erlebbaren Nahwelt; weniger auf dem Dienst selbst als auf dessen Umständen.

Derartige Erlebnisse deutete Fritzsche anhand von Mustern, die eher der zivilen als der militärischen Sphäre entsprangen. Der Marsch nach Bottmingen an die Grenze nannte er «wandern», auf dem Beobachtungsposten an der Grenze zum Elsass wollte er «ruhig die Natur [...] geniessen». Die Zugfahrt nach St. Maurice entlang des Genfersees erinnerte ihn an seine Hochzeitsreise. Dort angekommen, wollte er «die Westschweiz [...] kennenlernen», Sehenswürdigkeiten wie das Château de Chillon besichtigen und Ski fahren. Fritzsches Äusserungen lassen vermuten, er habe sich auf einer Ferienreise befunden, nicht im Dienst. In seinen Briefen schien er eher Tourist als Soldat gewesen zu sein und mit touristischer Perspektive auf den Aktivdienst geblickt zu haben. Nebst vielfältigen, eindrucklichen Erlebnissen boten Märsche in alpiner Landschaft die Möglichkeit, sich zu beweisen und zu zeigen, was man leisten konnte. «Stolz auf ihre Leistung» sei die Mannschaft gewesen nach dem 13,5-stündigen Gebirgsmarsch. Fritzsche seinerseits konnte ebenfalls befriedigt feststellen, dass die Mannschaft den «starken Anforderungen dieses Marsches» gewachsen war.

#### **4.1.6 «Jeder denkt nur noch an sich» – Hoffen auf Urlaub**

Im September 1914 wurde in den Briefen Fritzsches der Urlaub zum Thema. In einem Schreiben an das Bezirksgericht Horgen, wo er damals arbeitete, deutete er an, «dass ich ganz gern einmal etwas Urlaub hätte», dafür jedoch ein formelles Gesuch des Gerichts vorliegen müsse. Der Arbeitgeber verstand den Wink und wollte bereits ein solches schreiben, als Fritzsches Kompanie ein allgemeiner Urlaub in Aussicht gestellt wurde.

<sup>88</sup> Fritzsche an Ehefrau, o. O., 7. 6. 1915.

<sup>89</sup> Füs. Kp. IV/85, o. O., 8. 6. 1915. Der Gebirgsmarsch führte von Zillis über Mathon auf die Alp Nursin, von dort über die Felshänge ob der Alp digl Oberst zur sogenannten Lücke, anschliessend auf dem Kamm weiter zum Crapschalvakopf und schliesslich über Acla Sut und Rongellen zurück nach Zillis. Die zurückgelegte Distanz betrug rund 32 Kilometer, hinzu kamen je rund 2500 Meter Auf- und Abstieg. Die Kompanie startete um 03.15 Uhr und war um 16.45 Uhr zurück.

«Es ist unter allen Umständen ein angenehmer Gedanke, auf eine kurze Ausspannung rechnen zu dürfen», kommentierte er.<sup>90</sup> Gross war die Vorfriede, als der Urlaub Tatsache wurde, und Fritzsche verkünden konnte, zu «Weib + Kind» heimkommen zu können. «Für 10 Tage! Wir wollen uns jetzt schon vornehmen, nicht zu jammern, dass sie schnell vorbeigehen, sondern daran denken, dass wir beim Abmarsch alle nicht wussten, ob wir wieder heimkehren», schrieb er, als der Urlaub näher rückte.<sup>91</sup> «Das wird eine Freude sein!», doppelte er kurze Zeit später nach.<sup>92</sup>

Umso mehr Mühe hatte er, danach wieder in den Dienst zurückzukehren. «Es geht mir soweit recht gut, doch hatte ich entschiedene Mühe, wieder in das Soldatenleben hineinzukommen. Nicht nur ich, sondern auch die Zugführer und die ganze Kompanie. Es war eine etwas zähflüssige Masse und die Arbeitsprogramme der ersten Tage boten nicht Gelegenheit, sofort mit keckem Zwang Schwung in die Sache zu bringen. So schleppte man sich von Tag zu Tag vorwärts, leise stöhnend nach den schönen Zeiten des Zivillebens, das man eben wieder genossen hatte. Aber jetzt ist das überwunden, es geht von Tag zu Tag besser, auch die Schiesserei ist vorüber», schrieb er seiner Frau Anfang November 1914.<sup>93</sup> Auch das Tagebuch der Füsilier-Kompanie IV/85 hielt fest, man habe die «10 Tage Zivil [...] der Haltung der Leute ziemlich stark an[gemerkt] (Lebhaftigkeit, Stellungnahme, Melden)» und dass man sich etwas Zeit für die Arbeit in der Kompanie gewünscht hätte.<sup>94</sup> Es ist deshalb anzunehmen, dass sich der Urlaub nicht positiv auf die Haltung der Leute ausgewirkt hatte. Als die Hälfte des Infanterie-Bataillons 85 Anfang Dezember entlassen werden sollte, sorgte das für einige Aufregung: «Denke Dir, in welcher fataler Weise uns der Speck durch den Mund gezogen wird: Von unserem Bataillon sollen nur noch 2 kriegsstarke Kompanien hier bleiben, der ganze Rest kommt am Donnerstag nach Glarus zur Demobilisation und Entlassung auf unbestimmte Zeit. Und der Rest? Bleibt hier in St. Maurice bis auf Weiteres! Das war eine nette Aufgabe, aus all den Bewerbern die herauszufinden die es am nötigsten hatten, nach Hause zu kommen. Es ist tatsächlich jetzt in der Kompanie die reine Fahnenflucht ausgebrochen und jeder denkt nur noch an sich. Jeder, ich auch. Aber für mich ist die Sache gegeben. Die zwei jüngsten Kompaniekommandanten müssten bleiben, das sind Hermann und ich. [...] So hiess es denn sofort am Bataillons-Rapport, dass die beiden Brüder hier bleiben müssen, hier bleiben und wieder vorn anfangen mit zum grossen Teil neuer, zusammengewürfelter Mannschaft, mit Leuten, von denen ein grosser Teil meint, man habe sie mit Unrecht zurückbehalten. [...] Und innerlich bin ich selbst dies Mal wirklich auch etwas angegriffen. Ich wäre am Gericht so nötig und zuhause nicht minder. Es ist schon ein verdammtes Pech gerade vor Weihnachten und vor der Geburt. Urlaub für jene Zeit werde ich natürlich erhalten können, wir werden uns dienstlich kaum aufreiben müssen. Aber ob und wenn wir dann abgelöst werden, weiss kein Mensch.

90 Fritzsche an Ehefrau, o. O., 28. 9. 1914.

91 Fritzsche an Ehefrau, o. O., 16. 10. 1914.

92 Fritzsche an Ehefrau, o. O., 19. 10. 1914.

93 Fritzsche an Ehefrau, o. O., 4. 11. 1914. Mit «Schiesserei» meinte Fritzsche das Einzelschiessen und Kompanie-Gefechtsschiessen der vergangenen Tage. Vgl. Füs. Kp. IV/85, o. O., 2.–4. 11. 1914.

94 Füs. Kp. IV/85, o. O., 31. 10. 1914.

So heisst es wieder ein Mal, seine Ruhe bewahren, es könnte ja doch alles noch viel schlimmer sein.»<sup>95</sup>

Die Enttäuschung über die ausbleibende Entlassung war gross, bei Fritzsche wie auch bei seiner Frau, wie die Briefe erahnen lassen. Ausführlich erklärte er nochmals, weshalb er zurückbleiben musste: «Du kannst Dir nicht vorstellen, was für ein Trubel die letzten Tage über hier geherrscht hat, [...] Wie die Wahl der zu Entlassenden erfolgen sollte, davon verlautete nichts, bis zum letzten Moment erfuhr man nichts und das war auch der Grund, warum ich vorerst nichts schrieb, ich wollte Dir keine unnützen Hoffnungen machen, Dich aber auch nicht enttäuschen, wenn ich dann doch hätte kommen dürfen. Endlich kam der Befehl, dass die jüngsten Jahrgänge ausgezogen & nur die allerdringendsten Begehren berücksichtigt werden dürfen. Eine genaue Zahl der zu Entlassenden kannten wir wieder erst sehr spät.

Nach diesen Vorschriften war es vollkommen klar, dass in 1. Linie die viel älteren Kameraden Becker und Stauffacher hier entlassen werden mussten und in diesem Punkt hat Major Aebly nicht unrichtig gehandelt. Becker ist Kantonschemiker, also in einer verantwortlichen Staatsstellung, die der meinen vergleichbar ist, er hat eine viel grössere Familie als ich und dazu eine immer kranke Frau. Stauffacher ist der älteste der Kompaniekommandanten, ebenfalls Familienvater und pekuniär jedenfalls auch nicht glänzend gestellt, sondern auf den Verdienst angewiesen. Trotzdem habe ich mich mit ihm in Verbindung gesetzt und sondiert, ob er nicht für mich da bleiben wolle. Es wäre für ihn ein eigentliches pekuniäres Opfer gewesen, das ich nicht verlangen durfte. Und er hat mir absolut nicht offeriert, für mich da bleiben zu wollen. Mich wehren oder eine Versetzung beantragen konnte ich nicht, so wenig wie die 100 Mann meiner alten Kompanie, die hier bleiben mussten, ich hatte einfach zu gehorchen, wie diese ganze Mannschaften.

Dazu aber kam ein Trubel, wie ich ihn in meiner ganzen Dienstlaufbahn noch nie erlebt habe. Alles unsicher! Nur wusste man, dass der Zug Donnerstag 8 abfahren werde.»<sup>96</sup>

Fritzsche fehlte vorerst jeglicher Anhaltspunkt, wie lange sie in St. Maurice bleiben würden.<sup>97</sup> Anfang Januar 1915 kursierten Gerüchte, man würde bald abgelöst und entlassen. Offiziell verlautbart wurde nichts. Das sorgte für Unsicherheit im Detachement, gerade auch bei Fritzsche. «Aber es wird gehen wie auch schon: von heute auf morgen kann ein Befehl ergehen, der alles über den Haufen wirft, was man sich vorgestellt hatte», kommentierte er.<sup>98</sup> Die Geburt seiner Tochter stand kurz bevor, Fritzsche sehnte sich regelrecht nach Klarheit und Urlaub. Die unbekannte Dauer des Dienstes wirkte belastend. So schrieb er nach Hause: «Wie lange wird es noch gehen? Noch ist alles still, ich habe heute den Adjutanten der Festung angefragt, man weiss absolut nichts! Und Aebly weiss auch nicht mehr, als ich ihm gesagt habe. Aber er phantasiert immer dazu und weiss dann nicht mehr, was von ihm selbst stammt! Oberst Fama hat mir gesagt, dass im Januar Befehle kommen

95 Fritzsche an Ehefrau, o. O., 30. II. 1914.

96 Fritzsche an Ehefrau, Lavey, 3. 12. 1914.

97 Vgl. Fritzsche an Ehefrau, Lavey, 8. 12. 1914.

98 Fritzsche an Ehefrau, Lavey, 5. I. 1915.

sollen, dass man an eine Ablösung denke, aber etwas Sicheres wurde nie mitgeteilt. Doch kommen die Befehle von Bern ja immer erst kurz vor der Ausführung. So war es auch damals bei der Verlegung nach St. M. & bei der Teilentlassung.<sup>99</sup> Es ist also schon möglich, dass noch rechtzeitig etwas geht, ich hoffe im Stillen auch darauf und Du kannst Dir wohl denken, dass ich Dir auf die allerrascheste Weise Bericht machen würde. Aber bis dahin: ruhig im Glied und jeden Tag seine Pflicht getan. Es ist nicht leicht für mich, immer wieder nützliche Beschäftigung aufzutreiben. Doch versuchen wir es.»<sup>100</sup> Zwei Tage später konnte er die ersehnte Entlassung bestätigen. Fortan waren «fühlbar alle Gedanken [darauf] gerichtet». Die dringenden Wünsche, entlassen zu werden, widersprächen nicht der soldatischen Gesinnung und sie wollten «sicher nachher wieder unsere Schuldigkeit tun», doch die «momentane hiesige Beschäftigung» zu unterbrechen, sei für alle «von grösstem Vorteil», rechtfertigte er sein Begehren nach Urlaub.<sup>101</sup>

Im Hoffen auf Urlaub zeigte sich die Dienstmüdigkeit. Die Gründe dafür waren bei Fritzsche erstens die Tätigkeit, die ihm langweilig und sinnlos schien, und der Vorgesetzte, den er als launisch und unangenehm empfand. Davon erhoffte sich Fritzsche «eine kurze Ausspannung». Der zweite Grund war die Sehnsucht nach der Familie. Fritzsche und seine Frau freuten sich, dass er zu «Weib + Kind» heimkehren können werde. Daran konnte auch die interessante, als sinnvoll erachtete Grenzwache nichts ändern, die Fritzsche vor dem Urlaub geleistet hatte. Die Dienstmüdigkeit zeigte sich besonders beim Wiedereintrücken nach zehntägigem Urlaub im Herbst 1914. Anders als im August war ihm jegliches Pathos abhandengekommen. Weder die Füsilier-Kompanie IV/85 noch das Infanterie-Bataillon 85 noch Fritzsche erwähnten in ihren Tagebüchern bzw. Briefen patriotische Ansprachen und Spalier stehende Bevölkerung wie bei Beginn des Aktivdienstes. Der Dienst fiel schwer, gerade angesichts der «schönen Zeiten des Zivillebens». Das Schiessen und die Ausbildung, die auf dem Programm standen, glichen einem Dahinschleppen unter Stöhnen, die Kompanie einer «zähflüssigen Masse». Zudem wurden die Offiziere von ihren zivilen Verpflichtungen eingeholt, die seit August 1914 weitgehend ruhen mussten.

Der in Aussicht gestellte Urlaub für einen Teil des Bataillons offenbarte auch den Zusammenbruch bisheriger Deutungsmuster: Die Deutung des Dienstes als Opfer für das Vaterland funktionierte nicht mehr. Die Sinnstiftung, die Fritzsche für den Dienst nun heranzog, war, wie schon bei der Ausbildung, zu Geduld und zu Gehorsam zu mahnen. Wenn er auch grundsätzlich als Soldat seine «Schuldigkeit» tun wollte, so liess sich die «momentane hiesige Beschäftigung» kaum damit vereinen. Die Kameradschaft, die in den ersten Augustwochen hochgehalten worden war, machte dem Vorrang eigener

99 Über die Verlegung nach St. Maurice hatte Fritzsche seiner Frau geschrieben: «Mitten in das ruhige Treiben kommt der Befehl, das Bataillon habe sich zum sofortigen Abmarsch bez. Bahntransport nach St. Maurice! bereit zu machen. In aller Hast wird aufgepackt, Mann, Ross und Wagen gerüstet und bepackt. Dann warten wir einige Stunden im Kantonement, bis der Bericht kommt, heute und morgen erfolge noch kein Abtransport. Ob es wohl überhaupt geschieht?» Fritzsche an Ehefrau, Langnau (LU), 13. 11. 1914.

100 Fritzsche an Ehefrau, Lavey, 7. 1. 1915.

101 Fritzsche an Ehefrau, Lavey, 15. 1. 1915.

Bedürfnisse Platz. Auch das Vertrauen in die (Armee-)Führung schien aufgrund der späten und unzuverlässigen Befehle gelitten zu haben.

## 4.2 Der 3. Ablösungsdienst und die Zentralschule II (Februar bis Juni 1916)

Am Dienst der Füsilier-Kompanie IV/85 vom 15. November 1915 bis zum 12. Februar 1916 nahm Fritzsche nicht teil. Die Kompanie wurde in dieser Zeit von Fritzsches Bruder Hermann kommandiert. Stattdessen rückte Fritzsche am 8. Februar 1916 mit der Kompanie III/85 in Glarus ein und gelangte zwei Tage später nach Samaden<sup>102</sup> im Engadin. In den folgenden zwei Monaten trainierte die Kompanie das Skilaufen, absolvierte Märsche und Übungen und hörte sich Vorträge an.<sup>103</sup>

Das Infanterie-Bataillon 85 stand seit Ende Januar 1916 unter dem Kommando von Major Emil Bähler, den Fritzsche als ruhig und verständig schätzte. Im April vertrat er ihn, als Bähler im Urlaub war. Doch bereiteten ihm seine Unterstellten Mühe. Die Mannschaft hegte von Beginn an wenig Freude am Dienst und begegnete Fritzsche mit Misstrauen. Es sollte ihm bis ans Ende nicht gelingen, eine gute Beziehung zu ihnen aufzubauen.

Zudem machte ihm in dieser Zeit seine zivile Laufbahn zu schaffen. Am Bezirksgericht Horgen, wo er als Gerichtsschreiber arbeitete, fühlte er sich für eine Beförderung übergangen. Dafür wurde er wider Erwarten für die Zentralschule II für angehende Bataillonskommandanten aufgeboten, die er vom 26. April bis zum 18. Juni 1916 mehrheitlich in Thun, später für praktische Übungen im Raum Luzern und in Lenzburg besuchte.

In der Schweiz wuchs derweil die Sehnsucht nach Frieden. Französische Operationspläne schürten Ende 1916 und Anfang 1917 nochmals die Angst, man würde in den Krieg verwickelt werden. Gleichzeitig wirkte sich der Wirtschaftskrieg auf die Schweiz aus. Es kam zu Versorgungsengpässen, was die Bevölkerung im Alltag zu spüren bekam. Aufgrund verschiedener Affären mehrten sich kritische Stimmen gegenüber der Armee und ihrer Führung. Innerhalb der Armee nahm die Dienstmüdigkeit zu und die Wehrmänner litten wie schon zu Beginn unter fehlendem Erwerbsersatz.<sup>104</sup>

### 4.2.1 «Miserable soldatische Gesinnung» – die dienstmüde Füsilier-Kompanie III/85

Fritzsche kannte die rund 230 Mann der Füsilier-Kompanie III/85 kaum.<sup>105</sup> Seinen Zugführern ging es mehrheitlich ebenso. Von fünf waren nur zwei in der Kompanie III/85 eingeteilt und kannten die Kompanie bereits.<sup>106</sup> Das Fazit, wie er nach einer Woche mit

102 Heute Samedan.

103 Vgl. I. Bat. 85: St. Moritz, 12. 2.–26. 4. 1916.

104 Zum Kontext vgl. ausführlicher Kap. 6.1 und 6.2.

105 Vgl. I. Bat. 85: St. Moritz, 10. 2. 1916.

106 Es leisteten mit Fritzsche Dienst: Leutnant Elvezio Barbieri (II/85), Oberleutnant Theodoer Brunschweiler (IV/85), Leutnant Friedrich Hefli (IV/85), Oberleutnant Fridolin Jenny (III/85) und Leutnant Jakob

der Mannschaft zurecht kam, fiel ernüchternd aus: «Du weisst, dass ich eine Menge Leute und Unteroffiziere nicht kenne und ich habe daher noch keinen rechten Kontakt mit ihnen. Bei der Mannschaft fühle ich deutlich, dass ich ihnen noch fremd, wo nicht verdächtig bin. Es ist mir also bei weitem noch nicht wohl mit den Leuten und es fehlt einstweilen in der Kompanie aller Elan, alle Frische, die Leute sinnen ihren persönlichen Angelegenheiten nach, ärgern sich über die Abweisung von Urlaubsgesuchen (es werden fast keine genehmigt), ich begegne viel stumpfen, gleichgültigen Gesichtern und sehe auch Arbeit, die dem entspricht», schrieb er seiner Frau.<sup>107</sup> Ähnlich schrieb er am selben Tag seinen Eltern, er habe die «psychische Herrschaft noch durchaus nicht erreicht». Es falle ihm schwerer als früher, «rücksichtslos und freudig von den Leuten den Dienst zu verlangen», denn er stehe «stark unter dem Druck unserer misslichen politischen Verhältnisse».<sup>108</sup> Dabei bezog er sich auf befürchtete innere Spannungen und drohenden Ungehorsam der Truppe aufgrund der Oberstenaffäre, wie aus späteren Briefen hervorgeht.<sup>109</sup>

In den folgenden Tagen und Wochen bemühte sich Fritzsche vergebens, gegen den Missmut der Mannschaft anzugehen. Das Skifahren war «für das soldatische Wesen nicht sehr förderlich» und auf seine jungen Leutnants konnte sich Fritzsche nur bedingt verlassen, befand er.<sup>110</sup> «Auch meine jungen Offiziere geben mir hie und da etwas zu schaffen, sie denken etwas viel an Tanz und Vergnügen und haben nicht genügend Verständnis für meine intensive Pflichtaufassung. Sie sind insbesondere auch gegenüber der Mannschaft noch nicht in dem von mir angestrebten ständigen Verhältnis geistiger Führung und vollen Verständnisses. So fühle ich mich doch oft etwas vereinsamt und leide auch noch darunter etwas, dass ich mit den U[nter]o[ffizieren]en und Mannschaften noch nicht bekannt genug bin. Immerhin werde ich die noch fehlenden 6 – 7 Wochen wohl überstehen, denn nach aussen ist von den erwähnten Übelständen wenig fühlbar, es geht alles so schlecht und recht. Auch mit dem Bataillonskommandanten, der sich bei III/85 wenig blicken lässt und nicht ganz so viel Leben und Anregung bringt, als ich erwartet hatte.»<sup>111</sup>

Dass Fritzsche genauso wie die Füsiliere an der Skiausbildung teilnahm,<sup>112</sup> trug ebenso wenig zu deren Dienstfreude bei, wie regelmässige Lichtbildvorträge.<sup>113</sup> «Man tut wirklich auch in dieser Richtung für die Mannschaft jetzt recht viel, was sie natürlich nicht hindert, über den Dienst zu schimpfen», kommentierte Fritzsche und griff regelmässig zu Strafen.<sup>114</sup> Selbst frisch und belebend zu wirken, fiel ihm je länger, je schwerer.

«Wie denn überhaupt so ein Hauptmann eine nie versiegende Energiequelle sein sollte, der alles in seinen Bannkreis bringt. Das bin ich jetzt wirklich nicht, sondern eher

---

Wichser (III/85). Vgl. Fritzsche an Ehefrau, (Samaden), 13. 2. 1916; (Samaden), 18. 2. 1916; Offiziersetat 1916: 336 f.

107 Fritzsche an Ehefrau, (Samaden), 13. 2. 1916.

108 Fritzsche an Eltern, (Samaden), 13. 2. 1916.

109 Vgl. Fritzsche an Ehefrau, (Samaden), 25. 2. 1916; zur Obersten-Affäre Kap. 6.2.

110 Fritzsche an Ehefrau, (Samaden), 5. 3. 1916.

111 Fritzsche an Ehefrau, (Samaden), 5. 3. 1916.

112 Vgl. Fritzsche an Ehefrau, (Samaden), 15. 2. 1916.

113 Vgl. zum Beispiel Fritzsche an Ehefrau, (Samaden), 18. 2. 1916; (Samaden), 21. 3. 1916.

114 Fritzsche an Ehefrau, (Samaden), 21. 3. 1916.

ein etwas resigniertes Capitän, der bloss aushilfsweise dabei ist und hofft, die Zeit in Ehren durchzubringen», reflektierte er seine eigene Rolle.<sup>115</sup>

Die dienstmüde Mannschaft prägte Fritzsches Erfahrung. Sie war der Hauptgrund für seine eigene Dienstmüdigkeit. Nach sechs Wochen bilanzierte er: «Auch ich bin froh, wenn ich diesen Dienst einmal hinter mir habe, aber nicht wegen den Lawinen, sondern um aus dieser allgemeinen Verdrossenheit meiner gegenwärtigen Mannschaft herauszukommen. Es sind furchtbar unsympathische Kerle darunter, grobe, unerzogene Flegel, denen ich zwar äusserlich Meister werde, deren miserable soldatische Gesinnung ich aber nicht ändern kann.»<sup>116</sup>

Fritzsches Lage von Februar bis April 1916 war keine einfache. Er kannte seine Mannschaft nicht, sie kannte ihn nicht. Nur zwei von fünf seiner Zugführer entstammten der Kompanie III/85. Die jungen Leutnants interessierten sich ohnehin mehr für ihr Amüsement und nicht für den Dienst. Der Mannschaft ging es nicht anders. Sie waren von Anfang an im Kopf zu Hause, sannen «ihren persönlichen Angelegenheiten nach» und ärgerten sich über abgelehnte Urlaubsgesuche.

In diesen Soldaten sollte und wollte Fritzsche nun Dienstfreudigkeit – er schrieb von «Elan», «Frische» und «soldatischem Wesen» – wecken und bemühte sich um «psychische Herrschaft». Er strebte wohl auch selbst ein «Verhältnis geistiger Führung und vollen Verständnisses» zur Mannschaft an, wie er es von seinen Leutnants forderte. Was er darunter verstand, hatte er im vorletzten Ablösungsdienst mit seiner angestammten Kompanie gezeigt: Er verlangte einerseits Disziplin und Gehorsam, begegnete seinen Unterstellten andererseits mit Respekt, verzichtete auf Beschimpfungen, interessierte sich für die Sorgen des Einzelnen, bemühte sich, das Vertrauen der Mannschaft zu gewinnen, und sorgte für geistige Anregung.<sup>117</sup> Damit lag Fritzsche ganz auf der Linie dessen, was General Willes Militärpädagogik beabsichtigte: Erziehung auf der einen Seite, Fürsorge und Wohlwollen auf der anderen.<sup>118</sup>

Trotzdem scheiterte er. Es gelang ihm unter den geschilderten Umständen nicht, in der ihm unbekannt, dienstmüden Mannschaft Dienstfreudigkeit zu wecken. Immerhin konnte er seinen Ruf wahren. «Nach aussen [war] von den erwähnten Übelständen wenig fühlbar», berichtete er seiner Frau. Die äusserlich disziplinierte Mannschaft blieb seine Visitenkarte.

115 Fritzsche an Ehefrau, (Samaden), 13. 3. 1916.

116 Fritzsche an Ehefrau, (Samaden), 29. 3. 1916.

117 Vgl. Kap. 4.1. Wie Hauptmann Hans Fritzsche seine Kompanie führte, wurde gerade im Vergleich mit seinem Bruder Hermann deutlich. Hermann kommandierte die Füsilier-Kompanie IV/85 von November 1915 bis Februar 1916. Oberleutnant Kaspar Jenny, der zuerst unter Hans, dann unter Hermann Fritzsche in der Kompanie Dienst tat, berichtete über den Dienst unter Hermann, man habe «mit der geistigen Anregung etwas gekargt», die Offiziere hätten wenig «Interesse für die Sorgen des einzelnen Mannes» und «Liebe für ihre Leute» gezeigt, sie stattdessen angeschnauzt und beschimpft. Hermann habe fast nur zur Truppe gesprochen, um Tadel und Kritik zu üben, und sei ihr wenig bekannt gewesen. Damit habe man die Truppe nicht zu Disziplin erziehen können, bis zum Entlassungstag hatte sie stattdessen mehrfache Beschwerde gegen den neuen Kompaniekommandanten eingereicht. Jenny, Kaspar: Brief an Hans Fritzsche, Ziegelbrücke, 28. 2. 1916, UAZ PA.042.014.

118 Vgl. Annen 2003; Wyss 2003; Senn 2003; Kap. 1.2.

#### 4.2.2 «Tanz und Vergnügen» statt «intensiver Pflichtauffassung» – junge Leutnants

Nicht alle seiner Zugführer teilten Fritzsches «intensive Pflichtauffassung».<sup>119</sup> Die beiden Leutnants Elvezio Barbieri und Friedrich Hefti interessierten sich, so Fritzsche, vor allem für «Tanz und Vergnügen».<sup>120</sup> Das änderte sich im Verlauf des Dienstes nicht.

«Die Allerjüngsten haben in vielen Punkten etwas abweichende Ansichten, speziell auch punkto Pflichterfüllung und Damenwelt. Sie denken etwas viel an die Schönheiten von Samedan und ich bin bekanntlich für Flirt etc. nicht eingenommen. So bringe ich sie hie und da etwas in die Sätze und tupfe sie. Insbesondere bekommt Herrchen Hefti hie und da eins und es will ihm manches nicht recht behagen. Immerhin stehen wir nicht etwa auf Kriegsfuss miteinander, nur können sich die Herren nicht ganz so gehen lassen, wie sie wohl möchten», kritisierte Fritzsche nach vier Wochen Dienst.<sup>121</sup>

Hinzu kam ihre geringe Erfahrung. Beide waren jung: Barbieri hatte Jahrgang 1892, Hefti 1894. Es war ihr erster Dienst als Leutnant, sie waren erst Ende Vorjahr brevetiert worden.<sup>122</sup> Fritzsche kritisierte, sie seien «Anfänger, beide keine sehr belebende Elemente»<sup>123</sup> und «sehr still».<sup>124</sup> Sie standen nicht, wie von Fritzsche verlangt, im «ständigen Verhältnis geistiger Führung und vollen Verständnisses».<sup>125</sup> Das galt nicht für die anderen drei Subalternoffiziere. Diese zeigten sich eifrig und führten ihre Züge ordentlich, lobte Fritzsche; zwei kannten die Mannschaft aus früheren Diensten.<sup>126</sup>

Das Verhalten Heftis und Barbieris und Fritzsches Kritik daran offenbart ein unterschiedliches Verständnis davon, welche Rolle der Offizier im Aktivdienst innehaben sollte. Für den älteren, verheirateten Fritzsche stand die Pflicht an erster Stelle, für die beiden jüngeren Leutnants, glaubt man ihrem Vorgesetzten, das Vergnügen. Hefti und Barbieri waren keine Einzelfälle. Gerade jüngere Offiziere stellten im Ablösungsdienst ab September 1914 vermehrt das eigene Vergnügen in den Vordergrund. Dies fusste auf einer zunehmenden Erlebnisorientierung im Dienst und bot darüber hinaus die Möglichkeit, den eigenen Status sichtbar zu machen.<sup>127</sup>

#### 4.2.3 Herrlich und durch die Übung kaum gestört – die Landschaft

Im 1. und im 2. Ablösungsdienst im Jura, dem Wallis und im Schams hatte die Landschaft Fritzsches Erfahrung des Aktivdiensts geprägt. Dasselbe war im Engadin der Fall. Über einen Marsch berichtete er Mitte März: «Wir haben einen unserer schönsten Dienstage hinter uns. Bei prachtvollem Wetter sind wir auf Berninahäuser marschiert, was bei sehr

119 Fritzsche an Ehefrau, (Samaden), 5. 3. 1916.

120 Fritzsche an Ehefrau, (Samaden), 5. 3. 1916.

121 Fritzsche an Ehefrau, (Samaden), 6. 3. 1916.

122 Vgl. Offiziersetat 1916: 179.

123 Fritzsche an Ehefrau, (Samaden), 13. 2. 1916.

124 Fritzsche an Eltern, (Samaden), 13. 2. 1916.

125 Fritzsche an Ehefrau, (Samaden), 5. 3. 1916.

126 Fritzsche an Ehefrau, (Samaden), 13., 14. und 18. 2. 1916.

127 Vgl. Kap. 5.3.

gutem Schnee ein ganz grosser Genuss war. Prächtiger Blick auf die Bernina-Gruppe, die allerdings im Winter, wo alles gleich blendend weiss ist, fast weniger imponiert, als wenn sie aus dem Tannendunkel in blendender Weisse sich auftürmt. Immerhin bleibt es ein prächtiges und grossartiges Schauspiel. Der Marsch fand im Bataillonsverband statt in Verbindung mit einer taktischen Annahme. Immerhin vermochte die Übung den ungeübten Genuss der herrlichen Landschaft nicht zu stören.»<sup>128</sup> Bei anderer Gelegenheit sollte Fritzsche dieselbe Aussage wiederholen. Er lobte das Engadin als «ganz wunderbare», «wahrhaft heroische Landschaft».<sup>129</sup> Man sei, schrieb er zwei Wochen später, nach Zuoz «gewandert», habe dort «beim herrlichen Sonnenschein im Schnee biwakiert» und sei «dann nach Hause gepilgert».<sup>130</sup> Der lange Dienst habe in ihm «in punkto Zeit ein wenig Leichtsinn» geweckt, denn «das heillose Schanzen hat doch keinen Zweck, wenn gar keine Zeit zum Leben mehr bleibt.»<sup>131</sup> Fritzsche nahm sich vor, diesen «Fleck Erde» später mit seiner Frau «einmal zusammen» anzusehen.<sup>132</sup> Freie Sonntage nutzte er für weitere Ausflüge, etwa ins Val Poschiavo, das er noch nicht kannte.<sup>133</sup>

Fritzsche schrieb, als wäre er im Urlaub. Der Marsch nach Zuoz und zurück war eine Wanderung, eine Pilgerreise bei sonnigem Wetter. Die Übung, in deren Rahmen die Kompanie auf Berninahäuser<sup>134</sup> marschierte, lief in Gefahr, den Genuss der Landschaft zu trüben und zu stören. Das Naturerlebnis weckte seine Lebensfreude und liess ihn am Sinn blosser Ausbildung zweifeln. Hier stellte auch Fritzsche das Vergnügen über die «intensive Pflichtaufassung», wie er sie von seinen Zugführern verlangte, und aktivierte wie schon zuvor touristische Deutungsmuster: Der Dienst war ihm erneut eine Reise, er selbst nicht nur Offizier, sondern auch Tourist.

#### 4.2.4 Militärische und zivile Karriere

Am Bezirksgericht Horgen, wo Fritzsche als Gerichtsschreiber arbeitete, wurde 1916 eine Stelle als Vize-Präsident und Einzelrichter frei. Der Gerichtspräsident schlug den Wahlberechtigten, die den neuen Richter wählen sollten, als Nachfolge für den verstorbenen, aus Thalwil stammenden Richter erneut einen Juristen aus Thalwil vor. Dieser war am Bezirksgericht als Substitut tätig. Fritzsche hatte ihn von der Universität ans Gericht geholt und ausgebildet. Als Vize-Präsident sollte er nun auch Fritzsches Vorgesetzter werden. Fritzsche war erst kurz vor dem Wahltermin über den Vorschlag des Gerichtspräsidenten informiert worden. Man habe nicht mit seinem Interesse an der Stelle gerechnet, auch wegen der leicht geringeren Entlohnung, wurde ihm mitgeteilt; Fritzsche hingegen vermutete, der Präsident habe ihn lieber als stillen Schreiber und Diener im Hintergrund

128 Fritzsche an Ehefrau, (Samaden), 17. 3. 1916.

129 Fritzsche an Ehefrau, (Samaden), 19. 3. 1916.

130 Fritzsche an Ehefrau, (Samaden), 31. 3. 1916.

131 Fritzsche an Ehefrau, (Samaden), 31. 3. 1916. «Schanzen» ist wohl ein umgangssprachlicher Ausdruck für «lernen».

132 Fritzsche an Ehefrau, (Samaden), 19. 3. 1916. Ähnlich vgl. (Samaden), 31. 3. 1916.

133 Vgl. Fritzsche an Ehefrau, (Samaden), 2. 4. 1916.

134 Heute Bernina Suot.

behalten wollen, statt ihn zum Mitregenten und zum Konkurrenten zu machen. Fritzsche fühlte sich übergangen. Unter seinem Substitut arbeiten zu müssen, betrachtete er als Degradierung, obwohl er mit einiger Distanz von einem komisch anmutenden, einfältigem «Schildbürgerstück» sprach.<sup>135</sup>

Fritzsche hoffte, dass ihm die Zukunft «etwas Neues» bieten werde, und rechnete mit einem Aufgebot für die Zentralschule für angehende Bataillonskommandanten.<sup>136</sup> Wenige Tage später erfuhr er, dass einem Hauptmann aus einem anderen Bataillon, etwas älter als er, der Vorzug gegeben werden solle. «Also wieder zwei Türen zu!», klagte er, ermahnte sich jedoch sogleich: «Indessen ist es jetzt wirklich nicht an der Zeit, eigene Pläne in den Vordergrund zu schieben und es ist nicht klug, sich jetzt bitteren Betrachtungen hinzugeben.»<sup>137</sup> Schliesslich gehe es ihm und seiner Familie gut und in zwei Monaten könne er nach Hause kommen.

Zu seiner Überraschung erhielt er wenige Tage später das Aufgebot für die Zentralschule II von April bis Mitte Juni 1916. Seine Frau bat er, «die Verlängerung des Dienstes gelassen hinzunehmen, da sie doch notwendig ist und die Möglichkeit eröffnet, im Dienst weiterzukommen, wenn sonst für mich momentan der Riegel gestossen scheint», und versprach sonntägliche Treffen.<sup>138</sup> Darüber hinaus freute er sich, dem Gerichtspräsidenten schreiben zu können, «dass man mich im Dienst doch für etwas nutz hält».<sup>139</sup>

Die Zentralschule selbst sagte Fritzsche wenig zu. In Thun klagte er über Langeweile und eintöniges Schulbankdrücken,<sup>140</sup> in Interlaken über zu viel administrative Arbeit, die ihm wenig zusagte.<sup>141</sup> Die Tage in Lenzburg schimpfte er eine «blöde Zeit» und klagte über «endlose Theoriestunden».<sup>142</sup> Interessant sei immerhin die Besichtigung der dortigen Konservenfabrik Hero gewesen.<sup>143</sup>

Fritzsche, das wird aus seiner Reaktion auf die verpasste Beförderung und das Aufgebot für die Zentralschule deutlich, waren Vorankommen und Aufstieg wichtig. Der Militärdienst sollte ihm das erlauben. Das Aufgebot für die Zentralschule war für ihn eine «Möglichkeit [...] weiterzukommen» und wies (auch gegenüber seinem Arbeitgeber) sein Können aus. Fritzsche war demnach ein Beispiel jener Akademiker, die ab 1900 zur «führenden soziokulturellen Gruppe im schweizerischen Offizierskorps» wurden und denen der Offiziersrang zusätzliche Distinktion ermöglichte.<sup>144</sup>

Umgekehrt war Fritzsche, auch im Aktivdienst, nicht bloss Offizier, sondern gleichzeitig Jurist, der seine Karriere voranbringen wollte, und Familienvater, auf den zu Hause Frau und Kinder warteten. In den Briefen, die er in der zweiten Februarhälfte 1916 nach Hause schrieb, war die verpasste Beförderung ein wichtiges, teilweise das dominierende

135 Fritzsche an Ehefrau, (Samaden), 3. 3. 1916; vgl. Fritzsche an Eltern, (Samaden), 5. 3. 1916.

136 Fritzsche an Ehefrau, (Samaden), 24. 2. 1916.

137 Fritzsche an Ehefrau, (Samaden), 27. 2. 1916.

138 Fritzsche an Ehefrau, (Samaden), 2. 3. 1916.

139 Fritzsche an Ehefrau, (Samaden), 2. 3. 1916; ebenso an Eltern, (Samaden), 5. 3. 1916.

140 Vgl. Fritzsche an Ehefrau, Thun, 1. 5. 1915; o. O., 16. 5. 1916.

141 Fritzsche an Ehefrau, Interlaken, 17. 5. 1916

142 Fritzsche an Ehefrau, 31. 5. 1916.

143 Vgl. Fritzsche an Ehefrau, (Lenzburg), 8. 5. 1916.

144 Vgl. Jaun 1999: 393.

Thema. Im Brief, den er seinen Eltern am 3. März schrieb, nahm es sechs von acht Seiten ein.<sup>145</sup> Dass Fritzsche sich selbst mahnen musste, nicht «eigene Pläne in den Vordergrund zu schieben», zeigt deren Bedeutung. Das Aufgebot für die Zentralschule II trennte ihn weitere sieben Wochen von seiner Familie. Er bat um Verständnis und bot an, den Kontakt wenigstens über sonntägliche Treffen zu wahren. Fritzsches Rollen als aufstrebender Offizier im Aktivdienst auf der einen Seite sowie als Jurist und Familienvater auf der anderen waren also nicht ohne Probleme miteinander vereinbar.<sup>146</sup>

### 4.3 Der 4. Ablösungsdienst (August bis November 1916)

Am 28. August machte die Füsilier-Kompanie IV/85, nun wieder unter dem Kommando von Hans Fritzsche, zum vierten Mal mobil. Der Dienst führte sie auf den Umbrail im Südosten der Schweiz.<sup>147</sup> Dort lagen sich österreichisch-ungarische und italienische Truppen im Hochgebirge gegenüber. Die Kompanie bewachte verteilt auf verschiedene Posten die Grenze, daneben war sie mit allerlei Bauarbeiten, Holztransporten, Schneeräumen und Ausbildung beschäftigt. Fritzsches Kompanie kehrte später nach Sta. Maria im Tal zurück. Dort wurde sie, zerstreut in Detachemente von meist kaum mehr als zwei Dutzend Mann, zu Holzarbeiten, Strassenunterhalt, Transporten oder Wache abkommandiert. Anfang November 1916 kehrte die Kompanie nach Glarus zurück und demobilisierte am 4. des Monats.

#### 4.3.1 «Trotz aller Interessantheit etc. zählt eben doch ein jeder die Tage» – die Grenzwahe

Am 31. August 1916 kam die Füsilier-Kompanie IV/85 auf den Umbrail. Sie hatte dort den Abschnitt Mitte, das heisst das Gebiet zwischen der Passstrasse und der Dreisprachenspitze zu bewachen. Ein Zug betrieb den Offiziersposten auf der Dreisprachenspitze, ein anderer die Unteroffiziersposten auf der Umbrailpasshöhe. Daneben patrouillierten die Soldaten regelmässig der Grenze entlang. Der Rest der Kompanie erhielt Einzel- und theoretische Ausbildung, wurde zu Holz- und Lebensmitteltransporten oder zu Sappeurarbeiten abkommandiert.<sup>148</sup>

Langeweile dominierte Fritzsches Erfahrung auf dem Umbrail. Bereits nach drei Tagen klagte er über den «monotonen Dienstbetrieb»: «Wache stehen, holzen, Sappeur-

<sup>145</sup> Vgl. Fritzsche an Eltern, (Samaden), 5. 3. 1916.

<sup>146</sup> Ausserhalb des Aktivdienstes schienen sich zivile und militärische Karriere hingegen zu befruchten. Akademiesche Berufe bildeten ab 1900 die «führende soziokulturelle Gruppe im schweizerischen Offizierskorps». Offiziersstatus, -habitus und -mentalität gab ihnen «in einer auf Selektion, Fortentwicklung und Überlebenskampf gestimmten Gesellschaft als zivile und militärische Führerschaft der Nation eine überhöhte Bedeutung», wie Jaun für das schweizerische Offizierskorps im Fin de Siècle aufgezeigt hat. Jaun 1999: 394 f.

<sup>147</sup> Vgl. Kap. 3-4.

<sup>148</sup> Vgl. Füs. Kp. IV/85, (Umbrail), 31. 8.–8. 9. 1916; I. Bat. 85, Umbrail/St. Maria, 2. 9. 1916.

arbeiten und für die jeweiligen verfügbaren Mannschaften etwas Einzelausbildung, Turnen, Schiessvorbereitungen etc. Auf Theorie müssen wir auch bedacht sein, was allerdings immer schwerer wird, wenn man sich nicht ewig wiederholen will. – Für mich lasse ich wohl von Max auch etwas Lektüre kommen, so für an Sonntagen. Denn ohne Jassen und Trinken wird die Zeit hier oben wohl lang werden. Und doch möchte ich nirgends anders sein, da wir hier doch ziemlich selbständig sind.»<sup>149</sup>

Nach drei Tagen schlug das Wetter um, der Schnee zwang die Truppe in die Kantonementen. Dort hatten sie viel Zeit und wenig zu tun. Mit Vorträgen und Retablieren wusste sich die Kompanie mehr schlecht als recht zu beschäftigen. Nach einer Woche auf dem Umbrail berichtete er seiner Frau: «Wir hätten hier oben so gut Zeit, etwas zu lesen. Wir sitzen seit mehreren Tagen wieder in sehr bösem Wetter, Schnee, Regen, Nebel, alles durcheinander sodass wir ungemein beengt sind in der Truppenarbeit. [...] Wir transportieren Holz und Lebensmittel auf unsere exponierten Posten, geben etwas Theorie oder lesen etwas vor. Viel Zeit vergeht auch mit Trocknen der Kleider, Reinigen der Gewehre etc.»<sup>150</sup>

Auch im Truppentagebuch notierte Fritzsche, es sei schwierig, die Truppe «bei schlechtem Wetter zu beschäftigen».<sup>151</sup> Die folgenden Tage blieb das Wetter schlecht. Die Kompanie konnte kaum vor die Tür hinaus, die Langeweile blieb. Immerhin, tröstete sich Fritzsche, war es auf dem Umbrail interessanter als im Tal, wo eine «noch langweiligere Zeit» bevorstand.<sup>152</sup>

Etwas Abwechslung boten die Kämpfe jenseits der Grenze. Auch wenn immer wieder Geschosse auf die Schweiz niedergingen, waren sie für Fritzsche in erster Linie unterhaltsam, nicht bedrohlich. Das zeigte sich zum Beispiel in Fritzsches Brief über die Kämpfe vom 3. September 1916. An diesem wolkenlosen Sonntagnachmittag lieferten sich italienische und österreichische Truppen ein dreistündiges Gefecht. Beide Seiten beschossen gegnerische Stellungen mit Artillerie, Patrouillen bekämpften sich mit Gewehr- und Maschinengewehrfeuer. Auch die italienische IV. Cantoniera auf der Umbrail-Passhöhe und die österreichischen Stellungen beim Stilsferjoch wurden beschossen. Auf der Dreisprachenspitze, wo zu diesem Zeitpunkt ein Zug aus Fritzsches Kompanie Wache hielt, schlug ein italienisches Geschoss im Schweizer Wachtlokal ein.<sup>153</sup> Fritzsche hatte an diesem Tag Besuch von seinem jüngeren Bruder Hermann erhalten. Der war mit der Kompanie III/85 in Sta. Maria stationiert, «wo es sehr langweilig sein soll».<sup>154</sup> Seiner Frau berichtete Fritzsche: «Er [Hermann] hat es gerade sehr gut getroffen. Denn die feindlichen Parteien benützten den herrlichen Sonntag zu einer ziemlich lebhaften Kanonade und man konnte sehr schön die Aufschläge auf beiden Seiten verfolgen. Freilich kommt es einem dumm & blöd vor, dass sie in solcher Weise den Sonntag feiern, denn es ist doch

149 Fritzsche an Ehefrau, (Umbrail), 3. 9. 1916.

150 Fritzsche an Ehefrau, (Umbrail), 7. 9. 1916.

151 Füs. Kp. IV/85, (Umbrail), 3. 9. 1916. Vgl. ähnlich 19. 9. 1916.

152 Fritzsche an Ehefrau, (Umbrail), 13. 9. 1916.

153 Vgl. I. Bat. 85; Umbrail/St. Maria, 3. 9. 1916; Füs. Kp. IV/85, (Umbrail), 3. 9. 1916.

154 Fritzsche an Ehefrau, (Umbrail), 4. 9. 1916.

klar, dass diese ganze kleine Schiesserei zu nichts führt. Für uns aber ist sie eine willkommene Abwechslung in dem sonst natürlich etwas monotonen Dienstbetrieb.»<sup>155</sup>

Ausserdem bescherten die Schneestürme Anfang September der Kompanie verschiedene Aufräumarbeiten. Fritzsche war froh darüber. «Alle praktischen Arbeiten gehen viel leichter vonstatten als die sich stets wiederholende soldatische Ausbildung & Gefechtsübungen», begründete er.<sup>156</sup> Seinen Eltern berichtete er nach knapp einem Monat auf dem Umbrail, dass die Aufgaben sehr interessant seien, gerade auch im Vergleich zur Ausbildung im Tal, die bevorstand. Die Tage würden so rasch und gleichförmig verstreichen. Auch seine Unterstellten seien hier deutlich weniger dienstmüde, sondern täten ihre Pflicht, er habe noch keine einzige Strafe aussprechen müssen.

Fritzsche gab hier dem Praktischen den Vorzug vor dem Soldatischen, das heisst der Ausbildung. So verstreiche der Dienst rascher. «Trotz aller Interessantheit etc. zählt eben doch ein jeder die Tage», schrieb er seinen Eltern.<sup>157</sup> Eine Sinnstiftung der Wache an der Grenze, wie er sie im ersten Ablösungsdienst in der Nordwestschweiz vollzogen hatte, erwähnte er in seinen Briefen nicht. Auch im Truppentagebuch, das mutmasslich von ihm geführt wurde, fehlen Hinweise dazu. Der eigentliche Feind Fritzsches und der Füsilier-Kompanie IV/85 war damit die Langeweile, sie zu bekämpfen und bald heimzukehren ihr vorrangiges Ziel.

#### **4.3.2 «Kurz, es ist im Ganzen unbefriedigend» – der Dienst im Tal**

Am Montag, dem 2. Oktober 1916, liess die Füsilier-Kompanie IV/85 den Umbrail hinter sich und zog hinunter ins Münstertal. In den folgenden Tagen wurde die Kompanie aufgeteilt und zu diversen Diensten abkommandiert. Nebst Wache in Münstair, Plan Teal<sup>158</sup> und auf der Klosteralp<sup>159</sup> sowie Patrouillen waren die Soldaten mit Transporten, Weg- und Bauarbeiten und je länger, desto mehr mit Holzen beschäftigt oder als Ordonnanzen eingeteilt. Die Detachemente waren über die unter Talhälfte verstreut und standen meist unter der Kontrolle eines Unteroffiziers. Fritzsche fand daran wenig Gefallen, wie er seiner Frau schrieb: «Meine Kompanie hat jetzt entschieden nichts zu gewinnen, sie ist in unzählige kleine Gruppen verteilt, es geschieht also gar nichts militärisch Erhebliches. Und doch nehme ich die schönen Herbsttage ruhig hin, ohne grosses Bedauern über die viele schöne Zeit, weil es nun einmal Pflicht ist, hier zu sein. Das ist auch der Trost, den ich meinen Leuten gebe, einen andern gibt es nicht.»<sup>160</sup>

Zehn Tage später berichtete er seinen Eltern: «Der Dienst in Sta. Maria bietet nicht mehr viel. Meine Leute holzen für den Winter, in militärischer Beziehung geschieht fast nichts, ich selbst reite sehr viel, um die Arbeit an den verschiedenen Plätzen zu kontrol-

<sup>155</sup> Fritzsche an Ehefrau, (Umbrail), 3. 9. 1916.

<sup>156</sup> Fritzsche an Eltern, (Umbrail), 22. 9. 1916.

<sup>157</sup> Fritzsche an Eltern, (Umbrail), 22. 9. 1916.

<sup>158</sup> Bei Punt Teal.

<sup>159</sup> Heute Las Clastras.

<sup>160</sup> Fritzsche an Ehefrau, Sta. Maria, 7. 10. 1916.

lieren.»<sup>161</sup> Die diversen Tätigkeiten der Kompanie – Holzen, Bauen, Transportieren etc. – waren in Fritzsches Verständnis nicht militärisch. Mit militärisch meinte Fritzsche mutmasslich seltene Patrouillen, die Orts- und Kantonnementswachen sowie ausserdem das Exerzieren unter der Leitung von Offizieren, das Schiessen oder Übungen, wie aus den Einträgen im Truppentagebuch hervorgeht.<sup>162</sup> Dieses Verständnis, was militärisch ist und was nicht, verunmöglichte es, den diversen Arbeiten im Hintergrund Sinn zu verleihen. Die einzig mögliche Sinnstiftung dafür war Pflichterfüllung. Eine andere gab es für Fritzsche nicht. Fritzsches Haltung gegenüber der Ausbildung war, wie schon 1914, ambivalent: Auf dem Umbrail hatte er sie als langweilig und monoton abgelehnt und praktischen Tätigkeiten den Vorzug gegeben. Im Tal mochte er diesen keinen Sinn abgewinnen, fürchtete, seine Leute büsstes darob an Kriegstüchtigkeit ein und begrüsstete die Ausbildung.

Seine eigene Tätigkeit erfuhr Fritzsche nicht anders. Als Kompanie- und Platzkommandant in Sta. Maria besorgte er die Administration im Hintergrund und revidierte die verstreuten Posten. Seinen Eltern berichtete er: «Die interessanteste Zeit ist zweifellos hinter uns, die Wochen in Sta. Maria dehnen sich endlos, so hübsch das Tal an sich ist. [...] Die Tätigkeit des Kompaniekommandanten ist also in der Hauptsache eine administrative, dazu kommen Patrouillengänge zur Kontrolle der Grenzposten in Münster, auf Klosteralp etc. Ich bin ferner Platzkommandant von Sta. Maria und da zwei Kompanien und über 100 Pferde drin liegen, ausserdem der Fuhrwerk- und Auto- sowie Telephonverkehr ein sehr reger ist, so habe ich allerhand kleine Arbeiten und Laufereien. [...] Immer ziemlich angespannt und doch sehr undankbar. Dazu sind meine Offiziere zum Teil weg, in Kursen oder auf dem Umbrail. Kurz, es ist im Ganzen unbefriedigend.»<sup>163</sup> Fritzsche hatte zwar alle Hände voll zu tun, die «Laufereien und Geschichten» boten aber wenig «Wichtiges».<sup>164</sup> Was seine Frau zu Hause tat, erachtete er als «bedeutender»; er hingegen renne «den ganzen Tag wegen sehr unwichtigen Dingen herum, die alle nur den momentanen Haushalt der Truppe in Sta. Maria betreffen.»<sup>165</sup>

#### **4.3.3 «Aber im Frieden gehen wir dann einmal aufs Stilfserjoch» – die alpine Landschaft**

Am Samstag, dem 9. September 1916, genoss die Füsilier-Kompanie IV/85 auf dem Umbrail erstmals schönes Wetter. Fritzsche nutzte es für eine «Orientierungsreise» zum Posten auf der Punta di Rims und passierte dabei den Piz Umbrail.<sup>166</sup> Über die Aussicht berichtete er: «Die Gegend ist ungemein interessant, man sieht sofort ausserordentlich weit & hat grosse Mühe, sich richtig zu orientieren. Von gemeinsamen Bekannten ist

161 Fritzsche an Eltern, Sta. Maria, 19. 10. 1916.

162 Vgl. Füs. Kp. IV/85, (Sta. Maria), 2.–31. 10. 1916.

163 Fritzsche an Eltern, Sta. Maria, 10. 10. 1916.

164 Fritzsche an Ehefrau, Sta. Maria, 15. 10. 1916.

165 Fritzsche an Ehefrau, Sta. Maria, 7. 10. 1916.

166 Fritzsche an Ehefrau, (Umbrail), 9. 9. 1916. Fritzsche schrieb vom «entferntesten höchsten Posten» und einem «3000er». Gemeint ist daher wohl derjenige auf der Punta di Rims. Die Posten am Passo dei Pastori und bei Punkt 2860 wurden zu diesem Zeitpunkt wohl nicht mehr betrieben, sie sind im Tagebuch der Füsilier-Kompanie IV/85 nicht erwähnt.

allerdings nur die Berner Gruppe zu nennen, alles andere sind Tiroler, Italiener oder dann Grenzberge zwischen Unterengadin & Prättigau. Ein Wirsch [ein Durcheinander, eine Verwirrung] von Tälern aller Art! Die schönste Gruppe natürlich der Ortler, den man von 3SS aus (Dreisprachenspitze) direkt vor sich sieht. Aber im Geschäft der Orientierung wird man oft gestört durch die einsetzende Kanonade. Heute wurde das helle Wetter wieder benutzt, um sich etwas zu beunruhigen. Erfolge werden allerdings durch diese Schiessereien kaum erzielt, es handelt sich mehr um das Princip.»<sup>167</sup>

Zwei Aspekte dominierten Fritzsches Naturerfahrungen: Erstens war die Bergwelt überwältigend. Das war bereits im ersten und zweiten Aktivdienst im Wallis bzw. im Schams der Fall gewesen. Die Fülle an Erlebnissen spiegelte sich hier in der Wortwahl und der Interpunktion wider, wie zum Beispiel «ungemein interessant», «ausserordentlich weit» oder «Ein Wirsch von Tälern aller Art!». Fritzsche nutzte den Dienst, um die Gegend kennenzulernen. Dabei hatte er nicht nur die Brille des Offiziers, sondern auch diejenige des Touristen auf. Zweitens stand die schöne Natur im Gegensatz zum Krieg. Die Kanonade, die einsetzte, erfuhr Fritzsche als störend und nutzlos. Denselben Gegensatz hatte Fritzsche bereits zwei Jahre zuvor erwähnt.

Fritzsche wiederholte diese Aussagen auch später. Er nutzte das «herrliche Wetter», um Posten zu revidieren und auf die Gipfel entlang der Grenze zu gehen; seiner Frau schrieb er von «einer prächtigen solchen Wanderung» und dem Ausblick auf den Ortler, die Tirolertäler und die Gipfel entlang der schweizerisch-italienischen Grenze, der «ungemein grossartig» sei.<sup>168</sup> Umgekehrt hinderte ihn das Wetter teilweise daran, «auf alle die Gipfel» zu steigen, die er sich vorgenommen habe, was «sehr schade» sei.<sup>169</sup>

Unten im Val Müstair war Fritzsche angetan von der herbstlichen Landschaft. In Lü, das etwas höher liegt, inspizierte er seine Soldaten beim Holzen. Die Soldaten und das Holzen waren nicht der Rede wert, dafür aber die «prächtigen Lärchenwälder», das «prächtige Plateau» und die «ungemein farbenreiche prächtige Welt».<sup>170</sup> An freien Sonntagen unternahm er ausgedehnte Touren zu Fuss oder zu Pferd. Am 10. Oktober ritt er zum Beispiel von Sta. Maria das Val della Alps<sup>171</sup> bis zur Alp Buffalora ab und kehrte durch das Val Müstair nach Sta. Maria zurück. «Den ganzen Tag wundervolle Naturbilder, ähnlich denen, wie sie vom Nationalpark jetzt verbreitet werden», schrieb er seiner Frau.<sup>172</sup>

Der Wunsch, bald nach Hause zurückzukehren, blieb trotz der Erfahrung schöner Natur bestehen. Diese sollte jedoch die Erinnerung an den Dienst prägen. Bevor er das Val Müstair verliess, nahm sich Fritzsche vor, mit seiner Frau nach Kriegsende dorthin zurückzukehren: «Aber im Frieden gehen wir dann einmal aufs Stilsferjoch mit Abstieg nach Meran!»<sup>173</sup>

167 Fritzsche an Ehefrau, (Umbrail), 9. 9. 1916.

168 Fritzsche an Ehefrau, (Umbrail), 15. 9. 1916.

169 Fritzsche an Ehefrau, (Umbrail), 14. 9. 1916.

170 Fritzsche an Ehefrau, (Sta. Maria), 4. 10. 1916.

171 Heute Val Mora, das parallel zum Val Müstair etwas weiter südwestlich verläuft.

172 Fritzsche an Ehefrau, (Sta. Maria), 10. 10. 1916. Der Schweizerische Nationalpark wurde 1914 gegründet und grenzt an das Val Müstair. Vgl. Kupper 2012: 55–138.

173 Fritzsche an Ehefrau, Sta. Maria, 31. 10. 1916.

#### 4.4 Der 5. Ablösungsdienst (März bis Juni 1917)

Nach erfolgter Mobilmachung am 20. März 1917 und kurzer Ausbildung im bernischen Oberbuchsitzen wurde die Füsilier-Kompanie IV/85 in die Region Schaffhausen verlegt und dem Grenzdetachment Nord-Ost-Schweiz unterstellt. Sie sollte, verteilt auf ein Dutzend Posten, den Ausfuhrschmuggel verhindern und die Westgrenze des Kantons Schaffhausen bewachen. Im Mai kam die Kompanie zurück nach Oberbuchsitzen, später nach Wisen (SO) und schliesslich nach Reigoldswil im Halbkanton Basel-Land, wo sie jeweils Ausbildung betrieb. Am 16. Juni 1917 wurde die Kompanie schliesslich entlassen.

##### 4.4.1 «Vorsicht» und «keine Schonung» – der Kampf gegen Ausfuhrschmuggel

Am Abend des 25. März 1917 erfuhr Fritzsche, seine Kompanie solle am nächsten Morgen nach Schaffhausen abtransportiert werden. Dort angelangt, erteilte ihm das Kommando des Grenzdetachements Nord-Ost-Schweiz den Befehl, mit seiner Kompanie erstens militärisch erhebliche Vorgänge jenseits der Grenze zu beobachten, zweitens feindliche Flieger abzuwehren und drittens die Heerespolizei und die Zollorgane dabei zu unterstützen, den Grenzverkehr zu regeln und vor allem den Ausfuhrschmuggel zu unterbinden. Zwischen Barga und Rheinsfelden bezog die Kompanie auf einer Strecke von rund 90 Kilometer zwölf Posten, Fritzsche selbst blieb in Schaffhausen.<sup>174</sup> Einen Tag später erliess Fritzsche eine «Instruktion für die Bekämpfung des Schmuggels». Die Hauptaufgabe der Kompanie sei es, den Ausfuhrschmuggel zu verhindern, orientierte er und gewährte den Postenchefs weitgehende Freiheit, in Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse ihre Aufgabe zu erfüllen. Ausführlich jedoch ordnete er an, wie mit der Bevölkerung umzugehen sei: «Sie [die Truppe] ist darauf hinzuweisen, dass jemand, der in der Zeit der Teuerung im eigenen Vorteil die Produkte des Landes der einheimischen Bevölkerung entzieht, durchaus verwerflich handelt und keine Schonung verdient. Die Leute müssen wie Jäger an ihrer Tätigkeit lebhaftes Interesse nehmen und daher jeweilen genau darüber aufgeklärt werden, was man mit einer bestimmten Patrouille will.

Mit der Bevölkerung muss das beste Verhältnis unterhalten werden, denn nur dann kann in Erfahrung gebracht werden, was für eine wirksame Kontrolle unerlässlich ist [...]. Dabei ist aber völliges Stillschweigen zu beobachten über die eigenen Pläne. Alle Befehle sind unter Ausschluss irgend welcher Hörer auszugeben [...]. Alles was von Civilpersonen in Erfahrung gebracht wird, ist mit Vorsicht zu würdigen. Der Kreis der Schmuggler und ihrer Helfer ist nicht fest umschrieben, es ist durchaus damit zu rechnen, dass Beeinflussungen versucht werden. Darum nie irgend welche Räte über bestimmtes Vorgehen annehmen, sondern eher deren Gegenteil anordnen.»<sup>175</sup>

<sup>174</sup> Vgl. Füs. Kp. IV/85, 25.–28. 3. 1917; Abb. 8. Nicht eingezeichnet sind die Posten in Rüdlingen und Buchenloo nordwestlich Rafz.

<sup>175</sup> Hptm. Fritzsche, Hans, Füs. Kp. IV/85; Instruktion für die Bekämpfung des Schmuggels, (Schaffhausen, 29. 3. 1917), PA Oplatka Tagebuch Füs. Kp. IV/85.



Abb. 8: Grenzabschnitt Kreuzlingen-Kaiserstuhl (AG) (Ausschnitt), 3. 2. 1917. Quelle: BAR E27#1000/721#13226\*.

In den folgenden Tagen inspizierte Fritzsche die einzelnen Posten und vermerkte Besonderheiten. In Wilchingen sei die Bevölkerung «eher zurückhaltend» und der im Wald nahe der Grenze gelegene Rossbergerhof «besonders verdächtig»,<sup>176</sup> Beggingen gelte als «Hauptschmugglernest» und der Posten habe bereits in der zweiten Nacht «auffällige Lichter und Signale» gesehen und Schüsse in deren Richtung abgegeben.<sup>177</sup> Dasselbe wiederholte sich eine Nacht später.<sup>178</sup> Immer wieder nahmen die Posten Personen gefangen, die meist Pfeffer, ausserdem Seife, Schokolade, Kakao und dergleichen nach Deutschland schmuggeln wollten, oder schossen auf sie.<sup>179</sup> Vereinzelt griffen die Posten auch geflohene russische Kriegsgefangene auf.<sup>180</sup>

Fritzsche zeichnete in seinen Instruktionen und dem Truppentagebuch ein zweideutiges Bild der Bevölkerung. Zum einen war die Kompanie auf die Unterstützung

176 Füs. Kp. IV/85, (Schaffhausen), 28. 3. 1917. Heute Rossberghof.

177 Füs. Kp. IV/85, (Schaffhausen), 30. 3. 1917.

178 Vgl. Füs. Kp. IV/85, (Schaffhausen), 31. 3. 1917.

179 Vgl. Füs. Kp. IV/85, (Schaffhausen), 3., 5., 11., 15., 16., 19., 21., 23. und 26. 4. 1917.

180 Vgl. Füs. Kp. IV/85, (Schaffhausen), 13. und 14. 4. 1917.

der Bevölkerung angewiesen, um Hinweise auf den Schmuggel zu erhalten. Ausserdem erfuhren die Posten zum Teil grosszügige Unterstützung vor Ort. Die Soldaten würden «wie die Fürsten» leben, «Eier, Butter, Milch gibt es in den Dörfern überall in Menge», schrieb Fritzsche seiner Frau.<sup>181</sup> Er selbst machte sich Vorwürfe, weil er «z. B. mittags vier Spiegeleier essen, zum 4 Uhr Kaffee eine Menge Butter vertilge und dann doch wieder zu Nacht speise» und rechtfertigte, er bewege sich «ja viel an der kalten, windigen Luft».<sup>182</sup>

Andererseits hegte Fritzsche grosses Misstrauen gegenüber der Bevölkerung vor Ort. Unter ihnen befänden sich Schmuggler, die mit ihrem eigennützigem Handeln der «einheimischen Bevölkerung» schaden würden. Damit grenzte er die Schmuggler, die seine Soldaten jagen sollten, von der einheimischen Bevölkerung, die er vor wirtschaftlicher Not bewahren sollte, ab. Der «Kreis der Schmuggler und ihrer Helfer» sei jedoch unklar. Deshalb sollten die Soldaten sämtlichen Zivilpersonen mit Vorsicht begegnen, doch gleichzeitig das «beste Verhältnis unterhalten».

Das offenbart einen bedeutenden Erfahrungswandel. Im August 1914 sah sich die Schweiz scheinbar einer militärischen Bedrohung von aussen gegenüber, die Armee stemmte sich dagegen und die Bevölkerung unterstützte und bejubelte sie dafür. Das veränderte sich bald in zweierlei Hinsicht. Erstens bröckelte die Einheit und Geschlossenheit im Landesinnern, angesichts zahlreicher Affären wurde Kritik an der Armee und am Bundesrat laut. Zweitens wich die militärische Bedrohung weitgehend einer wirtschaftlichen.<sup>183</sup> Auch Fritzsche sorgte sich um die Landwirtschaft und fürchtete sich vor einer erneuten Missernte wie 1916.<sup>184</sup> Der Ausfuhrschmuggel verschärfte in Fritzsches Augen diese Bedrohungen. Deshalb verurteilte er ihn und verlangte für die Schmuggler «keine Schonung». Die Bedrohung von aussen war damit einer Bedrohung von innen gewichen. Der eigentliche Feind war nun nicht mehr jenseits, sondern diesseits der Grenze zu suchen, mitten unter der eigenen Bevölkerung.

In einem Fall wurde beim Verfolgen von Schmugglern eine Zivilperson verletzt. Am 15. April 1917 traf eine Patrouille von vier Mann in Nohl spätabends auf zwei «verdächtige Individuen».<sup>185</sup> Weil die beiden «unsichere und widersprechende Angaben» machten, nahm die Patrouille sie mit auf den Posten.<sup>186</sup> Auf dem Weg dorthin riss einer der Verdächtigen aus und floh durch das Dorf. Der Patrouillenchef schoss ihm nach zweimaligem Halteruf drei Schüsse nach, ein anderer Füsilier gab zwei Schüsse ab, einen als Schreckschuss in den Boden, einen in Richtung des Verdächtigen. Einer der fünf Schüsse durchschlug Fensterladen und -scheibe des nahen Zollhauses und riss ein Loch in die gegenüberliegende Wand, dabei verletzte ein Splitter ein 12-jähriges Mädchen. Fritzsche ordnete eine Untersuchung an und kam zum Schluss: «Meiner Ansicht nach liegt von Seiten des Militärs kein Verschulden vor, die Leute waren nach ihren Befehlen verpflichtet, den Fliehenden mit Feuer zu verfolgen. Wenn im Dunkel der Nacht ein Schuss in Rich-

181 Fritzsche an Ehefrau, (Schaffhausen), 30. 3. 1917.

182 Fritzsche an Ehefrau, (Schaffhausen), 30. 3. 1917.

183 Vgl. Kap. 6.1 und 6.2.

184 Fritzsche an Ehefrau, Schaffhausen, 9. 4. 1917.

185 Füs. Kp. IV/85, (Schaffhausen), 16. 4. 1917.

186 Füs. Kp. IV/85, (Schaffhausen), 16. 4. 1917.

tung gegen das Zollhaus flog, so ist das nach Lage der Umstände durchaus verständlich, zumal nach den ersten Schüssen plötzlich die Strassenbeleuchtung löschte. In Anbetracht der Tatsache, dass der Arrestant in der nächsten Nähe des Zollhauses ausriss, war nicht zu vermeiden, dass unweit der Häuser geschossen werden musste.»<sup>187</sup>

Fritzsche mass damit der Erfüllung der Pflicht höhere Bedeutung zu als dem Wohl der Zivilbevölkerung, die dabei zu Schaden kam. Ähnlich hatte auch im September 1914 Hauptmann Wilhelm Francke Schildwachen dafür gelobt, gemäss ihrer Pflicht gehandelt zu haben, als sie auf eigene Soldaten schossen bzw. einstachen, die den Halterufen keine Folge geleistet hatten.<sup>188</sup> Paradoxerweise nahm er, um die Bevölkerung vor wirtschaftlichen Schäden durch den Ausfuhrschmuggel zu schützen, deren Schädigung an Leib und Gut in Kauf. Er plädierte im Anschluss darauf, den entstandenen Schaden zu ersetzen und auf eine Verfolgung oder disziplinarische Ahndung der Füsiliere zu verzichten.<sup>189</sup>

Fritzsche hielt den Kampf gegen den Schmuggel für erlebnisreich. Seiner Frau berichtete er von einem «anregenden Dienst», den seine Leute verrichteten.<sup>190</sup> Er verlangte «lebhaftes Interesse», schrieb von der «Schmugglerjagd»<sup>191</sup> und befahl seinen Leuten, «wie Jäger» zu sein.<sup>192</sup> Demgegenüber stand die Ausbildung. «Ungezählte Stunden Exerzieren» würde dieser Dienst seinen Soldaten ersparen, schrieb er.<sup>193</sup> Seine eigene Tätigkeit, Posten zu inspizieren, war weniger interessant. «Soll ich wohl heute aus Langeweile in die Operette gehen?», fragte er sich Anfang April,<sup>194</sup> und kam Ende Monat zum Schluss, er habe «nichts von Belang geleistet»: «Ich gehe ein wenig wie im Traum herum, reite und inspiziere meine Posten. Meine gegenwärtige Tätigkeit hat doch wenig Sinn und ich könnte über die Ablösung froh sein, wenn ich angenehmen Zeiten entgegenginge!»<sup>195</sup>

#### **4.2.2 Der «ungemein schlampige Dienstbetrieb» – die unkontrollierbare Mannschaft**

Anfang März hatten die Angehörigen der Füsilier-Kompanie IV/85 erfahren, dass sie auf den 20. März 1917 zum fünften Mal in den Aktivdienst einrücken sollten. Das Aufgebot kam unerwartet. Fritzsche hatte deshalb noch vor Dienstbeginn rund 45 Urlaubs- und Dispensationsgesuche erhalten. Das war rund ein Fünftel der Kompanie. Nur 20 Gesuchen konnte er stattgeben.<sup>196</sup>

187 Füs. Kp. IV/85, (Schaffhausen), 16. 4. 1917.

188 Vgl. Kap. 1.2.

189 Vgl. Füs. Kp. IV/85, (Schaffhausen), 16. 4. 1917.

190 Fritzsche an Ehefrau, (Schaffhausen), 30. 3. 1917.

191 Fritzsche an Ehefrau, (Schaffhausen), 31. 3. 1917

192 Zum Verhältnis von Jagd und Militär vgl. Haudenschild 2015.

193 Fritzsche an Ehefrau, (Schaffhausen), 30. 3. 1917.

194 Fritzsche an Ehefrau, (Schaffhausen), 1. 4. 1917.

195 Fritzsche an Ehefrau, (Schaffhausen), 24. 4. 1917.

196 Die Kompanie zählte zu diesem Zeitpunkt 6 Offiziere sowie 288 Unteroffiziere und Soldaten. Der Soll bestand für eine Füsilier-Kompanie lag bei 5 Offizieren sowie 208 Unteroffizieren und Soldaten. Gemäss Befehl der 6. Division durften höchstens 10% des Sollbestandes dispensiert werden, exklusive allfälliger Überzähliger. Damit hätten rechnerisch mehr als hundert Offiziere und Soldaten dispensiert werden kön-

Zwei Tage nach der Mobilmachung traf die Kompanie in Oberbuchsiten ein. Die Einzel- und Zugsausbildung am folgenden Morgen offenbarte Lücken. Der «Stand der Ausbildung» stehe «nicht auf gleicher Höhe», die Mannschaft wolle wie in den ersten Tagen üblich «den Zivilton beibehalten» und lasse sich «ungern an die rasche straffe Haltung zwingen». <sup>197</sup> Die Offiziere bemühten sich deshalb, «in der Truppe etwas Appell zu schaffen», <sup>198</sup> sie also zu erziehen, in eine «mentale Achtungsstellung» <sup>199</sup> zu versetzen und sie sich unterzuordnen. So waren vorerst Einzelausbildung und theoretischer Unterricht über Grüßen, Melden und Anstand angesagt. <sup>200</sup>

Danach kam die Füsilier-Kompanie IV/85 im Kanton Schaffhausen an die Grenze. Die zwölf Posten wurden jeweils von Unteroffizieren kommandiert, die Zugführer kontrollierten jeweils drei bis fünf davon, Fritzsche inspizierte sie alle paar Tage. Die Grenzposten genossen damit grosse Selbständigkeit, die Offiziere hatten nur wenig direkten Einfluss auf sie. Seiner Frau schrieb er vom blossen «Versuch [...] den Einfluss eines Kompaniekommandanten trotz aller Verschiedenheit der Aufgaben zur Geltung zu bringen. Aber das ist natürlich schwer genug.» <sup>201</sup> Unter der laxen Kontrolle litt, wie sich im Folgenden zeigen soll, vor allem der innere Dienst. Die Soldaten waren nicht einheitlich gekleidet und ausgerüstet, die Kantonnements teilweise nicht aufgeräumt, die Ausrüstung nicht geputzt und gepflegt.

Fritzsche legte fortan ein Augenmerk auf den inneren Dienst. In seiner «Instruktion für die Bekämpfung des Schmuggels» vom 29. März war er nicht darauf eingegangen. Das holte er fünf Tage später nach. Am 3. April befahl er, der innere Dienst müsse «noch gewissenhafter und sorgfältiger» gepflegt werden, die Postenchefs seien dafür verantwortlich. In acht Punkten führte er aus, welche Bekleidung zu tragen, wie die persönliche Ausrüstung, Schuhe, Schanzwerkzeug und Gewehr zu reinigen, wie die Tornister zu packen und die Kapute zu rollen seien. Fritzsche verlangte einheitliches, ordentliches Auftreten und sorgfältige Pflege des Materials. <sup>202</sup> Das wurde nur bedingt umgesetzt. Auf Inspektionen bemängelte er nach wie vor den inneren Dienst einzelner Posten. <sup>203</sup> Im «Befehl für den Dienst der Füs. Kp. IV/85 beim Grenzdetachement Nord-Ost-Schweiz» vom 12. April 1917 verlangte er nochmals, der innere Dienst sei «peinlich zu pflegen»: Die Soldaten müssten einheitlich gekleidet und ausgerüstet sein, die Lokale sauber, die Ausrüstung gepflegt. Fritzsche verlangte «Reinlichkeit auch am eigenen Körper». Ausserdem sei wenigstens eine Viertelstunde am Tag Einzelausbildung zu betreiben und es sei «Lebhaftigkeit und Frische durch das Verlangen ständigen flotten Auftretens (Grüssen, Melden, stramme Haltung, rasche Ausführung aller Befehle) zu erhalten». <sup>204</sup>

---

nen. Trotzdem musste Fritzsche nach eigenen Angaben eine nicht leichte Auswahl treffen. Vgl. Füs. Kp. IV/85, (Glarus), 20.–21. 3. 1917; Art. 8 AfSt 1917.

<sup>197</sup> Füs. Kp. IV/85 (Oberbuchsiten), 23. 3. 1917.

<sup>198</sup> Füs. Kp. IV/85 (Oberbuchsiten), 23. 3. 1917. Zu Appell vgl. Kap. 1.2.

<sup>199</sup> Jaun 2014: 36.

<sup>200</sup> Vgl. Füs. Kp. IV/85 (Oberbuchsiten), 24. 3. 1917.

<sup>201</sup> Fritzsche an Ehefrau, Schaffhausen, 31. 3. 1917.

<sup>202</sup> Vgl. Füs. Kp. IV/85, (Schaffhausen), 3. 4. 1917.

<sup>203</sup> Vgl. Füs. Kp. IV/85, (Schaffhausen), 7. 4. 1917.

<sup>204</sup> Hptm. Fritzsche, Hans, Füs. Kp. IV/85: Befehl für den Dienst der Füs. Kp. IV/85 beim Grenzdetachee

Der innere Dienst erfolgte nicht nur der Ordnung und Sauberkeit selbst willen. Er kann auch als Ersatzhandlung verstanden werden, da andere Möglichkeiten, die Soldaten direkt zu kontrollieren, weitgehend fehlten. Folgt man den Ausbildungszielen des Eidgenössischen Militärdepartements von 1908, hatte der innere Dienst in erster Linie einen «erzieherischen Wert». «Die Genauigkeit in der Erfüllung kleiner Dinge macht sich dann auch bei Erfüllung der Pflichten im Grossen und Bedeutungsvollen geltend», hiess es als Begründung.<sup>205</sup> Fritzsche stimmte damit überein. Der innere Dienst machte ausserdem die militärische Hierarchie klar. Gemäss Marianne Rychner diene das Befehlen weiblich konnotierter Reinigungstätigkeiten dem befehlenden Offizier auch dazu, sich seiner eigenen Männlichkeit zu versichern, sie darzustellen und seine übergeordnete, männlichere Position gegenüber dem Unterstellten zu markieren.<sup>206</sup>

Trotz der erlassenen Befehle sollte Fritzsche jedoch bis zum Schluss auf einzelnen Posten einen «ungemein schlampigen Dienstbetrieb» antreffen.<sup>207</sup> Und als die Posten am 27. April abgelöst wurden, hielt er rückblickend fest: «Das Gros der Mannschaft ist [...] nicht soweit, dass bei mangelnder oder undurchführbarer Kontrolle der Dienst genau nach Vorschrift ausgeführt wird.»<sup>208</sup> Als die Kompanie vom 26. bis 28. Mai in 19 Gemeinden rund um Olten die Heubestände erfasste und die Soldaten weitgehend auf sich selbst angewiesen waren, zeigte sich dasselbe Bild: Haltung und Anzug würden nachlässiger, das Grüssen sei schlecht, notierte Fritzsche.<sup>209</sup>

Interessanterweise schien sich die Kompanie beim Bekämpfen des Schmuggels bewährt zu haben. Der Kommandant des Grenzdetachements Nord-Ost-Schweiz zeigte sich zufrieden damit, wie die Kompanie ihrer Aufgabe nachkam.<sup>210</sup> Auch Fritzsche hielt am Ende des Dienstes in Schaffhausen fest, dass die Kompanie «über eine grössere Anzahl von durchaus vertrauenswürdigen U. Offizieren verfügt, denen ruhig solche selbständigen Arbeiten übertragen werden können.»<sup>211</sup> Zuvor hatte er im Truppentagebuch einzelne Postenchefs mehrmals lobend erwähnt: Der Posten in Barga habe zum Beispiel bei einer Grenzverletzung klug und korrekt gehandelt, Fritzsche liess die gesamte Kompanie darüber informieren;<sup>212</sup> er erwähnte auch detailliert, wie der Postenchef in Neuhausen dank gewieftem Verhalten dazu beigetragen habe, zwei Schmuggler festzunehmen.<sup>213</sup>

---

ment Nord-Ost-Schweiz, (Schaffhausen, 12. 4. 1917), PA Oplatka Tagebuch Füs. Kp. IV/85. Der Befehl regelte darüber hinaus die Organisation der Kompanie, deren Aufgaben, Meldungen sowie den übrigen Dienstbetrieb. Unter letzteren fiel als einer von sechs Punkten der innere Dienst.

205 Ausbildungsziele 1908: 318.

206 Vgl. Rychner 1995.

207 Füs. Kp. IV/85, (Schaffhausen), 24. 4. 1917

208 Füs. Kp. IV/85, (Schaffhausen), 27. 4. 1917.

209 Vgl. Füs. Kp. IV/85, (Wisen [SO]), 25. 5. 1917.

210 Vgl. Füs. Kp. IV/85, (Schaffhausen), 27. 4. 1917.

211 Füs. Kp. IV/85, (Schaffhausen), 27. 4. 1917.

212 Vgl. Füs. Kp. IV/85, (Schaffhausen), 14. 4. 1917.

213 Vgl. Füs. Kp. IV/85, (Schaffhausen), 19. 4. 1917.

#### 4.4.3 «Verlorene Tage des Lebens» – Ausbildung unklarer Dauer und Dienstmüdigkeit

Am 28. April verschob die Füsilier-Kompanie IV/85 nach Oberbuchsiten und trat wieder unter das Kommando des Infanterie-Bataillons 85. In der folgenden Woche betrieb sie Einzelausbildung, vor allem den inneren Dienst betreffend, turnte, bereitete sich auf das Schiessen vor, schoss und nahm mehrmals an Übungen des Bataillons teil.<sup>214</sup> Fritzsche begrüßte die Ausbildung vorerst. Er beantragte beim Bataillonskommando, die Kompanie sei ihm in der folgenden Woche gänzlich zur Einzelausbildung zu überlassen. «Es ist sonst einfach unmöglich, die Kp. systematisch zu fördern», begründete er.<sup>215</sup> Einige Tage wurden ihm gewährt, Fritzsche zeigte sich befriedigt über die «entschiedenen Fortschritte» in der Einzelausbildung.<sup>216</sup>

Am 12. Mai gelangte die Kompanie nach Wisen nahe Olten. Dort betrieb sie wiederum Einzelausbildung, beispielsweise Taktschritt, Achtungsstellung und Drehungen, Grüßen und Melden, später Zugs- und Gefechtsausbildung sowie Marschübungen.<sup>217</sup> Gemäss Kursbericht und persönlichem Tagebuch Fritzsches regelte das Bataillonskommando das Gros der Ausbildungsfragen.<sup>218</sup> Bald zeigte sich erneut die Ambivalenz der Ausbildung, besonders der Einzelausbildung. Für Fritzsche war etwas davon notwendig, um die Mannschaft kriegstüchtig zu machen und sie zu erziehen; zu viel davon war jedoch langweilig und drückte auf die Stimmung. Die Soldaten fanden an der erneuten Einzelausbildung wenig Gefallen. «Die Mannschaft ist gesättigt vom Detailerzieren, die Stimmung wird zusehends schlechter», hielt das Truppentagebuch fest.<sup>219</sup> Fritzsche kritisierte darin den «eintönigen Dienst» und war froh um die «wohltuende Abwechslung», die die schöne Aussicht auf Märschen mit sich brachte.<sup>220</sup> Deutlicher äusserte er sich gegenüber seiner Frau: «Mir ist glücklich wieder eine Woche verstrichen, nicht gerade leicht. Eine kleine Abwechslung für mich bot ein 2 tägiger Kurs über Trainwesen, bei welchem Anlass ich auch einmal eigenhändig ein Pferd putzen musste. Ich bin aber so dankbar für jede Art Abwechslung.»<sup>221</sup>

Im Kursbericht über den fünften Ablösungsdienst tat Fritzsche seinen Vorgesetzten seinen Unmut an der Ausbildung kund: Die Einzelausbildung sei nach dem besonderen Dienst an der Grenze in Schaffhausen notwendig gewesen. Es sei jedoch zu einseitig vorgegangen worden, darunter habe die Dienstfreudigkeit gelitten. «Es ist Tatsache, dass die Mannschaft durch die Einzelausbildung besonders gelangweilt und bedrückt wurde. In der Hälfte der für die Einzelausbildung befohlenen Zeit hätte das Gleiche erreicht wer-

214 Vgl. Füs. Kp. IV/85, (Oberbuchsiten), 30. 4.–5. 5. 1917.

215 Füs. Kp. IV/85, (Oberbuchsiten), 5. 5. 1917.

216 Füs. Kp. IV/85, (Oberbuchsiten), II. 5. 1917.

217 Vgl. Füs. Kp. IV/85, (Wisen [SO]), 13.–16. 5. 1917.

218 Vgl. Hptm. Fritzsche, Hans, Füs. Kp. IV/85; Zum Kursbericht über den Aktivdienst. März-Juni 1917, Glarus, 14. 6. 1917, PA Oplatka Tagebuch Füs. Kp. IV/85. Fortan Fritzsche: Kursbericht 1917; Fritzsche, Hans: [Tagebuchbucheintrag], o. O., 3. 3. 1919, PA Oplatka Tagebuch Hans Fritzsche.

219 Füs. Kp. IV/85, (Wisen [SO]), 19. 5. 1917.

220 Füs. Kp. IV/85, (Wisen [SO]), 24. 5. 1917.

221 Fritzsche an Ehefrau, (Oberbuchsiten), 2. 6. 1917.

den können.»<sup>222</sup> Für das gründliche Einzelschiessen fehle es an Munition, das Gefechtschiessen werde erst am Schluss hastig abgewickelt. Bei der Ausbildung im Granatenwerfen und im Bajonettfechten habe es an Übungsmaterial gefehlt, der Arbeitsstoff hätte besser verteilt werden können und die felddienstliche Ausbildung sei zu kurz gekommen, kritisierte Fritzsche.<sup>223</sup>

Erschwerend hinzu kam, dass weder die Offiziere noch die Soldaten der Kompanie wussten, wann sie entlassen werden und wie lange sie noch Ausbildung betreiben würden. Es machten Gerüchte die Runde, dass man bald nach Hause gehen könne: «Zurückkehrende Offiziere und Mannschaften bringen am Abend die Mitteilung, dass das Reg. schon am kommenden Samstag entlassen werde. Die Nachricht findet erst Glauben, als im Lauf der Nacht der Befehl eingeht, dass nicht mit technischen Arbeiten begonnen werde. Im Laufe des folgenden Tages erleidet die gute Nachricht die Abschwächung, dass wahrscheinlich am 19. Juni die Entlassung für I[nfanterie-]R[egimente]. 32 stattfinde. Ohne den falschen Alarm von der sofortigen Entlassung wäre diese Nachricht mit allgemeiner Freude begrüsst worden, so kleidete sie sich in die Form einer Enttäuschung. Wer die Mannschaft kennt, kann nicht anders, als seinem Bedauern über die Geheimnistuerei und die damit verbundenen Gerüchte Ausdruck geben. Wer draussen steht, oder am Stabstisch sitzt, weiss nicht, wie brennend der Wunsch nach Entlassung in den Leuten steckt und wie bitter Enttäuschungen und Ungeschicklichkeit in dieser Richtung wirken», notierte beispielsweise das Truppentagebuch Mitte Mai.<sup>224</sup> Fritzsche wollte der wahrscheinlichen Entlassung noch nicht ganz Glauben schenken. Seiner Frau schrieb er: «Es ist das natürlich ein Lichtstrahl in unserem wenig befriedigenden Dasein, aber wir haben schon so manche Enttäuschung erlebt, dass wir im Hoffen und Glauben nicht mehr stark sind.»<sup>225</sup>

Die Ungewissheit blieb bestehen. Wie die «nächste militärische Zukunft» aussehen werde, darüber herrschte auch nach der Ankündigung, dass das Regiment wohl am 19. Juni entlassen werde, «peinliche Unsicherheit».<sup>226</sup> Gerüchte über eine baldige Entlassung kursierten weiterhin.<sup>227</sup> Diese Ungewissheit schlug auf die Stimmung, gerade angesichts der eintönigen und unbeliebten Ausbildung.

Im Kursbericht über den Dienst kam Fritzsche nochmals auf dessen ungewisse Dauer zu sprechen: «Mit Bezug auf Erhaltung der Dienstfreudigkeit, führe ich noch folgendes aus: [...] Von grossem Nachteil ist es auch, dass die Mannschaft über die voraussichtliche Dienstdauer so lange im Unklaren gelassen wird. Ganz abgesehen von erheblichen praktischen Nachteilen dieses Systems für den Teil der Mannschaft, der für die eigene Stellvertretung zu sorgen hat, wird dadurch die Truppe den stets zirkulierenden Gerüchten aller Art ausgeliefert, die einen ganz unnützen Wechsel von Hoffnung und Enttäuschung erzeugen. Das Verschweigen des Entlassungstermins steht dabei in

222 Fritzsche: Kursbericht 1917.

223 Vgl. Fritzsche: Kursbericht 1917.

224 Füs. Kp. IV/85, (Wisen [SO]), 13. 5. 1917.

225 Fritzsche an Ehefrau, Wisen (SO), 15. 5. 1917.

226 Füs. Kp. IV/85, (Wisen [SO]), 19. 5. 1917

227 Vgl. Füs. Kp. IV/85, (Wisen [SO]), 21. und 23. 5. 1917.

merkwürdigem Gegensatz zu der Bereitwilligkeit, der Truppe bei jeder Entlassung das nächste Einrücken bekannt zu geben. Endlich möchte ich hervorheben, dass das ständige Zurückhalten in hinterer Linie, ohne sichtbare Grenzaufgabe der Truppe (wenigstens den zahlreichen Unintelligenten und Gleichgültigen) den Dienst bedeutend erschwert.»<sup>228</sup>

Die Kritik, die Fritzsche an seinen Vorgesetzten übte, offenbarte ein unterschiedliches Verständnis der Soldaten. Fritzsche begriff sie nicht nur als zu erziehende und disziplinierende Masse, sondern auch als Zivilpersonen, die den Dienst und Privates unter einen Hut bringen und deren Dienstfreudigkeit gepflegt werden musste, die nach Hause zurückkehren und über Dauer und Sinn des Dienstes Bescheid wissen wollten. Für seine Vorgesetzten hingegen, lässt Fritzsches Kritik annehmen, waren die Soldaten lediglich aufzubieten und zu erziehen, jedoch nicht über Dauer und Sinn des Dienstes zu informieren.

Dieser scheinbar sinnlose Dienst ungewisser Dauer drückte auf die Stimmung, auch auf diejenige Fritzsches. Zwei Wochen bevor er entlassen wurde, schrieb er nach Hause: «Von mir selbst will ich nichts weiter berichten, als dass wir also in gut 8 Tagen heimkommen. Die Zeit bis dahin wird noch zu den verlorenen Tagen des Lebens rechnen.»<sup>229</sup>

#### **4.4.4 «Bindende Vorschriften aller Art», «Rügen und Blamagen» – die Vorgesetzten**

In Schaffhausen wusste Fritzsche nur den Kommandanten des Detachements Nord-Ost-Schweiz über sich. Er genoss dort weitgehende Freiheit und Selbständigkeit. In seinen Briefen und im Truppentagebuch erwähnte Fritzsche seinen Vorgesetzten kaum. Das änderte sich, als er Ende April wieder zum Bataillon zurückkehrte. Bereits als er Mitte April von der bevorstehenden Rückkehr erfahren hatte, sah er sich einer «unangenehmen Dienstzeit» gegenüber und mahnte sich zu «Geduld und Ruhe».<sup>230</sup> Einen Monat später, nun wieder im Bataillon, klagte er seiner Frau: «Hier sind wir leider zusammen mit dem Bataillonsstab, der natürlich allerhand Gelegenheit zu Nörgeleien finden wird. Ich ertrage es furchtbar schwer, dass man mir immer ins Zeug hineinregiert, wohl weil ich das im Zivil gar nicht gewöhnt bin. Es steht immerhin wieder besser um unser Bataillon in der Meinung unserer Vorgesetzten, seitdem letzte Woche alle Kompanien der Reihe nach bei Division, Brigade und Regiment famos abgeschnitten haben. Auch mir ist es ja bei der Brigade sehr gut gegangen, ich habe direkt schmeichelhafte Sachen über Mannschaft und Offiziere zu hören bekommen. Aber so sind die Herren! Jede Kleinigkeit verallgemeinern und dann kindische Urteile fällen, währenddem man doch als Kompaniekommandant auch seine Augen hat und sein Urteil sich bildet. Und so bleibt mir immer das Eine, das sich überall schliesslich bewährt: unverdrossen seine Pflicht tun und die andern reden lassen. Schade, dass das manchmal so schwer ist!»<sup>231</sup>

<sup>228</sup> Fritzsche: Kursbericht 1917.

<sup>229</sup> Fritzsche an Ehefrau, Reigoldswil, 5. 6. 1917.

<sup>230</sup> Fritzsche an Ehefrau, (Schaffhausen), 19. 4z. 1917.

<sup>231</sup> Fritzsche an Ehefrau, Wisen auf Hauenstein, 12. 5. 1917.

Fritzsche zeichnete die Vorgesetzten im selben Licht wie 1914. Zum einen waren sie für ihn ein Störfaktor und kritisierten zu Unrecht. Der Bataillonsstab nörgelte herum, bauschte Kleinigkeiten auf, redete drein und liess Fritzsches Meinung nicht gelten. Zum andern sprachen die Vorgesetzten Lob und Anerkennung aus, hier über die Mannschaft und über die Offiziere, was auf Fritzsche ein gutes Licht warf.

Im 5. Ablösungsdienst häufte sich Ersteres. In den Augen Fritzsches waren daran auch mehrere Wechsel in den übergeordneten Kommandos schuld. Das Infanterie-Regiment 32, die Infanterie-Brigade 16, die 6. Division und das 3. Armeekorps erhielten 1917 jeweils einen neuen Kommandanten. Einzig das Kommando des Infanterie-Bataillons 85 lag wie schon im Vorjahr bei Major Emil Bähler.<sup>232</sup> Für Fritzsche war der Wechsel im Kommando «auf der ganzen Linie kein glücklicher».<sup>233</sup> Er konnte sich nicht an die neue Führung anpassen, fühlte sich gegängelt, gerügt und blossgestellt. Beim neuen Brigadekommandanten Oberst Hans Ruckstuhl hinterliess die Kompanie einen schlechten ersten Eindruck. Fritzsche schilderte die erste Inspektion wie folgt: «Er [der Brigadekommandant] trifft zur ersten Begrüssung den fatalsten Moment sofort nach Abgang der Urlauber und vor der Neuorganisation des Restes. Er rügt schlechte Achtungstellung, schlechtes Kopfdrehen, Melden etc. ... Die mit viel Eifer und gutem Willen durchgeführte Arbeit der Woche schliesst so mit einer grellen Dissonanz ab und bringt dem Kp. Kdt. eine der üblichen Enttäuschungen.»<sup>234</sup>

Bei einer zweiten Inspektion zeigte sich der Brigadekommandant sehr befriedigt.<sup>235</sup> Danach wurde die Kompanie von Vorgesetzten jedoch für fehlende Ordnung und uneinheitliche Führung auf Übungen<sup>236</sup> oder das Herumliegen von Papierfetzen in Dörfern, die sie auf Märschen passierte, kritisiert, was Fritzsches Führung angelastet wurde.<sup>237</sup> Im Kursbericht, den er am Ende des Dienstes verfasste, kritisierte Fritzsche wiederum: «Als Einheitskommandant habe ich zum Schluss der Ansicht Ausdruck zu geben, dass nicht genügend getan wird, um die Selbständigkeit und Verantwortungsfreudigkeit der Einheitskdt. zu fördern. Bindende Vorschriften aller Art auch über Details des inneren Dienstes und Ausbildungsfragen müssen die Freude am selbständigen Arbeiten ertönen. Belehrungen, für die er jederzeit empfänglich ist, erhält er meist bei Besichtigungen in Form von Rügen und Blamagen. Es wird dadurch ein für Männer ganz unerträglicher

232 Das Infanterie-Regiment 32 kommandierte neu Oberstleutnant Walter Hediger anstelle des bisherigen Oberstleutnants Heinrich Häberlin, die Infanterie-Brigade 16 Oberst Hans Ruckstuhl anstelle von Oberst Paul Scherrer, die 6. Division Oberstdivisionär Otto Bridler anstelle von Oberstdivisionär Paul Schiessle, das 3. Armeekorps derselbe Paul Schiessle, nun im Rang eines Oberstkorpskommandanten, anstelle von Oberstkorpskommandant Eduard Will. Vgl. Offiziersetat 1916; Offiziersetat 1917.

233 Fritzsche, Horgen, 8. 2. 1919.

234 Füs. Kp. IV/85, (Oberbuchsiten), 5. 5. 1917.

235 Vgl. Füs. Kp. IV/85, (Oberbuchsiten), 11. 5. 1917.

236 Vgl. Füs. Kp. IV/85, o. O., 4. 6. 1917; I. Bat. 85, o. O., 4. 6. 1917. Die Übung bestand darin, dass die Kompanien I/85 und IV/85 nach kurzem Sperrfeuer durch die Artillerie in vier Wellen gegnerische Stellungen angreifen sollten. Der «Höllenslärm», das schwierige Terrain und der Umstand, dass ein derartiger Angriff noch nicht eingeübt war, waren aus Fritzsches Sicht der Grund für die fehlende Ordnung und uneinheitliche Führung. An der Übung waren Brigade- und Regimentskommando zugegen. Wer die Kritik äusserte, geht aus den militärischen Tagebüchern nicht hervor. Vgl. Füs. Kp. IV/85, o. O., 4. 6. 1917.

237 Vgl. Füs. Kp. IV/85, o. O., 12. 6. 1917. Die Kritik des Regimentskommandanten galt hier dem Bataillon, wobei die Kompanie IV/85 «wie in diesem Dienst gewöhnlich, schlecht» abschnitt.

Schulbetrieb eingeführt, und gegenseitiger Konkurrenz im übelsten Sinn das Feld geöffnet. – An Stelle freudiger gemeinsamer Arbeit, tritt so Missvergnügen und kleinliche, persönliche Reibung. – Hier Wandel zu schaffen, erscheint mir eine Aufgabe von grundlegender Wichtigkeit.»<sup>238</sup>

Dezidierter äusserte er sich in seinem privaten Tagebuch. Als er 1919 seine Qualifikation über den Dienst 1917 einsehen konnte, kam sein Groll über die Vorgesetzten wieder hoch: «Ich habe ja viel erwartet, aber doch nicht, dass man mir die Fähigkeit abspreche, meine Kp. zu führen. «Hat wie es scheint seine Kp. nicht mehr in Händen wie früher.» Also: man nimmt mir die Kp. Stück für Stück und zu meinem ständigen Protest, der Reg. Kdt. übernimmt den innern Dienst, das Bat. Kdo die Ausbildung und dann kehrt man den Spiess um und behauptet, etc etc. Zum Kotzen!»<sup>239</sup>

Die eingeschränkte Selbständigkeit, Rügen und Blossstellungen durch Vorgesetzte schlugen auf Fritzsches Motivation. Die schlechte Qualifikation hatte darüber hinaus Folgen für seine militärische Karriere. Er, der bisher regelmässig als stellvertretender Bataillonskommandant amtierte und 1915 noch die Zentralschule II als Vorbereitung für ein allfälliges Bataillonskommando besucht hatte, wurde, zum Erstaunen des früheren Regimentskommandanten, vorzeitig zur Landwehr versetzt und nicht befördert. Neuer Kommandant des Infanterie-Bataillons 85 und zum Major befördert wurde im Februar 1919 Hauptmann Fritz Bäschlin. Dieser hatte zuvor in der Thurgauer Füsilier-Kompanie III/75 als Kommandant gedient, die auch der Infanterie-Brigade 16 angehörte.<sup>240</sup> Fritzsche fühlte sich übergangen, unrecht beurteilt und aufgrund vorgefasster Meinungen «einfach abgesägt».<sup>241</sup>

---

238 Fritzsche: Kursbericht 1917.

239 Fritzsche, Horgen, 3. 3. 1919.

240 Vgl. Offiziersetat 1918: 356; Offiziersetat 1919: 214 f.

241 Fritzsche, Horgen, 8. 2. 1919.

## 5 Erfahrungen im Ablösungsdienst

Ab September 1914 zeigte sich der Aktivdienst in einem anderen Gewand als noch einen Monat zuvor. Die Grundaufstellung der Armee blieb zwar weitgehend unverändert, doch nach den Wochen teils hektischer Mobilmachung und Aufmarsch, gespannter Grenzwa- che und notdürftiger Ausbildung lag der Fokus nun darauf, die Kriegsbereitschaft und die Kriegstüchtigkeit zu mehren und die Weiterausbildung entsprechend zu forcieren.<sup>1</sup> Bis Ende 1915 bestand der Dienst der untersuchten Offiziere deshalb – nebst vereinzelter Grenzwa- che – vor allem aus Ausbildung, Übungen und Manövern. Einige besuchten oder kommandierten Schulen und Kurse. Hinzu kamen vereinzelt Strassen- und Stel- lungsbau und je nach Standort logistische Arbeiten.<sup>2</sup>

Wegen der abnehmenden Gefahr und des Drucks seitens der Wirtschaft und der Politik ordnete die Armeeführung zudem an, grosse Teile des Landsturms und der Land- wehr im September und Oktober 1914 nach Hause zu entlassen und grössere allgemeine Urlaube zu gewähren. Im November 1914 wurden ganze Heereseinheiten aus dem Dienst entlassen. Die Armee war damit in den sogenannten Ablösungsdienst übergegangen: Jeweils etwa zwei bis drei Divisionen waren im Dienst, danach wurden sie abgelöst.<sup>3</sup>

Die nun absehbare lange Dauer des Dienstes veranlasste die Armeeführung dazu, vermehrt auf die Bedürfnisse der Wehrmänner Rücksicht zu nehmen. Das Vortrags- büro der Armee sollte mitunter für die geistige Anregung und Unterhaltung der Truppe sorgen und diese zudem zu Vaterlandsliebe und Disziplin erziehen.<sup>4</sup> Sich um grundle- gende Bedürfnisse der Wehrmänner zu kümmern, blieb jedoch verschiedentlich privaten Organisationen überlassen. Diese waren damaligen Rollenbildern entsprechend oft in Frauenhand. Der Schweizer Verband Soldatenwohl beispielsweise initiierte und betrieb Soldatenstuben, in denen sich die Wehrmänner in ihrer Freizeit preiswert verpflegen konnten, kümmerte sich um die Versorgung der Truppe mit frischer Wäsche und um die Unterstützung bedürftiger Familien von Wehrmännern. Else Spiller-Züblin, die den Ver- band leitete, stand dabei in gutem Verhältnis zur Armeeführung. Mit ihrem Engagement im Bereich der Truppenfürsorge marginalisierten die Frauenverbände das militarisierte Schweizerische Rote Kreuz, das sich unter anderem um die Bedürfnisse der Truppe hätten kümmern sollen.<sup>5</sup>

Die Dienstmüdigkeit und -verdrossenheit stieg bei grossen Teilen der Armee den- noch. Gründe dafür waren die oft eintönige und fantasielose Ausbildung, ein routine- und kasernenmässiger Dienstbetrieb, wirtschaftliche Schwierigkeiten der Wehrmänner und das kampfflose Abwarten, ohne selbst auf die Geschehnisse Einfluss nehmen zu kön- nen. General Wille beklagte sich im Januar 1915 über die mangelhafte Pflichttreue und Zuverlässigkeit der Truppe und verlangte mit dem Armeebefehl vom 27. Januar 1915 nach mehr soldatischer Erziehung. Im Februar 1915 befahl er seinen Direktunterstellten erneut,

1 Sprecher 1926: 157–160.

2 Vgl. Anhang, Kurzporträts der Autoren.

3 Sprecher 1926: 146–157; Kurz 1970: 82; Jaun 2018a: 72.

4 Vgl. Kurz 1970: 77–81; Morel 2018; ders. 1996: 19–57.

5 Mesmer 2007: 34–50; Stämpfli 2002: 60–83.

gegen «Schlampigkeit», das hiess nach Wille gegen «mangelhafte Pflichtauffassung und Pflichterfüllung», vorzugehen,<sup>6</sup> im April 1915 gegen fehlende Disziplin.<sup>7</sup>

## 5.1 Grenzwache

### 5.1.1 «Wenn es einmal etwas zu tun gäbe» – die Grenzwache in der West- und Nordwestschweiz

Mit gestähltem Arm, bereit zu «ernstem Waffentanz», das Vaterland als «lebendiger Wall» schützend und nicht flitternde Soldaten spielend – so präsentierte die Postkarte, die Leutnant Philipp Etter seiner Verlobten im September 1914 nach Hause schickte, den Grenzdienst.<sup>8</sup> Sein eigener Dienst war weniger ernst, als im Gedicht beschrieben. Er freue sich «stets besten Wetters, eines guten Humors und eines gesunden Appetites», schrieb er nach Hause und kommentierte: «Hurra! Vive la Suisse!».<sup>9</sup> Seine Kompanie, die Zuger Füsiliers-Kompanie IV/48, stand in Schönenbuch südwestlich Basels auf Wache an der Grenze zum Elsass. Etter revidierte Posten. «So eine Offizierspatrouille der Grenze entlang bei Nachtzeit ist etwas herrliches! Das muss ich Dir einmal erzählen!», berichtete er wenig später.<sup>10</sup> Mit den deutschen Grenzposten stehe man gut und betreibe Tauschhandel, Franzosen habe er noch keine gesehen. Der Dienst «im Innern des Landes [sei] viel langweiliger», der bevorstehende Abschied von der Grenze falle ihm deshalb umso schwerer.<sup>11</sup>

Etters Vorgesetzter, Hauptmann Josef Iten, berichtete Ähnliches: Sie kämen in den nächsten Tagen an die Grenze, «was uns sehr freut, da es wieder etwas Abwechslung bringt», schrieb er am 3. September 1914 seiner Frau.<sup>12</sup> Die Grenzwache sei zwar streng, gewähre jedoch «eine wohltuende u. anregende Selbständigkeit».<sup>13</sup> Nachts entlang der Grenze die Posten abzureiten, sei sehr «schön»<sup>14</sup> bzw. «prächtig».<sup>15</sup> Als er von der Grenzwache abgezogen wurde, schrieb er seiner Frau: «Nun wirst Du froh sein, dass wir von der Grenze weg sind. Wir wären zwar lieber vorn geblieben, als hier hinten exerzieren. Der Dienst war zwar strenger aber interessanter.»<sup>16</sup> Für ihn bestand die «Gefahr eines feindl. Einbruchs an der vor uns liegenden Grenze [...] zur Zeit wohl *gar nicht*.»<sup>17</sup>

Für Iten und Etter war der Dienst an der Grenze zu Beginn interessant – oder wenigstens interessanter als der Dienst im Hinterland. Er bot Gelegenheit für neue, positiv erfahrene Erlebnisse, gerade auf nächtlicher Postenrevision. Sie nannten diese

6 General Wille, Ulrich: [Armeebefehl], Hauptquartier, 6. 2. 1915. Faksimile in: Kurz 1970: 87 f. Hier: 88.

7 Kurz 1970: 85–92.

8 Etter an Verlobte, o. O., 4. 9. 1914.

9 Etter an Verlobte, o. O., 4. 9. 1914.

10 Etter an Verlobte, Schönenbuch, 8. 9. 1914.

11 Vgl. Etter an Verlobte, Schönenbuch, 8. 9. 1914.

12 Iten an Ehefrau, o. O., 3. 9. 1914.

13 Iten an Ehefrau, Allschwyl, 8. 9. 1914.

14 Iten an Ehefrau, o. O., 6. 9. 1914.

15 Iten an Ehefrau, Allschwyl, 8. 9. 1914.

16 Iten an Ehefrau, o. O., 15. 9. 1914.

17 Iten an Ehefrau, Binningen, 1. 9. 1914. Hervorhebung im Original.



Abb. 9: Auf der Grenzwaacht. Postkarte von Leutnant Etter an seine Verlobte im September 1914.  
Quelle: Etter an Verlobte, o. O., 4. 9. 1914.



Abb. 10: Leutnant Heinrich Zulauf (stehend, 5. v. li.) mit seinem Zug bei Heilen, Oktober 1914.  
Quelle: Zulauf, Heilen, 22. 10. 1914.

Erlebnisse schön, prächtig oder herrlich; an ihnen liessen die beiden Offiziere auch ihre Angehörigen teilhaben, indem sie davon berichteten und erzählten. Mit einem Angriff rechneten beide nicht, die möglichen (französischen) Eindringlinge hatten sie noch nicht zu Gesicht bekommen.<sup>18</sup> In scharfem Kontrast zum interessanten Grenzdienst stand das Exerzieren. Das war langweilig und uninteressant. Dieses Muster, den Dienst vor allem danach zu deuten, ob er interessant war oder nicht, offenbart eine starke Erlebnisorientierung. Hinzu kam, wie schon bei Fritzsche, das Bedürfnis nach Selbständigkeit, was dem Einordnen in streng hierarchische militärische Strukturen widersprach. Notabene blieb das Bewachen der Grenze eher die Ausnahme als die Regel. Die untersuchten Offiziere leisteten in den hunderten von Tagen, in denen sie Aktivdienst taten, oft nur Wochen Grenzwache. Viel häufiger waren sie mit Ausbildung, Nachschub oder Bauarbeiten beschäftigt.<sup>19</sup>

Damit entsprach der Dienst aber nicht den Erwartungen. Nachdem die befürchteten Einfälle französischer Truppen in die Schweiz im August 1914 ausgeblieben waren, schrieb Etter seiner Verlobten betreffend ihrer Briefe: «Da entschuldigst Dich darin, weil Du mich nicht getröstet, als die Franzosen zwei Mal in unser Land eindringen zu wollen schienen! Ja, das wäre noch hübsch, wenn man Soldaten trösten wollte, weil ein allfälliger Gegner sich naht. Da habt Ihr daheim wirklich eine verfehlte Ansicht von uns. Wir würden uns ja eher freuen, wenn es einmal etwas zu tun gäbe und etwas Abwechslung hinein käme in den langen Dienst.»<sup>20</sup> Etter sah seine Aufgabe als Soldat darin, einen eindringenden Gegner abzuwehren. Dieser blieb jedoch aus, sehr zu seinem Leidwesen. Der Dienst, auch derjenige an der Grenze, war mitunter langweilig und eintönig.

Ebenso ging es Leutnant Heinrich Zulauf. Er war Ende Oktober mit seinem Zug beim Offiziersposten No. 1 Heilen<sup>21</sup> beim solothurnischen Mariastein auf Grenzwache. Von dort hatte er gute Sicht auf das Elsass. Er sah Fesselballone aufsteigen und hörte vereinzelt Gewehr- und Artilleriefeuer.<sup>22</sup> Zulauf war nicht zum ersten Mal hier. Bereits im August 1914 hatte er in Flüh an der Grenze gestanden, als erster – nachdem er den Landsturm abgelöst hatte.<sup>23</sup> «Da hatte man noch Gefühle, andere als jetzt», schrieb er rückblickend, dem Wort Flüh würde «so ein eigenartiger Kriegsnimbus» anhaften.<sup>24</sup> Nun gestaltete sich der Dienst wenig aussergewöhnlich. «Meine Leute jassen und kochen den ganzen Tag, nebenbei stehen sie ein wenig Schildwache», notierte Zulauf.<sup>25</sup> Das Schildwache-Stehen war zur Nebensache geworden, Jassen und Kochen waren die Hauptbeschäftigungen. Genauso liessen er und sein Zug sich in dieser Zeit auf einer Fotografie abbilden, die sich in seinem Tagebuch findet.<sup>26</sup>

18 Vgl. Kap. 2.2.

19 Vgl. zum Beispiel für die Grenzbesetzung am Umbrail und im Münstertal Podzorski 2016: 88–94.

20 Etter an Verlobte, Schönenbuch, 8. 9. 1914.

21 Heute Heulenhof.

22 Vgl. Zulauf, Heilen, 23.–24. 10. 1914.

23 Vgl. Kap. 2.2.

24 Zulauf, Waldenburg-Aesch, 16. 10. 1914.

25 Zulauf, Heilen, 23. 10. 1914.

26 Vgl. Abb. 10.

Bald verlor die Grenzwache auch für Etter und Iten an Aussergewöhnlichkeit, die Routine nahm überhand. Von März bis Mai 1915 war die Füsilier-Kompanie IV/48 in den Franches-Montagnes auf Grenzwache, unterbrochen von verschiedenen Übungen. Die Posten der Kompanie befanden sich unten am Doubs, weit auseinandergezogen, sodass die Revision mehrere Stunden dauerte.<sup>27</sup> Den Dienst selbst erwähnte Etter in den 14 Briefen und Postkarten, die er damals an seine Verlobte schickte, jedoch nur unregelmässig und oberflächlich. Einzig die Jagd auf allfällige Schmuggler versprach etwas Abwechslung: «Da sich letzte Nacht in der Gegend Schmugglerbanden oder ähnliches bemerkbar machten, wurde ich heute hier hinauskommandiert und werde voraussichtlich diese Nacht hier aussen bleiben, um event. nach dem lichtscheuen Pack Jagd zu machen. Das gibt vielleicht eine interessante Patrouille, vielleicht aber auch eine recht langweilige, und da wäre eine treue Begleitung schon sehr lieb.»<sup>28</sup> Die Patrouille sei jedoch ungefährlich gewesen, berichtete er Tage später. Aussergewöhnliches erwähnte er nicht.<sup>29</sup> Stattdessen schrieb er ausführlich über Land und Leute, über die «wunderherrlichen Partien» des Doubs<sup>30</sup> sowie die jurassische Bevölkerung,<sup>31</sup> und schickte diverse Ansichtskarten mit Landschaftsmotiven und Ortsbildern nach Hause.<sup>32</sup> Hier zeigte sich wie bei Fritzsche eine touristische Sichtweise.

Iten war der Dienst im Frühjahr 1915 auch kaum der Rede wert. «Sonst geht hier nicht viel u. alles seinen gewohnten Gang», berichtete er, als er Anfang Mai nach Saignelégier verlegt worden war. Die Kompanie war entweder auf Grenzwache am Doubs oder nahm an Brigadeübungen teil. Aussergewöhnliches wusste Iten in dieser Zeit nicht zu berichten, einzig der versuchte Totschlag an Etter durch einen unterstellten Füsilier war ihm eine Nachricht wert.<sup>33</sup> «Sonst habe ich nichts zu berichten», schloss er zum Beispiel nach kurzem Bericht über eine Brigadeübung am 7. Mai 1915.<sup>34</sup> Stattdessen hoffte er, in den Larginzipfel versetzt zu werden, um die dortigen deutschen und französischen Stellungen aus der Nähe betrachten zu können.<sup>35</sup>

Auch der Dienst im Larginzipfel entsprach nicht den Erwartungen aller. Zulauf leistete dort Ende April 1915 Wache und echauffierte sich: «Und das nennt sich Grenzbesetzung!», nachdem er an einem Sonntag mit der «ewigen Grenzbummelei» dutzender Besucher zu tun hatte.<sup>36</sup> Über die Wache selbst verlor er in den folgenden Tagen nur wenige Worte. «Ich sitze meistens auf meinem Bänklein und lese etwas, wann ich eben nicht hohen Besuch habe», notierte er am 29. April 1915. Auch in den folgenden Tagen, als Zulauf nach Bonfol verlegt worden war, sollte sich der Dienst als erlebnisarm erweisen: «Morgens den Posten nachgeritten, nachmittags ca. 12 2tägige Ferkel bewundert», lautete

27 Vgl. Etter an Verlobte, Aux Planchettes, II. 4z. 1915.

28 Etter an Verlobte, Aux Planchettes, II. 4z. 1915. Zur Bekämpfung von Schmuggel vgl. Kap. 4.4 und 7.1.

29 Vgl. Etter an Verlobte, La Chaux-de-Fonds, 16. 4z. 1915.

30 Etter an Verlobte, Aux Planchettes, II. 4z. 1915.

31 Vgl. Etter an Verlobte, La Chaux-de-Fonds, 6. 4. 1915.

32 Vgl. Etter an Verlobte, o. O., II. 4z. 1915; o. O., 16. 4z. 1915; 21. 4z. 1915;

33 Vgl. Iten an Ehefrau, o. O., 2. 5. 1915; Etter an Verlobte, Maison Monsieur, 21. 4z. 1915.

34 Vgl. Iten an Ehefrau, o. O., 7. 5. 1915.

35 Vgl. Iten an Ehefrau, o. O., 8. 5. 1915.

36 Zulauf, Largin, 27. 4z. 1915. Vgl. Kap. 3.2.

der gesamte Eintrag für den 3. Mai 1915.<sup>37</sup> Später klagte er, der «Grenzpolizeidienst» sei von «Blödsinn und Inkonsequenzen» geprägt gewesen.<sup>38</sup> Als er Ende Mai schliesslich von der Grenze abgezogen wurde, resümierte er: «So morgen gehts also fort von dem Grenzabschnitt Bonfol, fort von den alten Weibern und ihren Soelots, den barfüssigen Strassenjungen und den Mädels im wilden Haar, fort von den Schweinehirtinnen in durchwirkten Strümpfen, eleganten Schuhen, Seidenblousen und Sonnenschirm, fort auch von den Herren Mamie & Gerber, den Hochstaplern und Spionen, fort vom Schweinetreiber mit seinem Clairon, fort von dem Idiotendorf Beurnevésin und fort, endlich von der Front der beiden Feinde, die sich da drüben so nahe gegenüberliegen und zu keinem Ende gelangen können. Wer weiss, wie lange noch? Von all dem gehen wir fort. Wir werden keine Flieger mehr über uns kreisen sehen mitten in einer Anzahl Schrapnellwolken, wir werden nicht mehr auf die Beobachtungstürme klettern um mit Fleiss und Not auch das geringste zu sammeln und an die Division zu melden, was drüben geht, wir werden keine freundschaftlichen Gespräche mehr führen weder mit den Deutschen noch mit den Franzosen, wir werden keine Zivilisten mehr anschiessen noch und keine laissez-passer mehr zu kontrollieren haben. Was werden wir denn tun?»<sup>39</sup> Für Zulauf schien der Dienst im Larginzipfel wenig spektakulär. Er las oder kümmerte sich um Besucher. Wie wenig das seinen Erwartungen entsprach, zeigte sich im Ausruf «Und das nennt sich Grenzbesetzung!». Auch rückblickend äusserte sich Zulauf kritisch. Die Grenzwache erschöpfte sich im mühevollen und emsigen Beobachten und Rapportieren von Kleinigkeiten einer festgefahrenen Lage jenseits der Grenze sowie der Kontrolle des Grenzverkehrs. Geschossen wurde auf Zivilpersonen, mit den deutschen und französischen Soldaten führte man «freundschaftliche Gespräche». Das penible Beobachten schien obsolet, der «Grenzpolizeidienst» nicht nur ereignislos, sondern auch nutzlos.

Auch Major Wilhelm Hugo Francke erfuhr die Grenzwache anfänglich als interessant, bald wurde sie jedoch zur Routine und die Umstände, unter denen sie geleistet wurde, wurden wichtiger. Francke kam im November 1917 als Kommandant des Kavallerie-Regiments 8 in die Ajoie. Die ihm unterstellten Schwadronen betrieben auf seinen Befehl hin vorerst Detailausbildung. «Es braucht noch viel, bis sie wieder auf der Höhe

<sup>37</sup> Zulauf, Bonfol, 3. 5. 1915.

<sup>38</sup> Zulauf, Bonfol, 24. 5. 1915. Worauf sich Zulauf hier bezog, ist unklar. Für dessen Missstimmung hatte im Mai 1915 das Verhalten anderer Kompanien sowie seiner Vorgesetzten gesorgt. Zulauf empörte sich über «grauenhafte» Leitung der Füsilier-Kompanie IV/59 und die chaotische, unorganisierte Ablösung von der Grenzwache. Zulauf, Bonfol, 4. 5. 1915. Ausserdem klagte er über das Verhalten des Bataillonskommandanten: «Da nun kommt's, was ich schon lange befürchtete, nämlich das grosse Seil für unsere Kp. Der Herr Major hat mit seinem Stab wundervolle Buden bei den Herrn Mamie, Maire & Weinhändler. Unser Hptm lässt sich dadurch nicht imponieren und weist den Herren Maire allerdings vielleicht etwas grob, von der Grenze zurück, wo er Schüsse der Deutschen beobachten will. Der Hptm zeigt überhaupt Rückgrat gegenüber der Bevölkerung, was der Major nicht tut. Nun gibts Rapporte, einen über den andern und das kleinste wird aufgebauscht. Mir gefällt der Major immer schlechter.» Zulauf, Bonfol, 5. 5. 1915. Hinzu kam, dass sich Zulauf mitschuldig fühlte an der Vernichtung der französischen Batterie bei Réchésy aufgrund der zweifelhaften Handhabung der Neutralität. Vgl. Kap. 3.2.

<sup>39</sup> Zulauf, Bonfol, 28. 5. 1914.

sind», begründete Francke.<sup>40</sup> Er selbst inspizierte jeweils die Truppe, verrichtete Büroarbeit und genoss regelmässig fröhliche Abende im Hotel de la Gare bei Gilberte Montavon, später bekannt als Gilberte de Courgenay.<sup>41</sup>

Am 11. Dezember erfuhr Francke, dass die Kavallerie-Brigade 4, der sein Regiment angehörte, zwischen Weihnachten und Neujahr an die Grenze kommandiert werden würde. «Wir waren sehr geknickt. Gilberte am meisten. Wir hatten uns so sehr auf fröhliche Feier bei ihr gefreut. Wir gehen sehr ungern weg, besonders in dieser Zeit», kommentierte er.<sup>42</sup> Am Folgetag ersuchte er vergeblich Oberstleutnant Guillaume Favre, den Stabschef des 2. Armeekorps, darum, die Dislokation hinauszuschieben, damit die «Instruktionsarbeit nicht unterbrochen» werden würde.<sup>43</sup> Am Tag der Verschiebung äusserte er nochmals sein Bedauern: «So gern wir einesteils an die Grenze gingen, waren wir doch alle geknickt, gerade jetzt von hier, wo wir so schön eingemistet waren und so gut aufgehoben sind, weggehen zu müssen. Zudem war die Ausbildung der Mannschaft recht flott fortgeschritten und ist deshalb die durch den Grenzdienst hervorgerufene Unterbrechung der weiteren Ausbildung sehr bedauerlich. Doch alles raisonnieren nützte nichts, am Befehl liess sich nichts ändern.»<sup>44</sup> Franckes erste Reaktion auf die angekündigte Verschiebung an die Grenze zeigt erstens auf, welche grosse Bedeutung den Umständen des Dienstes und der Freizeit zukam. Francke fühlte sich wohl in Courgenay und freute sich auf die «fröhliche Feier». Das war ihm lieber, als die Grenze zu bewachen. Zweitens gewichtete Francke die Ausbildung höher als die Grenzwahe. Sein Ziel war es, die Truppe auszubilden, nicht mit ihr Grenzwahe zu leisten. Die Ausbildung wurde damit zum Selbstzweck.

An der Grenze bewachte Franckes Regiment den Abschnitt, zu dem auch der «berühmte Largin» gehörte. Für ihn war es deshalb «bei weitem der interessanteste» Abschnitt.<sup>45</sup> Ehe seine Schwadron dort die Wahe übernahm, inspizierte er vorgängig den Larginzipfel. «Es war sehr interessant, obwohl keine grosse Änderung seit zwei Jahren, wo ich zum letzten Mal hier war. Doch war es schon längst mein Wunsch mit meiner Truppe gerade diesen, den gefährdetsten Teil unseres Landes bewachen zu können», kommentierte er.<sup>46</sup> Francke selbst blieb in Bonfol. Er logierte dort bei Privaten in einer «Villa mit Zentralheizung» und revidierte die Posten an der Grenze mehrmals.<sup>47</sup> Zwei Tage nach der Verschiebung besuchte er den Larginzipfel erneut und schrieb ausführlich darüber, was er sah und hörte. «Man könnte Bücher über diese Fleck Erde schreiben. Ich kann stundenlang hier verweilen. Interessant sind dann die beiden Beobachtungstürme 510 und B. R., von wo man weiter ins Operationsgebiet hineinsehen kann.»<sup>48</sup> Francke wollte den

40 Francke, Courgenay, 27. II. 1917 (319).

41 Vgl. Francke, Courgenay, 24. II–27. II. 1917 (319–325). Zum später bekannten Film «Gilberte de Courgenay» (1941) vgl. Ziegler 2014.

42 Francke, Courgenay, II. 12. 1917 (322).

43 Francke, Courgenay, 12. 12. 1917 (322).

44 Francke, Courgenay, 27. 12. 1917 (325).

45 Francke, Bonfol, 28. 12. 1917 (325).

46 Francke, Courgenay, 22. 12. 1917 (324).

47 Francke, Bonfol, 28. 12. 1917 (326).

48 Francke, Bonfol, 30. 12. 1917 (326). Die ganze Beschreibung ähnelt stark derjenigen vom 4. Februar 1915. Francke, Courtemaiche, 4. 2. 1915 (94 f.). Vgl. Kap. 3.2.

Larginzipfel bewachen, weil er es der «gefährdetste Teil unseres Landes» war. Die Gefahr zog Francke an. In erster Linie deshalb, weil es viel zu sehen und zu hören gab, wie die ausführlichen Beschreibungen nahelegen. Der Larginzipfel an sich war «sehr interessant». Ausserdem ist anzunehmen, dass sich Francke dadurch auszuzeichnen versprach.<sup>49</sup>

Bald wurden auch hier wieder die Umstände wichtiger. Es war zeitweise -25 Grad kalt, die Unterkünfte an der Grenze waren «ungenügend» und es hatte «entsetzlich viele Ratten», die jede Nacht Soldaten im Gesicht anfrassen.<sup>50</sup> Francke berichtete dem Chef der Armeepothek von den «misslichen Verhältnissen» und erklärte ihm: «Der beste Soldat müsse hier zum Antimilitarist werden».<sup>51</sup> Am 20. Januar verliess Franckes Regiment die Ajoie wieder. Er selbst tat es mit «gemischten Gefühlen». Im Vordergrund stand dabei nicht die Grenzwahe, sondern Franckes enger Kontakt zu Gilberte Montavon und die angebliche Eifersucht seines Vorgesetzten, Oberstleutnant Robert Sulzer, Kommandant der Kavallerie-Brigade 4. «Einerseits schied ich ungern aus der mir lieb gewordenen Ajoie, andererseits war es besser so, da hier das Verhältnis zwischen Sulzer und mir nicht mehr gut geworden wäre, die Jalousie und die Reiberei war zu gross, ich hätte als Untergebener weichen müssen. So war es gut so», kommentierte Francke den Abzug.<sup>52</sup>

### 5.1.2 «Ein etwas gefährliches Abenteuer» – die Grenzwahe am Umbrail

Oberleutnant Theodor Brunnschweiler, Leutnant Hans Trümpy und Oberleutnant Kaspar Jenny, alle Zugführer in der Füsilier-Kompanie IV/85 unter Hauptmann Hans Fritzsche, leisteten im August und September 1916 Grenzwahe auf der Dreisprachenspitze.<sup>53</sup> Sie bewachten die Grenze und beobachteten die Vorgänge jenseits derselben. Dabei hatten sie gute Sicht auf die nahen und fernen italienischen und österreichisch-ungarischen Stellungen, waren aber umgekehrt deren Feuer ausgesetzt.<sup>54</sup> Beides prägte die dortige Grenzwahe.

Für die drei Offiziere war die Grenzwahe erstens interessant. Trümpy schrieb, als er abgelöst wurde, vom «interessantesten [...] Dienst».<sup>55</sup> Brunnschweiler, der Trümpy ablöste, nannte die Dreisprachenspitze «den interessantesten Offiziersposten der ganzen Bündner-Grenzwahe», entsprechend gehoben sei die Stimmung bei den Soldaten gewesen.<sup>56</sup> Interessant war der Dienst deshalb, weil die beiden den Krieg vor Augen hatten.

Zweitens hielten sie die Grenzwahe auf der Dreisprachenspitze für wichtig. Damit gelang die Sinnstiftung. «Man merkt es den Mannschaften auf unserer Hochwahe an,

49 Zu Franckes anfänglicher Begeisterung für den Grenzdienst vgl Kap. 2.1. Zur Gefahr als Möglichkeit für Soldaten im Ersten Weltkrieg, sich auszuzeichnen, vgl. jüngst Ziemann 2013: 27; Ziemann 2014: 156; Mazurek 2020a: 361 f. Das galt insbesondere für die urbane, bildungsnahe und junge Bevölkerung.

50 Francke, Bonfol, 2. I. 1918 (327).

51 Francke, Bonfol, 9. I. 1918 (329).

52 Francke, Laufen, 20. I. 1918 (332).

53 Trümpy vom 30. August bis zum 7. September, Brunnschweiler vom 7. bis zum 14. September, Jenny vom 14. bis zum 23. September.

54 Vgl. Kap. 4.3.

55 Lt. Trümpy, Hans, Füs. Kp. IV/85: (Dreisprachenspitze), 7. 8. 1915, Tagebuch Zug Trümpy vom 3. bis 6. August 1915, PA Oplatka Tagebuch Füs. Kp. IV/85. Künftig: Trümpy.

56 Brunnschweiler, (Dreisprachenspitze), 7. 8. 1916.

dass sie sich des Ernstes der Situation bewusst sind und wohl kaum einer von uns begreift die kleinlichen Nörgeleien der Eidgenossen hinter der Front», schrieb Jenny.<sup>57</sup> Für Jenny ergab sich der Sinn der Grenzwache aus dem «Ernst der Situation», das heisst angesichts der nahen Kämpfe. Für Trümpy war die Grenzwache auf der Dreisprachenspitze nicht nur am «interessantesten», sondern auch am «wichtigsten». «Wenn meine Mannen um das Oellämpchen sassen, und Lieder sangen, da fühlte ich mich stolz. Aber auch, wenn der Wind in den Kaput fuhr und wir treue Wache hielten, da erfuhren wir im Kleinen, welche Stellung die Schweiz im Grossen unter den Völkern einnimmt.»<sup>58</sup> Trümpy zeichnete hier das Bild einsamer, treuer und pflichtbewusster Kameraden, die Wind und Wetter trotzten und damit zu etwas Grösserem beitrugen. Einen wichtigen, sinnvollen Dienst geleistet und damit Treue und Pflichtbewusstsein unter Beweis gestellt zu haben, kam der ersehnten Bewährung gleich.

Drittens war die Grenzwache abenteuerlich. Auslöser dieser Erfahrung waren die regelmässig stattfindenden Grenzverletzungen durch Geschosse. Als ein italienisches Maschinengewehr- oder Infanteriegeschoss in ein Fenster der Unterkunft einschlug, schrieb Trümpy: «Anfänglich bestürzt, werden die Leute bald wieder ruhig und freuen sich, ein etwas gefährliches Abenteuer erlebt zu haben.»<sup>59</sup> Die Gefahr, die die Beschiessung mit sich brachte, wurde rasch zum willkommenen Abenteuer und damit zum aussergewöhnlichen Erlebnis umgedeutet. Das Artilleriegefecht, das darauf einsetzte, machte diesen Tag für ihn und seine Soldaten zum «bewegtesten und für uns unvergesslichsten Tag».<sup>60</sup>

## 5.2 Ausbildung<sup>61</sup>

### 5.2.1 «Das wird langweilige Zeiten geben!» – Drill und Exerzieren

Für manche Offiziere unterschied sich der Aktivdienst bereits im August 1914 kaum vom Wiederholungskurs. Die Einzel-, Zugs- und Kompanieausbildung enttäuschte die Erwartungen nach einem aussergewöhnlichen Dienst, war oft eintönig und langweilig. Weshalb und wozu man Dienst leistete, blieb für viele unklar. So wuchs die Dienstmüdigkeit bei Offizieren und Mannschaft.

Das sollte sich nicht ändern, wie die Forschung immer wieder betont hat.<sup>62</sup> Das Beispiel Hauptmann Hans Fritzsches hat gezeigt, dass die Ausbildung jeweils zu Beginn für kurze Zeit nützlich erschien, bald jedoch Monotonie und Langeweile aufkamen.<sup>63</sup> Anderen Offizieren ging es ähnlich. Leutnant Philipp Etter war zum Beispiel seit Oktober

57 Oblt. Jenny, Kaspar, Füs. Kp. IV/85; (Dreisprachenspitze), 17. 9. 1916, Tagebuch des 3. Zuges auf 3 S. S. 4. – 23. September 1916, PA Oplatka Tagebuch Füs. Kp. IV/85.

58 Trümpy, (Dreisprachenspitze), 7. 8. 1916.

59 Trümpy, (Dreisprachenspitze), 3. 8. 1916.

60 Trümpy, (Dreisprachenspitze), 3. 8. 1916.

61 Zur Frage, was alles zu Einzel-, Zugs- und Kompanieausbildung gehörte, vgl. S. 107, Fussnote 93.

62 Vgl. zum Beispiel Kurz 1975: 83; Morel 1996: 19–22; jüngst Jaun 2019: 143–151.

63 Vgl. Kap. 4.1 und 4.4.

1915 zum dritten Mal im Aktivdienst. In Zwingen im Laufental betrieb seine Kompanie Ausbildung und nahm an Manövern teil. Etter war dienstmüde – wegen der Einzelausbildung und weil er an seine neuen Kameraden keinen Anschluss fand, wie er seiner Verlobten schrieb: «Die nächsten drei Wochen sollen der Einzelausbildung gewidmet sein. Das wird langweilige Zeiten geben! Der Dienst ist mir ohnehin derart verleidet, dass ich Käppi und Säbel am liebsten morgen schon an den Nagel hängen möchte. Ich kann mich an meine neuen Kameraden nicht enger anschliessen. Ich gehe deshalb meine eigenen Wege. Es fehlt mir leider an einem richtigen Gedankenaustausch, am geistigen Verkehr. Dafür sitze ich am Abend allein auf meine Bude zu meinen Büchern, die mir die liebsten Kameraden sind.»<sup>64</sup>

Einen Monat später berichtete er ähnlich über den Drill, den er von der Einzelausbildung nicht klar abgrenzte. Er sei eintönig, was ein wesentlicher Grund für Etters Dienstmüdigkeit war: «Dass ich im Militärdienst gerade übergücklich wäre, könnte ich nicht behaupten. Das ewige Einerlei unseres Drills muss schliesslich jedem vernünftigen Menschen das Soldatenleben mehr oder weniger verleiden machen. Des Morgens früh bis abends zum Hauptverlesen giebt es Gewehrgriffe, Taktschritt u. s. w. Es ist ja freilich äusserst schwer, eine Truppe wie die unsrige anderweitig zu beschäftigen, ohne dass der militärische Geist dabei verloren geht. Und müssig bleiben dürfen wir auch nicht. Aber ich habe den Eindruck, man sollte sich in führenden militärischen Kreisen mehr mit diesem Problem beschäftigen, als es der Fall zu sein scheint. Ich persönlich stelle mich jeden Abend vor die Aufgabe, den folgenden Tag für meine Mannschaft möglichst interessant zu machen. Freilich mag die Wirklichkeit oft genug hinter dem Wunsch zurückbleiben.»<sup>65</sup>

Etter erfuhr Drill und Einzelausbildung wie Fritzsche ambivalent. Es war ihm wichtig, den «militärischen Geist» zu bewahren. Zugleich hielt er es für notwendig, den Dienst «für meine Mannschaft möglichst interessant zu machen» und sie zu «beschäftigen». Den «führenden militärischen Kreisen», die er bei der Lösung dieses «Problems» in der Verantwortung sah, warf er vor, letzteres ausser Acht zu lassen und so mit tagtäglichem «Gewehrgriffen, Taktschritt u. s. w.» die Mannschaft zu vergraulen.

Leutnant Heinrich Zulauf ging es ähnlich. Er protokollierte wiederholt die Ereignislosigkeit seines Dienstes, der im Herbst 1914 vor allem aus Einzel-, Zugs- und Kompanieausbildung, ausserdem aus Übungen und Manövern bestand. «Die Munition wird ausgewechselt; man steht lebhaft herum, richtet die Kant[onnemente] ein und geht nachher auf den Exerzierplatz», notierte er etwa am 7. September 1914.<sup>66</sup> Die Ausbildung war meist kaum der Rede wert. «Einzel-, Zugs- & Kp. Ausbildung» – das war alles, was er am 25. September 1914 festhielt.<sup>67</sup> Wiederholt äusserte er sich abschätzig darüber: «Einzelausbildung beim Schweinestall und Kehrlichthafen», notierte er drei Tage später und rückte das Exerzieren wortwörtlich in die Nähe von Mist.<sup>68</sup> Später schrieb er lediglich,

64 Etter an Verlobte, Zwingen, 18. 10. 1915.

65 Etter an Verlobte, Zwingen, 12. 11. 1915.

66 Zulauf, Ettingen, 7. 9. 1914.

67 Zulauf, Hirzenfeld, 25. 9. 1914. Ähnlich vgl. Aesch, 14. 11. 1914.

68 Zulauf, Hirzenfeld, 28. 9. 1914.

man «türke [...] herum».<sup>69</sup> Nur selten nannte er die Einzelausbildung notwendig.<sup>70</sup> Wie Etter war Zulauf ob der Ausbildung bald dienstmüde und warf seinen Vorgesetzten bei der Entlassung im November 1914 vor, die Leute nicht richtig «beschäftigen» zu können.<sup>71</sup> Weitere Offiziere stellten den Nutzen der Einzelausbildung ebenso infrage und sahen sie als blossen Zeitfüller. Als ein geplantes Schiessen wegen schlechten Wetters nicht stattfinden konnte, klagte zum Beispiel Oberleutnant Robert Labhardt: «Man schlägt den Tag mit etwas Soldatenschule + Inspektionen tot.»<sup>72</sup>

Nicht alle Offiziere teilten diese Erfahrung, gerade ranghöhere nicht. In ihrem Alltag spielten Einzel-, Zugs- und Kompanieausbildung eine geringere Rolle als im Alltag der Subalternoffiziere und Hauptleute. Major August Wieland beispielsweise waren das Schiessen, Exerzieren und die verschiedenen Übungen, die sein Infanterie-Bataillon 44 im Herbst 1914 absolvierte, in seinem Tagebuch ebenfalls nur eine kurze Erwähnungen wert. «Zuggefechtsschiessen der III. Comp. Sie schneidet am besten ab bis jetzt», notierte er etwa am 2. Oktober 1914,<sup>73</sup> «Zuggefechtsschiessen der IV. Compagnie» am 7.<sup>74</sup> Negative Äusserungen dazu, wie sie sich bei Zulauf, Etter und Labhardt finden, fehlen jedoch. Klagen über langweilige Ausbildung finden sich ebensowenig im Tagebuch von Hauptmann bzw. später Major Wilhelm Francke.

Dass vor allem Subalternoffiziere und Hauptleute Kritik an der Ausbildung übten, ranghöhere Offiziere jedoch deutlich seltener, lag daran, dass Erstere diejenigen waren, die die Soldaten ausbildeten und deren Missmut über den Drill als Erste zu spüren bekommen, Letztere die Ausbildung bis auf Stufe Truppenkörper hingegen bloss befahlen und inspizierten. Die Aussage, dass die Ausbildung langweilig gewesen sei, findet sich kaum in den Tagebüchern Wielands und Franckes. Sie erfuhren diese, ist anzunehmen, schlicht nicht so. Es liegt nahe, dass es anderen ranghöheren Offizieren ebenso ging. Das hatte zur Folge, dass sich Etter mit der Herausforderung, die Ausbildung interessant zu gestalten, von «führenden militärischen Kreisen» im Stich gelassen fühlte und Zulauf den Bataillonskommandanten dafür verantwortlich machte, dass er seine Soldaten nicht richtig «beschäftigen» konnte und sie deshalb «nicht viel schönes gehabt» hätten.

Hinter der Kritik Etters und Zulaufs stand ein abweichendes Soldatenbild. Wie für Fritzsche waren die Soldaten für sie nicht nur zu erziehen und zu disziplinieren, sondern auch interessant und anregend zu beschäftigen. Hauptmann Hans Bühler äusserte ähnliche Kritik. Er kommandierte im Sommer 1918 die Mitrailleur-Kompanie I/17, die der 3. Division angehörte. Deren Kommandant war Oberstdivisionär Fritz Gertsch, der als Enfant terrible des Schweizer Offizierskorps und als Soldatenerzieher berüchtigt war. Gertsch verlangte von seinen Soldaten strikte Disziplin und setzte dazu auf rein forma-

69 Zulauf, Ettingen, 8. 9. 1914. Ähnlich vgl. Hofstetten, 28. 10. 1914.

70 «Einzelausbildung, die Leute habens wieder ordentlich nötig», notierte Zulauf nach sieben Wochen Aktivdienst. Zuvor hatte die Kompanie im Raum Laufental Stellungsbau, Grenzwaiche und Ausbildung betrieben. Zulauf, Hirzenfeld, 17. 9. 1914.

71 Zulauf, Aesch, 21. 11. 1914.

72 Labhardt, (Gotthard), 6. 10. 1914. Ähnlich vgl. Zulauf, Delsberg, 23. 11. 1915.

73 Wieland, o. O., 2. 10. 1914.

74 Wieland, o. O., 7. 10. 1914.

listischen Erziehungsdrill.<sup>75</sup> Darüber schrieb nun Bühler seinem Vater, Oberst Arnold Bühler: «Der Dienst hat wie alles in der Welt seine Sonnen- + Schattenseiten. Ich habe immer mehr den Eindruck, dass von «oben» immer mehr auf eine nur äusserliche Erziehung der Soldaten hingearbeitet wird, dass die Stabsoffiziere sich mit einer sog. schönen Truppe begnügen. Der Drill wird immer mehr Selbstzweck. Gegen diese durchaus falsche + gefährliche Erziehungsmethode kämpfe ich mit allen Mitteln. Es ist mir mit sehr viel Arbeit auch gelungen, äusserlich stramme + hochaufgerichtete, innerlich brave + gute Soldaten zu erziehen. Mit meiner Kp. kann ich machen, was ich will: sie wird in keiner Lage versagen. Mein Erfolg wird aber auch anerkannt. Der Bat. Kdt. lässt mich selbständig machen. Der Reg. Kdt findet immer alles in Ordnung; der Br. Kdt kommt überhaupt nicht mehr zu mir. Fritz hat sich noch nie gezeigt.»<sup>76</sup> Bühler hielt es für notwendig, seine Soldaten zu «erziehen», «äusserlich» wie auch «innerlich». Folgt man seiner Kritik, konzentrierten sich «die Stabsoffiziere» bzw. diejenigen ««oben»» zunehmend auf die «nur äusserliche Erziehung». Das eigentliche Ziel, die Disziplin, werde dabei nicht erreicht. Im Gegenteil trügen sie zu den «Schattenseiten» des Dienstes bei.

### 5.2.2 *Übungen und Manöver*<sup>77</sup>

Im November 1914 fanden auf Stufe Heeresseinheiten Manöver im grösseren Verband statt. Die 3., 5. und die Kavalleriedivision hielten vom 10. bis zum 12. im Berner Jura Manöver ab, Teile der 4. und 6. Division sowie Teile der Hauensteinbesatzung vom 9. bis zum 13. im Basler Jura.<sup>78</sup> An Ersteren nahm Leutnant Armin Meili der Batterie 62 teil, an Letzteren Leutnant Heinrich Zulauf der Füsilier-Kompanie II/59 sowie Hauptmann Wilhelm Francke des Armeekorpsstabs 2. Auch Hauptmann Hans Fritzsche hatte mit seiner Füsilier-Kompanie IV/85 daran teilgenommen. Meili, Zulauf und Fritzsche wurden beübt, Francke war Teil der Übungsleitung. Alle drei berichteten in ihren Briefen und Tagebüchern ausführlich über die Manöver. Während der Übungen schrieb Meili seinen Eltern: «Ihr werdet überrascht sein, zu hören dass wir in Manövern sind. Heute haben wir bei Sornetan eine grosse Schlacht geschlagen. Wir, die V. Div. haben das Schlachtfeld ruhmvoll gehalten. [...] In der Schlacht von heute Mittag hatte ich eine Zeitlang eine Spezialaufgabe. Ich beschoss mit meinen «zween Feldschlangen» – allerdings nur supponiert, eine feindliche Mitrailleurkompanie, die ich dann aus der Stellung warf. Ich meldete kühn: «Herr Hptm. die feindl. Maschienengewehre [!] schweigen!»<sup>79</sup>

Als die Manöver zu Ende waren, resümierte er: «Unsere Manöver sind nun glücklich zu Ende gegangen. Unsere Division hat natürlich gesiegt. Eine solche moderne Schlacht besteht darin, dass man gar nichts sieht bis dann die Infanterie im Sturm vorgeht. Am

<sup>75</sup> Vgl. Rieder 2009; Rieder 2017.

<sup>76</sup> Hans Bühler an Vater, Charmoille, 5. 7. 1918.

<sup>77</sup> Zur Entwicklung der – wenig erforschten – Gefechtsausbildung der Schweizer Armee im Ersten Weltkrieg vgl. Olsansky 2018c.

<sup>78</sup> Vgl. Sprecher 1926: 166; Fuhrer 2001: 197 f.

<sup>79</sup> Meili an Eltern, Sornetan, 11. 11. 1914.

dritten Tag durchbrachen wir die Klus von Glovelier. Der Feind konnte keine Artillerie auf die gegenüberliegenden Höhen bringen, wodurch es der ganzen (Bat.?) Brigade möglich wurde sich erfolgreich gegen die feindl. Infanteriemassen zu entwickeln. Ich hatte den Eindruck, dass das Diletantenhafte [!] an unserer Armee ist fast ganz gewichen. Am milizhaftesten haben sich die höhern Offiziere aufgeführt in dem sie sich aller Welt sichtbar auf irgend einem Feldherrenhügel aufstellten, so der Herr Oberst Bankier Bühler & der Herr Oberst Professor Wissling u. a. m[ehr]. Z. B. ist es uns gelungen durch das Gestikulieren eines Majors & seines Stabes die Stellung einer ganzen Artillerieabteilung, die ausgezeichnet gedeckt aufgestellt war zu entdecken & damit auch zu beschliessen. Die Batterie arbeitete sehr gut. Man sieht auch hier, dass die lange Dienstzeit die Schlagfertigkeit mächtig gefördert hat.»<sup>80</sup>

Während Meili im Zuge der Übung mit seinen Geschützen im Berner Jura feindliche Mitraillere und Artillerie beschoss, kam es im Basler Jura im Ergolzthal zu heftigen Gefechten zwischen beiden Übungsparteien. Zulauf schrieb ausführlich darüber. Zuvor waren seine Tagebucheinträge nur selten länger als eine halbe Seite, meist nur mehrere Zeilen, nun füllten die Erlebnisse zweieinhalb Seiten. Nachdem die Kompanie östlich Altmarkt zwischen Liestal und Lausen Stellung bezogen hatte, wurde sie in erste Gefechte verwickelt: «Die Kp. wird von einer Kp. 85iger angegriffen, die sich aber zurückziehen muss. Plötzlich erscheinen oben auf der Strasse Hersberg - Liestal schwarze Kolonnen. Kavallerie und Mitraillere beginnen ihre Musik. Nun spielt das Orchester. Ich erhalte Befehl, mit meinem Zug die Ergolzbrücke bei Liestal zu sperren. Ich rücke mit dem Zug vor im Maschinengewehrfeuer, setze einen Zug Radfahrer ausser Gefecht, kann aber wegen dem Maschinengewehrfeuer in meiner rechten Flanke und dem Schiedsrichtern nicht vorwärts und lege mich in den Strasseneinschnitt und eine Kiesgrube, wo sich einer meiner Leute die Hand zerschneidet. Dann muss ich zurück und die Kav. kommt. Ich besetzte schliesslich den Sporn, wo meine Kp. steht, mit Front Westen, will melden und Verbindung suchen und s'ist niemand mehr da. Die ganze Kav.-Brigade strömt in das offene Waldenburgertal ein, links von mir bricht ein Infanteriezug (es war Bögli, wie ich nachher erfuhr) aus dem Waldrand hervor und beginnt liegend das Feuer auf die Kav., wird natürlich überrannt, zieht sich zurück, und schliesslich muss ich aufgeben. Wohin? Ich hatte keine Ahnung. Wo nur die feindl. Infanteristen (lag?)? Auf das Risiko hin, in sie hinein zu laufen, folge ich der Frenke in Wald an ihren südl. Hang. Nach 2 stündiger Irrfahrt plumpse ich plötzlich auf Meuli, der auch noch einige Leute von seinem Zug beisammen hat. Er weiss so wenig wie ich. Wir beratschlagen und plötzlich ruft einer «Dort unten ist die Emma.» Und wirklich, da ist eine Schützenlinie, die das Tal durchquerte, die Frenke durchschreitet und den jenseitigen Hang emporkletterte und hintendran folgt das Pferd unseres Hptms. Rechts von uns auf unserem Hang schießt Kav. Mitr. auf sie. Ich tue einige Schüsse auf, setze sie ausser Gefecht und laufe dann den meinen nach. Das da drüben sind also unsere Leute? Sie scheinen auf uns zu schießen. Aber wir klettern hinauf und die ganze Kp. sitzt, wieder beisammen. Schwein haben wir schon, das ist wahr. Wir

---

<sup>80</sup> Meili an Eltern, Brislach, 13. II. 1914.

sind nach einer Zeit lang Bedeckung, da Inf. Mitr. und 2<sup>15</sup> dann gibts Gefechtsabbruch.»<sup>81</sup> Rückblickend schrieb er von «grossartigen und anstrengenden Manövern».<sup>82</sup>

Francke wohnte den Manövern als Teil der Übungsleitung bei. Der 2. Manövertag war ihm der Höhepunkt. Er war in Liestal, wo die Avantgarden beider Parteien aufeinandertrafen: «[B]ald war die Schlacht in vollem Gange. Es war ein wunderbarer Tag hell und klar. Ein richtiges Kriegsbild. Flieger schwirrten durch die Luft. Gewehr, Maximfeuer tobte und dröhnte dazwischen der dumpfe Geschützdonner etc. Wir stunden auf dem Feldherrnhügel, wo wir alles sehen konnten. Ich musste Befehle, Meldungen etc. entgegennehmen, bald in sausendem Galopp auf Helfert [seinem Pferd] zu der einen oder anderen Colonne eilen, um Befehle zu überbringen, den Stand der Schlacht feststellen, ihre weiteren Absichten erfahren etc. etc. äusserst interessant und genussreich», notierte er in sein Tagebuch.<sup>83</sup> Dass am «letzten aber interessantesten Manövertag» die Übung wegen schlechten Wetters vorzeitig abgebrochen werden musste, war Francke und den «meisten Offizieren [...] nicht recht», auch wenn man die «vorsorgliche Massnahmen» begreife, schliesslich müssten die Truppen ja wieder an die Grenze.<sup>84</sup>

Die Manöver boten Mannschaft und Offizieren eine Fülle aussergewöhnlicher Erlebnisse und die Möglichkeit, selbst zu kämpfen, wenn auch nur supponiert: Meili beschoss feindliche Mitrailleur und durchbrach gegnerische Stellungen, Zulauf rückte im Maschinengewehrfeuer vor, schlug sich durch und setzte Radfahrer und Kavalleristen der Gegenpartie ausser Gefecht, während um ihn herum «Kavallerie und Mitrailleur [...] ihre Musik» spielten. Für Francke gab es viel zu hören und, vom «Feldherrnhügel» hinab, zu sehen: eine «Schlacht in vollem Gange», schiessende Infanterie und Maschinengewehre, «dumpfer Geschützdonner», in der Luft Flieger. Als Teil der Übungsleitung hatte er alle Hände voll zu tun: Er galoppierte herum, übermittelte Befehle und überbrachte Informationen.

Hinzu kamen ausserdem Gefühlswallungen. In Meilis Bericht, wie er mit seinen «Feldschlangen» feindliche Mitrailleur ausser Gefecht gesetzt und dies dem Hauptmann «kühn» gemeldet hatte, schwang sichtlicher Stolz mit. Zulaufs Schilderungen des Übungengefechts zeugten von wechselnden Gefühlen: Von Freude über anfängliche Erfolge, als die Kompanie 85iger zurückgeschlagen werden konnte, über Orientierungslosigkeit, als er vergeblich zu seiner Kompanie zu gelangen suchte, zu Freude und Erleichterung, als er unverhofft zuerst auf Leutnant Karl Meuli, einen anderen Zugführer derselben Kompanie, und schliesslich auf diese selbst stiess.

Zudem boten die Übungen und Manöver Gelegenheit, sich hervorzutun und zu unterstreichen, was man selbst bzw. was die eigene Einheit alles leisten konnte. Mit seinen Geschützen habe er gegnerische Maschinengewehre zum Schweigen bringen können, schrieb Meili. Die eigene Batterie sei schlagfertig, die Brigade habe sich «erfolgreich»

81 Zulauf, Seltisberg, 11. 11. 1914. Bei der erwähnten Kompanie des Bataillons 85 handelte es sich nicht um Fritzsches Kompanie. Diese war an diesem Tag der Reserve zugeteilt.

82 Zulauf, Aesch, 13. 11. 1915.

83 Francke, Sissach, 10. 11. 1914 (54 f.).

84 Francke, Sissach, 12. 12. 1914 (55).

gegen den Feind entwickelt, die 5. Division «das Schlachtfeld ruhmvoll» gehalten und «natürlich gesiegt», die Armee sei kaum noch dilettanten- oder milizhaft. Zulauf schilderte, wie er sich schliesslich erfolgreich zur Kompanie durchschlagen konnte.

Das machte jedoch aus Kameraden Konkurrenten, wenn es darum ging, die eigene Kriegstüchtigkeit unter Beweis zu stellen. Die Erfolge Meilis gingen stets auf Kosten anderer: Der vernichteten Mitrailleur-Kompanie, der unterlegenen feindlichen Division, der gegnerischen Infanterie, die ihn nie fassen konnte. Höhere Offiziere waren in den Augen Meilis besonders miliz- und dilettantenhaft, was er mit dem Hinweis auf ihre zivile Tätigkeit – er bezeichnete die Obristen als «Bankier» und «Professor» – noch hervorhob. Zulauf grenzte sich ab von Leutnant Otto Bögli der Schwesterkompanie IV/59, der sich mit seinem Zug einer Kavallerie-Brigade in den Weg stellen wollte, «natürlich überrannt» wurde und sich zurückziehen musste. Schon in früheren Übungen hatte sich Zulauf über das Verhalten Böglis ausgelassen.<sup>85</sup>

Was alles zu tun, zu sehen und zu hören war und dass sich die Offiziere dabei auszeichnen und gegenüber anderen hervortun konnten, liess sie die Manöver positiv erfahren. Als «äusserst genussreich und interessant» beurteilte Francke seine Erlebnisse am zweiten Manövertag. Zulauf nannte die Manöver «grossartig», schrieb ausführlich über das Erlebte und durchlebte es so nochmals. Meili liess gar seine Eltern an den aussergewöhnlichen Erlebnissen teilhaben.

Militärische Tagebücher unterschieden sich diesbezüglich nicht von Selbstzeugnissen. Auch hier fielen die Einträge zu den Manövern bisweilen ungleich länger und detaillierter aus als üblich, beispielsweise in denjenigen des Infanterie-Bataillons 85<sup>86</sup> oder des Infanterie-Bataillons 44,<sup>87</sup> das zu diesem Zeitpunkt von Major August Wieland kommandiert wurde. Besonders viel erlebt zu haben, schien der Kommandant der Feld-Artillerie-Abteilung 20, der Meilis Batterie angehörte. Auf vier Seiten schilderte er ausführlich, wie er selbst Anmarschwege rekognoszierte, seine Batterien durch «sehr schwieriges Gelände» dirigierte, verdeckt Stellung beziehen und schliesslich gegnerischen Artillerie und Infanterie unter Feuer nehmen liess.<sup>88</sup> Auch das Verlangen, eigenes Können und Erfolge festzuhalten sowie der Stolz über eigene Erfolge schlugen hier durch.

Dieselben Erfahrungen machten Meili und Francke auch bei anderer Gelegenheit. Kurz vor Weihnachten 1914 nahm Meili erneut an einer Übung teil, diesmal auf Bataillonsstufe. Er wurde ausgesandt, feindliche Artillerie zu rekognoszieren. Detailliert schrieb er seinen Eltern davon: «Das war ein toller Ritt. Zuerst machte ich durch das Dorf Pratteln hindurch Jagd auf einen feindlichen Offizier, den ich aber leider nicht erwischte. Sodann konnte ich ungesehen bis ganz nahe an den Feind heranreiten & das erkunden, was meine Aufgabe war. Allerdings wäre ich beinahe gefangen worden; im Krieg vielleicht auch erschossen, aber von den blinden Schüssen welche mir das feindliche Fussvolk nachbrannte verspürte ich

85 Vgl. zum Beispiel Zulauf, Aesch, 3. II. 1914; Anlässlich einer Bataillonsübung notierte Zulauf damals: «Zug Bögli macht allerdings Blödsinn und ich wäre auch tot.»

86 Vgl. I. Bat. 85, o. O., 9.–12. II. 1914.

87 Vgl. I. Bat. 44, o. O., 9.–12. II. 1914.

88 F. Art. Abt. 20, Sornetan/Röscherz, 12. II. 1914.

nur wenig. Meine Meldung war dann von grossem Wert. Die Schlacht wurde dann bald einmal abgebrochen. Diese Abwechslung hat uns alle sehr gefreut.»<sup>89</sup>

Die Übung folgte auf den «Betrieb des Stehenden Heeres, d. h. das Nichtstun», das bald «Offizieren & Soldaten furchtbar langweilig» wurde.<sup>90</sup> Ähnlich berichtete er ein Jahr später von zweitägigen Manövern im Südtessin. Nun wurde er als Artilleriepatrouille eingesetzt, ging mit der Infanterie mit und hatte gegnerische Stellungen festzustellen. Anstrengend, aber «hochinteressant» sei das gewesen: «Aber nie habe ich im Dienste interessanteres erlebt wie hier. Das meiste Gelände musste ich zu Fuss machen um in Deckung an den Feind oder besser hinter den Feind zu kommen + um von dort seine Art. zu beobachten. Das letztere gelang mir unter ausserordentlichen Anstrengungen. Oft war ich fast ganz von Gegnern umzingelt + immer wieder konnte ich rechtzeitig verschwinden. Einmal verbarg ich mich in einer Kirche drin. Von beiden Seiten habe ich die feindl. Front umgangen. An Hand der Karte will ich's Euch dann zeigen wenn ihr wollt.»<sup>91</sup>

Wiederum boten die Übungen Meili aussergewöhnliche Erlebnisse, Gefühlswallungen und Nervenkitzel, als er dem feindlichen Offizier hinterherpreschte, unter Beschuss feindlicher Infanterie davongaloppierte oder sich vor dieser in einer Kirche versteckte. Stets entkam er erfolgreich und konnte Meldungen «von grossem Wert» überbringen. Erneut waren die Übungen eine interessante, willkommene Abwechslung zum bisherigen «Nichtstun».

Francke hatte ähnliche Erfahrungen wie im November 1914 bereits früher gemacht. Seit Beginn des Aktivdienstes hatte er mehrfach Übungen beigewohnt, beispielsweise Anfang Oktober dem Exerzieren der Kavallerie-Brigade 2 unter Oberstleutnant Wilhelm Schwendimann: «Brigadeexerzieren auf diesem Feld ein herrliches grossartiges Bild. Er vollführte einige Aufmärsche, Stellungsbezüge und liess zuletzt die Brigade vor uns defilieren (Schwadronen in Linie im Galopp). Ich schwelgte im Genuss wiederum grössere Massen Cavallerie exerzieren zu sehen. Die Brigade arbeitet ausgezeichnet.»<sup>92</sup>

Vier Monate später, nachdem er einen Tag zuvor den Largin besucht und den Kämpfen deutscher und französischer Truppen zugeschaut hatte, wohnte er einem Gefechtschiessen von Infanterie, Artillerie, Kavallerie und Mitrailleuren bei: «Wir postierten uns auf eine Anhöhe und konnten von dort aus das gesamte Gefechtsfeld überblicken. Es war ein herrliches Bild, das einem so richtig die Schlacht vor Augen führte. Zuerst das Art. Feuer, die aufplatzenden Granaten in die Scheibenschützenlinie, dann das Vorrücken der Infanterie. Dazu das wunderbare Wetter. Es war äusserst lehrreich, interessant und schön.»<sup>93</sup> In beiden Schilderungen dominierten visuelle Eindrücke. Francke ergötzte sich am Gesehenen, nannte es ein «herrliches, grossartiges Bild», einen «Genuss» bzw. «äusserst lehrreich, interessant und schön». Das Gefechtsschiessen im Februar 1915 war ihm eine «Schlacht».

89 Meili an Eltern, Frenkendorf, 18. 12. 1914.

90 Meili an Eltern, Zwingen, 21. 11. 1914.

91 Meili an Eltern, Taverne, 10. 12. 1915.

92 Francke, Arlesheim, 2. 10. 1914 (39).

93 Francke, Courtemaiche, 1. 2. 1915.

Dieselben Erfahrungen machten verschiedene Offiziere rund ein Jahr später. Vom 11. bis zum 16. Oktober 1915 fand das Hauensteinmanöver des 2. Armeeekorps statt. Es war das grösste Manöver, das die Armee während des Krieges durchführte. Ziel war es, die am Hauenstein errichteten Befestigungen zu prüfen.<sup>94</sup> Am letzten Manövertag, einem Samstag, erfolgte der Sturm auf die Stellungen. Leutnant Philipp Etter berichtete seiner Verlobten wie folgt davon: «Beim ersten Morgengrauen des Samstags stürmten wir die Stellung. Auf unserer Seite standen 23, auf der Seite des Verteidigers 13 Bataillone. Beide Parteien, Angreifer wie Verteidiger, verfügten überdies über bedeutend Kräfte von Spezialwaffen. Der Sturmangriff auf die Westfront des Hauenstein war ein gewaltiges Schauspiel. Wie das knatterte und donnerte durch die Wälder, ein Höllenspektakel, wie ich ihn, so lange ich Dienst tue, noch nie gesehen habe. Du hättest sie sehen sollen, unsere Zuger, wie sie kühnen Mutes in die Draht Hindernisse hineinstürmten und alles niederrannten, was sich in den Weg stellte. Es waren wirklich prächtige Augenblicke, allerdings auch furchtbare, wenn man denkt, welche riesige Opfer eine solche Angriffsaktion im Ernstfall erfordern würde.»<sup>95</sup>

Auch Oberleutnant Hans Bühler, damals bei der Gebirgs-Füsilier-Kompanie IV/34 eingeteilt, nahm am Sturm auf die befestigten Stellungen teil. Seinem Vater, Oberst Arnold Gottlieb Bühler, berichtete er: «Unser Oberländer-Regiment hat heute nach manchen mühevollen Tagen, mancher kalter Nacht gestürmt, dass es eine Freude war. Unser Brigadekommandant sagte nachher zu den 34er-Offizieren, die Leute seien drauf los, wie die Teufel. Einen mit einer derartigen Wucht durchgeführten Angriff hätte er noch nie gesehen. Wir stürmten durch ein Tälchen – in Marschkolonnen – wir hieben durch! Mit einigen vorzüglichen Läufern ging ich weit voraus, beseitigte alle Hindernisse, durchschnitt die Drähte + war als erster im feindlichen Schützengraben. Die Landwehrmänner in den Unterständen konnte meine Wut nicht recht kapieren! Aber ich möchte einen Soldaten sehen, der nicht wild wird mitten im Geheul der Kanonen, dem Knattern der Gewehre + Maschinengewehre; wer da nicht mit aller Wucht vorwärtsgerissen wird, einzig beseelt von dem Gedanken durchzuhauen + niederzuschmettern, was sich ihm in den Weg stellt, der tut mir leid.»<sup>96</sup> Die Manöver seien «äusserst interessant» gewesen, blickte er zurück. Die «Parteiführer» hätten «tadellos disponiert» und seien den Aufgaben gewachsen gewesen. «Wir Untergebene haben das vielleicht verloren gegangene Zutrauen zu unseren Vorgesetzten wieder gewonnen + die höhern Truppenführer werden in ihrer Überzeugung bestärkt worden sein, dass unsere Armee ganz gewaltige Fortschritte gemacht hat, dass sie jeder stehenden Armee zu mindesten gewachsen ist», resümierte er.<sup>97</sup>

Auch Francke nahm an den Übungen teil, diesmal als Kommandant der Meldesammelstelle der 3. Division. Ein «richtiges Kriegsbild» kommentierte er erneut, als er am Abend des 2. Manövertages «fiebrige Tätigkeit» auf dem Divisionsbüro vorfand.<sup>98</sup> Am

94 Fuhrer 2001: 199–205.

95 Etter an Verlobte, Zwillingen, 18. 10. 1915. Zu den Spezialtruppen zählten Waffengattungen exklusive der Hauptwaffengattung Infanterie wie Artillerie, Genie und Kavallerie. Vgl. Jaun 2019: 62.

96 Hans Bühler an Vater, Langenthal, 16. 10. 1915. Bühler meinte das Gebirgs-Infanterie-Regiment 17.

97 Hans Bühler an Vater, o. O., 16. 10. 1915.

98 Francke, Laupersdorf, 13. 10. 1915 (174).

Samstag wohnte er dem Sturm auf die Stellungen bei und notierte: «Die Truppen waren dicht an den Stellungen zum Sturme bereit. Punkt 6h begann die Art. die Einleitung des Kampfes mit Trommel- und Sperrfeuer, und um 6½ h begann der allgemeine Sturmangriff. Es war ein herrliches Kriegsbild. Petarden flogen hin und her dazu Kanonen, Gewehr und Mitr. Geknatter, es war bei der Stellung, wo ich mich befand wie in einem Hexenkessel, ein wahrer Kampf.»<sup>99</sup>

Wiederum boten die Manöver ausserordentliche Erlebnisse. Ein «gewaltiges Schauspiel», ein «Höllenspektakel» – so nannte Etter den Sturmangriff am letzten Manövertag. Es «knatterte und donnerte durch die Wälder», beschrieb er lautmalerisch, was er gesehen und gehört hatte. Bühler berichtete vom «Geheul der Kanonen, dem Knattern der Gewehre + Maschinengewehre». Weder Etter noch Bühlers Brigadekommandant wollten je einen derart furiosen Sturm gesehen haben. Auch für Etters Vorgesetzten, Hauptmann Josef Iten, boten die Manöver bisher kaum Gesehenes und Gehörtes. Auf sechs Seiten schilderte er seiner Frau detailliert einen Infanterieangriff mit Artillerieunterstützung.<sup>100</sup>

Erneut zeigten die Offiziere Gefühlswallungen. Bühler selbst wurde angesichts des Gefechtslärms von einer unbändigen «Wut» und einem Zerstörungswillen erfasst. Etter empfand schiere Freude und Stolz auf seine Zuger Soldaten.

Zuger wie Oberländer verdienten sich in den Augen ihrer Offiziere Lob und Anerkennung. Rücksichtslos seien die Zuger in die Drahthindernisse gestürmt und hätten alles niedergerannt, was sich ihnen in den Weg stellte, «wie die Teufel» hätten die Berner Oberländer gestürmt und alle Hindernisse und Drähte durchhauen und durchschnitten. Auch in das Können seiner Vorgesetzten und der Armee habe er wieder Vertrauen gefasst. Bühler rühmte sich selbst, «als erster im feindlichen Schützengraben» gewesen zu sein.

Die Erfahrungen der Manöver offenbaren grundlegende Muster, wie Offiziere ihre Erlebnisse im Aktivdienst deuteten. Voller Erlebnisse, hochkochender Emotionen und der Möglichkeit zu kämpfen und sich zu beweisen, standen sie in scharfem Gegensatz zum oft langweiligen Ablösungsdienst. Meili hiess sie explizit als «Abwechslung» zum bisherigen «Nichtstun» willkommen. Wie aussergewöhnlich die Manöver für die Offiziere waren, zeigte sich darin, wie sie darüber schrieben. Sie taten es ausführlicher, detaillierter und liessen andere daran teilhaben. Das diente nicht etwa dazu, belastende Erlebnisse zu verarbeiten. Als solche haben die untersuchten Offiziere, die sich allesamt zu den Überlegenen zählten, die Manöver nicht erfahren. Im Gegenteil, die Autoren wollten vergangene Ereignisse nochmals vergegenwärtigen, lebendig werden lassen und sie so nochmals durchleben. Hier zeigt sich eine deutliche Erlebnisorientierung der Offiziere. Diese offenbarte sich auch in der Wortwahl, wie beispielsweise «grossartig», «wunderbar», «hochinteressant», «herrlich», «prächtig», «furchtbar», «gewaltig» oder in der häufigen Verwendung von Ausrufezeichen.<sup>101</sup>

Diese Erlebnisorientierung teilten gerade jüngere Subalternoffiziere, die selbst mitfochten. Der etwas ältere Hauptmann Francke, als vermöglicher Industrieller Teil der

<sup>99</sup> Francke, Langenthal, 16. 10. 1916 (174 f.).

<sup>100</sup> Vgl. Iten an Ehefrau, Zwillingen, 19. 10. 1915.

<sup>101</sup> Zum Tagebuchs Schreiben als Erlebnis vgl. Bänziger 2020: 362–374.

Aargauer Oberschicht, griff zudem auf ältere, bürgerliche Deutungsmuster zurück, wie sie bei Kunst- und Naturgenuss Anwendung fanden. Dort stand jeweils die Bildung im Zentrum. Im sozialen Rahmen von Familie und Freundeskreis erlaubten Kunst- und Naturgenuss den Angehörigen des Bürgertums, «grosse Gefühle zu erfahren, ohne den Forderungen des Arbeitsamkeits- und Mässigungsethos zuwiderzulaufen», wie Bänziger aufgezeigt hat.<sup>102</sup> Für Francke war der äussere Anlass, Übungen und Manövern beizuwohnen, stets ein dienstlicher: Er inspizierte oder war Teil der Übungsleitung. Fast stereotyp nannte er die gemachten Erfahrungen jeweils «lehrreich» und «interessant». Damit betonte er deren Nutzen; die Manöver und Übungen trugen zu seiner militärischen Bildung bei. Gleichzeitig erfuhr Francke «grosse Gefühle». Es war ihm ein «Genuss», den exerzierenden Massen zuzusehen. Diesen Genuss vollzog er zusammen mit Gleichgestellten, nämlich mit anderen Stabsoffizieren.

Auch die erwähnten Gefühlswallungen und Hochgefühle waren für die Offiziere aussergewöhnlich. Bühler schilderte anschaulich, wie er beim Sturm auf feindliche Stellungen von unbändiger Wut und der Lust zu zerstören erfasst worden sei. Er glich hier dem *homo furens*, wie ihn der junge Philosophiestudent Jesse Glenn Gray in seinem Kriegstagebuch nannte,<sup>103</sup> dem Soldaten, der Freude am Töten und Zerstören empfand.<sup>104</sup> Die Übungen und Manöver boten den Offizieren zudem die Möglichkeit, sich selbst und andere als kriegstüchtig zu erfahren und sich in privaten Briefen und Tagebüchern wie auch in militärischen so darzustellen. Damit konnten sie sich hervortun und profilieren, oft auf Kosten anderer Soldaten.<sup>105</sup>

Die Manöver entsprachen damit weit mehr den Erwartungen, mit denen die Offiziere in den Aktivdienst eingerückt waren – sowohl, was das Erlebte, die Gefühlswallungen als auch ihre eigene Rolle und Leistung darin betraf. Für Francke stand das, was er am 10. November 1914 in Liestal sah und hörte, einem richtigen Gefecht in nichts nach. Wiederholt schrieb er mit Begeisterung von einem richtigen bzw. herrlichen «Kriegsbild». Auch Bühler währte sich beim Sturm auf den Hauenstein in einer wirklichen Schlacht. Damit wurden die Manöver für die Offiziere zu einer eigentlichen Ersatzhandlung, um verpasste Kriegererlebnisse nachzuholen und sich im Kampf zu bewähren. Bedenken, wie sie Etter angesichts befürchteter «riesiger Opfer [...] im Ernstfall» äusserte, blieben eine seltene Ausnahme.

102 Bänziger 2020: 135.

103 Vgl. Gray 1970. Zitiert nach: Dodman 2020a: 537. Als Einführung in die Gefühle von Kombattanten und Kombattantinnen vgl. Dodman 2020a.

104 Diese These wurde prominent vertreten von Joanna Bourke. Bourke 1999. Zur Kritik daran vgl. Ziemann 2013: 13–21. Ähnlich schilderte der deutsche Weltkriegsteilnehmer Ernst Jünger, wie er im Gefecht, gerade im Handgemenge, von extremen Gefühlswallungen und «intensiv erfahrener Emotionalität» überkommen worden sei. Ziemann 2013: 84. Vgl. ebd. 76–84. Jünger unterscheidet sich mit seiner affirmativen Haltung gegenüber dem Krieg von anderen Soldaten.

105 Das Bedürfnis, die eigenen Leistungen als Soldat zu dokumentieren, unterschied sich nicht von den Schreibmotiven von Kriegsteilnehmern. Vgl. zum Beispiel Schikorsky 1992: 298. Für Ernst Jünger vgl. Ziemann 2013: 65.

### 5.3 Freizeit, Essen und Unterkunft

Am 16. September 1914 bezog die Feld-Haubitz-Abteilung 27 in Solothurn Kantonement. Zuvor war sie im bernischen Meinisberg untergebracht, einem Dorf mit einigen Dutzend Häusern, rund fünfhundert Einwohnerinnen und Einwohnern sowie schlechter Wasserqualität. Das Trinkwasser stinke nach Gülle. Die Unterkünfte für Truppen und Pferde hingegen seien gut, befand Kommandant Oberstleutnant Karl Scheurer. Ausser einem Wirtshaus hatte das Dorf zwischen Biel und Solothurn jedoch wenig zu bieten. Dem Adjutanten des Brigadekommandos war es zu verdanken, dass die Abteilung schliesslich nach Solothurn kam und nicht wie ursprünglich geplant nach Wengi,<sup>106</sup> einem ähnlich kleinen Dorf etwas weiter südlich. Die Offiziere, die Scheurer unterstellt waren, waren über die Verlegung nach Wengi bestürzt gewesen. Dort hätten sie schlechtere Kantonemente erwartet als in Meinisberg, wie erste Abklärungen des Quartiermeisters ergeben hatten. Scheurer hätte seinen Offizieren, gerade den Hauptleuten, «die Lektion sehr wohl» gegönnt,<sup>107</sup> schliesslich sei man, das heisst Truppe und Pferde, «ganz gut untergebracht» gewesen.<sup>108</sup> Mit den «Annehmlichkeiten des Zivillebens», die sie in Solothurn erwarteten, konnte er hingegen «nicht viel anfangen. Solange man im Dienst ist, spielen alle diese Dinge keine grosse Rolle», notierte er in seinem Tagebuch.<sup>109</sup>

Das war im September 1914. Wenige Tage zuvor hatte Scheurer zum ersten Mal während des Aktivdienstes in seinem Tagebuch einen «lustigen Abend» mit anderen Offizieren verbracht, «was nach den langen und eintönigen Zeiten auch nicht zu verachten ist».<sup>110</sup> Das sollte sich bald wiederholen. Alle paar Wochen berichtete Scheurer von fröhlichen, vergnüglichen Abenden. Oft wurden die Offiziere von der lokalen Oberschicht eingeladen. Man speiste, plauderte, jassete und trank Wein. Oft waren auch lokale Frauen zugegen.<sup>111</sup> Für Scheurer standen solche Abende vorerst im Widerspruch zu Krieg und Dienst. «Man merkt sehr wenig vom Krieg; jedermann nahm die Lustigkeit und das Wohlleben, wie man vor dem Winter einen schönen Sonntag geniesst», notierte er Ende September.<sup>112</sup> Ähnlich wiederholte er einen Monat später: «Nach Lichterlöschen gehen die sämtlichen Offiziere, auch die der Batterie 77, in den Tanzsaal und es entwickelt sich ein Fest, das bis gegen 4 Uhr dauert. Ich gehe um 2 Uhr heim. Es ist nicht ganz kriegsgemäss; immerhin ist die Abwechslung auch nicht zu verachten.»<sup>113</sup>

Als «Abwechslung» zum Einerlei des Dienstes hiess Scheurer die vergnüglichen Abende gerne willkommen. Wein spielte an solchen Abenden eine wichtige Rolle. «Es ist ein recht gemütlicher Abend mit sehr viel und gutem Wein. Es kommt einem bei solchen Anlässen wohl, dass man ein ordentliches Quantum ertragen mag. Rufener und Widmer

106 Heute Wengi b. Büren.

107 Scheurer, (Solothurn), 16. 9. 1914.

108 Scheurer, (Meinisberg), 15. 9. 1914.

109 Scheurer, (Solothurn), 16. 9. 1914. Für den gesamten Abschnitt vgl. (Meinisberg), 3.–15. 9. 1914.

110 Scheurer, (Meinisberg), 11. 9. 1914. Vgl. ähnlich (Meinisberg), 10. 11. 1914.

111 Vgl. Scheurer (Solothurn), 19. und 25. 9., (Rossemaison), 18., 25. und 30. 10., 7. und 29. 11. 1914, 1. und 3. 1., 9. und 19. 2. 1915.

112 Scheurer, (Solothurn), 23. 9. 1914.

113 Scheurer, (Rossemaison), 25. 10. 1914.

waren an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit», berichtete er etwa am 30. Oktober.<sup>114</sup> Bei anderer Gelegenheit schrieb er von einer «scharfe[n] Trinkerei», als ein bekannter Hauptmann zu Besuch war.<sup>115</sup>

Gerade an den Wochenenden und an Festtagen zogen sich die Abende bis in die Nacht oder zum nächsten Morgen. Das galt nicht so sehr für Scheurer wie für seine Offiziere; er selbst habe für «lange Zeit [...] ausser etwas Wein zu Mittagessen nichts getrunken», wie Scheurer im Februar 1915 festhielt.<sup>116</sup> Umso ausgiebiger feierten seine unterstellten Offiziere. Als sich ein gemeinsames Nachtessen mit «Frauenzimmern» zu einem «wilden Tanz» entwickelte, sorgte sich Scheurer: «Mir ist nicht ganz wohl dabei; es kann jeden Augenblick Alarm geben. Mehrere der Offiziere betrinken sich fast.»<sup>117</sup> Er bemühte sich, Gegensteuer zu geben, bewirkte jedoch das Gegenteil. Über das Neujahrsfest am 1. Januar 1915 berichtete Scheurer: «Um den Abend nicht allzu lang werden zu lassen, habe ich für morgen eine Uebung angesetzt, die schon in der Frühe beginnt. Das einzige Ergebnis ist das, dass die Herren nicht früher ins Bett gehen, sondern teilweise gar nicht.»<sup>118</sup>

Nachdem für Scheurer der Aktivdienst Ende August 1914 je länger, desto weniger vom gewöhnlichen Wiederholungskurs zu unterscheiden war,<sup>119</sup> gewann im September 1914 ein neues Thema an Bedeutung: Freizeit. Die erste Äusserung dazu datierte vom 6. September 1914 – Scheurer ging an diesem Sonntag «bummeln».<sup>120</sup> Danach erwähnte er regelmässig Einladungen, vor allem auch vergnügliche Abende.

Damit zeigte sich der Dienst einmal mehr anders als erwartet. Für den – wie ihn Hermann Böschenstein beschrieb – zurückhaltenden, bescheidenen und pflichtbewussten Scheurer<sup>121</sup> waren derartige vergnügliche Abende vorerst ebenso wenig mit dem Krieg und dem Dienst vereinbar wie die «Annehmlichkeiten des Zivillebens» in Solothurn. Die lustigen Abende dienten lediglich dazu, von der Eintönigkeit des Dienstes abzulenken. Pflichterfüllung gewichtete Scheurer auch stärker als das persönliche Vergnügen. Sein Handeln verrät jedoch einen partiellen Erfahrungswandel: Auch Scheurer verhielt sich regelmässig «nicht ganz kriegsgemäss», nahm an Festen bis in die Nacht teil und trank bisweilen «ein ordentliches Quantum». Seinen Offizieren schien dieser Wandel leichter zu fallen. Sie schätzten die Verlegung aus dem Dorf Meinisberg in die Stadt Solothurn deutlich mehr und sahen sich durch Scheurers früh angesetzte Übung zu noch ausgiebigerem Feiern angehalten.

Hauptmann Wilhelm Francke ging es ähnlich wie Scheurer. Der Dienst in Bern hatte ihm zwar erlaubt, vereinzelt seine Frau mit Kindern zu sehen oder am Wochenende nach

114 Scheurer, (Rossemaison), 30. 10. 1914.

115 Scheurer, (Rossemaison), 9. 2. 1915.

116 Scheurer, (Rossemaison), 9. 2. 1915.

117 Scheurer, (Rossemaison), 19. 2. 1915.

118 Scheurer, (Rossemaison), 1. 1. 1915.

119 Vgl. Kap. 2.5.

120 Scheurer, (Meinisberg), 6. 9. 1914.

121 Vgl. Scheurer 1971: 11–137.

Hause zu fahren,<sup>122</sup> doch die Arbeitstage blieben voll und lange. Büroarbeit bis 23 Uhr war keine Seltenheit.<sup>123</sup>

Das änderte sich mit der Verlegung nach Arlesheim nahe Basel Mitte September 1914. Francke war zusammen mit dem Kommandanten des 2. Armeekorps, Oberstkorpskommandant Isaak Iselin, einem zugeteilten Generalstabsoffizier und dem ersten Adjutanten im Andlauerhof bei Frau Kern, der Schwiegermutter des ältesten Sohnes Iselins einquartiert. Noch am ersten Abend wurden sie zum Nachtessen eingeladen, das nach kurzer Dauer mit Büroarbeit endete.<sup>124</sup> Am gleichen Wochenende fuhr er nach Aarau und weiter nach Kölliken, wo er mit Mitgliedern des Reitclubs Aarau den Abend verbrachte: «Ein frohes Friedensbild mitten im Krieg, ich war allein in Uniform, es war eine gemütliche Stunde, die in dieser Zeit recht wohl tat.»<sup>125</sup> Zurück im Dienst, wurde kurz darauf das neu bezogene Offizierskasino eingeweiht. Weil die Verpflegung im Wirtshaus als schlecht empfunden wurde, richteten sich die Offiziere in einer unbewohnten Villa häuslich ein und besorgten Gläser, Geschirr und dergleichen. Der Koch des Armeekorpsstabs bereitete ein «grossartiges Eröffnungsmahl», ein Offizier stiftete «Wein ältester franz. Marken. Es war der erste recht vergnügte und feuchtfröhliche Abend in unserem Corpsstab», kommentierte Francke.<sup>126</sup>

Fortan sollte er regelmässig, vor allem an den Wochenenden, vergnügliche Abende, Besuche sowie Einladung bei anderen Offizieren und bei der Basler Oberschicht, die er bei diesen Gelegenheiten kennenlernte, erwähnen.<sup>127</sup> Das Zusammensitzen mit anderen Offizieren dauerten teils bis zum Morgen.<sup>128</sup> Als er im Folgejahr zum Major befördert und mit dem Kommando der Guiden-Abteilung 3 betraut wurde, nutzte er Einladungen ihm unterstellter Offiziere, um den Zusammenhalt im Offizierskorps zu fördern.<sup>129</sup>

Wie bei Scheurer gewann die Freizeit im September 1914 an Bedeutung und wurde zum Thema. Vorerst wurde das Verbringen vergnüglicher Abende als Gegensatz zum Krieg betrachtet, doch ebenso als willkommene Abwechslung. Doch abendliche Einladungen bei der Basler Oberschicht und feuchtfröhliche Abende mit anderen Offizieren bildeten bald einen festen Bestandteil des Dienstes. Auch die Art der Unterbringung und die Möglichkeit, die Freizeit angemessen zu verbringen, gewann an Bedeutung, wie die Herrichtung des Casinos in Arlesheim zeigt.

Für Subalternoffiziere und Hauptleute, die mit ihren Truppeneinheiten oft in abgelegenen Dörfern untergebracht waren, waren die Art und Weise der Unterbringung und die Möglichkeiten, die Freizeit zu gestalten, ebenso wichtig, doch oft bescheiden. Leutnant

122 Vgl. Francke, Bern, 22. 8. 1914 (22) sowie Liestal, 5. 9. 1914 (28 f.)

123 Vgl. zum Beispiel Francke, Liestal, 31. 8. (26), 2. 9. (28) und 8. 4. [!] 1914 (30). Gemeint war der 8. 9. 1914.

124 Francke, Arlesheim, 13. 9. 1914 (32).

125 Francke, Aarau, 19. 9. 1914. Der Reitclub Aarau wurde 1905 auf Initiative Franckes von sechs Kavalleristen gegründet. Vgl. Francke 1994: 393.

126 Francke, Arlesheim, 21. 9. 1914 (36).

127 Vgl. zum Beispiel Francke, Arlesheim, 25., 27. 9., 18. 10., 3., 4., 20., 22. 11., 2., 9., 18. und 19. 12. 1914.

128 Francke, Courtemaiche, 5. 3. 1915 (105).

129 Francke, Courtemaiche, 31. 1. 1915 (92). Guiden waren in der Regel zuständig für Begleitschutz, Kurier- und Heerespolizeidienst. Vgl. de Weck 2007.

Armin Meili hatte vorerst Glück. Aus Cornol berichtete er seinen Eltern im September 1914: «Was mich anbelangt habe ich die schönste Bude im Dorf. Sehr nette Leute! Für morgen Abend sind wir alle bei meinem Philister zu einem Fondue mit seinem Wein eingeladen. Ihr seht aus diesen Stimmungsliedern, dass es uns nicht so schlimm ergeht; unser Hauptinteresse besteht nun in gutem Essen. Gestern Abend feierten Huber & ich bis spät in die Nacht hinein mit einigen Dorfhonoratioren. Es stiegen hier die obligaten Ansprachen à nos confédérés de la Suisse Romande. – In militärischer Hinsicht funktioniert alles prächtig. Allerdings hat der Hpt. heute wieder bitterböses geschossen.»<sup>130</sup>

Der Dienst erlaubte ihm Ausflüge an den Wochenenden, beispielsweise eine «fröhliche Bierreise» nach Solothurn.<sup>131</sup> Im November wurde er nach Brislach, einem Dorf nahe Laufen mit rund 500 Einwohnerinnen und Einwohnern, versetzt. Meili fürchtete dort einen langweiligen Winterdienst: «Da aber Brislach weit von der Bahn entfernt & im Winter jedenfalls furchtbar langweilig ist, habe ich mir alle Mühe gegeben dass wir das Gesuch stellen, nicht hier eingewintert zu werden. Ich habe nun den Hptm. derart montiert dass er einen langen Rapport über die absolute Unhaltbarkeit dieser Kantonnements weiter geleitet hat, obschon die Verhältnisse zum mindesten so günstig sind wie in Wangenried. Mit Hilfe des Majors habe ich es fertig gebracht dass wir nach Zwingen versetzt werden (Bahnhof). Gestern ritt ich mit Hptm. dorthin. Denkt euch nur wie originell dieses Kantonnement sein wird. Die ganze Batterie wird im Schloss Zwingen untergebracht. Im Schlosshof steht der Park. Das Schloss ist auf einer Birsinsel & von 2 Gräben umgeben. Wenn wir da morgen einziehen können, so wird das ein feines Leben sein.»<sup>132</sup>

Nun bemühten sich die Offiziere der Batterie 62 eifrig, ein Offizierskasino einzurichten.<sup>133</sup> Auch ein Klavier wollten sie hinaufschleppen, da ein Offizier ein begnadeter Klavierspieler war.<sup>134</sup> Die Freude währte jedoch nur kurz. Nach wenigen Tagen erhielt die Batterie Bescheid, sie werde ins Baselland versetzt, sehr zum Bedauern Meilis: «Nicht bloss darum weil wir hier schon alle Vorbereitungen für den Winter getroffen haben [...], sondern weil wir nie & nimmer eine solche Unterkunft finden werden wie im Schloss Zwingen. Schon haben wir ein riesig gemütliches «Offizierskasino» im Schloss eingerichtet, wo wir am Abend mit unseren Gästen aus andern Batterien zusammensitzen bei Wein & «Guetli». Auch meine Bude, die sich nicht im Schloss befindet ist sehr nett. Und nun diese Dislokation!»<sup>135</sup> Die Fragen, wie und wo er untergebracht war, was er aus und wie er seine Freizeit verbrachte, gewannen für Meili im September 1914 an Bedeutung. Die Unterkunft und insbesondere das Offizierskasino boten ihm die Möglichkeit, sich zu rühmen und seine Eltern sowie andere Offiziere zu beeindrucken, die öffentliche Erreichbarkeit eines Ortes versprach Zugang zu mehr Freizeitangeboten. Der Abschied aus Zwingen missfiel Meili deshalb umso mehr.

130 Ganz an Eltern, (Cornol), 26. 9. 1914.

131 Meili an Eltern, Solothurn, 9. 10. 1914.

132 Meili an Eltern, Brislach, 15. 11. 1914.

133 Vgl. Meili an Eltern, Frenkendorf, 28. 11. 1914.

134 Meili an Eltern, Zwingen, 21. 11. 1914.

135 Meili an Eltern, Zwingen, 21. 11. 1914.

Die Gelegenheit, anderen Offizieren zu imponieren, fand Meili später erneut. Am 3. März 1915 veranstaltete die Batterie 62 angesichts der bevorstehenden Demobilmachung und dem Abschied aus dem basel-landschaftlichen Frenkendorf ein Diner für die Offiziere der Feld-Artillerie-Abteilung 20. Meili war der Organisator. Zwei Tage lang wurde er vom Dienst dispensiert, um das Offizierskasino dafür herzurichten. Nach gelungenem Fest berichtete er seinen Eltern ebenso stolz wie ausführlich davon: «Als ich Euch letzthin telephonierte war ich leider nicht allein + so konnte ich Euch über unser feudales Fest keine Einzelheiten geben. Wie gesagt, ward dieser Anlass dazu abgehalten um unsern Kameraden der andern Batterien zu zeigen, dass wir uns nicht wegen Mangel an Geselligkeit zurückgezogen hatten. Wir haben in unserer Batterie einen Koch, der ein äusserst hoch besoldeter Küchenchef im Savoy-Hôtel zu London, dem ersten Hotel Englands ist. Wir beabsichtigen, & es gelang uns, einen Abend ganz feudalen Stils zu arrangieren. Jedem wurde eine bestimmte Tätigkeit zu gewiesen. Ich war der Organisator. Der Hptm. zahlte allen Wein (ca 120 Fr). Ehinger die Zigarren. Die übrigen das Essen, welches verhältnismässig billig kam (25 Fr.). Ich hatte die Einrichtung des Offiziers-Kasinos sowie die Gedeckung zu leiten. Zu diesem Behufe wurde ich während zwei Tagen nach meinem Belieben von allem Dienst dispensiert, nachdem ich allerdings eine mehrere Tage dauernde äusserst mühsame Inventarkontrolle der Batterie angelegt hatte – Ich zeichnete in Ruhe Menus, die nach aller Meinung sehr gut ausfielen. Ich habe das Menu nach verschieden[en] Namen franzosisiert was schon zu Anfang grosse Heiterkeit erregte [...] Dieses ganze Essen war so riesig feudal, dass alle paff waren. Geschirr verschaffte uns Ehinger aus dem Stadtkasino Basel. In diesem Fest wurden Zierbäume aufgestellt & eine höchst originelle violette Beleuchtung mit vielen Lampen installiert. Von den Wänden pragten [!] alle meine Karikaturen herunter. Drei Kanoniere servierten & zwar im Gewande eines Kellners in einem (Baar?) mit gestreiften Blusen und einer grossen weissen Schürze und einer Policemütze auf dem Kopf. – Ich hatte die 25 Offiziere vermittelst gezeichneten Tischkarten gesetzt. So fanden sich alle sich verstehenden Leute zusammen + dies bedingte das gute Gelingen. Der Major + Oberstleut. ergingen sich in grossen Reden auf Btr 62. Die Stimmung ward glänzend! Es war überhaupt das erste Mal, wo alle sich so recht lustig machten. Ich wurde – so sagte man – äusserst fêtiert. Der Major besonders war entzückt über das Arrangement; es scheint mir als hatte er den Eindruck bekommen dass solche Veranstaltungen für mich etwas durchaus gewohntes wären. Weitere Einzelheiten will ich Euch mündlich erzählen es sei bloss noch erwähnt dass die Herren auf ihrem Fourgon erst um 3 h morgens 6spannig heimfuhren & dass alle Welt mit uns Schmollis<sup>136</sup> machte. Seit diesem Abend sind wir 62er Hahn im Korb. Drum sind wir heute in den schönsten Kantonnementen.»<sup>137</sup> Welche Bedeutung dieses Fest für Meili hatte, zeigte sich darin, wie ausführlich er darüber schrieb. Die Offiziere der Batterie 62 wollten mit dem «feudalen Fest» ihre Kameraden und Vorgesetzten beeindrucken und ihre «Geselligkeit» demonstrieren. Das sei gelungen, wie etwa die Reden Vorgesetzter auf Meilis Batterie zeigen sollten. Als Organisator nahm dieser für sich in Anspruch, wesentlich zum Gelingen beigetragen zu haben.

<sup>136</sup> Bruderschaft im Sinne von Per-Du-Machen. Vgl. Schweizerisches Idiotikon 9, 936.

<sup>137</sup> Meili an Eltern, Mumpf, 6. 3. 1915.

Von ähnlicher Bedeutung waren Art und Ort der Unterbringung auch für den Schriftsteller und Leutnant Hans Ganz. Von Beginn an klagte er, der Dienst sei langweilig. Er las Plato, Goethe oder Shakespeare, um seinen Geist zu beschäftigen.<sup>138</sup> Als er im November 1914 in einem «verödeten Nest» im Jura Dienst tat, klagte er seinen Eltern: «Ein einziges kahles Wirtshaus ist unser Rettungshort mit einem anständigen Klavier u. rauchendem Ofen».<sup>139</sup> Am Folgetag klagte er erneut über das «gottverlassene Nest», das fünfzehn Kilometer von der nächsten Bahnstation entfernt lag. Sein Dienst dort käme einer «Verbannung im strengen Sinne» gleich. Einen Krieg würde er «tausendmal diesem Leben vorziehen, denn jede Aussicht auf Tod oder Verwundung ist tröstlicher als langsames Erwürgen der geistigen Fähigkeiten, für mich besonders, der ich von den Fortschritten der Erkenntnis lebe, ist diese Zeit eine oftmals furchtbare Prüfung». Sich selbst sah er als blossen «Grenzwächter», «das Pathos des bedrohten Vaterlandes ist ausgegangen».<sup>140</sup> Erst die Verschiebung nach Aesch im Laufental brachte etwas Besserung. Von dort konnte er ab und zu nach Basel gelangen und «Kultur» geniessen. Im Theater sei er «glücklich wie ein Kind» gewesen.<sup>141</sup> Seine Unlust, Dienst zu leisten, blieb dennoch bestehen. Alkohol sollte Abhilfe schaffen: «Abends spiele ich meistens Schach und vergesse das Schicksal meiner Verbannung ins Militär bei viel Glühwein oder beizenden Grogen, die man bei dem rauhen Wetter als Ableiter braucht. Es ist oft eine wahre Kunst zu existieren», schrieb er im Januar 1915.<sup>142</sup>

Die zunehmende Bedeutung von Freizeit, Unterkunft und Essen offenbart einen Erfahrungswandel: Nach einer Phase der anfänglichen Unsicherheit und Orientierungslosigkeit im August 1914 hatte sich der Krieg von der Schweiz entfernt und im Stellungskrieg festgeföhren. Für die Offiziere verlor er damit an Bedeutung. Auch die Schweiz schien militärisch weniger bedroht. Und der Dienst, der nun ein Ablösungsdienst war, hatte sich als dem bereits Bekannten ähnlicher entpuppt als erwartet. Das erschwerte die Sinnstiftung. Weshalb sie im Feld bzw. auf dem Exerzierplatz standen, war für die Offiziere nicht einfach zu beantworten. Frühere Deutungsmuster liessen sich auf diese neue Situation nicht ohne Probleme anwenden.

Die Frage nach den Umständen wurde deshalb wichtiger. Im September 1914 begannen Scheurer, Francke, Meili und Ganz, ebenso wie das Gros der untersuchten Offiziere, öfter darüber zu schreiben. Wie man Dienst leistete, wurde ebenso wichtig wie wozu. Der Fokus der Offiziere galt nun dem, was sie selbst unmittelbar betraf. Damit hatte sich die Erfahrung des Dienstes deutlich gewandelt. Das Narrativ des schönen und heiteren Diensts begann, dasjenige des sinnvollen Diensts zu verdrängen. Dieser Wandel zeigte sich gerade darin, dass Francke die feuchtföhlichen Abende, die sich ab September 1914

138 Vgl. Ganz an Eltern, o. O., 15. 8. 1914; an Bruder, o. O., 18. 8. 1914. Wo Ganz Dienst tat, geht aus seinen Briefen nicht hervor.

139 Ganz an Eltern, o. O., 14. II. 1914.

140 Ganz an Eltern, o. O., 15. II. 1914.

141 Ganz an Mutter, Aesch o. D. Der Brief datierte wohl von Anfang 1915. Ganz erwähnte darin die bevorstehende Ablösung, die Mitte März 1915 stattfand. Ähnlich vgl. Ganz an Mutter, o. O., 16. 12. 1914.

142 Ganz an Mutter, Aesch, 14. I. 1915.

häuften, zu Beginn als «Friedensbild mitten im Krieg» verstand, Scheurer gar als Widerspruch zum Krieg.

Die zunehmende Fokussierung auf Freizeit, Unterkunft und Essen hatte zweierlei Zwecke. Erstens erlaubte sie, den Hunger nach Erlebnissen zu stillen. Die Erlebnisorientierung gerade junger Offiziere zeigte sich in der Suche nach Vergnügen, das sie so oft wie möglich in die Stadt führte: Meili bemühte sich um einen Ort mit Bahnanschluss und unternahm eine «Bierreise» nach Solothurn; Ganz fühlte sich im Basler Theater seit langem wieder glücklich. Sie zeigte sich auch umgekehrt in der Langeweile, die zum Beispiel Ganz in abgelegenen Dörfern verspürte, und der Flucht in die Literatur, in ein Wirtshaus mit Klavier, in das Schachspiel oder in den Alkohol.<sup>143</sup>

Zweitens erlaubten eine schöne Unterkunft, das Abhalten feudaler Feste, das Verbringen feuchtfröhlicher Abende im Offizierskasino und die Einladung bei der Oberschicht vor Ort den Offizieren, sich hervorzutun. Meili beispielsweise prahlte wiederholt vor seinen Eltern, in der «schönsten Bude» in Cornol untergebracht zu sein, die Versetzung ins Schloss Zwingen «fertig gebracht», ein «riesig gemütliches «Offizierskasino»» eingerichtet und mit dem «feudalen Fest» Kameraden und Vorgesetzte beeindruckt zu haben. Francke berichtete ebenso von der Eröffnung des Offizierskasinos und dem «grossartigen Eröffnungsmahl» mit «Wein ältester franz. Marken». Scheurer und die Offiziere, die ihm unterstellt waren, feierten nach Lichterlöschen bis spätnachts im Tanzsaal.

In allen drei Fällen zeigten sich Deutungsmuster, die für das Bürgertum, vor allem aber für das Schweizer Offizierskorps seit den 1890er-Jahren typisch waren. Dem Bürgertum diene die Lebenshaltung dazu, Wohlstand und damit Macht und Einfluss zu demonstrieren. Durch Kleidung und Wohnen wurde soziale Distanz geschaffen und der eigene Status sichtbar gemacht.<sup>144</sup> Darüber hinaus dienten Wirtshäuser und Offizierskasinos den Offizieren dazu, sich mit ihrem Verhalten hervorzutun und von Dritten abzugrenzen. Eine derartige Verhaltenskultur hatte sich in den 1880er-Jahren in den Offizierskasinos der Kavallerie ausgebildet und später diejenigen anderer Waffengattungen beeinflusst. Sie standen in engem Zusammenhang mit dem Offiziers- und Soldatenbild der Neuen Richtung. Dazu gehörten zur Schau gestellte Freude, Trinkgelage, das Zerschlagen von Geschirr und Gläsern, das Zerstören von Inneneinrichtungen und allerlei Allotria unter Teilnahme von Vorgesetzten. Das sollte den Korpsgeist formen, die Kriegstüchtigkeit der Offiziere demonstrieren und sie von Zivilpersonen sowie Unterstellten abgrenzen. Letzteren war derartiges Verhalten weder erlaubt noch konnten sie es sich ökonomisch leisten.<sup>145</sup>

Elemente dieses Verhaltens finden sich im baldigen Einrichten von Offizierskasinos und ausgiebigem Feiern bei den Offizieren von Franckes Armeekorpsstab 2, Meilis Batterie 62 und Scheurers Feld-Haubitz-Abteilung 27. Für Meili waren dabei andere Offiziere, die ins eigene Offizierskasino eingeladen und mit Festen beeindruckt werden sollten, gleichermassen Publikum wie Konkurrenz. Der Verkehr mit der lokalen Oberschicht markierte ebenfalls Zugehörigkeit zu derselben und Abgrenzung nach unten.

143 Vgl. Bänziger 2020: 263–271.

144 Vgl. Tanner 1995: 281–327.

145 Vgl. Jaun 1999: 345–354.

## 5.4 Natur und Umgebung

### 5.4.1 «Sehr viel neues + interessantes» – Dienst in unbekanntem Gegenden

Im August und September 1914 leistete Hauptmann Emil Camenisch, Feldprediger im Infanterie-Regiment 50, im bündnerischen Andeer Dienst. Das Vorbereiten und Halten von Feldpredigten füllte seine Tage nicht aus. So nutzte er die Gelegenheit und besichtigte Sehenswürdigkeiten in der Gegend. Am 25. August notierte er zum Beispiel in sein Tagebuch: «Morgens 8 Uhr wurde ich vom Regimentsarzt geimpft. Sämtliches Schweizer Militär musste sich dieser Operation unterziehen. Vormittags mit Pf[arrer] Planta zur Burgruine Cagliatscha. Stattliches Mauerwerk! Zum Wasserreservoir des Elektrizitätswerkes von Abraham Conrad in Andeer ob Clugin. Nachher nach Clugin. Im Kirchlein im Thor oben segnender Jesus u. die Evangelisten (symbolisch), unten die zwölf Jünger, wovon einer übertüncht. In der Mitte rechts von (Beseher?) Petrus mit dem Himmelschlüssel! Nachmittags mit Pfr. Planta Oberleutnant Herold u. Oberleutnant von Cleric den Tschera Weg hinauf zum Eiskeller. Zwischen gewaltigen Steinblöcken ein Eingang von einigen Metern Länge, der zu einer Eisfläche von 1 bis 2 m<sup>2</sup> führt. Sehr kahl! Das ganze Jahr Eis in sonst sehr warmer Umgebung.»<sup>146</sup> Es war der gesamte Eintrag an diesem Tag. Der Fokus lag deutlich auf den besichtigten Sehenswürdigkeiten, ihnen galt sein Interesse. Am Folgetag, von morgens 8 Uhr bis abends 6 Uhr, unternahm er mit Pfarrer Planta und dessen Frau erneut einen Ausflug und besichtigte ein halbes Dutzend Dörfer im Val Schons. Wiederum beschrieb er ausführlich Häuser und Kirchen in den Bergdörfern Mathon und Lohn. Der Weg dazwischen sei «wunderbar schön» und der «Ausflug [...] hat sehr befriedigt», bemerkte er.<sup>147</sup> Nach kurzem Urlaub hielt er am 6. September 1914 in Splügen einen Feldgottesdienst. Den Nachmittag nutzte er für einen «prachtvollen Spaziergang zur Burgruine von Splügen».<sup>148</sup> Am Folgetag besichtigte er die Ruine Bärenburg.<sup>149</sup>

Der Dienst im April 1915 gestaltete sich ähnlich. Camenischs Aufmerksamkeit galt lokalen Attraktionen. Als ihn der Dienst ins Val Poschiavo führte, besichtigte er nach gehaltener Feldpredigt Industriewerke in Campocologno und am Folgetag die Kirchen in Poschiavo.<sup>150</sup> Zurück im Val Schons, besuchte er erneut die Ruine Bärenburg und die kürzlich errichtete Felsgalerie, die zum Wasserfall in der Roflaschlucht führte.<sup>151</sup>

Andere Offiziere verhielten sich ähnlich. In der Westschweiz nutzte Hauptmann Josef Iten, Kommandant der Füsilier-Kompanie IV/48, den Dienst regelmässig, um Orte und dortige Sehenswürdigkeiten zu besichtigen. Im September 1914 fuhr er an einem freien Sonntag von Basel nach Bern und besuchte dort die Landesausstellung.<sup>152</sup> Eine

<sup>146</sup> Camenisch, (Andeer), 25. 8. 1914.

<sup>147</sup> Camenisch, (Andeer), 26. 8. 1914.

<sup>148</sup> Camenisch, (Andeer), 6. 9. 1914.

<sup>149</sup> Vgl. Camenisch, (Andeer), 7. 9. 1914.

<sup>150</sup> Vgl. Camenisch, o. O., 11.–12. 4z. 1915.

<sup>151</sup> Vgl. Camenisch, o. O., 14. 4z. 1915.

<sup>152</sup> Vgl. Iten an Ehefrau, o. O., 28. 9. 1914.

Woche vorher war er in Burgdorf, wo es «viel zu sehen» gab.<sup>153</sup> Als er im Frühjahr 1915 in die Franches-Montagnes verlegt wurde, berichtete er seiner Frau regelmässig über die Gegend: «Es war eine prächtige Tour. Das Thal des Doubs ist sehr schön u. das reizende Nestchen Soubey liegt wie ein verborgener Edelstein an den grünen Fluten. Leider bekommt man hier keine Ansichtskarten, oder dann nur von Wirtshäusern», schrieb er gleich zu Beginn des Dienstes im März 1915 über einen Marsch.<sup>154</sup> In den folgenden Wochen berichtete er vom schönen Le Locle und den Jurawäldern, die ebenfalls «ungeheim schön» seien,<sup>155</sup> der schönen Gegend um Saignelégier<sup>156</sup> und Les Malettes<sup>157</sup> sowie der «prächtigen» und «romantischen» Landschaft am Doubs.<sup>158</sup>

Major August Wieland, dem Kommandanten des Infanterie-Bataillons 44, erlaubte der Dienst ab September 1914, regelmässig durch den herbstlichen Jura auszureiten.<sup>159</sup> Nachdem er beispielsweise am 2. Oktober 1914 das Zuggefechtsschiessen der Füsiliers-Kompanie III/44 inspiziert hatte, notierte er in sein Tagebuch: «Nachmittags netter Ritt über Allerheiligen. Wir liegen oben ins Gras u. lassen die Pferde weiden.»<sup>160</sup> Im Frühjahr 1915 liess ihm der Dienst Zeit für Spaziergänge und -ritte<sup>161</sup> sowie Ausflüge in den Franches-Montagnes und in der Ajoie. Er besichtigte das «hübsche alte Städtchen» Porrentruy,<sup>162</sup> La Chaux-de-Fonds, wo es ihm «sehr gut gefallen» habe,<sup>163</sup> oder den Lac de Brenets, um mit dem Boot zum Saut du Doubs, einem bekannten Wasserfall, zu fahren.<sup>164</sup> Im Grenzort Soubey inspizierte er Posten und vermerkte dazu: «Soubey liegt reizend u. hat guten (Farnese?) u. guten Neuenburger.»<sup>165</sup>

Auch das Laufental, wo bis im Februar 1915 Oberleutnant Emil Gerber Dienst tat, wartete mit Attraktionen auf. Kurz vor der Entlassung kam er nach Arlesheim. Pater Willibald Beerli schrieb er nach dem Dienst: «Immerhin – die letzten 14 Tage in Arlesheim waren sehr schön + boten sehr viel neues + interessantes. Die Gegend selbst ist sehr angenehm mit reizenden, anmutigen Punkten, wo man hinsieht.

Die Domkirche + die alten Chorherrenhäuser sind prächtig.

Besonders interessierte mich die herrliche Ruine Dorneck. Ich war bei einem Kunsthistoriker einquartiert, der mir ziemlich viel Material zur Verfügung stellte – so gab's zum Schluss nochmals einen Vortrag über die Schlacht bei Dornach + über mittelalterliche Burganlagen. Die Leute zeigten viel Interesse. Die Sache sprach sich herum – sodass ich ihn im ganzen 3 mal halten musste. Ich bestieg zu diesem Zweck jeweilen mit je 1 Compagnie die grosse Bastion + orientierte von dort oben herunter über den Gang der Schlacht.

153 Iten an Ehefrau, o. O., 20. 9. 1914.

154 Iten an Ehefrau, o. O., 25. 3. 1915.

155 Iten an Ehefrau, o. O., 20. 4z. 1915.

156 Iten an Ehefrau, Saignelégier, 4. 5. 1915.

157 Iten an Ehefrau, Les Malettes, 2. 5. 1915.

158 Iten an Ehefrau, o. O., 6. 5. 1915.

159 Vgl. zum Beispiel Wieland, 29.–30. 9., 1.–3., 5.–10. 10., 16. 10. 1914.

160 Wieland, (Langenbruck), 2. 10. 1914.

161 Vgl. zum Beispiel Wieland, (Saignelégier), 21., 23., 27. 3., 1., 5., 9., 15. 4., 25., 26. 5. 1915.

162 Wieland, o. O., 15. 6. 1915.

163 Wieland, (Saignelégier), 11. 4. 1915. Ähnlich vgl. 9. 5. 1915.

164 Vgl. Wieland, (Saignelégier), 2. 5. 1915.

165 Wieland, (Saignelégier), 22. 3. 1915.

Nachher machten wir einen Rundgang durch die Ruine. Die Fragen, womit ich bei dieser Gelegenheit bestürmt wurde, waren köstlich.»<sup>166</sup>

Bei allen vier Offizieren, Camenisch, Iten, Wieland und Gerber, zeigte sich ab Herbst 1914 eine zunehmende Fokussierung auf die Umgebung, in der sie Dienst taten. Sie unternahmen Ausflüge und Spaziergänge bzw. -ritte, besichtigten Städte und Sehenswürdigkeiten, die sie gleichermaßen «schön» und «interessant» nannten. Derartige Erfahrungen prägten die Erfahrung des Aktivdienstes insgesamt. Gerbers Dienst in Arlesheim war schön, weil die Gegend viel zu sehen und zu entdecken bot; für Iten war ein Marsch dem Doubs entlang eine «prächtige Tour», sein Interesse galt dem reizenden Soubey; Wieland interessierte sich auf Posteninspektion ebenso sehr für den Grenzort und für den Wein, den es dort gab. Ausführlich schrieben die Offiziere über ihre Erfahrungen der Gegend, berichteten Angehörigen davon und schickten ihnen Ansichtskarten. In ihrem Verhalten und in der Art und Weise, wie sie die erlebten Gegenden deuteten, glichen sie Touristen auf Vergnügungs- und Bildungsreise oder – im Falle Camenischs, der zeitlebens grosses Interesse für lokales Brauchtum hegte und kirchengeschichtliche Forschung betrieb<sup>167</sup> – Forschern auf Entdeckungsreise.

#### 5.4.2 «Ein herrlicher Anblick» – Dienst in den Bergen

Die Bergwelt faszinierte besonders. Zum Beispiel Leutnant Othmar Ammann. Am 22. September 1914 kam er auf den Gotthard. Als Ingenieur sollte er dort den Bau einer Militärstrasse leiten. Für ihn, der seit zehn Jahren in New York lebte, ging damit ein Wunsch in Erfüllung: Er war in den Bergen. Seiner Frau schrieb er kurz nach seiner Ankunft: «Der Mond beleuchtet die wunderbare Landschaft. Von der Baracke aus blickt man auf die Gotthardgruppe, Furkapass, den prächtigen Dammagletscher, Galenstock + viele andere. Mein Wunsch die schönen Schweizerberge wieder einmal geniessen zu können, ist erfüllt. [...] Bis jetzt gefällts mir ausgezeichnet, ich ergötze mich an dem prächtigen Sonnenauf+ untergang, an den Nebelmeeren über dem Urserental + dem Oberalptal. Wir hatten schon sehr kalt (8° unter Null) und 3 m Schneefall. Die Sonne ist zwar tagsüber noch sehr warm + hat den Schnee auf unserer Höhe grösstenteils geschmolzen. Alle höheren Gipfel sind jedoch blendend weiss geblieben.

Wenn ich noch lange hier bleibe so werde ich genügend Gelegenheit zum skiern haben, ich freu mich drauf.»<sup>168</sup> Ähnlich berichtete er seinen Eltern: «Es ist prächtig hier oben mitten in der wunderbaren Berglandschaft. Mein langer Wunsch, wieder einmal in den Schweizerbergen herumkraxeln zu können ist hiermit erfüllt. Täglich mache ich grosse Touren.»<sup>169</sup>

<sup>166</sup> Gerber an Beerli, o. O., 20. 3. 1915.

<sup>167</sup> Vgl. Wanner 2005; Bundi 2020; Caveng 1970; Anhang, Kurzporträts der Autoren.

<sup>168</sup> Ammann an Ehefrau, St. Gotthard, 26. 9. 1914.

<sup>169</sup> Ammann an Eltern, St. Gotthard, o. D. Aufgrund der Formulierung, die dem Brief an seine Frau vom 26. 9. 1914 gleicht, ist anzunehmen, dass Ammann den Brief an seine Eltern zu einem ähnlichen Zeitpunkt verfasst hat.

Bis Mitte November blieb er auf dem Gotthard. Seiner Frau schrieb er in dieser Zeit ein Dutzend Briefe, seinen Eltern ebenfalls einige Briefe und Postkarten. Die Bergwelt blieb ein zentrales Thema, über das er jeweils ausführlich und wortreich schrieb: «Heut war einmal ein wunderschöner Tag. Früh morgens 1/2 6 Uhr rückte ich mit meinen Leuten aus über zackige Felsengräte bei der reinen Morgenluft. Die gegenüberliegenden Berggipfel fingen an sich rosa zu färben, ein herrlicher Anblick. Der Galenstock – Pizzo Lucendro – Dammastock – Schneestock u. s. w. und an ihrem Fuss der prächtige Dammagletscher. Ich stand auf einem hohen Felsblock + konnte meinen Blick kaum von den wunderbaren Bildern abwenden. Tief und fast senkrecht unter meinen Füßen lag das friedliche Göschen am Eingang des mit dunkelgrünen Tannen bewaldeten Göschenentales. Auch in der Nähe war die Natur bewundernswert, die Hochgebirgsvegetation war überzogen von einem Hauch von gefrorenem Morgentau und von Eiskristallen die ganz märchenhaft aussah.

Die Sonne vertrieb allmählig die eisige Kälte + verwandelte das krystallene Weiss in das frische Alpengrün. Wie oft wünschte ich Du wärst in solchen Augenblicken bei mir dann würde ich dich in meine Arme schliessen + Dich mit tausend Küssen überschütten. Lächle nicht wenn ich so sentimental werde, aber in dieser Umgebung ist es nicht anders möglich!», berichtete er eine Woche nach seiner Ankunft.<sup>170</sup> Ähnlich schrieb er einige Tage später vom «überwältigenden Anblick der Alpenkette» und dem «prächtigen Bild», das ihm der Himmel morgens biete.<sup>171</sup> Lediglich das plötzliche Knattern der Mitrailleur, die ihr nächtliches Übungsschiessen abhielten, störte den «prächtigen Abendspaziergang» bei «hellem Mondschein + klarem Sternenhimmel» und «wunderbarem Panorama».<sup>172</sup> Auch nach einem Monat auf dem Gotthard war Amman voller Bewunderung: «Wie glücklich bin ich über die schönen Tage die ich hier oben verleve, bei schönem Wetter ists einfach unbeschreiblich schön. Der Anblick der Berge besonders am Morgen bei Sonnenaufgang ist wunderbar. Gewöhnlich mache ich am Vormittag eine Kletterpartie in den Felsen herum, suche mir einen schönen Punkt aus und bewundere für eine Weile das grossartige Naturbild. Jetzt scheinen die Berge mit einem neuen weissamtenen Gewand überzogen, das von der Sonne rosa gefärbt wird. Prächtig ist die Beleuchtung auch bei Nacht, wenn wir, einer von uns Offizieren Runde machen.»<sup>173</sup> Als Erinnerung schickte er Kristalle nach Hause, die er beim Sprengen fand.<sup>174</sup>

Ammann war nicht zum ersten Mal auf dem Gotthard, er kannte die umliegenden Berge bereits. Trotzdem dominierte die Bergwelt Ammanns Erfahrung. Die Beschreibung der schneebedeckten Gipfel und Gletscher, der Sonnenaufgänge und des Sternenhimmels machte oft die Hälfte dessen aus, was er schrieb. Deren Schönheit nahm ihn ein, selbst nachdem er dort bereits zwei Monate Dienst geleistet hatte. Wunderbar, herrlich, prächtig und grossartig, so beschrieb er die Aussicht. Was er sah, überwältigte und berührte ihn. Er wurde «sentimental» und wünschte sich seine Frau herbei, wollte sie in seine Arme

170 Ammann an Ehefrau, St. Gotthard, 30. 9. 1914.

171 Ammann an Ehefrau, St. Gotthard, 4. 10. 1914.

172 Ammann an Ehefrau, St. Gotthard, 8. 10. 1914.

173 Ammann an Ehefrau, St. Gotthard, 22. 10. 1914.

174 Vgl. Ammann an Mutter, St. Gotthard, 24. 10. 1914.

schliessen und «mit tausend Küssen überschütten». Dieser «Lebensjubiläum»<sup>175</sup> war Grund und Gegenstand seiner Briefe. Er wollte das Erlebte nochmals durchleben und seine Frau daran teilhaben lassen. Die Erfahrung der Bergwelt prägte auch sein Handeln: Ammann nutzte die Gelegenheit, um «herum[zu]kraxeln» und «grosse Touren» zu machen. Deshalb gefiel es ihm auf dem Gotthard ausgezeichnet und er verlebte dort glückliche Tage. Er war damit eher Bergsteiger als Offizier. Der Bau der Militärstrasse – dazu war er dort – geriet in den Hintergrund. Auch das Knattern der Mitraileusen schien ihm eher fehl am Platz und störte den Naturgenuss.

In militärischen Quellen finden sich vergleichbare Aussagen. Leutnant Hans Trümpy, der in der Füsilier-Kompanie IV/85 diente, bescherte der Dienst eindruckliche Naturerlebnisse. Immer wieder erwähnte er die Schönheit der alpinen Landschaft. Im August 1915 beispielsweise war er im bündnerischen Misox. In San Bernardino regelte sein Zug den Zivilverkehr und patrouillierte im Gebirge der Grenze entlang. Bereits am ersten Tag hielt Trümpy fest: «Die Tannen und die blauen südlichen Berge stimmen uns zu Gesang und Jauchzern. [...] Der Marsch über den Bernardino war dadurch verschönt, dass auf dem Pass sich das Nebelwetter in Sonnenstimmung wandelte.»<sup>176</sup> Nach «erinnerungsvollem Aufenthalt» und «vier schönen Diensttagen» zog der Zug abends unter dem Mundharmonika-Spiel von Füsilier Kamm über den San Bernardino-Pass zurück nach Splügen. «Keiner wird den nächtlichen Marsch vergessen», war Trümpy überzeugt.<sup>177</sup>

Von November 1915 bis Februar 1916 war die Kompanie in Pontresina im Engadin stationiert. Sie hielt Grenzwache und übte sich im Skilaufen. Trümpy fiel die Aufgabe zu, während zwei Wochen in Campo-Cogno<sup>178</sup> am Süden des Val Poschiavo Wache zu halten und Patrouillen durchzuführen. Der kurze Bericht über diesen Dienst befasste sich zur Hälfte mit der ihm noch unbekanntem Landschaft: «Militärisch hätte der Zug in Pontresina wohl mehr gelernt als da unten im untersten Puschlav. Aber in anderer Hinsicht war der Gewinn dieser Tage gross. Als wir hinunter fuhren, spiegelte der Poschiavensee das grüne Umgebände wider. Wir zogen in den ersten Frühling hinunter. In Viano und Lughina auf der Pescha alpa, in Cavajoe, in Brusio – unsere Patrouillenziele, erblickten wir eine stolze Bergwelt – und durch das Veltlin sahen wir die Sonne fluten, die uns den feinen, billigen Veltliner spendete. [...] Das schönste war die Mondscheinfahrt über die Bernina. Märchenhaft schimmerten die Berge. Und das ist der Hauptgewinn, wir lernten einen bis jetzt ganz unbekanntem Landstrich kennen. Da dieses Erlebnis gemeinsam war für Zugführer und Zug, so wurde auch das innere Band fester. Was wäre auch besser geeignet dazu als eine solche Spezialaufgabe?»<sup>179</sup> Zusammen mit Hauptmann Hermann Fritzsche, der die Kompanie in diesem Ablösungsdienst anstatt seines Bruders Hans kommandierte, unternahm er an freien Sonntagen ausgedehnte Skitouren, bestieg die Diavo-

175 Vgl. Henning 2012: 12.

176 Lt. Trümpy, Hans, Füs. Kp. IV/85: o. O., 3. 8. 1915, Tagebuch Zug Trümpy vom 3. bis 6. August 1915, PA Oplatka Tagebuch Füs. Kp. IV/85.

177 Ebd.

178 Heute Campocogno.

179 Lt. Trümpy, Hans, Füs. Kp. IV/85: Zug Trümpy in Campo-Cogno vom 7. bis 21. Dezember 1915, PA Oplatka Tagebuch Füs. Kp. IV/85. Puschlav ist die deutschsprachige Bezeichnung des Tales, Val Poschiavo die italienische.

lezza und fuhr über den stark zerklüfteten Pers- und den Morteratschgletscher ab. Hermann Fritzsche notierte im Truppentagebuch: «Die Aussicht dort oben ist überwältigend, nicht durch die ungeheure Weite, sondern durch die nahe, einsame Gletscherwelt der Berninagruppe.»<sup>180</sup> Der «schönste Tag in diesem Dienst» war für ihn jedoch eine Skitour von Pontresina auf den Albulapass. «Die Berge waren noch nie so klar und der Himmel noch nie so in allen Farben leuchtend», schrieb er.<sup>181</sup> Oberst Otto Bridler, Kommandant der Gebirgs-Infanterie-Brigade 18, wünschte hingegen bei einer Orientierung im Gelände von den Offizieren der Kompanie, «es möchten die Soldaten mehr auf das militärisch Bedeutsame aufmerksam gemacht werden.»<sup>182</sup> Der Fokus auf die Schönheit der Bergwelt schien den Blick für Militärisches mutmasslich vergessen gemacht zu haben.

Offiziere der 5. Division machten ebensolche Erfahrungen im Tessin, wo sie im Herbst 1915 Ausbildungen betrieben und Stellungen errichteten.<sup>183</sup> Hauptmann Adolf Egli, Kommandant des Infanterie-Bataillons 62, schickte Pater Willibald Beerli des Klosters Mariastein mehrere Postkarten aus dem Tessin. «Es ist so wunderschön hier unten eine Natur ohnegleichen», berichtete er Ende September 1915.<sup>184</sup> Oberleutnant Emil Gerber der Füsilier-Kompanie II/63 berichtete: «Die Gegend aber ist ganz herrlich.» Bei gutem Wetter müsse «jeder Türk [...] hier eigentlich ein Genuss sein.»<sup>185</sup>

Wiederum prägte die Landschaft die Erfahrung des Dienstes. Märchenhaft, überwältigend und unvergesslich seien die Bündner Berge und Gletscher, wunderschön und herrlich das Tessin. Ihr Anblick erfreute und beeindruckte, liess staunen, singen und jauchzen. Die herrliche Gegend liess für Gerber jedes Manöver und jede Übung zu einem «Genuss» werden, Trümpy lernte einen «ganz unbekanntem Landstrich» kennen und schätzen und für Hermann Fritzsche war der «schönste Tag in diesem Dienst» eine Skifahrt bei leuchtendem Himmel und klaren Bergen. Trümpy und Hermann Fritzsche nutzten die Gelegenheit zum Skilaufen, ebenso wie Hans Fritzsche im Wallis und Ammann auf dem Gotthard, während Camenisch ausgedehnte Vergnügungsfahrten machte. So prägten touristische Deutungs- und Handlungsmuster den Dienst in den Bergen.

### 5.4.3 *Der Dienst als Reise*

Natur und Umgebung wurden im Herbst 1914 zum Thema. Das offenbart einen ähnlichen Erfahrungswandel, wie es beim Aufkommen der Themen Freizeit, Essen und Unterkunft der Fall war. Der Blick der Offiziere richtete sich auf das, was sie umgab: Gipfel und Gletscher, Bergseen und Burgruinen, Städte und Sehenswürdigkeiten. Ihre Deutungs- und Verhaltensmuster glichen denjenigen von Touristen, Bergsteigern, Bildungsreisen-

180 Füs. Kp. IV/85, (Pontresina), 16. 1. 1916.

181 Füs. Kp. IV/85, (Pontresina), 19. 1. 1916.

182 Füs. Kp. IV/85, (Pontresina), 2. 12. 1915.

183 Vgl. Sprecher 1926: 178 f.

184 Egli an Beerli, o. O., 28. 9. 1914. Egli erwähnte später, er sei am Lago Maggiore gewesen. Vgl. Egli an Beerli, o. O., 12. 11. 1915.

185 Gerber an Beerli, o. O., o. D.

den und Forschern. Das galt vor allem für diejenigen Offiziere, die freier über ihre Zeit verfügen konnten wie Feldprediger Camenisch oder Bataillonskommandant Wieland.

Dieser touristische Blick auf Natur und Umgebung war typisch für die damalige Zeit. In Europa kam vor dem Ersten Weltkrieg eine regelrechte zivile Reiselust auf. Der Ausbau von Verkehrswegen ermöglichte es dem zahlungskräftigen Bürgertum, Urlaubs- und Bildungsreisen zu unternehmen.<sup>186</sup> Das Gros der untersuchten Offiziere verfügte dank Studien- und Arbeitsaufenthalten im Ausland selbst über umfangreiche Reiseerfahrung.<sup>187</sup> Auch die Schweiz war mit dem Aufkommen des Tourismus im 19. Jahrhundert zu einem «Besuchsland» geworden; die Natur, vor allem die alpine Bergwelt, machte die Schweiz zum «Erlebnis».<sup>188</sup> Auch Schweizerinnen und Schweizer bereisten die Schweiz ausgiebig. Als historisch bedeutsam erachtete Orte, Landesausstellungen und Schützenfeste zu besuchen sowie Land und Leute zu erleben, sollte die emotionale Verbundenheit mit der Schweiz stärken.<sup>189</sup>

Hinzu kam, dass der Erste Weltkrieg Massen mobilisierte und breiten Bevölkerungsteilen die Möglichkeit zu reisen bot. Besonders in den Soldaten unbekanntem Gebieten war das der Fall, zum Beispiel für deutsche oder britische Soldaten im Nahen Osten. Sie berichteten im Durchschnitt in jedem zweiten Brief über Land und Leute, fünfmal so oft wie die Soldaten an der Westfront.<sup>190</sup>

Auf vergleichbare Deutungs- und Verhaltensmuster konnten die untersuchten Offiziere im Aktivdienst nun zurückgreifen. Dementsprechend verhielten sie sich wie Touristen oder – je nach Vorprägung, Interesse und Umständen vor Ort – wie Pilger auf einer Pilger-, humanistisch Gebildete auf einer Bildungs- oder Forscher auf einer Forschungsreise. Sie besuchten Sehenswürdigkeiten vor Ort, schossen Fotografien, kauften und sammelten Souvenirs, verschickten Ansichtskarten und berichteten Angehörigen von ihren Erlebnissen. Das bot ihnen die Möglichkeit, Wünsche und Sehnsüchte zu erfüllen, Freiheiten zu erfahren, belastende Erlebnisse zu verdrängen oder den Horizont zu erweitern. Der verstärkte Fokus auf Natur und Umgebung ab Herbst 1914 rückte sie näher an diejenigen Soldaten heran, die in den Nahen Osten fuhren, als an diejenigen, die an der Westfront kämpften. Der Dienst war ihnen damit zur Reise, zur Tour de Suisse geworden.

---

186 Vgl. Stein 2016: 329.

187 Vgl. Anhang, Kurzporträts der Autoren.

188 Hettling 1998: 19.

189 Vgl. Hettling 1998: 28.

190 Vgl. Stein 2016.

## 5.5 Zivile Verpflichtungen

### 5.5.1 «Es freut mich so sehr wieder nach Hause zurückkehren zu können» – die Familie

Als Hauptmann Josef Iten, Kommandant der Füsilier-Kompanie IV/48, im August 1914 in den Aktivdienst einrückte, blieb seine schwangere Frau mit dem gemeinsamen kleinen Sohn und der neu eingestellten Bediensteten zurück. Alle paar Tage schickte er Briefe nach Hause. Was er schrieb, betraf meist seine Ehefrau, die Familie oder seinen Beruf. Nur den Dienst machte er ähnlich oft zum Thema. Regelmässig erkundigte sich Iten nach dem Wohlbefinden seiner Frau. Er denke stets an sie und ihren Sohn, am Morgen gelte sein erster Blick immer ihren Fotos, versicherte er ihr.<sup>191</sup> «Es mag etwas noch so schön sein, zusammen mit der treuen, lieben Gattin erhält es erst den richtigen, echten Schönheitsglanz», schrieb er ihr drei Tage später.<sup>192</sup> Sie solle sich Sorge tragen, nicht zu viel arbeiten und sich mittags jeweils auf dem Diwan ausruhen, riet er.<sup>193</sup> Er fragte auch nach seinem Sohn. Ihn stets alleine zu hüten, müsse beschwerlich sein, fürchtete er, und wünschte, sein Sohn wäre bei ihm.<sup>194</sup> Auch darüber, was das erwartete Kind betraf, schrieb er wiederholt, etwa über Patenonkel und -tante<sup>195</sup> oder ein neues Kinderbett.<sup>196</sup> Er sei stets zur Abreise bereit, falls das Kind zur Welt komme, schrieb er Ende Oktober 1914.<sup>197</sup> Ein weiteres Thema war die neue Bedienstete. Ob seine Frau mit dem neuen «Mädchen» auch zufrieden sei, wollte er jeweils wissen.<sup>198</sup> Weil sie das nicht war, blieben die Bediensteten jeweils nur einige Monate und waren ein regelmässiges Thema in Itens Briefen.<sup>199</sup>

Am 21. August 1914 sprach Iten erstmals das Thema Urlaub an. Seine Hoffnung, die deutschen Vorstösse in Frankreich brächten seine baldige Entlassung,<sup>200</sup> zerschlug sich mit dem Beginn des Stellungskriegs. Anlässlich des Geburtstages seiner Frau wollte Iten um Urlaub bitten,<sup>201</sup> musste jedoch davon absehen, da Urlaube vorerst nicht bewilligt wurden.<sup>202</sup> Das Thema blieb aktuell. Die Truppe munkelte von einem baldigen Urlaub, Iten schrieb seiner Frau davon.<sup>203</sup> Das Gerücht bewahrheitete sich nicht. So hoffte Iten alsbald, beim Fall der französischen Festung Belfort nahe der Schweiz entlassen zu werden.<sup>204</sup> Auch das war nicht der Fall. Immerhin konnte er Ende Oktober vermelden, der Bataillonskommandant habe ihm sechs Tage Urlaub bewilligt.<sup>205</sup> Im November 1914 liess

191 Vgl. Iten an Ehefrau, (Dornach), 25. 8. 1914.

192 Iten an Ehefrau, o. O., 28. 8. 1914.

193 Vgl. Iten an Ehefrau, (Dornach), 21. 8. 1914.

194 Vgl. Iten an Ehefrau, Binningen, 3. 9. 1914. Ähnlich (Dornach), 25. 8. 1914.

195 Vgl. Iten an Ehefrau, o. O., 31. 8. 1914.

196 Vgl. Iten an Ehefrau, o. O., 15. 9. 1914.

197 Vgl. Iten an Ehefrau, o. O., 27. 10. 1914.

198 Iten an Ehefrau, 14. 8. 1914.

199 Vgl. Iten an Ehefrau, 22., 28. 9., 22. 10. 1914, 29. 4., 8., 13., 16., 29. 5., 31. 10. 1915.

200 Vgl. Iten an Ehefrau, o. O., 31. 8. 1914; Binningen, 2. 9. 1914. Wann das Kind zur Welt kam, geht aus den Briefen nicht hervor.

201 Iten an Ehefrau, Schönenbuch, 6. 9. 1914.

202 Iten an Ehefrau, o. O., 10. 9. 1914.

203 Vgl. Iten an Ehefrau, o. O., 28. 9. 1914.

204 Vgl. Iten an Ehefrau, o. O., 23. 10. 1914.

205 Vgl. Iten an Ehefrau, Binningen, 26. 10. 1914.

ihm der Dienst vereinzelt die Möglichkeit, am Sonntag nach Hause zu reisen.<sup>206</sup> Am 21. November, seinem Hochzeitstag, konnte er seiner Frau schliesslich verkünden, dass die 4. Division, der auch er angehörte, Ende Monat auf Pikett entlassen werden solle. «Es freut mich so sehr wieder nach Hause zurückkehren zu können», kommentierte er.<sup>207</sup>

Während der nachfolgenden Ablösungsdienste blieb das Zivile ein wichtiges Thema in den Briefen. Iten erkundigte sich wiederum nach dem Wohlergehen seiner Frau und seiner Kinder, riet zur Schonung und hoffte, die neue Bedienstete sei gut.<sup>208</sup> Zudem schickte er regelmässig Geldbeträge nach Hause und wies seine Frau an, welche Rechnungen zu begleichen seien.<sup>209</sup> Weil seine Frau Ende Februar und Anfang März 1916 von Unwohlsein geplagt war, gab er mehrmals seiner Hoffnung Ausdruck, bald entlassen zu werden und nach Hause zurückkehren zu können.<sup>210</sup>

Der Aktivdienst trennte Iten von seiner Frau und seiner Familie. Beide Seiten sehnten sich nacheinander. Die Briefe, die Iten und seine Frau sich schrieben, sollten diese Trennung überwinden. Ihre Funktion war typisch für Feldpostbriefe: Sie dienten dazu, die Beziehung zu pflegen und aufrechtzuerhalten. So versicherte Iten seiner Frau regelmässig, dass sie ihm fehle und er täglich an sie denke. Die Briefe sollten auch ein Lebenszeichen sein und beruhigen. Das war vor allem zu Beginn des Aktivdienstes der Fall. Iten versicherte seiner Frau, dass er gut untergebracht und versorgt<sup>211</sup> und die Schweiz kaum bedroht sei.<sup>212</sup> Umgekehrt erkundigte sich auch Iten nach dem Wohlbefinden seiner Frau. Auch für ihn waren deren Briefe ein Lebenszeichen. Dank der Briefe konnte Iten am Alltag teilhaben und ihn mitorganisieren, beispielsweise, was das erwartete Kind oder finanzielle Angelegenheiten betraf. Iten nahm damit Rollen ein, die er vor dem Aktivdienst bereits innehatte: Er war nicht nur Offizier, sondern auch Ehemann, Vater und Versorger.<sup>213</sup>

Dass diese Rollen nicht ohne Probleme vereinbar waren, zeigte sich darin, welche grosse Bedeutung das Thema Urlaub in den Briefen einnahm. Es kam knapp drei Wochen nach Beginn des Aktivdienstes auf und blieb bis zur Entlassung im November 1914 präsent. Iten hoffte und bemühte sich immer wieder, nach Hause zurückkehren zu können, sei es auch nur für einen freien Sonntag. Der Wunsch war erneut stark, als seine Frau Ende Februar 1916 von Unwohlsein geplagt wurde und er seine Anwesenheit zu Hause für nötig hielt. Im Sehnen nach Urlaub und Entlassung offenbarte sich damit auch ein Rollenkonflikt, in dem sich verheiratete Offiziere mit Kindern befanden. Frau, Familie und Beruf konkurrierten mit dem Dienst um die Zeit der Offiziere.

206 Iten an Ehefrau, o. O., 30. 10. und 19. 11. 1914.

207 Vgl. Iten an Ehefrau, o. O., 21. 11. 1914.

208 Vgl. zum Beispiel Iten an Ehefrau, o. O., 8., 10. und 21. 5. 1915, 9. und 16. 1. 1916.

209 Vgl. Iten an Ehefrau, 20. 4., 23. 5., 2. 6. 1915, 26. 1. 1916.

210 Vgl. Iten an Ehefrau, Rothrist, 29. 2. und 3. 3. 1916.

211 Vgl. zum Beispiel Iten an Ehefrau, Dornach, 14. 8. 1914. Iten beschrieb darin sein Zimmer, das schön sei, und listete detailliert den üppigen Speiseplan des Vortages auf.

212 Vgl. Iten an Ehefrau, (Dornach), 19. 8. 1914.

213 Zur Funktion von Feldpostbriefen vgl. Einleitung, Quellen.

Leutnant Othmar Ammann erfuhr denselben Rollenkonflikt. Als er bei Kriegsbeginn aus den USA in die Schweiz reiste, hatte er dort seine Frau und einen der zwei Söhne zurückgelassen. Das Haus, in dem sie wohnten, vermieteten sie, Frau und Sohn kamen bei Bekannten unter.<sup>214</sup> Von Beginn weg versicherte Ammann seiner Frau, er vermisse sie, denke an sie und freue sich auf ein Wiedersehen.<sup>215</sup> Als er durch den Kanton Schaffhausen wanderte und auf dem Gotthard die Bergwelt bewunderte, wünschte er vor Freude jeweils seine Frau und seine Kinder zu sich.<sup>216</sup> Er spielte auch mit dem Gedanken, seine Familie in die Schweiz nachkommen zu lassen, sah aber wegen der unklaren Dauer des Dienstes davon ab.<sup>217</sup>

Zudem wies er seine Frau an, wie sie sich in finanziellen Angelegenheiten zu verhalten habe. Sie solle während seiner Abwesenheit keine Rechnungen eigenmächtig begleichen, sondern immer zuerst bei ihm nachfragen.<sup>218</sup> Auch über allfällige Versicherungsleistungen, sollte er sterben, unterrichtete er sie.<sup>219</sup> Seine Frau berichtete ihm derweil vom gemeinsamen Sohn Jürg, der mit ihr in den USA geblieben war.<sup>220</sup>

Anfang September kam Ammann erstmals auf seine Entlassung zu sprechen. Er wolle versuchen, dauerhaft statt nur auf Pikett entlassen zu werden. «Ich will doch nicht hier auf der faulen Haut liegen», begründete er.<sup>221</sup> Er war damals im Solothurner Jura stationiert, wo er Verschanzungen und Befestigungen errichtete.<sup>222</sup>

Im Oktober spitzte sich die finanzielle Lage zu Hause zu. Ammanns Frau hoffte und drängte je länger, je mehr auf seine Entlassung. Sie berichtete von einem «hiesigen, unentbehrlichen Geschäftsmann und Familienvater», der nach Amerika habe zurückkehren können, und fragte «mit manchen Seufzern [...] Wann kommst Du wieder? Giebt's wirklich keine Gelegenheit, die Dich freispricht?» Sie könne nicht mehr länger die Gastfreundschaft ihrer Gastgeber in Anspruch nehmen und auch sein zurückgelassener Sohn vermisse ihn.<sup>223</sup> Eine Woche später doppelte sie nach und tat ihre Lage auch Ammanns Eltern kund. Sie sehne sich nach ihm und fürchte, er könnte seine Stelle als stellvertretender Chefingenieur verlieren; ausserdem würden Bekannte in Amerika Ammanns Abreise so deuten, als sei die Ehe keine glückliche.<sup>224</sup>

Ende Monat hatte sich die Lage weiter verschärft. Eindringlich bat Ammanns Frau ihn nun, er möge zurückkehren. Auf acht Seiten führte sie ihm ihre Lage vor Augen: «Auch die heutigen Zeitungen liegen vor mir. Ach, es kommt immer schlimmer anstatt besser,

214 Vgl. Ehefrau an Ammann, Wissarickon (USA), 9. 8. 1914, New Brighton (USA), 13. 8. 1914. Es dauerte jeweils ca. zwei bis drei Wochen, bis die Briefe von der Schweiz in die USA und umgekehrt gelangten. Ehefrau Ammanns an Eltern Ammanns, Tioga (USA), 22. 10. 1914.

215 Vgl. zum Beispiel Ammann an Ehefrau, o. O., 25. und 27. 8. 1914.

216 Vgl. Kap. 2.3 und 5.4.

217 Ammann an Ehefrau, o. O., 25. 8. 1914.

218 Vgl. Ammann an Ehefrau, o. O., 11. 8. 1914.

219 Vgl. Ammann an Ehefrau, o. O., 25. 8. 1914.

220 Vgl. zum Beispiel Ehefrau an Ammann, o. O., 5. und 17. 9. 1914.

221 Ammann an Ehefrau, o. O., 3. 9. 1914.

222 Vgl. Ammann an Ehefrau, Basel, 19. 9. 1914.

223 Ehefrau an Ammann, Tioga (USA), 10. 10. 1914.

224 Vgl. Ehefrau an Ammann, Tioga (USA), 17. 10. 1914; Ehefrau Ammanns an Eltern Ammanns, Tioga (USA), 22. 10. 1914.

und die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen wird immer schwächer. Doch nein, ich verliere nicht alle Hoffnung. Irgend einen Weg wirst Du schon finden um drüben nicht bis ans Ende des Kriegs ausharren zu müssen. Man sollte denken, die Militärbehörden würden auch einigermassen Unterschiede machen mit den auswärts ansässigen Familienhäuptern. Hast Du nicht auch einen Oberst zur Hand, der dich unterstützen könnte? [...] Otto meinte freilich, Du wolltest es vielleicht nicht einmal, denn er könne sich wohl vorstellen. Im Enthusiasmus fürs Vaterland möchte kein Soldat das Land verlassen, solange noch Gefahr da ist und könnten die Andern sagen: der drückt sich. Doch ich weiss dass es bei Dir kein Enthusiasmus ist, sondern Pflichtgefühl und dass Du daneben aber auch ein grosses Pflichtgefühl für deine Familie im Herzen trägst und im Falle es irgendwie möglich wäre das Wort «sich drücken» nicht scheutest. Du kannst Dich wohl in meine Lage auch finden.»<sup>225</sup> Auch ihren Gastgeber Otto Schweizer würden Geldsorgen plagen und ohne finanzielle Unterstützung könne sie dort nicht mehr lange bleiben. Auf Erbarmen und Unterstützung Dritter könne sie nicht mehr hoffen. Doch der Krieg könne noch Jahre dauern. «Was dann? Willst Du dann unter diesen Umständen so lange drüben bleiben?», fragte sie rhetorisch.<sup>226</sup> Sein Chef, der bedeutende Ingenieur Gustav Lindenthal, sei der Ansicht, Ammann und andere «Auswärtige mit Stellung und Familie» könnten der Schweiz mehr helfen, wenn sie zurückkehren und eine Militärsteuer entrichten würden.<sup>227</sup> «Und glaube mir, in den Augen der hiesigen Männer wirst Du eher steigen, wenn Du einen Schnitt tust, der wohl Deiner Vaterlandsliebe und Pflichtgefühl für Jenes verletzt, aus Liebe aber und Pflichtgefühl für Frau und Kinder», fügte sie an und schloss: «Denke nicht etwa, ich hätte Dir die allgemein hiesige Situation zu schwarz vorgemalt; nein nicht.»<sup>228</sup>

Ammann schien sich der Geldsorgen seiner Frau wenigstens teilweise bewusst. Anfang Oktober fragte er, wie sie mit dem Geld auskomme.<sup>229</sup> Auf ihre erste Bitte von Anfang Oktober, er möge nach Hause kommen, antwortete er: «Ich stell mir natürlich auch fast täglich die Frage, wann kann ich zu meinen Lieben zurückkehren? Wenn ich auch über meinen hiesigen Aufenthalt nicht klagen kann so fühle ich eben doch, dass ein solches Leben auf die Länge nicht befriedigend ist. Ich habe natürlich um Urlaub ersucht aber man hat mir keine guten Aussichten gegeben, ich erwarte aber immerhin täglich noch definitiven Bescheid.»<sup>230</sup>

Als seine Frau eine Woche später nachgehakt und auch Ammanns Eltern geschrieben hatte, rechtfertigte er sein Handeln ausführlich: «Ich war sehr niedergeschlagen als ich ihn gelesen, denn die leise Anschuldigung hat mir ins Herz geschnitten. Habe ich nicht grade an meine Lieben + mich gedacht als ich dem Ruf des Vaterlandes gefolgt bin. Hätte ich je den Schandfleck von mir + meiner Familie abwaschen können, wenn ich dem Ruf nicht gefolgt hätte. Tagtäglich denke ich an Euch + mit Sehnsucht erwarte ich die Bewilligung zurückkehren zu dürfen. Ich habe gehandelt wie ich handeln musste

225 Ehefrau an Ammann, Tioga (USA), 30. 10. 1914. Otto Schweizer war Gastgeber von Ammanns Ehefrau.

226 Ehefrau an Ammann, Tioga (USA), 30. 10. 1914.

227 Ehefrau an Ammann, Tioga (USA), 30. 10. 1914.

228 Ehefrau an Ammann, Tioga (USA), 30. 10. 1914.

229 Vgl. Ammann an Ehefrau, Gotthard, 4. 10. 1914.

230 Ammann an Ehefrau, Andermatt, 3. 11. 1914.

+ niemand kann mir darüber Vorwürfe machen; ich bereue keinen Schritt den ich getan habe.»<sup>231</sup> Seine Antwort auf den Brief seiner Frau vom 30. Oktober 1914 ist nicht erhalten. Mitte November 1914 wurde er entlassen und reiste in die USA zurück. Weil es jeweils zwei bis drei Wochen dauerte, bis die Briefe ankamen, ist es unwahrscheinlich, dass Ammann sie erhalten hat, als er noch im Dienst war.

Ammanns Briefe an seine Frau hatten gleiche Themen zum Inhalt und folgten gleichen Zwecken wie diejenigen Itens: Er drückte seine Sehnsucht nach Frau und Sohn aus, nahm am Familienleben teil und regelte alltägliche sowie vor allem finanzielle Angelegenheiten. So pflegte er die Beziehung zu den zurückgelassenen Angehörigen und nahm seine Rolle als Ehemann, Vater und Versorger wahr.

Doch das gelang ihm nur bedingt, wie die Briefe seiner Frau zeigen. Zum einen sehnten sich seine Angehörigen nach ihm. Zum anderen – und das wurde bald genauso wichtig – ging ihnen das Geld aus. Seine Frau hielt Ammann deshalb die anderen Rollen vor, die er einzunehmen hatte: diejenigen des Geschäftsmannes, des Familienvaters und des Ehemannes. Frau und Kinder sei er genauso zu Liebe und Pflichtgefühl verpflichtet wie dem Vaterland gegenüber, begründete sie. Seine berufliche Karriere sei in Gefahr, die Versorgung seiner Angehörigen kaum mehr gewährleistet und sein Ruf als Ehemann bröckle. Für Ammanns Ehefrau waren diese Rollen mit derjenigen des zu Hause abwesenden Offiziers auf längere Dauer nicht vereinbar.

Ammann, unter Druck gesetzt, sah sich gezwungen, sein Handeln zu rechtfertigen. Im August hatte er seinen Aufbruch mit dem Ruf des Vaterlandes begründet.<sup>232</sup> Drei Monate später, als der Schweiz keine unmittelbare militärische Gefahr mehr zu drohen schien, führte er den Schutz seiner Ehre und derjenigen seiner Familie als weiteren Grund an. Ausserdem wolle er zu ihr zurückkehren und den Militärdienst verlassen. Zu Ehefrau, Familie und Beruf zurückkehren zu können, war ihm damit wichtiger geworden, als im Dienst zu bleiben.

Ebenfalls ähnlich ging es Hauptmann Gottlieb Bühler. Er war im Herbst 1917 mit der Füsilier-Kompanie III/90, die er kommandierte, in Séprais westlich von Delémont stationiert. Sechs Monate hatte er in diesem Jahr schon Dienst geleistet. Das sei «unbedingt zu viel», schrieb er seinem Vater, «genug haben wir alle».<sup>233</sup> Eine Woche später erhielt er Bescheid, er sei für die Zentralschule II vorgesehen. In den Stolz über die Anerkennung, die er erfuhr, mischte sich Unlust, noch länger Dienst zu leisten. Seinem Vater setzte er seine Lage auseinander: «Bereits vor einigen Wochen teilte mir der Herr Brigadekommandant mit, dass ich für die Zentralschule II vorgeschlagen sei und dass ich von den 3 Vorgeschlagenen im 1. Range stehe.

Trotz meiner Bemerkung, dass ich unbedingt zu jung sei, beharrten der Divisions- und Brigadekommandant auf dem Vorschlag und ich figurierte auf der Liste als Erster, wie ich mich auf dem Brigadebüreau persönlich überzeugt habe. [...] Nachdem ich nun

<sup>231</sup> Ammann an Ehefrau, Andermatt, 9. 11. 1914.

<sup>232</sup> Vgl. Kap. 2.1.

<sup>233</sup> Gottlieb Bühler an Vater, Séprais, 24. 9. 1917.

gegen den Willen des verstorbenen Divisionärs und des Stabschefs auf eine Einberufung in die Generalstabsschule verzichtet habe, geht es m. E. nicht an, mich nochmals gegen ein Aufgebot in die Zentralschule II zu sträuben.

Andererseits ist es mir offen gestanden unangenehm, einrücken zu müssen, nachdem ich bereits 6 Monate Dienst hinter mir habe.

Ich schreibe Elise vorläufig nichts vom Aufgebote und bitte Dich, diese Angelegenheit mit meinem lieben Frauei in schonender Weise zu besprechen.»<sup>234</sup>

Bühler befand sich in einem Zwiespalt. Er fühlte sich dem Divisions- und dem Brigadekommandanten, die ihn für die Zentralschule II aufbieten wollten, gleichermassen verpflichtet wie seiner Frau Elise, die Bühler endlich entlassen wissen wollte. Es ist anzunehmen, dass Bühler als Frutiger Gemeinderat und Notar auch seine politische und berufliche Tätigkeit durch die Zentralschule II tangiert sah. Dass es ihm «unangenehm» war, nochmals «einrücken zu müssen» und er seiner Frau das Aufgebot vorerst verheimlichte sowie seinen Vater bat, es mit ihr «in schonender Weise zu besprechen», zeugte davon, wie schwierig es ihm schien, den Dienst mit Beruf und Familie unter einen Hut zu bringen.

Für Major August Wieland gestaltete sich die Beziehung zu seinen Angehörigen anders. Wieland war mit seinem Infanterie-Bataillon 44 von August bis November 1914 die meiste Zeit nahe Basel stationiert. Das erlaubte ihm ab dem zweiten Wochenende sonn-tägliche Besuche zu Hause,<sup>235</sup> Verwandte in den Dienst einzuladen<sup>236</sup> oder zu Hause zu Mittag oder zu Abend zu essen.<sup>237</sup> Ab September kehrte er an einzelnen Samstagen heim und rückte am Sonntagabend wieder in den Dienst ein.<sup>238</sup> Am 22. Oktober wurde sein Bataillon für einige Tage beurlaubt.<sup>239</sup> Als er im November 1914 wieder einrückte und sein Bataillon in Basel blieb, richtete er sein Quartier zu Hause ein.<sup>240</sup> Den zweiten Ablösungs-dienst im Frühjahr 1915 absolvierte er in den Franches-Montagnes. Wiederum erhielt er an Feiertagen regelmässig mehrtägigen Besuch von seiner Frau und seinem Sohn<sup>241</sup> oder fuhr für einige Tage selbst nach Hause.<sup>242</sup>

Mit seiner Frau stand Wieland brieflich und telefonisch in Kontakt, wie aus seinem Tagebuch hervorgeht.<sup>243</sup> Besonders bei Kriegsbeginn war er um ihr Wohlergehen besorgt. Wenige Tage nach der Mobilmachung notierte er in sein Tagebuch: «Gott sei dank, von zuhause kommen gute Berichte.»<sup>244</sup> Beinahe stereotyp sollte er diese Aussage wiederholen, jedoch seltener als noch im August 1914.<sup>245</sup> Umgekehrt bereitete ihm das Ausbleiben von Nachrichten Sorgen. Er wisse seit Sonntag nichts von zu Hause. «Hoffentlich ist alles

234 Gottlieb Bühler an Vater, o. O., I. 10. 1917.

235 Vgl. zum Beispiel Wieland, o. O., 16., 23., 30. 8., 8., 11., 20., 27. 9. 1914.

236 Vgl. zum Beispiel Wieland, o. O., 25. 8. 1914.

237 Vgl. zum Beispiel Wieland, o. O., 2. und 3. 9. 1914.

238 Vgl. zum Beispiel Wieland, 5.–6. 9., 3.–4. 10. 1914.

239 Vgl. Wieland, o. O., 22. 10. 1914.

240 Vgl. Wieland, (Basel), 31. 10. 1914.

241 Vgl. Wieland, o. O., 1.–6. 4z. 1915.

242 Vgl. Wieland, (Basel), o. O., 17.–19. 4., 24.–25. 4. 1915.

243 Vgl. zum Beispiel Wieland, o. O., 4. und 9. 5. 1915.

244 Wieland, (Emmen), 7. 8. 1914.

245 Vgl. zum Beispiel Wieland, 17. 9. 1914, 23. 3., 9. 4., 5. 6., 15. 10. 1915.

in Ordnung», schrieb er zum Beispiel Mitte November 1915.<sup>246</sup> Nur selten fanden Einzelheiten über die Familie Eingang in sein Tagebuch, zum Beispiel über die Schulbildung der beiden Söhne.<sup>247</sup>

Iten, Ammann und Wieland zeigten Interesse am Wohlergehen ihrer Angehörigen und hegten den Wunsch, nach Hause zurückzukehren. Letzteres tat auch Bühler. Umgekehrt sehnten sich auch ihre Angehörigen nach ihnen. Mit Briefen, Telefonaten und wenn möglich Urlaub nahmen sie am Leben und dem Wohl ihrer Angehörigen teil. So pflegten sie die Beziehung zu ihnen und nahmen Rollen wahr, die sie vor dem Dienst bereits innehatten. Das zeigte sich vor allem in den Briefen Itens und Ammanns. Sie dienten – und das ist typisch für Feldpostbriefe – dazu, die Trennung von den Angehörigen zu überbrücken.

Die Offiziere waren somit nicht nur Offiziere, sondern hatten zugleich andere Rollen zu erfüllen: Sie waren Ehemänner, Familienväter und Geschäftsmänner. Diese Rollen waren jedoch nur bedingt mit den Ablösungsdiensten vereinbar, die jeweils Monate dauerten. Das zeigte sich etwa im beidseitigen Wunsch, die Offiziere mögen bald Urlaub erhalten oder im besten Fall entlassen werden. Dieser Wunsch war besonders stark bei Offizieren, deren Ehefrauen schwanger waren. Dazu gehörten von den Untersuchten Hauptmann Adolf Egli,<sup>248</sup> Hauptmann Hans Fritzsche,<sup>249</sup> Hauptmann Heinrich Gelzer,<sup>250</sup> Iten, in der zweiten Kriegshälfte Leutnant Robert Howald<sup>251</sup> und Oberleutnant Heinrich Zulauf.<sup>252</sup> Wegen ihrer Funktion – die Hauptleute waren mit Ausnahme Gelzers Kompaniekommandanten, Howald Quartiermeister, Zulauf Zugführer und später Kompaniekommandant – waren ihnen Besuche zu Hause nur selten möglich. Ältere, oft auch ranghöhere Offiziere, die verheiratet waren, wie zum Beispiel Wieland oder Hauptmann bzw. später Major Wilhelm Francke konnten hingegen freier über ihre Zeit verfügen und deshalb regelmässig nach Hause zurückkehren. Das erlaubte ihnen, ihre zivilen Rollen besser wahrzunehmen.

Damit entsprachen die Geschlechterverhältnisse in der Schweiz nur teilweise denjenigen in kriegführenden Staaten. Der Krieg trug in dortigen Gesellschaften vorerst dazu bei, die dichotomischen Geschlechterrollen zu stärken. Männlichkeit wurde der Front zugeordnet, Weiblichkeit der Heimat, wie Ute Daniel aufgezeigt hat. Durch den Abzug junger Männer von der Heimat an die Front und das Massensterben dort sei es zu einer «zunehmenden Verweiblichung der Zivilbevölkerung» gekommen.<sup>253</sup> Zwar führte der Erste Weltkrieg auch in der Schweiz zu einer Akzentuierung der Geschlechterrollen,<sup>254</sup> jedoch nicht im gleichen Ausmass wie in kriegführenden Ländern. Mit maximal 600 Tagen Aktivdienst, die ein Schweizer Soldat durchschnittlich leistete – bei Landwehr und

246 Wieland, o. O., 17. 11. 1915. Ähnlich vgl. o. O., 13. 1. 1916.

247 Wieland, (Saignelégier), 19. 4. 1915; (Basel), 24. 4. 1915.

248 Vgl. Egli an Beerli, Winterthur, 7. 6. 1915.

249 Vgl. Kap. 4.1.

250 Vgl. Gelzer an Mutter, Opfertshofen, 28. 4. 1915.

251 Vgl. Ehefrau an Howald, Thun, 9. 7. 1918.

252 Vgl. Zulauf, Feusisberg, 30. 3. 1918.

253 Vgl. Daniel 2014: 121.

254 Vgl. Mesmer 2007: 11–70; Stämpfli 2002: 60–83.

Landsturm waren es bedeutend weniger<sup>255</sup> – statt der beispielsweise 1500 Tage, die französische Armeeinghörige im gleichen Zeitraum leisteten,<sup>256</sup> verbrachten sie mehr Zeit in der Heimat als im Dienst.

Hinzu kam, dass der Schutz von Frauen und Kindern vor allfälligen Übergriffen für die Soldaten aller Seiten eine wesentliche Sinnstiftung des Krieges war. Die Soldaten kriegsführender Länder zogen also auch für ihre Frauen und Kinder an die Front.<sup>257</sup> Bei den untersuchten Offizieren lässt sich während des Ablösungsdienstes das Gegenteil beobachten. Sie zogen, wenn immer möglich, für ihre Frauen und Kinder zurück nach Hause. Das zeigte sich bei Iten, Ammann, Wieland und besonders bei den Offizieren der Füsilier-Kompanie IV/85, die im November 1914 nach Ansicht von Hauptmann Hans Fritzsche von einer «reine[n] Fahnenflucht» ergriffen worden war, als die Entlassung der Hälfte des Bataillons bevorstand.<sup>258</sup>

### 5.5.2 «Wie furchtbar ungelegen u. unerwartet mir das kommt» – Studium und Beruf

Carl Casparis hatte bis Anfang 1916 keinen Militärdienst geleistet. Stattdessen arbeitete er als Assistenzarzt an der Augenklinik Zürich und trieb seine Karriere voran.<sup>259</sup> Er hatte die Absicht, im Ausland Berufserfahrung zu sammeln. Anfang Februar 1916 erhielt er das Aufgebot zur Nachrekrutierung. Seiner Verlobten schrieb er: «Auch über meinem Himmel ziehen sich gewitterschwer die Wolken zusammen denn höre: ich muss mich am 14. März zur Nachuntersuchung in der Kaserne Zürich stellen. Auf die Aerzte haben sie's scheinets besonders abgesehen. Bin nun gewärtig der Dinge, die da kommen werden. Wenn «sie» mich wirklich behalten würden, dann könnte ich dem Ausland & damit auch m. weitem (Nach?)Ausbildung für 1/2 Jahr oder mehr «adieu» sagen & somit würde natürlich auch wieder der Tag unserer Hochzeit auf unbestimmte Zeit weiter hinausgeschoben werden!»<sup>260</sup> Für Casparis stellte der Militärdienst, der ihm bevorzustehen drohte, eine Verzögerung und Unterbrechung privater Angelegenheiten dar: der Hochzeit und seines Aufenthalts im Ausland. Das war ihm wichtiger als der Dienst.

An dieser Haltung änderten auch Rekruten- und Aspirantenschule und sein anschliessender Dienst als Schularzt in einer Infanterierekrutenschule nichts: Als sich im August 1916 die Aspirantenschule dem Ende zuneigte, verschlechterte sich Casparis' Stimmung. Grund war seine «unbestimmte Lage». Casparis hatte um Urlaub ersucht, wohl um den geplanten Auslandsaufenthalt nachzuholen, doch «ob es [das Gesuch] bewilligt wird ist *sehr* zweifelhaft auch nur für ¼ Jahr. Wegen des kommenden Militärdienstes weiss ich auch gar *nichts Sicheres*.»<sup>261</sup> Das Gesuch wurde schliesslich abgelehnt und Casparis berichtete, er habe sich

255 Vgl. Sprecher 1927: 217.

256 Vgl. Saint-Fuscien 2020: 444.

257 Vgl. Daniel 2014.

258 Vgl. Fritzsche an Ehefrau, o. O., 30. II. 1914; Kap. 4.1.

259 Vgl. zum Beispiel Casparis an Verlobte, Zürich, 1. 8. 1915.

260 Casparis an Verlobte, Zürich, 9. 2. 1916.

261 Casparis an Verlobte, Basel, 9. 8. 1916. Hervorhebungen im Original.

«so ziemlich ins Unabänderliche gefunden».<sup>262</sup> Die beruflichen Weiterbildungen blieben indessen ein wichtiges Thema in seinen Briefen<sup>263</sup> und Casparis ersuchte mehrmals erneut um Auslandsurlaub.<sup>264</sup> Mitte Dezember wurde sein Gesuch schliesslich bewilligt. Casparis erwähnte es gleich zu Beginn des Briefes, den er am Folgetag seiner Verlobten schrieb, und machte sich umgehend daran, den Aufenthalt zu organisieren.<sup>265</sup>

Für Leutnant Philipp Etter bedeutete der Aktivdienst eine Unterbrechung seines Jurastudiums. Als er im November 1914 erfuhr, dass die Truppen der 4. Division «voraussichtlich längere Zeit im Baselbiet» bleiben werden, berichtete er seiner Verlobten: «Von Wiederaufnahme des Studiums im Wintersemester kann daher noch keine Rede sein. Die Sache beginnt mir, so freudig ich Dienst tue, doch etwas fatal zu werden.»<sup>266</sup> Etter deutete hier den Dienst bezüglich der Frage, ob er mit dem Studium und damit mit seinen privaten Bedürfnissen vereinbar war. Diese wurden im Herbst 1914 wichtiger, worunter seine Dienstfreudigkeit litt.

Tatsächlich wurde Etter im November 1914 aus dem ersten Ablösungsdienst entlassen und hatte im März 1915 wieder einzurücken. Dass Dienst und Privates nur bedingt vereinbar waren, zeigte sich auch hier. Anfang April schrieb er seiner Verlobten: «Wie lange wird es noch dauern, bis wir unsern Herzenswunsch erfüllen können? Der Krieg hat uns wieder einen Strich durch die Rechnung gemacht. Aber wenn es einmal Frieden giebt, will ich mit neuer Lust und Liebe meine Studien wieder aufnehmen, um sie so bald als möglich abzuschliessen und mich in den Stand zu setzten, einen eigenen Hausstand gründen zu können. Deshalb lasse ich auch jetzt im Dienst keinen Augenblick verstreichen, ohne ihn meiner Fortbildung dienstbar zu machen. Die lange Zeit der Grenzbesetzung soll für uns nicht verloren sein.»<sup>267</sup> Für Etter setzte die Gründung einer Familie ein abgeschlossenes Studium voraus, wie er ausführte. Diesen «Herzenswunsch» konnte er sich wegen des Dienstes vorerst nicht erfüllen. Er versuchte daher, sein Studium im Dienst fortzuführen, damit die dort verbrachte Zeit «nicht verloren» sei. Auch später nutzte er, so gut es ging, immer wieder die freie Zeit dazu.<sup>268</sup>

Je länger der Krieg dauerte, desto mehr wurde der Dienst für Etter zur wenig willkommenen Unterbrechung seines Studiums. Im Dezember 1916, nachdem er vier Monate Dienst in einer Infanterie-Rekrutenschule geleistet hatte, konnte er «endlich, endlich» sein letztes Semester beginnen.<sup>269</sup> Als sein Bataillon wenige Tage später wieder aufgeboden wurde, war er froh, dass er nicht mitgehen musste. Er war nicht ungerne im Dienst, zog sein Studium jedoch vor.<sup>270</sup> Ende Januar 1917 hatte er dennoch einzurücken.

262 Casparis an Verlobte, o. O., 22. 9. 1916.

263 Vgl. zum Beispiel Casparis an Verlobte, o. O., 22. 9. 1916.

264 Vgl. Casparis an Verlobte, Alp Belvair, 5. 10. 1916; Fetan, 12. 10. 1916.

265 Vgl. Casparis an Verlobte, Wallenstadt, 11. 12. 1916.

266 Etter an Verlobte, o. O., 4. 11. 1914.

267 Etter an Verlobte, Chaux de Fonds, 6. 4. 1915.

268 Vgl. zum Beispiel Etter an Verlobte, Zwingen, 12. und 14. 11. 1915; Luzern, 25. 9., 3. 10. 1916

269 Etter an Verlobte, Luzern, 1. 12. 1916.

270 «Morgen rückt unser Bataillon wieder ins Feld. Ich bin froh, dass ich nicht mit muss. Aber – wär mein Studium nicht und nicht mein Marieli, ich ging fürs Leben gern mit.» Etter an Verlobte, Zug, 17. 12. 1916.

Wenig später ersuchte er um Urlaub, um weiterstudieren zu können: «Mein Urlaubsgesuch soll, wie man mir sagt, berücksichtigt werden, sobald «die Lage es erlaubt». Weiss der Herrgott, wann dies der Fall sein wird. Noch diesen Nachmittag schreibe ich ein neues Urlaubsgesuch. Sollte ich wider alles Erwarten länger im Dienste verbleiben müssen, so werde ich meinen Plan ändern und auf das Staatsexamen hin arbeiten, damit ich diesen Sommer wenigstens mit diesem unter Dach komme.»<sup>271</sup>

Das Gesuch wurde abgelehnt, Etter blieb bis im März 1917 im Dienst. Die geplante Doktorarbeit konnte er nicht in Angriff nehmen.<sup>272</sup> Dasselbe wiederholt sich im Sommer. Etter rückte im Juli 1917 in den Dienst ein und ersuchte alsbald um Urlaub, was ihm verwehrt wurde.<sup>273</sup> Seiner Verlobten schrieb er: «Es gefällt mir wieder recht gut im Dienst, aber doch möchte ich nicht länger bleiben. Ich hoffe, nächsten Sonntag wieder zurückzukehren zu meiner lieben Marie und zur Arbeit meines Berufes.»<sup>274</sup>

Auch ältere Offiziere erfuhren den Dienst als Unterbrechung ihrer zivilen Tätigkeit. Hauptmann Adolf Merk tat als Pferdestellungsoffizier nur tageweise Dienst. Anfang Oktober 1914 erhielt er den Befehl, am übernächsten Tag für unbestimmte Zeit in Olten einzurücken. Merk war vielbeschäftigter Tierarzt und politisch sowie ehrenamtlich engagiert, beispielsweise als Gemeindeammann und Bezirksrichter.<sup>275</sup> So kommentierte er das Aufgebot: «wie furchtbar ungelegen u. unerwartet mir das kommt kann man begreifen (den?) so aus einer Praxis u. Amtstätigkeit herausgerissen zu werden. Das will etwas heissen u. regt mich geradezu schrecklich furchtbar auf u. doch kann ich rein nichts machen ich muss mich einfach fügen.»<sup>276</sup>

Als er im Januar 1917 erneut für den Dienst aufgeboten wurde, vermerkte er ganz ähnlich: «Da trifft ein telegraphischer Dienstbefehl für mich ein den 5. Februar 1917 Nachm. 2 Uhr für einige Zeit in der Endetappe Olten z. Dienst einzurücken, dass mich das furchtbar aufregt ist zu begreifen denn das kommt mir in eine Arbeitszeit wo ich fast nicht weg kann u. doch weiss ich dass einfach nachkommen muss.»<sup>277</sup> Aus demselben Grund lehnte Merk eine verantwortungsvollere, aber zeitaufwändigere Funktion ab. Sein Vorgesetzter wollte ihn vom Pferdestellungsoffizier zum 1. Platzexperten von Frauenfeld machen. Merk ersuchte ihn, davon Abstand zu nehmen, «da mir dies zu viel Zeit wega nehme für meine andere Arbeit u. (beachtliche?) Inanspruchnahme auf alle Seiten».<sup>278</sup> Er zog den Beruf dem Dienst vor. Letzteren erfuhr er als wenig willkommene Unterbrechung seiner Berufs- und Amtstätigkeit.

271 Etter an Verlobte, Berlincourt, 27. 1. 1917.

272 Zur geplanten Doktorarbeit vgl. Luzern, 18. 10. 1915; Zug, 3. 1. 1917.

273 Etter an Verlobte, o. O., 10. 7. 1917; Huttwil, 13. 7. 1917.

274 Etter an Verlobte, o. O., 30. 8. 1917.

275 Vgl. Anhang, Kurzporträts der Autoren.

276 Merk, (Pfy), 6. 10. 1914.

277 Merk, (Pfy), 26. 1. 1917.

278 Merk, (Pfy), 21. 2. 1916.

Wie Jaun dargelegt hat, bot der Offiziersrang aufstrebenden, standesbewussten Akademikern die Möglichkeit, sich sozial abzugrenzen.<sup>279</sup> Der Aktivdienst selbst jedoch konnte mitunter den beruflichen Aufstieg stören und verlangsamen. Casparis sah seine Auslandsaufenthalte in Gefahr, Etter sein Studium verzögert und seine akademische Laufbahn verunmöglicht. Das wirkte sich auch auf ihr Privatleben aus. Etter konnte bzw. wollte erst nach abgeschlossenem Studium heiraten und eine Familie gründen. Für Casparis und Etter wie auch für den älteren, beruflich und privat avancierten und stark eingebundenen Merk war der Dienst mitunter eine Unterbrechung ihrer zivilen Tätigkeit. Je länger der Krieg dauerte, desto mehr zogen sie Studium und Beruf dem Dienst vor und versuchten, sich beurlauben zu lassen.

## 5.6 Vorgesetzte

### 5.6.1 «Waschlappen und plagierende Angsthasen» – Kritik an Vorgesetzten

Am 20. Juni 1915 endete für die Füsilier-Kompanie II/59 der zweite Ablösungsdienst. In der Ajoie hatte die Kompanie an der Grenze gestanden und unter anderem den berühmten Largin-Zipfel bewacht. Hinzu kamen Ausbildung, verschiedene Märsche und Übungen. Die Bilanz, die Leutnant Heinrich Zulauf in seinem Tagebuch zog, fiel ernüchternd aus: «Und was hat uns dieser Dienst gelehrt? 1. Dass unser Bat. Kdt. nicht das geleistet hat, das wir von ihm erwartet haben. Er ist faul und ich setze auch wenig Vertrauen in seine Führung. 2. dass unser Kp. Kdt. eben bleibt was er ist: ein unordentlicher, egoistischer und fauler Junggeselle. 3., dass auch Of. anderer Waffen nett und kameradschaftl. sein können. 4. dass unser innerer Dienst sehr viel zu wünschen übrig lässt; dass unsere U. Of. überhaupt nicht genügen und dass niemand daran will, sie tüchtiger zu machen. 5. Ich komme leider zu dem Schluss, dass ich zu allen meinen Vorgesetzten sehr wenig Vertrauen habe bis hinauf zum Brigadier; der ist dann allerdings ein Mann. Und erst unser allezeit saubere, exakte und schneidige Divisionär! Vom General gar nicht zu reden. Also oben Männer wie Gold und unten — ich kann mir leider nicht helfen. Waschlappen und plagierende Angsthasen.»<sup>280</sup> Drei der fünf Punkte betrafen Zulaufs Vorgesetzte. Sein Urteil war durchaus negativ. «Faul» und inkompetent sei der Bataillonskommandant, «faul», «egoistisch» und «unordentlich» der Kompaniekommandant, nicht vertrauenswürdig der Regimentskommandant. «Angsthasen» und Angeber seien sie. Erst Oberst i. Gst. Markus Feldmann, Divisionär Wilhelm Schmid und General Wille mochten ihn durch ihren Schneid zu beeindrucken.

Kritik hatte Zulauf vom ersten Tag des Aktivdienstes an geäußert. Der bisherige, sehr beliebte Kompaniekommandant wurde durch Hauptmann Karl Keser ersetzt. Ihm sehe man «mit pessimistischen Gefühlen entgegen, da ihm kein guter Ruf vorausgeht», notierte Zulauf am Tag der Mobilmachung.<sup>281</sup> Fortan übte er regelmässig scharfe Kritik

<sup>279</sup> Vgl. Jaun 1999: 394.

<sup>280</sup> Zulauf, Oberentfelden, 20. 6. 1915.

<sup>281</sup> Zulauf, Oberentfelden, 4. 8. 1914.

an seinen Vorgesetzten, vor allem am Kompaniekommandanten Keser. Zulauf hielt ihn erstens nicht für fähig, die Kompanie zu kommandieren. Er sei unvorbereitet und zu aufgeregt, könne die Kompanie im Feld nicht führen und lasse sie in brenzligen Situationen im Stich. Zum Beispiel habe er beim Einrücken notwendige Unterlagen zu Hause vergessen,<sup>282</sup> auf Übungen könne er sich nicht im Gelände orientieren<sup>283</sup> und befehle seine Leute an den falschen Ort,<sup>284</sup> beim Bau von Befestigungen wähle er ungünstige Stellen aus<sup>285</sup> und bei Alarmen lasse er seine Kompanie zurück, ohne sie zu orientieren, weil er Gefechte jenseits der Grenze habe anschauen wollen.<sup>286</sup>

Zweitens sei er geltungssüchtig, wolle Eindruck schinden und missbrauche dazu seine Unterstellten. «Zum Amusement von zwei Baslerinnen, denen der Hauptmann imponieren will», lasse dieser die Kompanie alarmieren und am Abend Gewehrgriffe klopfen.<sup>287</sup> Bei anderer Gelegenheit habe er, an seinem eigenen Geburtstag, mit dem Hauptmann «zwei Hürlein» zurück nach Delsberg begleiten müssen, die der Hauptmann «bestellt» habe.<sup>288</sup>

Drittens übe der Hauptmann ungerechtfertigte Kritik an seinen Unterstellten, um von eigenem Fehlverhalten und fehlendem Können abzulenken. «Sind das Hauptmänner, welche ihre besten Zugführer drücken und in der Autorität untergraben, dafür andere, wahre Nullen zum Stabschef emporheben!», kommentierte er das Verhalten Kesers auf einer Übung.<sup>289</sup> Zulauf war dabei, als sich die Kompanie zurückzog, rascher und weiter zurückgegangen als vom Hauptmann befohlen, weil dort eine «schöne Stellung» war; der Hauptmann habe ihn dafür angebrüllt.<sup>290</sup> Den Vorwurf, ungerechtfertigte Kritik zu üben, erhob Zulauf auch gegenüber dem Bataillonskommandanten, Major Alfred Jenny,<sup>291</sup> und dem Brigadekommandanten, Oberst im Generalstab Markus Feldmann.<sup>292</sup>

282 Vgl. Zulauf, Oberentfelden, 12. 3. 1915.

283 Vgl. Zulauf, Hirzenfeld, 23. 9. 1914.

284 Vgl. Zulauf, Hofstetten, 27. 10. 1915.

285 Vgl. Zulauf, Ettingen, 5. 9. 1914.

286 «4<sup>45</sup> morgens Regimentsalarm. Schönes Münsterchen unsres Herrn Hptm's. Morgens etwa um 4<sup>30</sup> geht drüben ein Gefecht los und unser Herr lässt sich wecken und geht zu Fuss ab auf [Beobachtungsposten] 510, um zu sehen. Befehl bleibt keiner da. Dann kommt Alarmbefehl, vom Herrn keine Spur, ich muss das Zeug selber machen, das er so wunderl. vorbereitet hat. Er kommt 9<sup>30</sup> herunter mit dem Bemerkn: Jetzt gehe ich wieder. Wo gehört er eigentlich hin? Schimpfen tut er immer über das Spazierengehen der Herren von den Stäben der Grenze entlang, und er lässt aus purer Sensationssucht die Kp. bei Alarm im Stich.» Zulauf, Beurnevésin, 17. 4. 1915.

287 Zulauf, Flüh, 31. 8. 1914. Vgl. Kap. 1.2.

288 Zulauf, (Courtételle), 30. 5. 1915.

289 Zulauf, Aesch, 19. 11. 1914.

290 Zulauf, Aesch, 19. 11. 1914.

291 «Da nun kommt's, was ich schon lange befürchtete, nämlich das grosse Seil für unsere Kp. Der Herr Major hat mit seinem Stab wundervolle Buden bei den Herrn Mamie, Maire & Weinhändler. Unser Hptm lässt sich dadurch nicht imponieren und weist den Herren Maire allerdings vielleicht etwas grob, von der Grenze zurück, wo er Schüsse der Deutschen beobachten will. Der Hptm zeigt überhaupt Rückgrat gegenüber der Bevölkerung, was der Major nicht tut. Nun gibt's Rapporte, einen über den andern und das kleinste wird aufgebauscht. Mir gefällt der Major immer schlechter.» Zulauf, Bonfol, 5. 5. 1915.

292 «Bei Choindez ein Brigadeseil, mit dem der an unserem Brigadier gerügte Mangel verdeckt werden soll, dass er in den Manövern keine Patr[ouille] am Feind gehabt habe. Er behauptet nun, das absichtlich getan zu haben, um zu konstatieren, ob die Unterführer die nötige eigene Initiative entwickeln würden! Nun – es hat gesch... Er lässt dann das Reg. ohne Of. an sich vorbeimarschieren.» Zulauf, Delsberg,

Mit ihrem fehlenden Können und Fehlverhalten prägten die Vorgesetzten in den Augen Zulaufs den Dienst entscheidend mit. Kurz vor Ende des ersten Ablösungsdienstes im November 1914 resümierte Zulauf: «Ich denke noch ein wenig in die Lage der Füsilier hinein und freue mich für sie. Denn sie haben in den 110 Dienstagen nicht viel schönes gehabt, und auch dann was der Major [Bataillonskommandant] in der letzten Zeit alles geleistet hat, ist es höchste Zeit, dass wir gehen. Er möchte zwar noch lange da bleiben; er hat also nicht das richtige Gefühl. Es ist doch traurig dass ein Mann der über beinahe 1000 Köpfe regiert, nicht für 100 Tage imstande ist, diese Leute zu beschäftigen, und ebenso traurig ist's, dass ihn niemand darauf aufmerksam macht.»<sup>293</sup> Wie eingangs erwähnt, stachen das Fehlverhalten des Kompanie- und des Bataillonskommandanten auch in Zulaufs Rückblick auf den zweiten Ablösungsdienst hervor.

Andere Offiziere erhoben gegen ihre Vorgesetzten dieselben Vorwürfe. Immer wieder übten sie in Briefen und Tagebüchern Kritik an ihren Vorgesetzten und deren Führung. Oberleutnant Hans Bühler berichtete seinem Vater, selbst Oberst, über seine Vorgesetzten: «Unsere höheren Truppenführer sind doch eigentlich merkwürdige Leute. Solange an unserer Grenze alles ruhig ist, verlangen sie eine bis ins Detail vorbereitete Abwehrbereitschaft, lassen an jedem Waldweg, der zufällig über die Grenze führt einen U[nter]O[ffiziers]P[osten] aufstellen, lassen sich jeden Tag von diesen armen verlassenenen Posten, der nichts sieht, als einige Adjutanten + Generalstäbler, die mit wichtiger Miene sich nach der Aufgabe der Posten erkundigen, lange Meldungen machen etc. + sobald es (irgendwo?) lebendig wird, der Kanonendonner bis weit in unser Land hinein die Schweizer daran mahnt, wie furchtbar nahe an unserer Grenze der schrecklichste aller Kriege wütet, dann befehlen sie plötzlich eine Reduktion der Grenzposten, verlangen, dass mindestens 80 % des Effektivbestandes zur Ausbildung einrücke, kümmern sich um die Grenzposten nicht mehr, als ob sie überflüssig geworden wären.»<sup>294</sup> Die Entscheide der höheren Truppenführer waren für Bühler nicht nachvollziehbar. Er hielt sie für verkehrt. In der Äusserung, sie hätten sich «mit wichtiger Miene» erkundigt, klang zudem Kritik an wichtigtuerischem Gehabe gegenüber den Unterstellten an.

Auch Oberstleutnant Karl Scheuer, Kommandant der Feld-Haubitz-Abteilung 27, übte wiederholt Kritik an den ihm vorgesetzten Stellen, insbesondere an den Stäben. Dem Stab der 3. Division warf er Unsicherheit, Nervosität und Unordnung vor.<sup>295</sup> Dessen 1. Adjutanten, Hauptmann Viktor von Graffenried, hielt er für einen «vollständigen Dummkopf», der «trotz aller Beschwerden und spitzen Bemerkungen» nicht entfernt werde.<sup>296</sup> Über andere Stabsoffiziere schrieb er zwei Tage, nachdem er aus dem ersten Ablösungsdienst entlassen worden war, in sein Tagebuch: «Einen miserablen Eindruck habe ich von den Dienstzweigen im Divisionsstab erhalten; Sanität, Pferdearzt, Trainchef,

---

19. 10. 1915. Mit Manövern sind die Hauensteinmanöver Mitte Oktober 1915 gemeint, an denen die Brigade teilgenommen hatte.

293 Zulauf, Aesch, 21. 11. 1914.

294 Hans Bühler an Vater, o. O., 29. 9. 1915.

295 Vgl. Scheurer, (Rossemaison), 11. 11. 1914.

296 Scheurer, (Meinisberg), 7. 9. 1914.

das ist ein Dreiblatt, wie man es schlimmer nicht finden kann. Der erste, Rickli [!], ist ein schlechter Kerl, der zweite, Schneider hat keinen Mut und ist ein Schlabi, der dritte, Keller, ist ein dummer Kerl. Es braucht einen gutmütigen Menschen, wie den Obersten Wildbolz, um einen solchen Stab um sich zu haben.»<sup>297</sup> Gegen einen «unverschämten Brief»<sup>298</sup> des Divisionsarztes Oberstleutnant August Rikli erhob er Beschwerde.<sup>299</sup>

Scheurer kritisierte auch die Kompetenz der Vorgesetzten, jedoch nur vereinzelt. Der Brigadekommandant, Oberst Walter Fröhlicher, sehe immer dieselben, unbedeutenden Fehler, während ihm grössere entgingen, bemängelte er anlässlich einer Inspektion.<sup>300</sup> Der Divisionskommandant, Oberstdivisionär Eduard Wildbolz, war in den Augen Scheurers zwar bemüht, doch führungsschwach. «Das eifrige Suchen nach dem Rechten ist rührend, umso peinlicher berührt einen die Wahrnehmung, wie weit vom Ziel der Mann noch ist, insbesondere wenn man als Ziel das allseitige Vertrauen der Untergebenen ansieht», kritisierte er eine Rede von Wildbolz.<sup>301</sup> Scheurer erfuhr die ihm vorgesetzten Stellen eher als hinderlich denn als hilfreich. Vor allem störte er sich am Rapport- und Befehlswesen. «Es müssten da plötzlich Sachen telegraphiert werden, die ganz sinnlos sind und doch bei irgendwie ernstlichem Nachdenken vermieden werden könnten. Dann hat man häufig das Gefühl, dass die Rapporte ihren Zweck nicht erfüllen. Wer etwas wissen will, sieht nicht die Rapporte, in denen die Sache gemeldet ist, nach, sondern fragt direkt an und verlangt womöglich noch telegraphische Antwort!», kritisierte er bereits im September 1914.<sup>302</sup> Den Vorwurf unnötiger, aber umso aufwendigerer Schreibearbeit wiederholte er später.<sup>303</sup> Gerade auf die Entlassung hin komme es zu einer «Papierschlacht. Bis alle Rapporte abgegeben sind, verliert man fast den Kopf.»<sup>304</sup> Umgekehrt sah er sich einer Papierflut gegenüber. «Es ergiesst sich ein wahrer Papierregen über uns. Was da geschrieben wird, ist unglaublich. Notwendig ist der kleinste Teil», schrieb er im Oktober 1914.<sup>305</sup> Angesichts der Entlassung wiederholte er den Vorwurf: «Es sind so viele Befehle aller Art ergangen, dass einem ganz angst und bange wird.»<sup>306</sup>

Auch in militärischen Quellen wurde die Führung der Vorgesetzten wiederholt kritisiert, beispielsweise vonseiten des Zuger Infanterie-Bataillons 48, in dem auch Philipp Etter und Josef Iten Dienst taten. Als dessen Kommandant Major Hermann Stadlin vom Regimentskommandanten vor dem gesamten Regiment scharf gerügt worden war, er habe die Protestanten, die während des katholischen Feldgottesdienstes ausgetreten waren, nicht rasch und nicht geschlossen genug zum Bataillon zurückgeführt, legte Stadlin gegen diese Rüge

297 Scheurer o. O., 22. 3. 1915. Gemeint sind Oberstleutnant August Rikli, Oberstleutnant Eduard Schneider und Oberstleutnant Johann Keller. Vgl. Offiziersetat 1914.

298 Scheurer, (Rossemaison), 9. I. 1915.

299 Vgl. Scheurer, (Rossemaison), 12. I. 1915.

300 Vgl. Scheurer, (Rossemaison), 16. 10. 1914.

301 Scheurer, (Rossemaison), 6. II. 1914.

302 Scheurer, (Meinisberg), 7. 9. 1914.

303 Vgl. Scheurer, (Solothurn), 26. 9. 1914.

304 Scheurer, (Bern), 20. 3. 1915. Ähnlich vgl. (Rossemaison), 4. 3. 1915.

305 Scheurer, (Rossemaison), 12. 10. 1914.

306 Scheurer, (Rossemaison), 13. 3. 1915.

bei der Brigade Beschwerde ein.<sup>307</sup> Das Bataillon selbst fühlte sich auch bei anderer Gelegenheit von Vorgesetzten im Stich gelassen und zu Unrecht kritisiert. Hauptmann Walter Preiswerk, damals Adjutant des Bataillons, hielt am Ende des zweiten Ablösungsdienstes im Truppentagebuch fest: «Der Brigadier konstatiert bei diversen Inspektionen ein Nachlassen der Dienstauffassung. Es fragt sich, ob die Schuld daran lediglich das Bat. + die Kp.en trifft. Wir erhielten seitens der Brigade nie eine Belehrung über unseren Grenzwachtabschnitt, nie eine Aufklärung, wie der Aufmarsch + die Verteidigung des Abschnittes eigentlich gedacht ist. Wir wissen bis zur Stunde noch nicht, wie wir uns im Falle eines feindlichen Angriffs zu verhalten haben. Dagegen plagte man die Leute mit Signalisier-Wettkämpfen, Turnfesten, Vorträgen etc. alles Dinge die an und für sich sehr schön sind, die sich aber nicht kombinieren lassen mit einem anstrengenden + ausgedehnten Grenzwachtdienst. Dass die Truppen unter diesen Umständen etwas Verantwortlichkeitsgefühl einbüßen, ist nicht verwunderlich. Bei dem kleinsten Türken muss der hinterste Mann orientiert sein, um sein Interesse wachzuhalten, und hier lässt man Detachements wochenlang in ihren Abschnitten stehen, ohne auch nur die Offiziere gehörig zu orientieren.

Der Dienstbetrieb nimmt wieder den nervösen, ungesunden Charakter an, der die letzte Mobilisation kennzeichnete und von dem wir glücklicherweise diesmal verschont geblieben waren. Die Kp. Kommandanten wurden gereizt und die Zugführer deprimiert. Es ist gut, dass der Ablösungstag nicht mehr fern ist!<sup>308</sup> Preiswerk machte das Brigadekommando mitverantwortlich für die nachlassende Dienstauffassung und hielt es für ungerechtfertigt, die Schuld alleine beim Bataillon zu suchen. Über die Kerntätigkeit, den Grenzabschnitt zu bewachen, sei das Bataillon kaum orientiert und stattdessen mit unnützen Zusatzaufgaben geplagt worden. Damit habe das Brigadekommando deutlich zur nachlassenden Dienstauffassung und ausserdem zur schlechten Stimmung im Offizierskorps beigetragen.

Die Äusserungen Zulaufs, Bühlers, Preiswerks und Scheurers stehen exemplarisch für die Kritik, die das Gros der untersuchten Offiziere an ihren Vorgesetzten äusserte. Sie sprachen ihnen menschliche, fachliche sowie Führungskompetenzen ab. Entweder glänzten die Vorgesetzten aus Sicht der Offiziere durch Abwesenheit, Fehlentscheide oder Inkompetenz oder sie störten die Truppe beim Dienst, weil sie die Truppe zu Ausbildungszwecken abzogen, ihnen unnütze Tätigkeiten wie Turnfeste und Vorträge aufbrummten oder die Offiziere mit unnötigen Rapporten auf Trab hielten. So erfuhren verschiedene Offiziere ihre Vorgesetzten oft mehr als Störfaktor denn als Hilfe. Deshalb schwand auch ihr Vertrauen in diese und sie pochten auf Selbständigkeit, wie das bereits erläuterte Beispiel von Hauptmann Hans Fritzsche gezeigt hat.<sup>309</sup>

Hinter dem Pochen auf Selbständigkeit stand ausserdem die Überzeugung, es besser zu wissen oder zu können als die Vorgesetzten. So machte zum Beispiel Zulauf mit seiner Kritik an seinem Hauptmann stets eine Aussage über sich selbst: Dass er die besseren Stellungen ausfindig gemacht habe, dass er die Kompanie in Abwesenheit des Hauptmanns

307 Vgl. I. Bat. 48, o. O., 18. 10. 1914.

308 I. Bat. 48, o. O., 12. 6. 1915.

309 Vgl. Kap. 4.1 und 4.4.

geführt habe, dass er mutiger sei als die Kompanie-, Bataillons- und Regimentskommandanten, die er «Waschlappen und plagierende Angsthasen» schimpfte. Zulauf versicherte sich seines Könnens, indem er es seinen Vorgesetzten absprach.

Umgekehrt wähten sich die Offiziere von ihren Vorgesetzten zu sehr kontrolliert und oft zu Unrecht kritisiert. Bis ins Detail werde Abwehrbereitschaft verlangt, kritisierte Bühler; Scheurer erachtete sowohl die Rapporte an die Brigade wie auch deren Befehle als unnütz; Stadlin legte Beschwerde gegen die öffentliche Rüge ein, die ihm der Regimentskommandant erteilt hatte; und Zulauf sah sich zu Unrecht angebrüllt, als er auf einer Übung seinen Zug weiter und rascher zurückführte als befohlen. Durch derartige Kontrolle und Kritik konnten die Vorgesetzten ihre übergeordnete Position markieren und sich dieser versichern. Umgekehrt sahen sich die Offiziere dadurch in ihrer eigenen Autorität bedroht. Die Hauptleute würden «ihre besten Zugführer drücken und in der Autorität untergraben», kritisierte Zulauf die Zurechtweisung, die er selbst während einer Übung erhalten hatte. Sowohl die untersuchten Offiziere als auch ihre Vorgesetzten versuchten sich auf Kosten des Gegenübers zu profilieren.

### 5.6.2 «Compliment u. [...] Anerkennung» – Lob der Vorgesetzten

Dass sich die Offiziere an der angeblichen Inkompetenz ihrer Vorgesetzten störten und sich in ihrer Autorität bedroht sahen, war nur ein Aspekt. Sie erwähnten die Vorgesetzten auch, wenn diese sie lobten. Als Scheurer im Sommer 1915 auf seinen Wunsch hin aus dem Dienst entlassen wurde, bemerkte er: «Im Laufe unserer Besprechung lässt Oberst Fröhlicher mehrfach durchblicken, dass er mich nur ungern gehen lasse. Es ist mir das mehr wert, als ein Kompliment, das einem so vom Zaun gerissen gemacht wird oder eine Qualifikation.»<sup>310</sup> Zuvor hatte er in seinem Tagebuch mehrfach Lob vonseiten des Brigade- und Divisionskommandanten erwähnt.<sup>311</sup> Ähnlich notierte Major bzw. ab September 1915 Oberstleutnant August Wieland jeweils, die Kommandanten, die sein Bataillon bzw. später sein Regiment inspiziert hatten, seien zufrieden gewesen.<sup>312</sup> Nach einem Divisions-Manöver im November 1915 notierte er befriedigt: «An der Kritik wird der schöne u. geordnete Vormarsch des I. -R. 23 besonders hervorgehoben.»<sup>313</sup> Gerade das Lob des Generals, die Anerkennung von höchster militärischer Stelle, war von besonderer Bedeutung. «Der General äussert sich zum Defilieren in Luzern: Das gehört zum besten, was ich bis jetzt gesehen habe», notierte Wieland am Ende des zweiten Ablösungsdienstes.<sup>314</sup>

Für ältere Offiziere, solche des Landsturms und der Landwehr, bot der Aktivdienst die Gelegenheit, soldatischen Normen gerecht zu werden und so Anerkennung zu erhalten. Hauptmann Adolf Merk, der 1914 nach fast zwanzig Jahren wieder Dienst tat, bemerkte zum Beispiel: «Meinen Dienst versah ich in jeder Beziehung schneid u.

<sup>310</sup> Scheurer, (Giubiasco), 30. 6. 1915. Ähnlich vgl. (Giubiasco), 6. 7. 1915.

<sup>311</sup> Vgl. zum Beispiel Scheurer, (Rossemaison), 5. 3. 1915; (Balsthal), 14. 3. 1915.

<sup>312</sup> Vgl. Wieland, o. O., 15. 10. 1914, 10. 4. 1915

<sup>313</sup> Wieland, o. O., 5. 11. 1914.

<sup>314</sup> Wieland, o. O., 20. 6. 1915.

lebhaft munter u. frisch u. weiss ich dass ich imponierte u. machten mir die Herren der Etappe hie u. wieder diesbezüglich ein Compliment u. auch Oberst Usteri sprach mir bei der Abmeldung in dieser Beziehung seine Anerkennung aus».<sup>315</sup> Gerade Vorschläge zur Beförderung wurden als Anerkennung erfahren. Hans Bühlers Bruder Gottlieb gratulierte sich beispielsweise selbst, als Oberst Fritz Gertsch ihn als Kommandanten einer Rekrutenschule vorschlug.<sup>316</sup>

## 5.7 Fazit: wachsende Dienstmüdigkeit

Ab Herbst 1914 wuchs bei mehreren Offizieren die Dienstmüdigkeit. Das betraf jedoch nicht alle von ihnen. Hauptmann bzw. Major Wilhelm Francke beispielsweise leistete mit wenigen Ausnahmen motiviert Dienst. Er hielt ihn für sinnvoll, erfuhr ihn als erlebnisreich, konnte ihn mit familiären und geschäftlichen Angelegenheiten meist vereinbaren und genoss weitgehende Selbständigkeit. Zwischen August 1914 und November äusserte er nur zweimal Kritik am Dienst.<sup>317</sup> Damit war er jedoch eine Ausnahme. Bei mehreren anderen zeigte sich die Dienstmüdigkeit auf verschiedene Weise. Erstens machten die untersuchten Offiziere in den Briefen und Tagebüchern die Dauer des Dienstes zum Thema. Die Frage, wann man wieder nach Hause könne, wurde virulent. Die Offiziere schrieben deshalb über allfällige Urlaube und Entlassungen. Hauptmann Heinrich Gelzer erwähnte zum Beispiel einen möglichen Urlaub erstmals Mitte September 1914,<sup>318</sup> Major August Wieland ebenso.<sup>319</sup> Die Urlaube und Entlassungen begrüsst sie ebenso. Bedauern über die bevorstehende Entlassung äusserte kaum ein Offizier. Die einzigen Beispiele hierfür stammten von Oberleutnant Robert Labhardt und Gelzer. Labhardts Enttäuschung über die bevorstehende Entlassung fusste Anfang September 1914 darauf, dass er die Gelegenheit verpasst hatte, «Prügel aus[zuteilen]: «Es wird mir inoffiziell mitgeteilt, es liege ein Armeebefehl vor, welcher die Entlassung des Bat. 144 auf Pikett auf 2. Sept. 14 anordne. Man wäre eigentlich nun so recht im (Lug?) + aufgelegt zum Prügel austeilten. Die Auszügler brennen scheint's darauf, mal in's Gefecht zu können.»<sup>320</sup> Gelzer schrieb im November 1914, er sei gerne im Dienst und könne es zu Hause «doch nicht so lange allein [...] haushalten».<sup>321</sup>

315 Merk, (Pfy), 8.–29. 10. 1914.

316 Vgl. Gottlieb Bühler an Bruder, Gotthard o. D. Gertsch lag mit seinen Ansichten und Methoden ganz auf der Linie der Neuen Richtung. Zu Gertsch vgl. Rieder 2009; Rieder 2017.

317 Im März 1915, nach neun Monaten im Dienst, äusserte er erstmals Kritik am Dienst: «Allmählig bee kommt auch der begeistertste Militär etwas genug von diesem Winterdienst und seht sich nach dem Civilleben, Haus, Heim, Familie, Geschäft usw. zurück. Mein Schwiegervater erwartet mich auch mit Ungeduld, von Frau und Kindern will ich gar nicht reden.» Francke, Courtemaîche, I. 3. 1915 (103). Im November 1917, nach drei Wochen im Aktivdienst als Kommandant des Kavallerie-Regiments 8, notierte er in sein Tagebuch: «So ein langer Grenzdienst schneidet doch gewaltig in das Privat- und Geschäftsleben ein. Zum ersten Mal, dass ich es an mir selbst so gewaltig zu spüren bekomme. Das Vaterland verlangt viel von seinen Söhnen.» Luziensteig, 20. 11. 1918 (318).

318 Vgl. Gelzer an Ehefrau, o.O., 18. 9. 1914.

319 Vgl. Wieland, Langenbruck, 19. 9. 1914.

320 Labhardt, Basel, 30. 8. 1914. Ähnlich Basel, 1. 9. 1914.

321 Gelzer an Vater, o. O., 18. 11. 1914.

Das Schreiben über Urlaub und Entlassung alleine würde noch nicht auf eine allgemein wachsende Dienstmüdigkeit schliessen lassen. In Briefen an Verlobte und Ehefrauen wurde das Thema auch deshalb behandelt, um ein Wiedersehen zu arrangieren. Verschiedene Offiziere äusserten jedoch zudem den Wunsch, bald entlassen zu werden, und taten ihren Unmut kund, weiter Dienst leisten zu müssen. Leutnant Carl Casparis schrieb zum Beispiel am Ende seiner ersten Dienstperiode über die Entlassung: «Also *endlich* so weit!!!»<sup>322</sup> Leutnant Max Bühler, der im Oktober 1915 wohl vor allem Ausbildung betrieb, schrieb: «Mein Herz ist voller Längiziti & wenn's doch nur bald fertig wäre!»<sup>323</sup> Zudem begannen diverse Offiziere, Urlaubs- und teilweise Entlassungsgesuche zu stellen. Leutnant Armin Meili ersuchte beispielsweise im September 1914 mehrmals um Urlaub, um geschäftliche Angelegenheiten zu erledigen und sein Studium fortsetzen zu können.<sup>324</sup> Hauptmann Emil Camenisch, der als Feldprediger eine besondere Funktion innehatte, ersuchte im August 1914 nach zwei Wochen um Entlassung.<sup>325</sup> Im zweiten Ablösungsdienst im April 1915 reichte er nach vier Wochen ein Gesuch ein,<sup>326</sup> nachdem er bereits mehrmals von einer allfälligen Entlassung geschrieben hatte.<sup>327</sup>

Die Gründe für die wachsende Dienstmüdigkeit, die im Hoffen und Ersuchen um ein Ende des Dienstes zum Vorschein kamen, waren unterschiedlich. Für Subalternoffiziere und Hauptleute, deren Dienst von Ausbildung im Hinterland, oft in kleinen Dörfern, geprägt war, waren Langeweile und gefühlte Sinnlosigkeit entscheidend. Leutnant Heinrich Zulauf hat zum Beispiel im Frühjahr 1915 wiederholt über die langweilige Ausbildung geklagt und den Nutzen der Grenzbesetzung im Largin infrage gestellt.<sup>328</sup> Er freute sich über den Urlaub, der im Mai 1915 bevorstand. Daran mochte auch der drohende Kriegseintritt Italiens nichts ändern.<sup>329</sup> Der Schriftsteller und Leutnant Hans Ganz, der den Winter 1914/1915 zu grossen Teilen in Aesch verbrachte, klagte seinen Eltern regelmässig und lautstark über seine «Verbannung ins Militär»<sup>330</sup> und fehlende geistige Anregung.<sup>331</sup> Die Aussicht auf Entlassung hob seine Stimmung.<sup>332</sup> Max Bühler schrieb im November 1915 kurz nach seiner Entlassung: «Das Schaffen gefällt mir ganz gut, besonders nach dem langweiligen Dienst.»<sup>333</sup>

322 Casparis an Verlobte, St. Gallen, 11. 8. 1917. Ähnlich vgl. Aarburg, 3. 8. 1917.

323 Max Bühler an Beerli, Grenchen (Oktober 1915). Bühler leistete damals im Infanterie-Bataillon 31 Dienst, das der 3. Division angehörte. Diese nahm im Oktober 1915 an den Hauensteinmanövern teil und wurde danach entlassen. Bühler erwähnte die Manöver und die Entlassung in einer Postkarte.

324 Vgl. Meili an Eltern, Cornol, 21., 25., 26. und 28. 9. 1914

325 Vgl. Kap. 2.3.

326 Vgl. Camenisch, Andeer, 15. 4. 1915.

327 Vgl. Camenisch, Thusis, 18. 3. 1915; o. O., 8. 4. 1915.

328 Vgl. Kap. 5.1 und 5.2.

329 Vgl. Zulauf, Bonfol, 22. 5. 1915.

330 Ganz an Mutter, Aesch, 14. 1. 1915.

331 Vgl. zum Beispiel «Ein wahres Kunststück der Anpassung u. Geschicklichkeit seine Persönlichkeit, seinen Geist zu bewahren, wird das Durchleben der nächsten Monate sein, bald scheint es mir einfach unmöglich, bald arbeite ich behutsam an meiner Verblödung weiter, dann wird es möglich.» Ganz an Eltern, o. O., 15. 11. 1914.

332 Vgl. Ganz an Mutter, Aesch o. D. Der Brief datiert wahrscheinlich vom Februar oder März 1915. Das bevorstehende Entlassungsdatum nannte Ganz zum ersten Mal Mitte Februar. Vgl. Ganz an Eltern, o. O., 12. 2. 1915.

333 Max Bühler an Beerli, Bern, 22. 11. 1915.

Auch bei Leutnant Philipp Etter trug das Einerlei des Drills zur wachsenden Dienstmüdigkeit bei.<sup>334</sup> Diejenigen Soldaten, mit denen Zugführer, Kompanie- und Bataillons- bzw. Abteilungskommandanten konfrontiert waren, konnten deren Dienstmüdigkeit wiederum verstärken. So schrieb Oberstleutnant Karl Scheurer anlässlich einer möglichen Entlassung: «Mir ist es recht, denn den Leuten fängt der Handel zu verleiden an.»<sup>335</sup>

Auch das soziale Umfeld konnte eine wichtige Rolle spielen. Etters Dienstmüdigkeit im Oktober 1915 rührte auch daher, dass er keinen Anschluss an seine neuen Kameraden fand.<sup>336</sup> Der reformierte Feldprediger Hauptmann Heinrich Gelzer erfuhr ab Oktober 1914 von anderen Soldaten und Offizieren seines Regiments scharfe Kritik an seinen Predigten. Das Gros der Katholiken liess sich von den Feldgottesdiensten dispensieren.<sup>337</sup> Im Frühjahr 1915, als er zum zweiten Mal im Dienst war, erfuhr er erneut scharfe Kritik und ersuchte nach «reichlicher Prüfung im Gebet» um seine Entlassung aus dem Dienst als Feldprediger.<sup>338</sup> Kontrolle und als unnötig erfahrene Einmischung, Rügen und Kritik durch Vorgesetzte mehrten die Dienstmüdigkeit der untersuchten Offiziere zusätzlich, wie das Beispiel Hauptmann Hans Fritzsches gezeigt hat.<sup>339</sup>

Hinzu kam schliesslich, dass private und berufliche Interessen einerseits und der Dienst andererseits immer wieder kollidierten. Ehemänner und Väter hatten für ihre Familie zu sorgen und einem Erwerb nachzugehen, junge Offiziere sahen ihre Aussicht, zu heiraten und Karriere zu machen, durch den Dienst gestört.<sup>340</sup> Der Dienst als Möglichkeit, die Schweiz zu bereisen und die Natur eindrücklich zu erfahren, schaffte dem Verlangen heimzukehren nur bedingt Linderung. So schrieb zum Beispiel Leutnant Othmar Ammann seiner Frau bereits Anfang September, knapp eine Woche nach Dienstbeginn, über eine mögliche Entlassung und baldige Rückkehr.<sup>341</sup> Bis Dienstende äusserte er mehrmals den Wunsch, entlassen zu werden.<sup>342</sup>

334 Vgl. Kap. 5.2.

335 Scheurer, o. O., 3. 2. 1915.

336 Vgl. Kap. 5.2.

337 Vgl. Gelzer an Ehefrau, o. O., 25. 10. 1914.

338 Gelzer an Ehefrau, o. O., 16. 5. 1915. Aus Gelzers Briefen geht hervor, dass seine Kritiker ihm vorwarfen, zu «entschieden» und «engherzig» gepredigt zu haben. Ebd.

339 Vgl. Kap. 4.4.

340 Vgl. Kap. 5.5.

341 Vgl. Ammann an Ehefrau, o. O., 3. 9. 1914.

342 Vgl. Ammann an Ehefrau, Basel, 19. 9. 1914; St. Gotthard, 22. 10. 1914; Andermatt, 3. 11. 1914; Kap. 5.5.

## 6 Der Krieg und die Schweiz in der zweiten Kriegshälfte

### 6.1 Das Andauern des Krieges

#### 6.1.1 «Immer noch tobt der schreckliche Krieg» – wachsende Friedenssehnsucht

Seitdem sich der Krieg im Herbst 1914 von der Schweiz entfernt hatte und im Stellungskrieg festgefahren war, hatte er für die untersuchten Offiziere an Bedeutung verloren. Sie schrieben deutlich weniger über ihn, als sie es noch bei Kriegsbeginn getan hatten. Erst, wenn sie die Kämpfe selbst sehen und hören konnten, erwähnten sie ihn wieder. Oder aber, wenn es zu Ereignissen besonderer Tragweite kam, die auch die Schweiz betrafen. Das war zuletzt beim Kriegseintritt Italiens der Fall gewesen.

Danach erfuhren die untersuchten Offiziere den Krieg vor allem bezüglich seiner Dauer. Es herrschte der Eindruck vor, der Krieg wolle nicht enden, verbunden mit dessen oft deutlicher Ablehnung und dem wachsenden Wunsch nach Frieden.<sup>1</sup> Das zeigte sich beispielhaft im Tagebuch von Hauptmann Adolf Merk. Bereits im Juli und August 1915 hatte er mehrmals erwähnt, der Krieg dauere trotz deutscher Erfolge und russischer sowie italienischer Misserfolge fort.<sup>2</sup> Danach erschöpften sich seine Äusserungen zum Krieg in der Aussage: «Der europäische Krieg tobt weiter».<sup>3</sup> Später wiederholte er ähnlich: «Immer noch tobt der schreckliche Krieg.»<sup>4</sup> Seine Ablehnung des Krieges tat er mit der Äusserung kund, es handle sich um «eine furchtbare Morderei u. Schlächtere».<sup>5</sup> Auch Friedensvermittlungen des Papstes im September 1917<sup>6</sup> und die Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk<sup>7</sup> hätten keinen Frieden bringen können, vermerkte er.

Andere Offiziere hofften ähnlich wie Merk auf ein baldiges Ende des Krieges und gaben in ihren Briefen und Tagebüchern ihrem Wunsch nach Frieden Ausdruck. Religiöse Feste wie Ostern und Weihnachten oder der Jahreswechsel boten dazu Anlass. Leutnant Max Bühler forderte Pater Willibald Beerli des Klosters Mariastein, wo er zuvor untergebracht gewesen war, zum Beispiel Anfang Januar 1916 auf: «Beten Sie nur recht für den Frieden, dass diese böse Zeit bald besser wird.»<sup>8</sup> Zu Ostern tat er sein Hoffen auf den Frieden mit einem eigens angefertigten Gedicht kund.<sup>9</sup> Major Adolf Egli, der den

1 Wachsende Kriegsmüdigkeit lässt sich auch ausserhalb der Schweiz feststellen. Zur globalen Kriegsmüdigkeit vgl. Segesser 2014: 187–198.

2 Vgl. Merk, (Pfy), I., 21. 7., 22. 8., 14. 9. 1915.

3 Merk, (Pfy), 10. 12. 1915., 9., 19. 1., 7. 5., 3. 6., 8. und 31. 12. 1916, 1. 5., 14. 7. 1917, 10. 3. 1918. Merk schrieb erstmals im März 1917 von einem «Weltkrieg», davor stets von einem «europäischen Krieg». Merk, o. O., 5. 2.–3. 3. 1917.

4 Merk, (Pfy), 20. 6. 1917.

5 Merk, (Pfy), 22. 3. 1918.

6 Vgl. Merk, (Pfy), 20. 9. 1917. Merk meinte wohl die Friedensnote von Papst Benedikt IX vom 1. August 1917.

7 Vgl. Merk, (Pfy), 11. 12. 1917.

8 Max Bühler an Beerli, Zürich, 10. 1. 1916.

9 «Unser Ostertraum / Es spielt der Frieden auf der Fiedel / Ein friedensfrohes Walzerlied. / Da kommen aus dem Schützengraben / Die Solidaten anzutrablen / Und tanzen lustig Ringelreihn / Als Freund und Feindchen, je zu zwein. / Das freut den guten Fiedelmann, / So dass er nimmer hören kann. / Drum will er jetzo weitergeigen, / Bis alle die Kannünlein schweigen.» Max Bühler an Beerli, Zürich, 21. 4. 1916.

Krieg für eine «Geissel Gottes» hielt und sich regelmässig fragte, ob ihn die Menschheit mit ihrer Oberflächlichkeit nicht mitverschuldet habe, wünschte Beerli zu Ostern 1916 «Auferstehung und Befreiung von diesem ungeheuersten aller Kriege».<sup>10</sup> Oberleutnant Hans Ganz begrüsst gar die Oktoberrevolution in Russland, hoffte auf proletarische Aufstände und dass man «in Berlin, Paris u. London die Munitionsfabriken in die Luft sprengen würde», um den Krieg zu beenden.<sup>11</sup> Auch Major Wilhelm Francke, der sich im August 1914 und später immer wieder für den Krieg begeisterte, erwähnte ab November 1916 zunehmend Friedensinitiativen und hoffte auf ein Ende des Krieges: «Letzter Tag im 3. Kriegsjahr und immer noch keine Aussicht auf Frieden, es ist zum Verzweifeln. Man wird erst vernünftig, wenn ganz Europa verblutet und vernichtet ist», schrieb er etwa im Juli 1917.<sup>12</sup> Das Scheitern von Friedensverhandlungen kommentierte er lakonisch mit: «Nette Zuversicht. Kein Ende der Greuel.»<sup>13</sup>

Erst Ereignisse, die eine entscheidende Wendung zu bringen versprachen, waren für die Offiziere wieder erwähnenswert. Dazu zählten der Kriegseintritt der USA aufseiten der Entente am 6. April 1917 und davor die Wiederaufnahme des uneingeschränkten U-Boot-Krieges sowie die Februar- und die Oktoberrevolution 1917 in Russland.<sup>14</sup> Es waren jedoch nur wenige Offiziere, die darüber schrieben.<sup>15</sup> Allen voran Vielschreiber Francke, der meist nüchtern die Ereignisse festhielt.<sup>16</sup> In den übrigen untersuchten Selbstzeugnissen, die aus dieser Zeit vorliegen, werden die beiden Ereignisse höchstens am Rande erwähnt. Oberleutnant Heinrich Zulauf zeigte sich erstaunt über die Februarrevolution,<sup>17</sup> Merk erwähnte die Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk,<sup>18</sup> Ganz begrüsst die Oktoberrevolution.<sup>19</sup> In den übrigen Selbstzeugnissen, die aus den Monaten März, April und November 1917 bis März 1918 vorliegen, fehlen Äusserungen zum Kriegseintritt der USA, der Russischen Revolution und dem Frieden von Brest-Litowsk. Einzig die Spannungen zwischen dem Deutschen Reich und den USA infolge des uneingeschränkten U-Boot-Krieges fanden bei Oberstleutnant August Wieland<sup>20</sup> und Leutnant Carl Casparis Erwähnung.<sup>21</sup>

<sup>10</sup> Egli an Beerli, Winterthur, 23. 4. 1916.

<sup>11</sup> Ganz an Vater, o. O., 19. 11. 1917. Wegen seiner Parteinahme für die Russische Revolution wurde Ganz vom Dienst suspendiert. Linsmayer 1989: 177. Worauf sich Linsmayer hier bezieht, gibt er jedoch nicht an.

<sup>12</sup> Francke, Aarau, 31. 7. 1917 (305).

<sup>13</sup> Francke, Aarau, 5. 8. 1917 (307).

<sup>14</sup> Zu 1917 als Jahr der Kriegswende vgl. Segesser 2014: 178–187.

<sup>15</sup> Für die Monate Februar bis April 1917 liegen Tagebücher bzw. Briefe von Carl Casparis, Philipp Etter, Hans Fritzsche, Hans Ganz, Robert Howald, Armin Meili, Adolf Merk, August Wieland und Heinrich Zulauf vor. Für den November 1917 Tagebücher von Albert Böhi, Wilhelm Francke und Adolf Merk. Vgl. Einleitung.

<sup>16</sup> Zum Beispiel «Revolution in Russland. Der Zar hat abgedankt.» Francke, Aarau, 16. 3. 1917 (290). Oder «Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland ausgebrochen. Das amerik. Repräsentantenhaus hat die Kriegsresolution mit 373 gegen 5 Stimmen angenommen. Die amerik. Behörden beschlagnahmen die deutschen Schiffe.» Aarau, 7. 4. 1917 (292).

<sup>17</sup> Vgl. Zulauf, Movelier, 16. 3. 1917.

<sup>18</sup> Vgl. Merk, (Pfy), 11. 12. 1917.

<sup>19</sup> Vgl. Ganz an Vater, o. O., 19. 11. 1917.

<sup>20</sup> Vgl. Wieland, o. O., 7. 2. 1917.

<sup>21</sup> Vgl. Casparis an Verlobte, Budapest, 5. 2. 1917.

Die Ereignisse im Ausland waren aus Sicht der untersuchten Offiziere weitgehend unbedeutend. Es herrschte nicht dieselbe Ungewissheit vor wie im August 1914; einzelnen Ereignissen wurde nicht mehr dieselbe Relevanz für die Schweiz und für den Kriegsverlauf zugemessen wie in den ersten Monaten des Krieges; die wachsende Ablehnung des Krieges, die sich in der Wortwahl der oben erwähnten Offiziere widerspiegelt, mochte das nachlassende Interesse verstärkt haben. Auswirkungen des Krieges auf die Wirtschaft und die Versorgung in der Schweiz blieben die Ausnahme. Das änderte sich erst Anfang 1917 mit der erneut aufkommenden Angst vor französischen Militäroperationen in der Schweiz.

### **6.1.2 «Plumpe Manöver» oder «äusserst ernst»? – französische Operationspläne in der Schweiz 1917**

Nach den verlustreichen Schlachten um Verdun und an der Somme 1916 befürchtete die französische Heeresleitung Ende des Jahres, das deutsche Heer könnte durch die Schweiz einen Umfassungsangriff durchführen, um in die französischen Industriegebiete bei Lyon oder nach Italien vorzudringen. Die Befürchtungen eines deutschen Angriffs durch die Schweiz wurden von der Presse der Entente breit rezipiert, Max Mittler spricht gar von einer «breit angelegten Kampagne» der französischen Presse.<sup>22</sup> Die französische Regierung und Armeeführung zweifelte zudem an der Zuverlässigkeit der Schweiz, ihre Neutralität zu wahren, und befürchtete militärischen Vereinbarungen zwischen derselben und Deutschland, nachdem ein Handelsvertrag zwischen beiden Parteien im Herbst 1916 nur unvollständig publiziert worden war.<sup>23</sup>

Der französische General Ferdinand Foch liess deshalb am 24. Dezember 1916 einen Operationsplan für den Einsatz einer französischen Armeegruppe ausarbeiten, um im Falle eines Angriffs deutscher Truppen auf die Schweiz diese dort zu bekämpfen und zurückzuschlagen. Er beabsichtigte dazu, eine «Groupe d'armés d'Helvétie» aus insgesamt 30 Divisionen zu bilden und diese an der Westgrenze der Schweiz zusammenzuziehen. Die Absicht eines Präventivkrieges bestand nach Einschätzung des Militärhistorikers Hans Rudolf Kurz jedoch nicht.<sup>24</sup>

In der Schweiz schenkten Bundesrat und Armeeführung den Gerüchten um einen deutschen Angriff auf die Schweiz keinen Glauben. Vonseiten des Deutschen Reiches liess die dritte Oberste Heeresleitung wiederholt mitteilen, man hege keine Absichten, die Schweiz anzugreifen. In der Bildung der «Groupe d'armés d'Helvétie» an der Schweizer Westgrenze sah die deutsche Oberste Heeresleitung keine ernsthafte Gefahr.<sup>25</sup>

22 Vgl. Mittler 2003: 797.

23 Vgl. Kurz 1970: 172–176; Mittler 2003: 786–799.

24 Vgl. Kurz 1970: 172–176; Mittler 2003: 796. Der französische Generalstab studierte den Einsatz französischer Kräfte in der Schweiz bereits Ende 1915. Grund war die Vermutung eines deutschen Umfassungsangriffs durch das schweizerische Mittelland. Einige der angefertigten operativen Studien hatten Ende 1915 einen Präventivkrieg nicht ausgeschlossen. Vgl. Mittler 2003: 791.

25 Vgl. Kurz 1970: 177.

Auf Schweizer Seite sorgte das Verhalten Frankreichs jedoch für Ärger und Misstrauen. Gründe waren erstens die Verdächtigungen, die in der französischen Presse verbreitet wurden, und der Vorwurf des französischen Kriegsministeriums, die Schweiz würde deutschen Truppen freien Durchmarsch nach Frankreich gewähren. Hinzu kam zweitens, dass die französische Armeeführung im Raum Lyon-Dijon rund 500 000 Mann zusammenzog. Das erregte das Misstrauen der Schweizer Armeeführung. General Robert Georges Nivelle, der neue französische Oberkommandierende, liess mitteilen, die Truppen befänden sich im Ruhequartier, und der französische Ministerpräsident Aristide Briand versicherte, Frankreich werde die schweizerische Neutralität peinlich genau respektieren.<sup>26</sup> In der Schweizer Bevölkerung herrschte im Dezember 1916 dennoch eine regelrechte «Kriegspsychose», wie der Historiker Max Mittler schreibt.<sup>27</sup> Gerüchte über einen deutschen Angriff waren von der Entente-Presse in west- und deutschschweizerische Zeitungen gelangt. Man fürchtete im Raum Basel einen deutschen Einmarsch, in der Westschweiz einen französischen Angriff.<sup>28</sup>

General Wille sah in Frankreich einen «Ruhestörer», fürchtete, die Schweiz könnte in den Krieg hineingezogen werden, und hielt die im Dienst stehenden Verbände nicht für ausreichend, einem (französischen) Überfall ernsthaften Widerstand entgegenzubringen.<sup>29</sup> Für ihn war die Gefahr grösser als im August 1914. Er forderte deshalb am 13. Januar 1917 eine erneute Generalmobilmachung. Der Bundesrat lehnte dies ab und verfügte am 16. Januar 1917 eine Teilmobilmachung, um die Verteidigungsbereitschaft der Schweiz gegenüber dem Ausland zu demonstrieren, gleichzeitig aber keine der kriegführenden Mächte vor den Kopf zu stossen.<sup>30</sup> Auf Begehren des französischen Generals Foch trafen sich am 5. und 6. April 1917 Vertreter der französischen und schweizerischen Armeeführung, um eine Eventualallianz zu besprechen.<sup>31</sup> Beide Parteien vereinbarten mündlich, dass die französische Armee nur auf ausdrückliches Verlangen des schweizerischen Bundesrates in der Schweiz intervenieren dürfe.<sup>32</sup>

Die untersuchten Offiziere teilten Willes Einschätzung, dass eine grössere Gefahr als im August 1914 bestünde, nur bedingt. Zwar liegen für Januar 1917 nur Selbstzeugnisse von sieben der 23 untersuchten Offiziere vor.<sup>33</sup> Allgemeine Verunsicherung und Orientierungslosigkeit, wie sie im August 1914 die Briefe und Tagebucheinträge gezeichnet hatte, finden sich darin jedoch nicht. Ebenso wenig wie Gerüchte über einen erfolgten französischen Angriff auf die Schweiz, wie sie bei Kriegsbeginn kursiert hatten. Einzelne Offiziere

26 Vgl. Mittler 2003: 800 f.

27 Mittler 2003: 797. Vgl. Rapold 1988: 179.

28 Vgl. Mittler 2003: 797.

29 Vgl. Mittler 2003: 801 f.

30 Vgl. Kurz 1970: 178 f.; Mittler 2003: 801f; Fuhrer 2001: 248–250.

31 Für Kreis wurde Frankreich «mit der Erörterung einer Eventualallianz [...] nur zugestanden, was dem deutschen Nachbarn schon 1914 eingeräumt worden war.» Kreis 2014: 130.

32 Vgl. Kurz 1970: 172–176. Zu den französisch-schweizerischen Militärabsprachen vgl. Rapold 1988: 282–305.

33 Vgl. Einleitung. Es sind die Selbstzeugnisse von Adolf Egli, Philipp Etter, Wilhelm Francke, Robert Hoewald, Adolf Merk, August Wieland und Heinrich Zulauf.

hielten die Lage für ernst und einen französischen Angriff für möglich, einige schlossen einen solchen aus, andere erwähnten das Geschehen im nahen Ausland gar nicht.

Zu ersteren gehörten mit Major Wilhelm Francke und Oberstleutnant August Wieland zwei ältere und ranghöhere Offiziere. Francke, damals nicht im Dienst, thematisierte das Geschehen erstmals am 6. Januar 1917, schrieb jedoch von «durchaus beruhigenden Zusicherungen ihrer [der deutschen und französischen] Regierungen betr. Respektierung der schweiz. Neutralität».<sup>34</sup> Erst die bundesrätliche Anordnung der Teilmobilmachung am 16. Januar 1917 liess ihn die Lage als «wieder äusserst ernst» einschätzen. Er legte sich nicht auf einen Aggressor fest, erwähnte die Befürchtungen beider Kriegsparteien und kommentierte: «Wir wollen uns wehren gegen jeden Einfall.»<sup>35</sup>

Wieland, der damals das Infanterie-Regiment 23 in Porrentruy in der Ajoie kommandierte, erwähnte weder die aussenpolitischen Spannungen noch die französischen Truppenansammlungen nahe der Schweizer Grenze. Zuvor hatte er den Kriegsverlauf jedoch ebenfalls kaum thematisiert. Die deutschen Angriffserfolge im August 1914 und Gerüchte um den bevorstehenden Kriegseintritt Italiens waren ihm immerhin kurze Erwähnungen wert gewesen.<sup>36</sup> Im Januar 1917 erwähnte er wiederholt, französische Truppen würden ihre Stellungen nahe der Schweiz ausbauen,<sup>37</sup> danach jedoch auch, dass die Lage im exponierten Largin ruhig sei.<sup>38</sup> Dass er einen Angriff nicht ausschloss, lässt lediglich seine Forderung annehmen, dem Regiment Handgranaten zuzuweisen. «Findet ein Einbruch in die Ajoie statt, so wird es Dorfgefechte geben und hierfür brauchen wir Handgranaten», begründete er.<sup>39</sup>

Oberleutnant Heinrich Zulauf, der damals in den Franches-Montagnes Dienst tat, thematisierte den Krieg im Januar 1917 gar nicht. Er erwähnte lediglich einen Zug mit Evakuierten, den er am 24. Januar – dem Tag der Teilmobilmachung – in Bern speidierte, und kommentierte: «In diesen Zügen fährt doch ein bisschen Kriegsstimmung durch unser Land.»<sup>40</sup> Das lässt annehmen, dass aus seiner Sicht in der Schweiz «Kriegsstimmung» auch im Januar 1917 weitgehend fehlte. Im August 1914 hatte Zulauf noch einen französischen Angriff auf die Schweiz gefürchtet, später erwähnte er Ereignisse von besonderer Tragweite wie der Kriegseintritt Italiens oder die Russische Revolution.<sup>41</sup> Den aussenpolitischen Spannungen und der Teilmobilmachung mass er keine Bedeutung zu. Ebenso wenig erwähnten Major Adolf Egli und Hauptmann Adolf Merk das damalige Geschehen in ihren Briefen oder ihrem Tagebuch.<sup>42</sup>

Auch Oberleutnant Philipp Etter war im Januar 1917 in der Ajoie stationiert. Noch vor dem Dienst hatte er seine Verlobte beruhigt: «Die Rüstungen der Franzosen und Italiener an der Schweizergrenze geben Anlass zu einem ganzen Wust von Gerüchten, und die

34 Francke, Aarau, 6. 1. 1917 (280).

35 Francke, Aarau, 16. 1. 1917 (281).

36 Vgl. Wieland, (Aesch), 6., 11. und 27. 8. 1914; (Saignelégier), 25. 4. 1915.

37 Vgl. Wieland, (Porrentruy), 2., 4. und 12. 1. 1917.

38 Vgl. Wieland, (Porrentruy), 18. und 22. 1. 1917.

39 Wieland, o. O., 27. 1. 1917.

40 Zulauf, Bern, 24. 1. 1917.

41 Vgl. Kap. 1.1, 3.4 und Zulauf, Movelier, 16. 3. 1917.

42 Vgl. Egli an Beerli, o. O., 24. 12. 1916 und 4. 1. 1917; Merk, (Pfy), 1. 12. 1916–31. 1. 1917.

Pessimisten wännen unser Land morgen schon im Krieg. Diesen Gerüchten gegenüber darfst Du vollständig ruhig bleiben. Wenn man in ein Land einen Einfall machen will, betreibt man nicht so offen und auffällig die Vorbereitungen dazu. Auch von deutscher Seite droht uns keine Gefahr. Es handelt sich offenbar lediglich um ein Tasten und Fühlen, weil man vor grossen Aktionen zu stehen glaubt, aber noch ganz im Unklaren darüber ist, wie und wo sie sich abrollen werden. Eventuell beabsichtigen die Franzosen auch eine Täuschung der Deutschen, um ihre Kräfte abzuziehen und dann an einem andern Orte anzupacken. Aber auf so plumpe Manöver fällt wohl niemand herein.»<sup>43</sup>

Später wiederholte er seine Einschätzung. Zwar begrüusste er, dass die Armeeleitung «sich vorsieht», und begründete: «Je stärker der Grenzschutz, desto kleiner die Versuchung für die kriegführenden Parteien, unsere Neutralität zu verletzen»; an eine Gefahr glaube er dennoch nicht. So ersuchte er denn auch um Urlaub, um sein Studium wiederaufnehmen zu können.<sup>44</sup> Als er nahe der Grenze vom Elsass her «heftigen Kanonendonner» vernahm, «so nah, als wäre es in nächster Nähe», schrieb er: «Brauchst aber deshalb gar keine Angst zu haben, liebs Marieli, sowohl die Deutschen wie die Franzosen werden unsere Grenzen respektieren.»<sup>45</sup> Binnen weniger Tage schien er sich daran gewöhnt zu haben und deutete die nahen Kämpfe nicht als Gefahr, sondern als Unterhaltung. «Für uns hat dieses Trommeln den Eindruck des Schrecklichen schon verloren; es erhöht einzig den Reiz, einmal zu sehen, was im Oberelsass eigentlich vorgeht.»<sup>46</sup> Ein geplanter Ausflug in den Largin konnte jedoch nicht stattfinden und vom Beobachtungsposten nahe der Grenze, den er stattdessen besuchte, konnte er wegen schlechten Wetters zu seinem «grössten Leidwesen» kaum etwas vom Kriegsschauplatz sehen.<sup>47</sup>

## 6.2 Spaltung im Landesinnern und Kritik an der Armee

### 6.2.1 Die Obersten-Affäre und weitere Affären im Jahr 1916

1916 vertiefte sich in der Schweiz der Graben zwischen Deutsch- und Westschweiz, der sich wenige Monate nach Kriegsbeginn aufgetan hatte.<sup>48</sup> Zudem wuchs die Kritik der politischen Linken an der Armee. Rudolf Jaun schreibt gar von einer «sozialistischen Skandalisierung» der Armee in der Presse, die bereits 1915 eingesetzt habe.<sup>49</sup> Kritik kam auch von bürgerlicher Seite. Anlass dazu boten zahlreiche Affären, die sich in diesem Jahr häuften.<sup>50</sup> Auch das Verhältnis von militärischer und ziviler Sphäre stand damit erneut zur Debatte.

43 Etter an Verlobte, Zug, 12. 1. 1917.

44 Etter an Verlobte, Berlincourt, 27. 1. 1917. Vgl. Kap. 5.5.

45 Etter an Verlobte, Frégiécourt, 30. 1. 1917.

46 Etter an Verlobte, Frégiécourt, 4. 2. 1917.

47 Etter an Verlobte, Frégiécourt, 4. 2. 1917.

48 Vgl. Kap. 3.2.

49 Jaun 2014: 20. Ähnlich vgl. Thiriet 2014; Steiner 2018: 188–190, 348 f.

50 Als Übersicht über die verschiedenen Affären und Spannungsfelder vgl. Kurz 1970: 127–161; Kreis 2014: 195–232; Mittler 2003: 764–786.

Die erste und wohl schwerste Krise war die sogenannte Obersten-Affäre.<sup>51</sup> Ihren Anfang nahm sie Mitte Dezember 1915. Damals erhielt der Bundesrat aufgrund diplomatischer Interventionen des französischen Militärattachés und des russischen Botschafters in der Schweiz Kenntnis, dass den Militärattachés des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns seit Kriegsbeginn regelmässig Nachrichtenbulletins des Armeestabs, die als geheim klassifiziert waren, zugespielt worden waren. Verantwortlich dafür waren der Chef des Nachrichtendienstes im Armeestab, Oberst Moritz von Wattenwyl, und sein Mitarbeiter, Oberst Karl Egli. Bundesrat und General wollten die Affäre intern erledigen und vor der Öffentlichkeit geheim halten. Wille versetzte die beiden Obristen auf hohe Truppenkommandos.<sup>52</sup>

In der Öffentlichkeit, vor allem in der Romandie, wuchs derweil die Empörung über den scheinbaren Landesverrat, dessen interne Behandlung und die «Wegbeförderung» der beiden Obristen. Französischsprachige Zeitungen hätten einen «eigentlichen Pressekrieg» betrieben, urteilt Fuhrer.<sup>53</sup> In verschiedenen Städten kam es zu Protestversammlungen. In Lausanne rissen Protestierende am 27. Januar 1916, am Geburtstag des deutschen Kaisers, die Reichsflagge vom deutschen Konsulat herunter. Auf Wunsch des Waadtländer Staatsrates wurden am Folgetag Truppen für den Ordnungsdienst eingesetzt. Auch die Sozialdemokratie übte scharfe Kritik. Die sozialdemokratische Fraktion der Bundesversammlung verlangte, eine parlamentarische Untersuchungskommission einzusetzen, um die Affäre zu untersuchen.<sup>54</sup>

Der Bundesrat sah sich aufgrund der Proteste Mitte Januar 1916 gezwungen, den Fall militärgerichtlich untersuchen und beurteilen zu lassen. Das zuständige Divisionsgericht 5a befand die beiden Offiziere weder des Landesverrates noch des Nachrichtendienstes zugunsten einer kriegführenden Partei für schuldig und überwies sie General Wille zur disziplinarischen Bestrafung. Dieser bestrafte sie mit 20 Tagen scharfen Arrests, stellte sie zur Disposition und suspendierte sie als Generalstabsoffiziere. Das war die Höchststrafe, die er in seiner Disziplinarstrafkompetenz aussprechen konnte.<sup>55</sup>

Wegen des «milden» Urteils befürchtete die Armeeführung in der Westschweiz erneute Unruhen.<sup>56</sup> Sie liess deshalb 3000 Mann der 4. und 5. Division in erhöhte Bereitschaft versetzen und Züge bereitstellen, um diese für Ordnungsdienste in die Romandie transportieren zu können. Weder der Bundesrat noch die Regierungen der betroffenen Kantone waren darüber informiert worden. Als diese Vorbereitungen für Truppenverlegungen bekannt wurden, wurde erneut scharfe Kritik an der Armeeführung laut. Diese verwies auf

51 Für Hans Rudolf Kurz war sie für die Schweiz «eine der gefährlichsten inneren Belastungen der ganzen Kriegszeit». Kurz 1970: 127. Für Hans Rudolf Fuhrer war sie die «grösste innenpolitische Krise in der Schweiz seit 1847». Fuhrer 2001: 216.

52 Vgl. Kurz 1970: 127; Fuhrer 2001: 216; Mittler 2003: 764.

53 Vgl. Fuhrer 2001: 218 f. Jürg Schoch spricht in seiner Dissertation von «welscher Agitation». Schoch 1972: 37–39. Kreis von grosser «Skandalisierungsbereitschaft». Kreis 2014: 131.

54 Vgl. Kurz 1970: 127–130; Fuhrer 218–220.

55 Vgl. Kurz 1970: 127–135; Fuhrer 2001: 221. Für Kreis war «der wirkliche Gegenstand der Affäre nicht der Geheimnisverrat, sondern die Mentalität, aus der heraus es zu dieser Kooperation gekommen war, sowie der Versuch, die Angelegenheit herunterzuspielen, und schliesslich die schwache Sanktionierung des Vorgehens.» Kreis 2014: 131.

56 Kurz 1980: 135.

die Instruktion vom 4. August 1914, gemäss der sie Ruhe und Ordnung im Landesinnern wahren sollte.<sup>57</sup> Die Obersten-Affäre und die «affaire des trains» waren für National- und Ständerat Anlass, in der März- und Junisession über die Abgrenzung der Kompetenzen von Bundesrat und General beziehungsweise von ziviler und militärischer Gewalt deutlich und unverblümt zu streiten.<sup>58</sup> Ähnliche Kritik an den Vorsichtsmassnahmen, die die Armeeführung zur Wahrung von Ruhe und Ordnung getroffen hatte, wurden im Nachgang zum sogenannten Roten Sonntag vom 3. September 1916 geäussert. Anlässlich antimilitaristischer Kundgebungen hatte der Bundesrat Unruhen befürchtet und im Vorfeld mit der Armeeführung über den Einsatz von Ordnungsdiensttruppen beraten.<sup>59</sup>

Bis Ende 1916 sollte es zu weiteren Affären und Spannungen kommen. Am 16. März 1916 war Léon Froidevaux, Redaktor der Zeitung «Petit Jurassien» wegen «Verräterei und Verleumdung des Armeekommandos» vom Divisionsgericht 3 zu 13 Monaten Zuchthaus verurteilt worden.<sup>60</sup> In der Westschweiz sorgte das Urteil für neuerliche Empörung.<sup>61</sup> Ende August 1916 folgte die Affäre de Loys. Oberstdivisionär Treytorrens de Loys, Kommandant der 2. Division, drückte in einem Brief an die Redaktion der «Solothurner Zeitung» seine Zustimmung zu einem Zeitungsartikel von Major im Generalstab Eugen Bircher aus. Dieser hatte am 23. August 1916 in derselben Zeitung kritisiert, der Bundesrat habe in Wirtschaftsverhandlungen mit den Kriegsparteien die Souveränität der Schweiz geopfert. Er forderte, der Bundesrat müsse Stärke zeigen, notfalls gestützt auf die Armee. De Loys pflichtete dem bei und fragte: «Wozu eine Armee haben, wozu Truppen ausbilden, wenn man doch vor dem Auslande immer wieder wie ein Feigling sich duckt?»<sup>62</sup> Die Redaktion publizierte de Loys' Brief. Linke und bürgerliche Zeitungen warfen ihm daraufhin Kriegshetzerei vor.<sup>63</sup>

Auch bürgerliche Kreise äusserten 1916 vermehrt öffentlich Kritik an der Armee. Die Kritik galt vor allem dem Dienstbetrieb sowie den Ausbildungs- und Erziehungsmethoden, etwa dem Taktschritt.<sup>64</sup> Die sozialdemokratische Partei der Schweiz lancierte im Frühjahr 1916 zudem eine Initiative zur Abschaffung der Militärjustiz, deren Gerichtsbarkeit auch die Zivilbevölkerung unterlag und deren Strafgesetz von 1851 veraltet und revisionsbedürftig war. Die Initiative kam im März 1917 zustande. Für Kurz war sie nicht nur gegen die Militärjustiz gerichtet, sondern «eine offensichtliche Kundgebung gegen die Armee ganz allgemein».<sup>65</sup>

57 Vgl. Schoch 1972: 77 f.; Kurz 1970: 135 f.

58 Vgl. Kurz 1970: 136–139.

59 Vgl. Kurz 1979: 148–152.

60 Kurz 1970: 139.

61 Vgl. Kurz 1970: 139–143.

62 Oberstdivisionär de Loys, Treytorrens, 2. Div.: Eine Kundgebung. In: Solothurner Zeitung, (28. 8. 1916). Faksimile in: Kurz 1970: 147. Zur Datierung vgl. Kreis 2014: 55.

63 Vgl. Kurz 1970: 143–148; Kreis 2014: 55 f.

64 Vgl. Kurz 1970: 152–157.

65 Kurz 1970: 160. Zur Kritik der Sozialdemokratie an der Militärjustiz vgl. Steiner 2018: 175–254. Zur Schweizer Militärjustiz im Ersten Weltkrieg allgemein Steiner 2018; Moliterni Eberle 2018; dies. 2019.

### 6.2.2 «Es fehlt eine starke Hand» – die Obersten-Affäre aus Sicht der Offiziere

In den Augen der untersuchten Offiziere drohte die Obersten-Affäre, die Schweiz weiter zu spalten. Für die Entrüstung, die sich in der Westschweiz besonders stark erhob, zeigten sie kein Verständnis. Im Gegenteil erachteten sie die Kritik als ungerechtfertigt und verlangten nach einer harten Hand, um die scheinbar verzogene Bevölkerung wieder an ihren Platz zu weisen. Darin zeigten sich deutlich erstens, was Kreis «Herr im Haus-Denken» der deutschsprachigen Mehrheit nannte,<sup>66</sup> und zweitens die beanspruchte Vormachtstellung der militärischen gegenüber der zivilen Sphäre. Die untersuchten Offiziere lagen damit auf der Linie Wille. Als es im August 1916 in Zürich bei antimilitaristischen Demonstrationen zu Zusammenstössen zwischen Demonstrierenden und Ordnungstruppen kam, sah Wille den Grund für die Eskalationen in der aus seiner Sicht milden Haltung der Behörden, und nicht etwa in der Entwicklung der sozialen Lage. Wille forderte vom Bundesrat Härte und begründete dies damit, dass die «Insultierung der Armee» nicht länger hingenommen werden dürfe.<sup>67</sup>

Major Wilhelm Francke übte zum Beispiel scharfe Kritik an der Bevölkerung der Romandie. Zu Beginn schrieb er von «Welschen Miteidgenossen», die «wüten und toben».<sup>68</sup> Die «Schmach für unser neutral sein wollendes Land» war für ihn nicht das Verhalten der beiden Obersten, sondern der Fahnenklau am Geburtstag des Kaisers in Lausanne. Er fürchtete, die Schweiz könne bei weiteren solchen Vorkommnissen in den Krieg hineingezogen werden, und schloss einen «Bürger- und Rassenkrieg zwischen Deutsch- und Welschschweizern» nicht aus.<sup>69</sup> In den folgenden Tagen sah er eine Zuspitzung der «innern Lage»<sup>70</sup> und wachsende Spannungen zwischen der Welsch- und der Deutschschweiz: «Die Welschen werden vom Ausland verhetzt, man befürchtet schon einen Bürgerkrieg.»<sup>71</sup> Nach sehr erregter Diskussion im Reitclub Aarau, die auch Franckes «ruhiges deutschschweizer Blut ins Wallen» gebracht hatte, bilanzierte er: «Lieber Trennung mit blutigem Bürgerkrieg, als sich von den Welschen alles gefallen lassen. In unserer Discussion spiegelte sich deutlich die äusserst ernste innere Lage und die gegenseitig gereizte Stimmung der ganzen Eidgenossenschaft. Hoffentlich findet sich eine Lösung und bleibe unser Land vor dem grössten Unglück verschont.»<sup>72</sup> In den folgenden Wochen beschimpfte er «diese welschen Confrères» als «Saubande»<sup>73</sup> und begrüsst, dass der Bundesrat sich «auch nicht mehr alles gefallen lassen» wolle, sowie die Klagen der Bundesanwaltschaft gegen «schmähende Zeitungsartikel».<sup>74</sup>

66 Kreis 2014: 1999.

67 General Wille, Ulrich an Bundesrat Decoppet, 26. 8. 1916, BAR E21#1000/131#9832\*. Zitiert nach Steiner 2018: 257.

68 Francke, St. Moritz, 26. 1. 1916 (214).

69 Francke, Lenzerheide, 27. 1. 1916 (214).

70 Francke, Aarau, 1. 2. 1916 (218).

71 Francke, Aarau, 6. 2. 1916 (219).

72 Francke, Aarau, 12. 6. 1916 (220).

73 Francke, Aarau, 2. 3. 1916 (225).

74 Francke, Aarau, 5. 3. 1916 (226). Ähnlich vgl. Aarau, 17. 3. 1916 (229).

Für Leutnant Armin Meili war die Affäre Anlass, scharfe Kritik an der demokratischen Ordnung der Schweiz zu üben: «Von den Ereignissen im Landesinnern bin ich nicht erbaut. Es ist ganz bedauerlich, dass der General gegen seine Überzeugung, & unter dem Drucke des ‚Volkes‘ die zwei verdienten Offiziere absägen musste. Es zeigt sich immer mehr wie wenig Wert eine solche Volksherrschaft besitzt. Redaktoren + Wirtshausproleten sind heute die unverantwortlichen Leiter eidgenössischer Politik. Es braucht heute für einen Bundesrat ein gut Teil Patriotismus, dass er trotz aller Beschimpfungen in seinem Amte bleibt. Meine Überzeugung vom Wert des schweizerischen Volkes lässt immer mehr nach. Es handelt sich um politisch verzogene Individuen denen kein Verständnis für staatliche Dinge eigen ist, & die aber dennoch das grosse Wort führen.»<sup>75</sup> Vom Bundesrat und der Armeeführung verlangte er «mehr Race» und einen «energischen Faustschlag». Die «deutsche Schweiz» dürfe sich «von der unbotmässigen Minderheit solche Ausfälle nicht gefallen lassen». Seine Kritik galt aber nicht bloss der Bevölkerung der Romandie und des Tessin, sondern auch dem einzelnen Bürger und dessen mangelnder Opferbereitschaft im Allgemeinen: «Der einzelne Bürger ist so beschränkt, dass er schimpft + schimpft + niemals daran denkt, dass ihm der Staat Leib + Gut zu eigen lässt, während sämtliche andern Staaten ihre Bürger auf die Schlachtbank führen. Ob sie sich freudig opfern, weiss ich nicht. Aber, dass unseren Bürgersoldaten, das kleine Dienstchen schon zu viel ist, das verstehe ich nicht.»<sup>76</sup>

Oberleutnant August Wieland erfuhr das Verhalten der «Welschen u. Sozialdemokraten» als Sturmlauf «gegen unsere Institutionen und die Armee». Ähnlich wie Meili kritisierte er: «Und der Bundes-Rat [!] ist so furchtbar nachsichtig u. will immer nicht drein fahren. Es fehlt eine starke Hand.»<sup>77</sup>

In den Augen verschiedener Offiziere waren die Sozialdemokratie und ihre Presse die eigentlichen Schuldigen für den Aufruhr. Hauptmann Hans Fritzsche riet seiner Frau etwa, die sozialdemokratische Tageszeitung «Volksrecht» nicht mehr zu lesen: «Für den darin aufgestapelten Hass bist Du zu gut, dazu braucht es abgehärtetere politische Nerven», erklärte er.<sup>78</sup> Später wiederholte er den Vorwurf, die Zeitung würde «weiter unser Volk vergiften» mit unwahrer Berichterstattung über die Behandlung der Soldaten.<sup>79</sup> Oberleutnant Philipp Etter klagte mehrfach über die «Hetze in der Westschweiz und die sozialdemokratische Wühlarbeit in der deutschen Schweiz» und machte «schlimme, ganz schlimme Gäste im Schweizerhaus» für das «schraken- und gewissenlose Wühlen gegen die staatliche Autorität» verantwortlich.<sup>80</sup> Major Adolf Egli sah die Schuld ähnlich bei «einigen Dutzend Redakteure, Advokaten + Nationalräten», die die Waadtländer, die sonst «gute & tüchtige Soldaten» seien, aufgewiegelt hätten. Er wollte sie am liebsten «einsperren [...], dann hätten wir Ruhe.»<sup>81</sup>

75 Meili an Eltern, Winterthur, 4. 3. 1916.

76 Meili an Eltern, Winterthur, 4. 3. 1916.

77 Wieland, o. O., II. 2. 1916.

78 Fritzsche an Ehefrau, o. O., 25. 2. 1916.

79 Fritzsche an Ehefrau, o. O., 26. 3. 1917.

80 Etter an Verlobte, Zug, 15. 2. 1916.

81 Egli an Beerli, Winterthur, 23. 4. 1916.

Die Kritik an der Bevölkerung, die die zitierten Offiziere hier äusserten, kam nicht unerwartet. Ab Mitte 1915 zeigten sich die untersuchten Offiziere in Selbstzeugnissen und militärischen Quellen vermehrt unzufrieden mit Zivilbevölkerung und Behörden. Erstere versagte ihnen in gewissen Fällen die verlangte Unterstützung. Wieland notierte etwa im Oktober 1915, die Bevölkerung in Courtételle nahe Delémont sei «militärmüde» und gebe «ihre Räume nicht gerne zu Winterkantonnementen her». Einige Häuser hätten deshalb gewaltsam geöffnet werden müssen.<sup>82</sup> Andere Offiziere vermerkten, die heimische Bevölkerung habe bei Defilees gefehlt.<sup>83</sup>

Wie Fuhrer am Beispiel der Festung Hauenstein aufgezeigt hat, trug die Truppe mit ihrem Verhalten stark dazu bei, dass es zu Reibungen mit der Zivilbevölkerung kam. Gründe waren etwa das Nichtausstellen von Passierscheinen, die für die Landbesitzer erschwerte Bewirtschaftung von Feldern und Wald, Truppeneinquartierungen und menschliche Unzulänglichkeiten.<sup>84</sup> Verständnis für die Lage der teils militärmüden Bevölkerung äusserte kaum einer der Offiziere. Ausnahmen waren Oberstleutnant Karl Scheurer, auf dessen Elternhof in Gampelen selbst Truppen einquartiert waren,<sup>85</sup> und Oberleutnant Emil Gerber, der sich im Briefverkehr mit Pater Willibald Beerli des Benediktinerkloster Mariastein über das «unglaubliche Treiben» der dort stationierten Truppen entrüstete<sup>86</sup> und deren Abzug als «Erlösung» für den Pater bezeichnete.<sup>87</sup>

Nach der Obersten-Affäre sollte das Bild der renitenten, teils gar feindlichen Zivilbevölkerung bestehen bleiben. Es bezog sich vor allem auf die Westschweizer Bevölkerung. Oberleutnant Heinrich Zulauf war im Juli 1917 beispielsweise in Tavannes zwischen Biel und Delémont stationiert. Bevölkerung und Behörden erfuhr er als «sehr wenig lebenswürdig», sie wollten keine Zimmer und Lokale zur Verfügung stellen.<sup>88</sup> Als er rund eine Woche später erfuhr, dass ein Zivilist auf Oberst Markus Feldmann, Kommandant der Infanterie-Brigade 12, geschossen habe, notierte er in sein Tagebuch: «Mich nimmt nur

82 Wieland, Courtételle, 20. 10. 1915. Ähnliche Schwierigkeiten, eine Unterkunft für sich zu finden, bekundete Casparis in Oensingen. Vgl. Casparis an Verlobte, Aarburg, 3. 8. 1917.

83 Vgl. zum Beispiel Zulauf, Oberentfelden, 18. 6. 1915. Zulauf bezog sich hier auf die Aarauer Bevölkerung. Auch in Erinnerungsschriften klagte die Truppe über fehlenden Empfang durch die Bevölkerung beim Heimmarsch. Hauptmann Adolf Stierli, Kommandant der Füsilier-Kompanie II/46, stellte beispielsweise am Ende des sechsten Aktivdienstes am 24. Dezember 1917 fest, dass nur Schülerinnen und Schüler die Truppe begrüßten. «Sonst kümmerte sich niemand um uns!», kommentierte er. Stierli 1922a: 111.

84 Vgl. Fuhrer 2001: 286–291. General Wille sah den Grund dafür «in einer bei uns nicht selten vorkommenden Wichtigtuerei als in der militärischen Notwendigkeit». Handschriftlicher Kommentar von General Ulrich Wille in: Milchgenossenschaft Weier-Eptingen an Tit. Militärdepartement, 20. 5. 1917, BAR E27#1000/721#13506\*. Zitiert nach Fuhrer 2001: 287.

85 «Interessant ist es, das Verhältnis von Bürger und Militär auch von einer andern Seite zu betrachten. Es ist offensichtlich, wie viel durch ein anständiges und freundliches Verhältnis erreicht werden kann. Die vielen Truppen, die in Gampelen eingekehrt sind, haben ein ganz verschiedenes Andenken hinterlassen, auch die Offiziere. Die Mutter ist auf dem Standpunkt, dass sie bei den Neuankommenden sich zuerst abwartend verhalte; führen sie sich gut auf, so werden sie gut behandelt, im andern Falle tut sie das Notwendigste und lässt sie im übrigen stehen.» Scheurer, Gampelen, 15. 11. 1914.

86 Gerber an Beerli, o. O., [16.] 6. 1915.

87 Gerber an Beerli, Tessin, 21. 11. 1915. Zum Verhältnis von Truppe und den Mönchen im Kloster Mariaa Stein vgl. Beerli 2014.

88 Zulauf, Tavannes, 14. 7. 1917.

wunder wozu wir eine solche Bande vor einem evt. Einbruch schützen sollen.»<sup>89</sup> Hauptmann Gottlieb Bühler berichtete seinem Vater von der «überaus renitenten und misstrauischen Zivilbevölkerung» in Seprais,<sup>90</sup> Wieland in Saignelégier von «6 Herren, die einen F(üsilier?) verprügeln».<sup>91</sup>

Widerstand und Ablehnung erfuhren die Offiziere aber auch in der Deutschschweiz. Das Erinnerungsbuch der Batterie 62, der Meili angehörte, berichtete beispielsweise, im basellandschaftlichen Ziefen habe der Batteriekommandant nach erfolgloser Suche nach einer Unterkunft für die Truppe unter Androhung von Waffengewalt die Räumung des Wirtshauses erzwungen.<sup>92</sup> Für Oberleutnant Robert Howald war die «traurigste Stunde [s]einer militärischen Laufbahn», als er in Elsau bei Winterthur an der Beerdigung eines Soldaten teilnehmen musste, der sich im Arrestlokal erhängt hatte. Er «musste am Grabe des Selbstmörders noch eine Rede halten; umgeben von einem unzähligen Volk, das den Offizier, den Vertreter dieser «Schuldigen» mit teilweise tödlichen Blicken ansah. Das waren Stunden!», notierte er nachträglich.<sup>93</sup>

Spätere Affären und Kritik, die die Armee betraf, beispielsweise die Grimm-Hoffmann-Affäre<sup>94</sup> oder die Ablehnung der bewaffneten Landesverteidigung durch die Sozialdemokratische Partei der Schweiz ab 1917,<sup>95</sup> fanden ausser bei Francke kaum Eingang in die Selbstzeugnisse der untersuchten Offiziere.

### 6.2.3 «Es wird allmählich für die Landwirtschaft beängstigend» – wirtschaftliche Probleme

Für Neutrale war der Erste Weltkrieg, wie Christian Pfister es nannte, «auch ein Krieg um Brot und Kartoffeln».<sup>96</sup> Für die Schweiz galt das ab 1916 immer mehr. Der Wirtschaftskrieg, den beide Kriegsparteien damals härter zu führen begannen, wirkte sich auch auf die Schweiz aus.<sup>97</sup> Es kam zu Versorgungsengpässen. Der Import wichtiger Rohstoffe wie Kohle und Eisen aus Deutschland ging ab Mitte 1916 zurück. Ab Sommer 1917 brachen die Getreideimporte ein. Noch bis 1916 hatte die Schweiz drei Viertel der Vorkriegsmenge an Rohstoffen und Lebensmitteln einführen können. Bis 1918 war die Menge auf die Hälfte der Rohstoffe und ein Drittel der Lebensmittel gesunken. Das «Gastspiel der «Kleinen Eiszeit» 1916 und 1917 tat ein Übriges.<sup>98</sup> Regen und Kälte verschärften die Ver-

89 Zulauf, Tavannes, 22. 7. 1917.

90 Gottlieb Bühler an Vater, Seprais, 24. 9. 1917.

91 Wieland, Les Bois, 19. 7. 1917.

92 Vgl. Ehringer 1920: 24.

93 Howald, o. O., 20. 7. 1917. Der nachträglich verfasste Tagebucheintrag beinhaltet den Dienst von Mitte April bis Ende Mai in Cortébert, Büllach, Moron und Winterthur.

94 Vgl. Guanzini 2007.

95 Vgl. Etter 1972: 17–43; Zanolli 2003: 23–39.

96 Pfister 2016a: 57.

97 Zum ab 1916 verschärft geführten Wirtschaftskrieg vgl. Segesser 2014: 36–56; ders. 2016: 40 f.

98 Pfister 2016a: 67.

sorgung mit Nahrungs- und Futtermitteln. Die Kartoffel- und Getreideernte im Sommer 1916 und die Produktion von Futtermittel 1917 litten unter schlechtem Wetter. Letzteres wirkte sich auf die viehwirtschaftliche Produktion aus. Es fehlte an Milch, Milchprodukten und Fleisch.<sup>99</sup> Eine Versorgungskrise in den Jahren 1916 bis 1918 und eine Energiekrise 1917 bis 1919 waren die Folge.<sup>100</sup> Die Bevölkerung spürte die Folgen im Alltag rasch. Der allgemeine Preisindex verdoppelte sich von 1914 bis 1918. Die Preise für Güter des täglichen Bedarfs wie Nahrungsmittel, Wohnraum und Bekleidung stiegen, die Reallöhne jedoch nicht. Arbeiterschaft und Angestellte litten unter Wohnungsnot, steigenden Mietpreisen, Mangel an Brennmaterial und Lebensmittelknappheit. Der Unmut der Bevölkerung über jene, die von den steigenden Preisen profitierten, wuchs.<sup>101</sup>

Die Energie- und Versorgungskrise spiegelte sich in den Selbstzeugnissen der untersuchten Offiziere wider. Nach dem anfänglichen Schock über wirtschaftliche Schwierigkeiten im August und September 1914 und Angst um die Versorgungssicherheit anlässlich des Kriegseintritts Italiens im Frühjahr 1915 wurde die wirtschaftliche Lage der Schweiz in den untersuchten Briefen und Tagebüchern im Jahr 1917 wieder zum Thema. In den Augen der Offiziere sah sich die Schweiz einer wachsenden wirtschaftlichen Bedrohung gegenüber. Dabei bezogen sie sich vor allem auf die Versorgung mit Energieträgern, insbesondere Futter für Tiere, und mit Lebensmitteln.

Als es im Frühjahr 1917 des Wetters wegen an Futter mangelte, berichtete zum Beispiel Hauptmann Hans Fritzsche seiner Frau aus Schaffhausen: «Es wird allmählich für die Landwirtschaft beängstigend. Es fehlte wirklich gerade noch, dass ein Missjahr einträte.»<sup>102</sup> Zuvor hatte er seiner Frau kaum je über die Lage der schweizerischen Landwirtschaft geschrieben. Einen Monat später griff er das Thema nochmals auf. Er hoffe auf schönes Wetter, «so könnte das Heu grösstenteils eingetan sein und das würde für unsere Volkswirtschaft sehr viel bedeuten».<sup>103</sup> Major Wilhelm Francke schrieb damals ähnlich: «Hundewetter die ganze Zeit. Kalt, nichts als Regen und Schnee. Die Futtervorräte sind beinahe erschöpft. Kein Heu mehr, noch wächst kein Gras.»<sup>104</sup> Im August 1917 erwähnte er, auch der «Verbrauch von Kohle muss stark eingeschränkt werden».<sup>105</sup>

Von grösserer Bedeutung war die Lebensmittelknappheit. Sie betraf die Offiziere selbst, denn auch sie mussten ihren Konsum einschränken. «Durch den Unterseebootskrieg werden auch unsere Lebensmittel immer knapper. Viele Sachen gibt es in einzelnen Landesgegenden kaum oder überhaupt nicht mehr. Der Bundesrat hat vom 5. März an

99 Vgl. Rossfeld 2014: 149; Pfister 2016a. Zur Kohlekrise von 1917 vgl. Paquier 2014. Als Beispiel regionaler Fallstudien, wie in Städten die Herausforderung der Lebensmittelversorgung angegangen wurde, vgl. Knoepfli 2014.

100 Vgl. Pfister 2016a: 57–82; ders. 2016b: 113–132. Vgl. die Sektionen II und III in Segesser, Pfister, Krämer 2016.

101 Vgl. Rossfeld 2014: 161. Zur Lebensmittelversorgung in Basel vgl. Meier 2018. Zu Wohnverhältnissen der Arbeiterschaft vgl. Zitelmann 2018.

102 Fritzsche an Ehefrau, Schaffhausen, 9. 4. 1917.

103 Fritzsche an Ehefrau, Wisen (SO), 16. 5. 1917.

104 Francke, Aarau, 14. 4. 1917 (293).

105 Francke, Aarau, 22. 8. 1917 (308).

jeden Dienstag und Freitag zu fleischlosen Tagen erklärt. Weitere Einschränkungen stehen bevor», notierte Francke im Februar 1917.<sup>106</sup> Später hielt er weitere Einschränkungen fest, die wegen knapper werdenden Lebensmitteln erlassen worden waren.<sup>107</sup> Sie speisten seine Sorgen vor einer ungewissen Zukunft. So kommentierte er die Rationierung von Brot im Oktober 1917: «1. Brotkartentag. Nun ist endlich auch bei uns die Brotkarte eingeführt worden, 300 gr pro Tag. Es braucht viel, sich daran zu gewöhnen, ohne Karte kein Brot mehr zu erhalten. Was wohl nicht alles kommen mag, bis dieser unselige Krieg zu Ende ist. Bis jetzt hatten wir es noch sehr gut, doch es bedeutet der Anfang vom Ende. Bald werden andere Karten folgen, und dann wirds immer schlimmer.»<sup>108</sup>

Auch Hauptmann Adolf Merk, der in seinem Tagebuch die Lage der Schweiz nur selten thematisierte, erwähnte im Frühjahr 1918 wiederholt, dass die Versorgung mit Lebensmitteln schwieriger werde.<sup>109</sup> Ebenso Leutnant Carl Casparis. Er war überzeugt: «Etwas hungern werden wir wahrscheinlich schon noch lernen müssen», auch wenn es der Schweizer Bevölkerung deutlich besser gehe als derjenigen in Österreich oder Deutschland.<sup>110</sup>

---

106 Francke, Aarau, 24. 2. 1917 (287).

107 «Unsere Lebensmittel werden immer knapper. Es werden entspr. Einschränkungen studiert.» Francke, München, 19. 3. 1917 (300). «In unserem Lande muss zur Einschränkung des Brotkonsums die Brotkarte eingeführt werden.» Aarau, 22. 8. 1917 (308).

108 Francke Aarau, 1. 10. 1917 (314).

109 Vgl. Merk, (Pfy), 22. 3. und 12. 5. 1918.

110 Casparis an Verlobte, o. O., (Mai 1917). Die Briefe von Casparis sind im entsprechenden Bestand chronologisch abgelegt. Der genannte, nicht datierte ist im Monat Mai 1917 eingereicht.

## 7 Neue Erfahrungen im Ablösungsdienst

### 7.1 Kampf gegen den Ausfuhrschmuggel

Ab 1917 gewann der militärische Grenzpolizeidienst an Bedeutung. Dazu gehörte mitunter zu verhindern, dass «Schweizergebiet zu kriegerischen Unternehmungen» oder für Spionage missbraucht wurde, «Deserteure festzunehmen» und «das Grenzgebiet von lichtscheuem Gesindel aller Art zu säubern», wie Generalstabschef Sprecher rückblickend festhielt.<sup>1</sup> Grund für die Zunahme war der wachsende Ausfuhrschmuggel in die Gebiete der Mittelmächte.<sup>2</sup>

Die Armee unterstützte nun vermehrt die Zollorgane beim Beobachten und Kontrollieren der Grenze.<sup>3</sup> Die verschiedenen Grenzdetachements unterhielten dazu Horch- und Lauerposten entlang der Grenze und führten Patrouillengänge durch. Ausserdem unterstützten sie die Heerespolizei und führten ihr Personen zu, die geltende militärische Vorschriften nicht beachteten oder ihnen zuwiderhandelten. Schliesslich waren die Detachements zuständig für Nachrichten- und Meldedienst sowie für Fliegerabwehr.<sup>4</sup> Das Unterbinden von Schmuggel war nicht ungefährlich. Wie etwa André Salathé in seiner Geschichte des Füsilier-Bataillons 75 vermutete, war ein Füsilier, der nach nächtlichem Postenstehen tot aufgefunden wurde, wohl von Schmugglern erschossen worden.<sup>5</sup>

Die Quellenlage, wie Deutschschweizer Offiziere den Kampf gegen Ausfuhrschmuggel erfahren haben, ist dürftig. Nur zwei der untersuchten Offiziere wurden dafür eingesetzt. Nebst Hauptmann Hans Fritzsche war es lediglich Oberleutnant Heinrich Zulauf, der vom 14. August bis zum 22. September 1917 im aargauischen Zurzach, nunmehr als Kommandant der Füsilier-Kompanie II/59, Grenzpolizeidienst leistete. Ebenfalls Auskunft darüber, wie Offiziere und Mannschaft diese Art des Dienstes erfahren haben, geben Akten verschiedener Grenzdetachements, die für die Grenzbeobachtung und -kontrolle zuständig waren, allen voran solche des Grenzdetachements Nordostschweiz, das die Grenze von St. Luzisteig im Rheintal bis Kaiserstuhl (AG) kontrollierte und beobachtete.<sup>6</sup>

1 Vgl. Sprecher 1926: 135 f. Massgebend war die «Instruktion für die Grenzbesetzungstruppen» vom 26. Januar 1917, die grenzpolizeiliche Erfahrungen der ersten Jahre zu Vorschriften verdichtete.

2 Vgl. Sprecher 1926: 362 f.

3 Vgl. Sprecher 1926: 362 f.

4 Als Beispiel vgl. das Grenzdetachment Nordostschweiz: Oberstlt. Müller, Karl, Grenzdetachment Nordostschweiz: Allgemeiner Dienstbefehl, Schaffhausen, 20. 10. 1918, BAR E27#1000/721#13226\*; Sprecher 1926: 362 f.

5 Vgl. Salathé 1991: 76.

6 Das Detachment war am 26. Januar 1917 reaktiviert worden. Es stand unter dem Kommando des Kavalierie-Oberstleutnants Karl Müller, der seinerseits direkt dem Armeekommando unterstellt war. Vgl. Oberstkorpskommandant Sprecher, Theophil, Armeekommando: Befehl für das Grenzdetachment Nordostschweiz, Bern, 24. 1. 1917, BAR E27#1000/721#13226\*. Nachdem es 1914 und 1915 als mobiles Detachment für die Fliegerabwehr fungiert hatte, wurde das Detachment Mitte 1915 aufgelöst. Vgl. Oberstkorpskommandant Sprecher, Theophil, Armeekommando: Befehl betreffend Aufstellung eines Detachements zur Abwehr fremder Flieger, Bern, 2. 12. 1914, BAR E27#1000/721#13226\*; Oberstkorpskommandant Sprecher, Theophil, Armeekommando: Befehl betreffend die Auflösung des Flieger-Abwehr-Detachements Nordostschweiz, Bern, 4. 5. 1915, BAR E27#1000/721#13226\*. In der ersten

Wie schon Fritzsche erfuhren die Offiziere die Bevölkerung ambivalent.<sup>7</sup> Zum einen war sie vor wirtschaftlichem Schaden zu schützen. Oberleutnant Ernst Zimmermann, Zugführer in der Füsilier-Kompanie II/139, verlangte beispielsweise in einem Bericht an das Kommando des Detachements Nordostschweiz härtere Strafen für Schmuggler. Er begründete, dass «nun aber auch ein Minimum von ausgeführten Waren – für den ganzen Umkreis der Schweiz trifft es immerhin noch genug – im gegenwärtigen Moment das Schweizervolk schwer schädigt und bei den gegenwärtigen Verhältnissen als Verbrechen am Volk und nicht nur als Uebertretung von Fiskalgesetzen angesehen werden muss».<sup>8</sup>

Zimmermann griff hier auf ähnliche Deutungsmuster zurück, wie sie im August 1914 Anwendung fanden: Die Bevölkerung war in seinen Augen bedroht. Anders als bei Kriegsbeginn war die Bedrohung jedoch eine wirtschaftliche, womit er sich mutmasslich auf die damalige Energie- und Versorgungskrise bezog. Die Armee hatte die bedrohte Bevölkerung zu beschützen, nunmehr durch den Kampf gegen den Schmuggel. Dieser war für Zimmermann ein «Verbrechen am Volk». Auch tauchte die Bevölkerung in Selbstzeugnissen und militärischen Dokumenten, ebenfalls wie zu Kriegsbeginn, erneut als Unterstützerin auf. Zulauf erwähnte etwa, in Zurzach hätten die Einwohner der abziehenden Füsilier-Kompanie II/59 zum Abschied Blumen überreicht.<sup>9</sup> Das Abschnittskommando St. Gallen, das dem Grenzdetachment Nordostschweiz unterstellt war, berichtete, das «Verhältnis zu der Bevölkerung ist überall ein Gutes und haben die der Truppe gespendeten Weihnachtsgaben dies zur Genüge bewiesen.»<sup>10</sup> Oberstleutnant Karl Müller, Kommandant des Grenzdetachements Nordostschweiz, wies auf die guten Beziehungen zur Bevölkerung hin, die das Detachment mit Mannes- und Pferdekraft unterstützt habe.<sup>11</sup>

Auf der anderen Seite waren die Bewohnerinnen und Bewohner vor Ort für die Truppe nicht nur eine Unterstützung, sondern auch ein Störfaktor. Das zeigte sich etwa im Umgang des Grenzdetachements Nordostschweiz mit den Hunden von Anwohnerinnen und Anwohnern. Das Abschnittskommando Schaffhausen, das dem Detachment unterstellt war, meldete im März 1918: «In drei Fällen wurde von den Patrouillen gemeldet, dass die *Besitzer von Hunden* diese Nachts laufen lassen, und dass die Hunde durch ihr Gebell den Patrouillengang verraten. Ich habe in allen drei Fällen verfügt, dass die Hunde um 7 A. bis 7 M. einzuschliessen seien, ansonst sie getötet würden.»<sup>12</sup> Das Grenzdetachment Nordostschweiz ordnete deshalb an, nötigenfalls Hunde zu erschiessen, die die Soldaten auf Patrouillen störten: «Es hat sich gezeigt, dass eine Menge Grenzbewoh-

---

Jahreshälfte 1917 war das Grenzdetachment Nordostschweiz nur für die Kontrolle und das Beobachten der Grenze von Münsterlingen am Bodensee bis Kaiserstuhl (AG) zuständig.

<sup>7</sup> Vgl. Kap. 4.4.1.

<sup>8</sup> Oblt. Ernst Zimmermann, Füs. Kp. II/139; Meldung an Füs. Bat. 139, o. O., 27. 9. 1917, BAR E27#1000/721#13226\*.

<sup>9</sup> Vgl. Zulauf, Zurzach, 22. 9. 1917.

<sup>10</sup> Maj. Lichtenhahn, (Hans), Abschnittskommando St. Gallen: Monatsbericht, an Kommando Grenzdetachment Nordostschweiz, Rorschach, 27. 1. 1918, BAR E27#1000/721#13226\*.

<sup>11</sup> Vgl. Oberstdt. Müller, Karl, Grenzdetachment Nordostschweiz: Monatsbericht September 1917, Schaffhausen, 2. 10. 1917, BAR E27#1000/721#13226\*.

<sup>12</sup> Maj. Blattner, (Emil), Abschnittskommando Schaffhausen: Monatsbericht Zeitraum v. 27. Febr.–18. März 1918, Schaffhausen, 19. 3. 1918, BAR E27#1000/721#13226\*. Hervorhebung im Original.

ner angefangen haben Hunde bei ihren Heimwesen aufzustellen, was zur Folge hat, dass den Militärpatrouillen der Dienst erschwert wurde. Ich habe die Abschnittskommandanten ermächtigt sich in jedem einzelnen Falle mit den Zollorganen in Verbindung zu setzen und wenn notwendig – unter vorheriger Warnung der Hundebesitzer – die Hunde zu erschiessen.»<sup>13</sup>

Zudem stand die Bevölkerung im Verdacht, sich am Schmuggel zu beteiligen. Zulauf berichtete beispielsweise, im aargauischen Rümikon würde der örtliche Jäger mit zwei Töchtern den Schmuggel organisieren.<sup>14</sup> Der Feind war damit nicht jenseits, sondern diesseits der Grenze. Diese Umdeutung der Bevölkerung war für Mannschaft und Offiziere teilweise ungewohnt. «Dass man sich der eigenen schweizerischen Bevölkerung gegenüber Reserve und Misstrauen auferlegen muss», wurde von der Truppe «in einzelnen Gegenden unangenehm empfunden», wie das Abschnittskommando St. Gallen im Januar 1918 vermerkte.<sup>15</sup>

Als störend und wenig hilfreich erfuhren die Offiziere auch das Verhalten der Zollorgane. In militärischen Berichten finden sich diverse Klagen über diese. Sie unternahmen zu wenig gegen Schmuggler und solche, die erwischt worden waren, bestrafte sie zu milde. Von den Zollorganen würden die Schmuggler, die die Truppe erwischt habe, lediglich «mit einer Busse belegt und dann wieder frei gelassen werden. Die selbstverständliche Folge ist die, dass der gleiche Schmuggler mit vermehrtem Eifer seiner Schmugglertätigkeit obliegt», monierte das Grenzdetachment Nordostschweiz im März 1918. Für Mannschaft und Offizier sei das «unverständlich», die Delinquenten gehörten «zur militärgerichtlichen Aburteilung an die zuständigen Militärbehörden ausgeliefert».<sup>16</sup> Bereits zuvor machte Müller diese Aussage und wiederholte sie auch später noch.<sup>17</sup> Auch Zimmermann verlangte anstelle der gängigen Bussen eine empfindliche Freiheitsstrafe für Schmuggler.<sup>18</sup>

Die zu milde Bestrafung der Schmuggler durch die Zollorgane war ein Grund dafür, dass die Offiziere ihren Kampf gegen den Ausfuhrschmuggel als kaum wirkungsvoll erachteten. Hinzu kam, dass eine lückenlose Kontrolle und Beobachtung der Grenze nicht machbar war. «Ich habe die Ueberzeugung gewonnen, dass der Truppenkordon zur Zeit nicht eng genug ist, um eine hinlänglich wirksame Ueberwachung der Grenze zu gewährleisten. Auch bei grosser Pflichttreue und gutem Eifer der Truppe sind doch die Maschen teilweise so gross, dass es den Schmugglern ein leichtes ist, durchzuschlüpfen», klagte beispielsweise Major Emil Blattner, Kommandant des Füsilier-Bataillons 147 und

13 Oberst Fr(ey?), Grenzdetachment Nordostschweiz: Bericht über die Tätigkeit des Grenzdetachements N. O. S. per Ende März 1918, Schaffhausen, 9. 4. 1918, BAR E27#1000/721#13226\*.

14 Vgl. Zulauf, Zurzach, 29. 8. 1917.

15 Maj. Lichtenhahn, (Hans), Abschnittskommando St. Gallen: Monatsbericht, an Kommando Grenzdetachment Nordostschweiz, Rorschach, 27. 1. 1918, BAR E27#1000/721#13226\*.

16 Oberst Fr(ey?), Grenzdetachment Nordostschweiz: Monatsbericht März 1918, Schaffhausen, 9. 4. 1918, BAR E27#1000/721#13226\*.

17 Vgl. Oberstlt. Müller, Karl, Grenzdetachment Nordostschweiz: Monatsbericht September 1917, Schaffhausen, 2. 10. 1917, BAR E27#1000/721#13226\*; Oberstlt. Müller, Karl, Grenzdetachment Nordostschweiz: Monatsbericht Dezember 1917, Schaffhausen, 3. 1. 1918, BAR E27#1000/721#13226\*.

18 Vgl. Oblt. Ernst Zimmermann, Füs. Kp. II/139: Meldung an Füs. Bat. 139, o. O., 27. 9. 1917, BAR E27#1000/721#13226\*.

im März 1918 des Abschnittes Schaffhausen.<sup>19</sup> Dieselbe Aussage wiederholte einen Monat später sein Nachfolger, Major Emil Keller, Kommandant des Füsilier-Bataillons 55, und verlangte weitere Massnahmen, um den Schmuggel wirksam bekämpfen zu können.<sup>20</sup> Oberleutnant Heinrich Zulauf machte dieselbe Erfahrung im Aargau. Über eine Patrouille nach Rekingen berichtete er: «Blödsinnig sind sie schon, diese Patr[ouillen], da geht ja hintendran doch alles, was will. Man hat nichts davon als müde Knochen, wenn man sie noch heimbringt.»<sup>21</sup>

Müller stellt fest, dass die Soldaten des Grenzdetachements Nordostschweiz zu Beginn überfordert gewesen seien im Umgang mit der Bevölkerung. Deshalb sei es vereinzelt zu Übergriffen gekommen.<sup>22</sup> Zwar machte das Detachement die Bevölkerung darauf aufmerksam, «dass die Schildwachen geladene Gewehre tragen und Befehl haben, gegen alle Personen, die ihren Weisungen nicht nachkommen, von der Waffe Gebrauch zu machen».<sup>23</sup>

Das konnte Zwischenfälle, bei denen Wachposten Zivilpersonen oder andere Soldaten erschossen, die sich nicht an ihre Anweisungen gehalten hatten, jedoch nicht verhindern.<sup>24</sup> Für öffentliche Erregung sorgte ein Vorfall im Juli bei Benken (ZH). Ein Wachposten machte Gebrauch seiner Schusswaffe, nachdem ein Automobilist sein Haltezeichen missachtet hatte. Dabei starben zwei Zivilpersonen. Die sozialistische Presse habe darin «ein weiteres Ergebnis des in der Armee gepflegten rücksichtslosen Draufgänger-tums gesehen», wie Rudolf Kurz schrieb. General Wille hingegen betrachtete den Vorfall als Folge ungenügender soldatischer Erziehung.<sup>25</sup> Noch ein Jahr nach dem tödlichen Zwischenfall in Benken stellte das Abschnittskommando Rheintal fest: «Gegen allzu energisches Vorgehen gegen verdächtige Elemente der Zivilbevölkerung muss immer wieder gewarnt werden. Instruktion über Waffengebrauch ist daher sehr am Platze.»<sup>26</sup> In diesem Fall zeigten die Offiziere mehr Augenmass als die Mannschaft. Das galt jedoch nicht für sämtliche Offiziere. Beschwerden der Bevölkerung, die sich über übergriffiges Verhalten der Truppe beschwerten, stiessen bisweilen auf Unverständnis, wie das Beispiel von Oberleutnant Emil Finsterwald zeigt. Dessen Kompaniekommandant Zulauf berichtete über eine nächtliche Patrouille: «Heute nacht kommt Finsterwald um 2<sup>30</sup> heim und erzählt, dass er mit der Wache in ein Haus eingezogen sei. Er habe husten gehört, dann habe einer

19 Maj. Blattner, Emil, Abschnittskommando Schaffhausen: Monats-Bericht Zeitraum v. 27. Febr.–18. März 1918, Schaffhausen, 19. 3. 1918, BAR E27#1000/721#13226\*.

20 Vgl. Maj. Keller, Emil, Abschnittskommando Schaffhausen/Kdt Füs. Bat. 55: Bericht des Bat.-Kommandos, an Kommando Grenzdetachement N.-O.-S., Schaffhausen, 21. 4. 1918, BAR E27#1000/721#13226\*.

21 Zulauf, Zurzach, 23. 8. 1917.

22 Vgl. Oberstlt. Müller, Karl, Grenzdetachement Nordostschweiz: Monatsbericht September 1917, Schaffhausen, 2. 10. 1917, BAR E27#1000/721#13226\*.

23 Oberstlt. Müller, Karl, Grenzdetachement Nordostschweiz: Allgemeiner Dienstbefehl, Schaffhausen, 20. 10. 1918, BAR E27#1000/721#13226\*.

24 Vgl. zum Beispiel für das Füsilier-Bataillon 74 Netzle 2003: 27.

25 Kurz 1970: 231. Vgl. ebd. 231 f. Gemäss Kurz ereignete sich der Vorfall in Benken (SH). Ein solches gab und gibt es nicht. Gemeint ist wohl Benken (ZH), das südlich von Schaffhausen liegt.

26 Maj. Frauchiger, (Hans), Abschnittskommando Rheintal: Monatsbericht Mai/Juni 1918, an Kommando Grenzdetachement Nordostschweiz und Kommando I. R. II. Altstätten, 27. 6. 1918, BAR E27#1000/721#13226\*.

zum Fenster hinausgeschaut u. auf seine Frage den Namen nicht genannt u. dann habe er die Wache geholt. «ist schon ein bischen verrückt. Am Morgen kommt natürlich der Herr (Minet) und beklagt sich u. will eine Beschwerde machen. Nachmittags gehe ich noch einmal zu ihm, rauche u. politisiere mit ihm und verspreche ihm, Finsterwald zu schicken, dass er sich rechtfertigen komme. Der geht aber nicht. Nun, ist auch recht, aber demütigen täte man sich deswegen doch nicht. Das können Leute mit einigem Horizont annehmen.»<sup>27</sup>

Im Kampf gegen den Ausfuhrschmuggel konnten die Offiziere erstmals zur Abwehr der wirtschaftlichen Folgen, unter denen die Schweiz wegen des Krieges litt, beitragen. Die Jagd auf Schmuggler barg – neben aussergewöhnlichen Erlebnissen – grosses Frustrationspotential, da der Schmuggel aus Sicht der Offiziere nicht wirkungsvoll unterbunden werden konnte. Auch diesen Dienst erfuhren die Offiziere deshalb nur als bedingt sinnvoll.

Die Offiziere erfuhren die Bevölkerung ambivalent: Auf der einen Seite wurde sie den Erwartungen gerecht, mit denen die Offiziere 1914 in den Aktivdienst eingerückt waren. Das «Volk» galt es zu schützen, dafür unterstützte und bejubelte die Bevölkerung vor Ort die Armee. Auf der anderen Seite erfuhren die Offiziere die Einwohnerschaft der Grenzorte als hinderlich und störend. Die negative Erfahrung findet sich häufiger in den Quellen als die positive. Sie stand im Einklang mit dem Bild, das die Offiziere seit der Obersten-Affäre von der Bevölkerung gewannen.

Das rechtfertigte in den Augen der untersuchten Offiziere Gewaltanwendung gegenüber der Bevölkerung. Beispiele dafür sind die Bekanntmachung des Grenzdetachements Nordostschweiz, die Truppe würde erteilte Weisungen nötigenfalls mit Gewalt durchsetzen, oder die verschiedentlich wiederholte Androhung, störende Hunde zu erschiessen. Damit machten die Offiziere auch eine Aussage über ihre Beziehungen zur Bevölkerung. Sie ordneten sie sich unter. Das zeigte sich exemplarisch in der Weigerung Oberleutnant Finsterwalds, sich für sein «verrücktes» Verhalten gegenüber einem Bewohner zu «rechtfertigen».

## 7.2 Ungehorsame Unterstellte

Im Februar und März 1918 sorgten mehrere Fälle kollektiver Insubordination in der Aargauer Infanterie-Brigade 12 für öffentliches Aufsehen. Die Brigade war per 6. Februar 1918 als Reserve aufgeboten worden, um bei Unruhen in Zürich für allfällige Ordnungsdienste eingesetzt zu werden. Sie stand neu unter dem Kommando von Oberst Otto Senn, einem Anhänger der Neuen Richtung, der die Soldaten mit Drill und Einzelausbildung zu Disziplin und Gehorsam erziehen lassen wollte. Am 24. Februar kam es zur sogenannten Klotener Affäre: Zwischen 150 und 200 Soldaten des Infanterie-Regiments 23 zogen durch Kloten und befreiten zwei Arrestanten. Zwei Tage später weigerten sich vier Soldaten auf Wachtdienst, bei Alarm auszurücken. Das war die sogenannte Dübendorfer Affäre.

<sup>27</sup> Zulauf, Zurzach, 21. 8. 1917.

Zwei der hier untersuchten Offiziere waren damals Teil der Infanterie-Brigade 12. Oberleutnant Heinrich Zulauf als Kommandant ad interim der Füsilier-Kompanie II/59, die dem Infanterie-Regiment 24 angehörte, und Oberstleutnant August Wieland, der das Infanterie-Regiment 23 kommandierte. Ihre Erfahrung der Vorfälle ist beispielhaft dafür, wie Offiziere unterschiedlicher Grade und unterschiedlicher Funktion ihre Unterstellten und ihre Vorgesetzten erfuhren.

Für Wieland war die Klotener Affäre ein Wendepunkt, wie weiter unten ausgeführt werden soll. Die beiden Fälle von Aufruhr waren ihm höchst unangenehm. Er stand öffentlich in schlechtem Licht da und erfuhr arge Kritik. Der Mannschaft warf er Disziplinlosigkeit vor, seinen Offizieren fehlende Autorität. Beide Vorwürfe waren neu. Wieland versuchte damit, Schuld von sich zu weisen und seinen Ruf zu schützen. Kritik am Kurs von Oberst Senn, wie er sie zu Beginn des Dienstes geübt hatte, äusserte er kaum mehr. Hatte er bei der Mobilmachung Unruhen in Zürich gefürchtet, wünschte er solche nun herbei, um etwas zu tun zu haben sowie seinen angeknacksten Ruf wiederherstellen zu können, wie die Einträge in seinem Tagebuch zeigen. Andere Offiziere, die ein Kommando eines Truppenkörpers bekleideten, handelten, wenn sie in Kritik gerieten, ähnlich wie Wieland und versuchten, zum Schutz ihres Rufes die Schuld auf ihre Unterstellten abzuwälzen.<sup>28</sup>

Wie zu zeigen ist, erfuhr Zulauf das Verhalten seiner Unterstellten 1917 und 1918 anders als Wieland. Zwar zeichnete auch er ab 1917 das Bild einer zunehmend ungehorsamen, dienstmüden Mannschaft und stand der Erziehung zur Disziplin, wie sie Oberst Senn als Brigadekommandant forcierte, kritisch gegenüber. Doch anders als Wieland zeigte er wiederholt Verständnis und übte Nachsicht mit der bisweilen undisziplinierten Mannschaft. Die Schuld für deren Ungehorsam suchte er in erster Linie beim Brigade-, Regiments- und Bataillonskommando. Auch hier finden sich Parallelen zum Verhalten anderer Subalternoffiziere und Hauptleute, die kein Verständnis für die Kritik und den Fokus auf Erziehung von oben hegten. Zum Wohle seiner Unterstellten widersetzte sich Zulauf den Befehlen seiner Vorgesetzten und setzte damit seine Stellung als Kompaniekommandant auf's Spiel.

### **7.2.1 Der weitere Kontext: ungehorsame Soldaten im Aktivdienst**

Die Klotener und die Dübendorfer Affären waren keine Einzelfälle. Zwischen dem 1. August 1914 und Ende 1918 eröffnete die Militärjustiz 14 216 Beweisaufnahmeverfahren und führte 12 789 militärische Strafverfahren durch. 56 Prozent der Fälle, die die Militärjustiz von 1914 bis 1918 behandelte, waren sogenannte militärische Delikte.<sup>29</sup> Als solche definiert Sebastian Steiner jene Handlungen, «die sich gegen die militärische Ordnung richteten» wie «Ausreissen, Insubordination, Meuterei, Dienstverletzung und andere» gemäss Art. 48–98 des damaligen Militärstrafgesetzes.<sup>30</sup> Militärische Entzugs- und Ver-

<sup>28</sup> Vgl. nachfolgendes Kap. 7.2.2.

<sup>29</sup> Vgl. Steiner 2018: 84. Steiner bezieht sich dabei auf die Anzahl Beweisaufnahmeverfahren.

<sup>30</sup> Vgl. Steiner 2018: 378, Fussnote 358.

weigerungsformen waren mit 3453 Fällen am häufigsten, gefolgt von Insubordination (1909), Aufruhr (81) und Meuterei (98).<sup>31</sup> Nur ein Teil der Delinquenten waren Wehrmänner. Der Militärgerichtsbarkeit waren aufgrund der sogenannten Kriegszustandsverordnung vom 6. August 1914 potenziell auch Zivilpersonen unterstellt.<sup>32</sup>

Eine allgemeine Zunahme militärischer Delikte während des Aktivdienstes lässt sich nicht feststellen.<sup>33</sup> Die Anzahl Fälle, die vor Militärgerichten in den Jahren 1915 bis 1917 verhandelt wurden (nur für diesen Zeitraum sind die Geschäftsberichte des Oberauditors vollständig überliefert),<sup>34</sup> weist sogar auf einen Rückgang hin. Lediglich militärische Entzugs- und Verweigerungsdelikte nahmen in der Berichtsperiode um das Doppelte zu. Insubordinationen nahmen jedoch um ein Drittel ab, Aufruhr und Meuterei gar um rund 85 Prozent. Auch die Anzahl verurteilter Wehrmänner ging zwischen 1914 und 1918 gemessen am durchschnittlichen Mannschaftsbestand zurück. 1914/15 waren es 2.8 Prozent, 1916 1.8 Prozent, 1917 und 1918 jeweils 1.9 Prozent.<sup>35</sup> Für die insgesamt 44 militärischen Fälle kollektiver Insubordination, also Meuterei und Aufruhr durch Wehrmänner, stellt Manuel Wolfensberger fest, dass deren monatliche Anzahl von 1914 bis 1917 im Wesentlichen mit der Höhe des jeweiligen Truppenaufgebots korreliert. Erst 1918 kam es zu einem deutlichen Anstieg.<sup>36</sup>

Ungeachtet dessen waren es Fälle kollektiver Insubordination in den Jahren 1917 und 1918, die für öffentliches Aufsehen und, so Rudolf Jaun, für eine weitere Skandalisierung der Armee durch die sozialdemokratische Presse sorgten. Bekannte Beispiele sind

31 Steiner 2018: 84. Vgl. ebd. 75–88. Die Zahlen beziehen sich auf die Anzahl Beweisaufnahmeverfahren. Der Tatbestand des «Ausreisens» ist ein juristischer Sammelbegriff und nicht klar umrissen. Steiner verwendet deshalb die Bezeichnung militärische Entzugs- und Verweigerungshandlungen. Vgl. Ebd.: 378, Fussnote 360. Insubordination bezeichnet das «Nichtbefolgen eines an die Person besonders gerichteten Dienstbefehls» und bezieht sich auf einen einzelnen Wehrmann. Die leichter wiegende Dienstverletzung meint hingegen das «Nichtbefolgen von allgemeinen Dienstbefehlen oder Reglementen». Wolfensberger 2018b: 35, Fussnote 127. Aufruhr und Meuterei sind Formen kollektiver Insubordination und bezogen sich damit auf mehrere Wehrmänner. Als Aufruhr galt gem. Art. 48 MStG «verabredeter oder beharrlicher Ungehorsam mehrerer Bewaffneter oder unbewaffneter gegen ihre Oberen oder die Verfügung derselben». Zit. nach Wolfensberger 2018ba 35. Als Meuterei galt gem. Art. 57 MStG die «Aufwiegelung oder Verabredung zu einem Aufruhr [...], wenn der Aufruhr nicht wirklich ausgebrochen ist». Zit. nach Wolfensberger 2018a: 36.

32 Vgl. Steiner 2018: 93–109.

33 Anders vgl. Tanner 2015: 123. Gemäss Tanner häuften sich ab 1917 «Unmutsbekundungen, verbale Übergriffe auf Vorgesetzte und Befehlsverweigerungen». Als Beispiel führt er die Meuterei der Thurgauer Feldbatterie 54 an. Zahlenmässige Belege fehlen jedoch.

34 Der Oberauditor war der «Leiter der Militärstrafgerichtspflege und oberstes Organ der Militärjustiz». Steiner 2018: 63.

35 Entzugs- und Verweigerungsdelikte 1915: 561, 1916: 686, 1917: 1181; Insubordinationen 1915: 572, 1916: 276, 1917: 350; Aufruhr und Meuterei 1915: 56, 1916: 19, 1917: 9. Vgl. Steiner 2018: 87.

36 Vgl. Wolfensberger 2018a: 114. Auffällig ist, dass die Militärjustiz in 187 Fällen ein Beweisaufnahmeverfahren wegen kollektiver Insubordination eröffnete, jedoch nur in 60 Fällen Aktenbestände vorliegen. 44 von diesen betrafen Wehrmänner. In 33 Fällen kam es zu einer Anklage, in 19 zu einer Verurteilung. Vgl. ebd.: 113. Wolfensbergers Untersuchung basiert auf Akten der Militärjustiz und der Militärgerichte im Bundesarchiv, die mit Aufruhr oder Meuterei bzw. den französisch- und italienischsprachigen Begriffen beschlagwortet sind. Vgl. ebd.: 20.

die sogenannte Meuterei am Gotthard am 4. Juni 1917,<sup>37</sup> die Meuterei der Feld-Batterie 54 am 17. Juli 1917<sup>38</sup> und die Klotener sowie die Dübendorfer Affäre.<sup>39</sup>

Hinzu kam Kritik von innen. Im September 1917 organisierten sich Soldaten erstmals in einem Verein, um eine Verbesserung des Dienstalltags und der Behandlung durch Vorgesetzte zu erreichen. Später kam es zur Gründung weiterer lokaler und kantonaler Soldatenvereine. Im Juni 1918 schlossen sie sich im Schweizerischen Soldatenbund zusammen. Ihm gehörten rund 5000 Mitglieder an. Er befürwortete die Landesverteidigung und verwarf nach dem Krieg eine grundsätzliche Ablehnung der Armee. Sozialdemokratische Soldatenorganisationen, die sich gleichzeitig bildeten, wurden von bürgerlicher Seite als bolschewistisch, aufrührerisch und unschweizerisch kritisiert.<sup>40</sup>

Ähnliche Ziele verfolgte der schweizerische Grütliverein, der ein sozialreformerisches Programm verfolgte und politisch mit der Sozialdemokratischen Partei fusioniert hatte.<sup>41</sup> Im Juni 1917 forderte der Verein mit einer Volkspetition die Demokratisierung der Armee. In der darauffolgenden Herbstsession des Parlaments reichten die SP-Nationalräte August Rikli, Langenthaler Arzt und Präsident des Grütlivereins, und Robert Seidel eine entsprechende Motion ein. Notabene war Rikli Oberstleutnant und leistete Dienst als Divisionsarzt im Stab der 3. Division.<sup>42</sup> Die Motion forderte mitunter gleiche Verpflegung von Offizieren und Soldaten, ausgeglichene Besoldung, die Rekrutierung des Offizierskorps aus sämtlichen Berufsklassen und Sanktionierung von Soldatenmisshandlung. Sie wurde erst nach dem Krieg behandelt.<sup>43</sup>

### **7.2.2 Aus der Sicht von Wieland: die Klotener und die Dübendorfer Affäre**

Im Januar 1918 beantragte der Zürcher Regierungsrat die Besetzung Zürichs mit Truppen, um notfalls die Ordnung aufrechterhalten zu können. Auslöser waren Generalstreikdrohungen und Bombenfunde. Die Aargauer Infanterie-Brigade 12 machte daraufhin am 6. Februar mobil und bezog im Raum Kloten-Bülach-Bassersdorf nördlich von Zürich Stellung.<sup>44</sup> Für August Wieland, Kommandant des Infanterie-Regiments 23, kam das Aufgebot unerwartet. Am 1. Februar 1918 notierte er in sein Tagebuch: «Mit Rücksicht auf die innere u. äussere Lage bietet der Bundesrat die I.-Br. 12 auf den 6. Februar auf. Ein

<sup>37</sup> Vgl. Jaun 2014.

<sup>38</sup> Vgl. Scheidegger, Thiriet 2018.

<sup>39</sup> Vgl. Wild 1987: 65–128; Wolfensberger 2018a: 99–110; Moliterni Eberle 2018. Wild stützt sich auf das sehr informative Truppentagebuch des Infanterie-Bataillons 55.

<sup>40</sup> Vgl. Kreis 2014: 153 f.; Kurz 1970: 225–227. Für Kreis handelte es sich beim ersten Soldatenverein, demjenigen von Schaffhausen unter Walter Bringolf, um einen «durchaus bürgerlichen Verein», der den «Auswüchsen des militärischen Systems begegnen» wollte. Kreis 2014: 153. Für Tanner waren die Soldatenvereine «politisch motiviert». Tanner 2015: 124. Bernard Degen rechnet sie dem Antimilitarismus zu. Vgl. Degen 2006.

<sup>41</sup> Vgl. Müller 2010.

<sup>42</sup> Von August Rikli sind keine relevanten Selbstzeugnisse aus der Zeit des Ersten Weltkrieges überliefert. Zu Riklis Biografie vgl. Vogt 2019.

<sup>43</sup> Vgl. Kreis 2014: 155; Kurz 1970: 225; Vogt 2019: 96–98.

<sup>44</sup> Vgl. Wild 1987: 68–80.

höchst unerwartetes Aufgebot. Wir erwarteten erst wieder ein Aufgebot auf den Monat Mai. Der Grund ist mehr die innere Lage, als die äussere. Das Treiben des links stehenden Teils der Sozialdemokratie mit seinen Revolutionsdrohungen wird gefährlich.»<sup>45</sup> Im Vergleich zu früheren Aufgeboten war damit auch die Sinnstiftung eine andere. Eine Kompanie der Brigade diente jeweils als Stadtwache in Zürich, der Rest hielt sich für allfällige Ordnungsdienstseinsätze bereit und betrieb Ausbildung.<sup>46</sup>

Die Brigade war dem Armeekommando als Reserve zugeteilt und unterstand ihm direkt. Kommandant der Brigade war neu der Basler Seidenfabrikant Oberst Otto Senn. Er teilte «kompromisslos willeianische Auffassungen» und war Anhänger der Neuen Richtung, wie Dieter Wicki nachgewiesen hat.<sup>47</sup> Sein Augenmerk lag auf Disziplin und Erziehung, er liess die Brigade drillen und Einzelausbildung betreiben. Bei den Offizieren der Brigade sei das teils auf massive Kritik gestossen, schreibt Ueli Wild.<sup>48</sup> Sowohl die sozialistische als auch die bürgerliche Presse geisselten den herrschenden Ausbildungsbetrieb von «Zürichs Belagerungsarmee», wie sie bespöttelt wurde.<sup>49</sup>

Wieland stand Senn und dessen Fokus auf Formaldisziplin kritisch gegenüber. «Ein kolossaler Unterschied zwischen der Art der Besichtigung unseres jetzigen u. unseres früheren Kdten. Der frühere Kdt. wollte hauptsächlich auf den Geist des Mannes einwirken, der jetzige sieht mehr auf die Form», notierte er, nachdem Senn vier Kompanien aus Wielands Regiment zum ersten Mal inspiziert hatte.<sup>50</sup> Auch bei der Inspektion am Folgetag habe Senn «nur auf Gruss u. Taktschritt» geachtet.<sup>51</sup> Nach zwei Wochen im Dienst unter Senn zog Wieland eine erste Bilanz: «Der Br. Kdt gefällt mir nicht recht. Er ist mit nichts zufrieden u. versteht es nicht, einem Freude an der Sache beizubringen. Seine übertriebene Vorliebe für eine einseitige Einzelausbildung, die ihm schon als R. Kdt immer vorgeworfen wurde, macht s. unangenehm bemerkbar.»<sup>52</sup>

Wieland selbst galt als ruhiger, zielbewusster Führer.<sup>53</sup> Er schien sich um seine Unterstellten zu kümmern, wie aus seinem Tagebuch hervorgeht. So veranstaltete er beispielsweise im März 1917 ein Konzert für bedürftige Wehrmänner.<sup>54</sup> Wenn er als Regimentskommandant seine Bataillone inspizierte, zeigte er sich meistens zufrieden. «Die Leute sind durchschnittl. strammer u. geistig wachsamer als die Leute in der I. Br. 10. Sie machen einen besseren militär. Eindruck als diese», notierte er zum Beispiel, als er im Oktober 1915 das Kommando über das Regiment angetreten hatte und eine Kompanie inspizierte.<sup>55</sup> Ähnlich lobte er die Ordnung in den Kantonnementen<sup>56</sup> oder diejenige

45 Wieland, (Basel), 1. 2. 1918.

46 Wild 1987: 68–80; Wolfensberger 2018a: 99.

47 Wicki 2018: 144.

48 Vgl. Wild 1987: 89–90. Zum Richtungsstreit im Aargauer Offizierskorps vgl. Wicki 2018: 140–145.

49 Gautschi 1980: 181.

50 Wieland, (Bassersdorf), 12. 2. 1918.

51 Wieland, (Bassersdorf), 13. 2. 1918.

52 Wieland, (Bassersdorf), 18. 2. 1918.

53 Vgl. Dienstetat von August Wieland, StABS PA 977a M.

54 Vgl. Wieland, (Basel), 11. 3. 1917.

55 Wieland, o. O., 21. 10. 1915. Das Luzerner Infanterie-Bataillon 44, das Wieland zuvor kommandiert hatte, gehörte der Infanterie-Brigade 10 an.

56 Vgl. Wieland, o. O., 29.–30. 10. 1915.

der Posten.<sup>57</sup> Nur selten äusserte er in seinem Tagebuch Kritik an seinen Offizieren.<sup>58</sup> Bei seinen Unterstellten scheint Wieland beliebt gewesen zu sein. Als er vom Infanterie-Bataillon 44, das er vor seinem Regimentskommando geführt hatte, Abschied nahm, vermerkte er im Tagebuch: «Von allen Seiten Berichte der Anhänglichkeit u. der Liebe.»<sup>59</sup> Ein zweites Abschiedsfest, das Wieland «im Kreis meiner alten Kameraden» feierte, dauerte bis 5 Uhr morgens.<sup>60</sup> Später erhielt er von den höheren Unteroffizieren des Bataillons 44 Fotografien als Erinnerung an die gemeinsame Dienstzeit.<sup>61</sup>

Gleichzeitig war es Wieland wichtig, bei Vorgesetzten gut dazustehen und mit seiner Truppe einen guten Eindruck zu hinterlassen. Wiederholt notierte er, Inspizienten seien mit seiner Truppe zufrieden gewesen.<sup>62</sup> Auch seine militärische Karriere war ihm wichtig. Seine Beförderung zum Oberstleutnant kommentierte er mit «Hurrah!!!!».<sup>63</sup> Eine ähnlich emotionale Bemerkung findet sich nirgends sonst im ganzen Tagebuch. Seine Vorgesetzten kritisierten Wielands Führung jedoch wiederholt. Oberst Alphons Pfyffer bemängelte 1915, Wieland fehle der Blick «für das militärische Detail», Oberst Wilhelm Schwendimann verlangte 1916 mehr «soldatisches, frisches + munteres Auftreten».<sup>64</sup>

Wielands Führung änderte nichts an der schlechten Stimmung der Mannschaft, als die Infanterie-Brigade 12 im Februar 1918 zum sechsten Mal mobil machte. Gründe für die allgemeine Dienstmüdigkeit waren das überraschende, als unnötig empfundene Aufgebot und die Not der Wehrmänner und ihrer Familien. Wieland selbst vermutete zudem agitatorische Tätigkeiten von Sozialdemokraten und Anarchisten.<sup>65</sup> Es war den Soldaten deshalb verboten, an freien Sonntagen Zürich zu besuchen, aus Angst vor einer Verbrüderung mit der dortigen Bevölkerung. Auch der Besuch von Orten, wo sozialistische Reden gehalten wurden, war verboten. Ein weiterer Grund für die Dienstmüdigkeit der Truppe war die teilweise anmassende, erniedrigende Behandlung durch gewisse Offiziere.<sup>66</sup>

Am Sonntag, dem 24. Februar 1918, kam es schliesslich zur sogenannten Klotener Affäre, die schweizweit Aufmerksamkeit erregen sollte. Weil das Urlaubsrayon des Infanterie-Bataillons 57 eingeschränkt worden war, zogen zwischen 150 und 200 Angehörige desselben sowie der Mitrailleur-Kompanie III/23, die auch zum Infanterie-Regiment 23 gehörte, teils unter Alkoholeinfluss und mit einer roten Fahne an der Spitze durch Kloten

57 Vgl. Wieland, o. O., 10.–11. 11. 1915.

58 Eine war die Kritik an einem Oberleutnant, der «mit seiner Pedanterie noch die ganze Comp.» ruiniere. Wieland, (La Chaux-de-Fonds), 21. 5. 1915. Wieland kommandierte damals ad interim das Infanterie-Regiment 20.

59 Wieland, o. O., 6. 5. 1915.

60 Wieland, o. O., 24. 9. 1915.

61 Vgl. Wieland, o. O., 10. 10. 1915.

62 Vgl. Kap. 5.6.

63 Wieland, (Basel), 8. 9. 1915.

64 Dienstetat von August Wieland, StABS PA 977a M.

65 Vgl. Gautschi 1980: 184. Die Zeitschrift «Forderung», die unter der Truppe kursierte, ist jedoch dem bollen schewistischen Kreis von Jakob Herzog zuzuordnen. Vgl. Bürgi 2007.

66 Wolfensberger 2018a: 99; Wild 1987: 95–100. Wild führt als Beispiel den Büchsenmacher der Infanterie-Mitrailleur-Kompanie I/24 an. Dieser habe um Urlaub ersucht, um sein darniederliegendes Geschäft anzukurbeln, was ihm verwehrt worden sei. Am Abend habe er einen Offizier in der Wirtschaft angeschnauzt. Das veranlasste den Kompaniekommandanten dazu, den Büchsenmacher «so weit zu erniedrigen und zu zermürben, dass dieser sich das Leben nahm». Ebd.: 99.

und befreiten zwei Arrestanten aus dem Arrest.<sup>67</sup> In sein Tagebuch notierte Wieland am selben Tag: «Es passieren unangenehme Sachen: In Bassersdorf erschiesst s. ein Mitr. der dort kantonierten Mitr. Kp I/24. In Kloten schlagen die Mitr III/23 die Arresttüre ein u. lassen 2 Arrestanten heraus. Der Kp. Kdt., Oblt. R. Bischof, bringt die Leute sofort zu Vernunft, er ruft sie aus der Wirtschaft, sie folgen sofort, stellen s. unbefohlen von sich aus auf 2 Glieder auf und nehmen Achtungsstellung an und die 2 befreiten Arrestanten gehen wieder in's Arrestlokal zurück.

Das ganze ist ein Ausfluss der schlechten Stimmung der Leute. Sie begreifen nicht, warum sie im Dienst sein müssen, da in Zürich alles ruhig bleibt.»<sup>68</sup>

Wieland reiste am Folgetag selbst nach Kloten, um den Vorfall mit Oberleutnant Bischof zu besprechen. Dieser hätte, so Wieland, am Sonntag dreimaliges Kontrollverlesen angeordnet, um ein Fehlverhalten der Truppe zu verhindern und diese damit verärgert. «Sie sind eben wie Kinder», kommentierte Wieland.<sup>69</sup> Im Kriegsbereitschaftsbericht, den Wieland noch am selben Nachmittag verfasste, betonte er, die «schlechte Stimmung» der Truppe sei darauf zurückzuführen, dass «jenseits der Grenze als im Innern des Landes alles ruhig bleibt. Die Leute haben das Gefühl, sie seien ganz unnötig aufgeboten worden. Wenn es nur Arbeit in Zürich geben würde, dann würde gleich alles wieder besser werden.»<sup>70</sup> Die Vorfälle in Kloten liess er jedoch unerwähnt.<sup>71</sup>

Am 26. Februar berichteten verschiedene Zeitungen über die Vorfälle in Kloten. Ob es sich um einen unüberlegten, harmlosen Bubenstreich oder um einen politisch motivierten, der Aufwiegelung von aussen geschuldeten Protest handelte, darüber gingen die Deutungen auseinander.<sup>72</sup> Wieland versuchte, die Affäre herunterzuspielen. Gegenüber dem Aargauer Tagblatt, das am 27. Februar an ihn gelangt war, liess er verlauten, die Mitrailleure und Füsiliere hätten ihre Unzufriedenheit und Langeweile «in harmloser Weise» in einem Umzug ausgedrückt. Dass ein Knabe «mit einem Fähnchen» vorangeschritten sei, sei «allgemein, wie auch die Beteiligten sagen, als Jux aufgefasst» worden. Erst «einige schlimme Elemente der Mitrailleurkompagnie III/23» hätten ihre Kameraden «zu einem unbedachten Streich zu bewegen» gewusst. Der Kompaniekommandant habe die «fehlbaren Leute» nach Befreiung der beiden Arrestanten «sofort zur Besinnung und auf den rechten Weg» gebracht.<sup>73</sup> Wieland schien viel daran gelegen, seine Truppe als grundsätzlich gehorsam und nicht «verhetzt» darzustellen. Eine politisch motivierte, meuternde und aufrührerische Truppe hätte ihren Kommandanten in ein äusserst schlechtes Licht gerückt – und tat es später auch. So ist auch die von Wieland verbreitete

67 Vgl. Wild 1987: 101–104; Gautschi 1980: 181–186.

68 Wieland, (Bassersdorf), 24. 2. 1918.

69 Wieland, (Bassersdorf), 25. 2. 1918.

70 Wieland, (Bassersdorf), 25. 2. 1918.

71 Wolfensberger 2018a: 99.

72 Vgl. Wild 1987: 101–111.

73 I. R. 23, o. O., 24. 2. 1918. Es handelt sich um ein Typoskript, das auch der Aargauer Zeitung auf deren Nachfrage am 27. Februar 1918 zugestellt worden war. Wieland, o. O., 27. 2. 1918. Wild kommt gestützt auf die Akten der strafrechtlichen Untersuchung zum Schluss, «dass Wieland zwei verschiedene Versionen vertrat: diejenige vom Jux und Fasnachtsscherz gegenüber der Truppe und Öffentlichkeit und diejenige von der in der Mannschaft verbreiteten schlechten Stimmung gegenüber seinen Vorgesetzten.» Wild 1987: 105 f.

Jux-Version zu verstehen, die man gemäss Wild «mit guten Gewissen als ins Reich der Fabel gehörig betrachten» könne.<sup>74</sup> Dass er die Vorfälle im internen Kriegsbereitschaftsbericht vorerst verschwieg, entsprang wohl der Motivation, die Angelegenheit möglichst diskret zu behandeln.

Zwei Tage nach der Klotener Affäre kam es schon zu den nächsten beiden Fällen kollektiver Insubordination im Regiment. Im zürcherischen Fällanden weigerten sich zwei Angehörige der Mitrailleur-Kompanie II/23, Wache zu stehen. In der Nacht auf den 27. Februar blieben im nahen Dübendorf fünf Füsiliere der Füsilier-Kompanie III/57, die zur Wache eingeteilt und wegen Fliegeralarms nach draussen beordert waren, im Bett liegen. Diese sogenannte Dübendorfer Affäre gelangte kaum an die Öffentlichkeit.<sup>75</sup> Intern bekam Wieland jedoch unerwünscht viel Aufmerksamkeit. Noch am 28. Februar besprach der Brigadekommandant Senn die Vorfälle in Kloten und Dübendorf mit ihm, einen Tag später Oberstdivisionär Wilhelm Schmid, Kommandant der 4. Division, der die Infanterie-Brigade 12 angehörte.

Der Kommandant der Infanterie-Brigade 12 und derjenige der 4. Division teilten Wielands Einschätzung und wollten die Angelegenheit intern disziplinarisch erledigen.<sup>76</sup> Das Bild der zuverlässigen Ordnungstruppe sollte bewahrt werden, da sonst ihre abschreckende Wirkung verloren ginge. Das zuständige Divisionsgericht und die bürgerliche Presse schlossen sich der Einschätzung an, es habe sich bei den Vorfällen «um den Ausfluss einer von politisch-ideologischen Faktoren freien Missstimmung gehandelt».<sup>77</sup> General Wille drängte jedoch darauf, die Vergehen strengstens zu ahnden und die undisziplinierten Soldaten exemplarisch zu bestrafen. An den Brigadekommandanten schrieb er, es handle sich zwar «um von Natur gut geartete Leute», die jedoch «gar nie militärisch erzogen worden sind». Den Vorgesetzten warf er vor, aus «Schwäche» die «naiveste Missachtung der Vorgesetzten-Autorität» geduldet zu haben und Vorfälle «jedesmal [...] in aller mildestem Lichte zu sehen».<sup>78</sup> Inwiefern Senn die Vorwürfe an Wieland weitergab, ist nicht bekannt. Wille selbst kam am 11. März 1918 nach Bassersdorf und rühmte, für Wieland «ganz unerwartet», seinen «guten Einfluss auf das Offizierskorps meines R[e]giments]» Er habe sich danach mit den Worten verabschiedet: «Nun, lieber Oberstl., machen Sie aus Ihrer roten Garde eine weisse Garde, dann ist alles gut.»<sup>79</sup>

Das Ganze schlug Wieland stark aufs Gemüt. Am 28. Februar notierte er: «Diese unangenehmen Angelegenheiten bemühen mich stark. Ich wache schon um 5<sup>00</sup> M. auf u. kann nicht mehr einschlafen.»<sup>80</sup> Auch in Basel, wo er das Wochenende verbrachte, war die Affäre ein Thema und Wieland eine gefragte Auskunftsperson. «Es ist unangenehm, alles fragt mich nach den Klotener Vorfällen u. das langweilt mich [...] Ich gehe Abends nicht aus, da ich nicht immer wegen der Klotener Geschichte Red u. Antwort stehen

74 Wild 1987: 108.

75 Vgl. Moliterni Eberle 2019: 238–241; Wild 1987: 111–114.

76 Vgl. Gautschi 1980: 186.

77 Wild 1987: 110.

78 General Wille, Ulrich an Kommandant Infanterie-Brigade 12, Bern, 3. 3. 1918, BAR [ohne Signatur]. Zitiert nach: Gautschi 1980: 184.

79 Wieland, (Bassersdorf), 11. 3. 1918.

80 Wieland, (Bassersdorf), 28. 2. 1918.

will», notierte er.<sup>81</sup> Erst seine Frau habe ihn «wieder vollständig aufgerichtet», wodurch er sein «Gleichgewicht wieder ganz gefunden» habe.<sup>82</sup>

Die Schuld für die Vorfälle suchte Wieland in den folgenden Tagen und Wochen an verschiedenen Stellen. Zum einen vermutete er Agitation durch Sozialdemokraten. Dafür gab es nach Einschätzung des zuständigen Untersuchungsrichters jedoch keine Anhaltspunkte. Unter der Truppe befände sich eine grosse Anzahl Bauern, bei denen die sozialistische Propaganda nicht habe verfangen können, argumentierte er. Zudem war keiner der Hauptangeklagten Mitglied der Sozialdemokratischen Partei.<sup>83</sup> Im sogenannten Kursbericht, den er am 14. Mai 1918 über die Dienstperiode verfasste, erachtete Wieland die Presse als hauptschuldig. Ihr sei gestattet, «alles und jedes zu schreiben, was sie will, und dass sie ungestraft gegen die militärischen Einrichtungen und die militärischen Vorgesetzten wühlen darf». Weitere Gründe seien die «Verherrlichung der russischen bolschewistischen Ideen von Soldatenräten», antimilitaristische Einflussnahme von aussen auf die Truppe und deren falsche Zusammensetzung gewesen.<sup>84</sup> Vorwürfe erhob er in seinem Tagebuch auch gegen seine Vorgesetzten und die militärische Führung. Nach erfolgter Demobilmachung bilanzierte er: «Es ist gut, dass ich wieder zu Hause bin. Der Dienst hat mir viel Unannehmlichkeiten gebracht. Während sonst die Disziplin immer so gut war, haben wir jetzt eine Reihe teils schwerer Fälle von Indisziplin gehabt. Es ist nicht gut, Truppen gegen den innern Feind aufzubieten, so lange derselbe noch nicht ernst macht. Hätte es Arbeit in Zürich gegeben, so hätte die Truppe nicht versagt. Es wäre besser, abzuwarten, bis etwas passiert ist, und dann energisch einzuschreiten. Aber fast 3 Monate wegen dem innern Feind im Dienst sein müssen und nie etwas mit ihm zu tun haben, ist für die Stimmung der Truppe nicht gut.»<sup>85</sup>

Auch an seinen Offizieren übte er nun Kritik. In einer an sie gerichteten Ansprache warf er ihnen vor, «sie hätten bei weniger Passivität Leute von ihrem Vorhaben abhalten können».<sup>86</sup> Als zwei Wochen später mehrere Kompaniekommandanten beim Exerzieren abwesend waren, rügte er: «Der Kp. Kdt gehört auf den Exerzierplatz u. nicht in's Büro.»<sup>87</sup> Wenig später hielt er dem Kommandanten der Füsilier-Kompanie II/56 vor, er wersetze sich «allem [...], das von oben kommt», schade damit der Kompanie und sei für ihr mangelhaftes Abschneiden bei der letzten Inspektion verantwortlich.<sup>88</sup> Damit zeigte er ein grösseres Bedürfnis, die ihm unterstellten Offiziere zu kontrollieren, als er es noch vor den beiden Affären getan hatte.

Die Klotener und Dübendorfer Affären veränderten, wie Wieland seine Soldaten erfuhr. In seinen Augen zeigten sie nun zu wenig Disziplin. Im März und April inspierte Wieland deshalb wiederholt seine Bataillone und Kompanien. Er konstatierte Fort-

81 Wieland, (Basel), 2. 3. 1918.

82 Wieland, o. O., 3. 3. 1918.

83 Vgl. Gautschi 1980: 190.

84 Oberstlt. Wieland, August, I. R. 23: Kursbericht I. R. 23, 14. 5. 1918, BAR [ohne Signatur]. Zitiert nach: Gautschi 1980: 115 f.

85 Wieland, (Basel), 28. 4. 1918.

86 Wieland, (Bassersdorf), 7. 3. 1918.

87 Wieland, (Bassersdorf), 22. 3. 1918.

88 Wieland, (Wädenswil), 28. 3. 1918.

schritte, übte aber auch Kritik. «s ist noch nicht alles, wie es sein sollte, immerhin aber schon bedeutend besser», schrieb er, nachdem er die Füsilier-Kompanien I/55 und I/57 besichtigte hatte.<sup>89</sup> Als im April 1918 einige Soldaten nach abgebrochener Übung zum Spass einige Schüsse abgegeben hatten, notierte er in sein Tagebuch: «Eine solche Disziplinlosigkeit jetzt noch ist betrübend.»<sup>90</sup>

Auch die Erfahrung drohender Unruhen und des Ordnungsdienstes veränderte sich durch die Affären. In den darauffolgenden Tagen – die Klotener Affäre lag bereits mehr als eine Woche zurück – hoffte Wieland mehrmals auf Unruhen in Zürich. Sie schienen ihm nicht mehr gefährlich, sondern eine willkommene «Arbeit». Am 4. März wurde das Regiment in erhöhte Alarmbereitschaft versetzt, «weil in Zürich gewisse Andeutungen auf ein sozialistisches Vorgehen vorhanden sind». Nichts geschah. «Leider wieder nichts», kommentierte Wieland.<sup>91</sup> Das wiederholte sich am Folgetag: Der Platzkommandant von Zürich erwarte einen «Putsch» und sei «sehr pessimistisch», schrieb Wieland. «Tant mieux, dann kriegen wir Arbeit», hoffte dieser.<sup>92</sup> Als sich das Schwesterregiment und die nah gelegene Guiden-Abteilung 2 drei Tage später «zum Einmarsch in Zürich» bereit halten mussten, wünschte Wieland: «Wenns nur was gäbe!» Am Abend stellt er enttäuscht fest: «Leider kam es in Zürich nur zu einer Demonstration u. zu keinen Unruhen. Gäbe es nur Arbeit in Zürich.»<sup>93</sup> Weil Wieland in der Langeweile der Soldaten und dem nicht nachvollziehbaren Aufgebot eine wichtige Ursache für die Vorfälle in Kloten sah, ist anzunehmen, dass er sich von einem Ordnungsdienst in Zürich sowohl Beschäftigung als auch nachträgliche Legitimation des Aufgebots versprach. So sprach er denn auch wiederholt von «Arbeit in Zürich». Gleichzeitig ist anzunehmen, dass der gescholtene, nach Lob trachtende Wieland mit einem gelungenen Ordnungsdienst in Zürich den ramponierten Ruf seines Regiments und damit auch seinen eigenen Ruf reinwaschen wollte. Wielands Äusserungen über den «innern Feind» lassen zudem eine Verlagerung des Feindbildes von aussen nach innen erahnen, wie es bereits bei Hauptmann Hans Fritzsche und Offizieren des Grenzdetachements Nordostschweiz der Fall gewesen war.<sup>94</sup>

### 7.2.3 Zum Vergleich: Kritik an Unterstellten

Wieland war mit seiner Kritik an den Soldaten und Offizieren, die ihm unterstellt waren, kein Einzelfall. Auch Hauptmann Hans Fritzsche hatte sich über den fehlenden Gehorsam und die Disziplinlosigkeit seiner Soldaten beklagt.<sup>95</sup> Andere taten es ebenso. Beispielhaft ist ein Bericht des Kommandanten der kombinierten Infanterie-Bataillone 44 und 48 über deren Kriegsbereitschaft vom 13. Februar 1916. Er schrieb darin: «Das Bataillon ist

89 Wieland, (Bassersdorf), II. 3. 1918.

90 Wieland, (Wädenswil), 5. 4. 1918.

91 Wieland, (Bassersdorf), 4. 3. 1918.

92 Wieland, (Bassersdorf), 5. 3. 1918.

93 Wieland, (Bassersdorf), 8. 3. 1918.

94 Vgl. Kap. 4.4 und 7.1.

95 Vgl. Kap. 4.1, 4.2 und 4.4.

am 5. Februar im Grenzwachtdienst abgelöst & in die hintere Linie zurückgezogen worden. Die oft konstatierten Wirkungen des Grenzwachtdienstes auf die Ausbildung der Truppe zeigten sich wohl auch hier. Während der kurzen Zeit, die mir für die Beurteilung des Ausbildungsgrades zur Verfügung stand (3 Tage), konstatierte ich vor allem folgende Mängel in der Ausbildung, an deren sofortiger Hebung gearbeitet werden muss.

Die Achtungsstellung ist ungleich; vielfach nimmt die Mannschaft, infolge unrichtiger Fusstellung, eine falsche Front ein. Auch bei den Drehungen werden grobe Fehler konstatiert (Heben des Absatzes desjenigen Fusses, auf dem die Drehung ausgeführt wird, sowie unrichtige Verteilung des Körpergewichtes nach vollzogener Drehung).

Bei den Gewehrgriffen ist mir aufgefallen, dass man schon auf das Vorbereitungs-kommando bei einzelnen Leuten Bewegungen des Kopfes, ja sogar des Oberkörpers beobachten kann. Speziell werden bei Ausführungen der Bewegung 3 (Schultert Gewehr) die Köpfe bewegt. Die Gewehrhaltung in der Bewegung, speziell beim Taktschritt, ist oft recht mangelhaft. Beim Taktschritt konstatierte ich einen wesentlichen Unterschied zwischen den Kompagnien des Bat. 44 & denjenigen des Bat. 48. Bei den Komp. des Bat. 44 werden meines Erachtens die Beine zu hoch gehoben & es fehlt dann an einem langen, ausgiebigen Ausschreiten. Für das Auge präsentiert sich dieser Taktschritt allerdings günstiger.

Die Frontveränderungen stehenden Fusses werden in zu langsamem Tempo ausgeführt, auch beansprucht das genaue Richten noch zu viel Zeit.

Beim Anmarschieren fehlt es an der richtigen Körperhaltung (Kopf hoch Der erste Schritt kräftig & weit ausschreitend). Auch während des Marschierends [!] verlieren die Leute die aufrechte Haltung.

Bei der Gefechtsentwicklung zeigte sich der Fehler des Zusammenschliessens der Züge bei Vorrücken auf grössere Distanzen. Aus der dünnen Schützenlinie wurde eine eingliedrige Linie. Im übrigen sind die Bewegungen rasch & fliegend.

Für die kommende Arbeitsperiode beabsichtige ich zunächst Inspektionen der einzelnen Kompagnien über Einzelausbildung, Zugsausbildung in geschlossener & offener Ordnung, Turnen.

[...] Ich beschränkte mich in meinen Bemerkungen auf den Stand der Ausbildung & auf das Arbeitsprogramm für die nächstfolgenden Tage. Weitere Bemerkungen, speziell über die Führung der Züge & der Kompagnien schienen mir mit Rücksicht auf die Tatsache, dass ich das Kommando erst seit 3 Tagen führe, nicht als angebracht.»<sup>96</sup>

Der Autor beurteilte die Truppe, deren Kommando er seit drei Tagen innehatte, in erster Linie danach, ob sie gewisse Körpertechniken beherrschte. Diese sollten gleichermaßen von Selbstbeherrschung der Soldaten und Subordination gegenüber dem Vorgesetzten zeugen.<sup>97</sup> Von den Soldaten verlangte der Autor starre, aufrechte Körperhaltung und uniforme, vorschriftsgemässe, zackige Bewegungen, wie sich aus seiner Kritik ablei-

96 Kommando I. Bat. 44/48: Bericht über Kriegsbereitschaft des Bat 44/48, an Kommando I. R. 19/20, Pruntrut, 13. 2. 1916, BAR E27#1000/721#23633\*. Autor dürfte entweder Major Karl Zimmerlin, Kommandant des Infanterie-Bataillons 48, oder Major Peter Schmid, Kommandant des Infanterie-Bataillons 44, gewesen sein. Vgl. Offiziersetat 1916.

97 Vgl. Kap. 1.1.

ten lässt. Auffällig ist die Aussage, der Grenzwachtdienst wirke sich negativ auf die Ausbildung (und Erziehung) der Truppe aus. Letztere genoss demnach höhere Priorität. Es mag sich hier um ein einzelnes Beispiel handeln, doch lag der Autor damit auf der Linie der Neuen Richtung, die grossen Wert auf Formaldisziplin legte. Es ist daher anzunehmen, dass er mit seinem Soldatenbild bei weitem kein Einzelfall war.

Kritik, wie sie Wieland gegen ihm unterstellte Offiziere erhob, äusserten auch andere Offiziere. Fritzsche warf zwei jungen Leutnants mangelhafte Pflichtauffassung und fehlende Kritikfähigkeit vor.<sup>98</sup> In militärischen Quellen finden sich ähnliche Klagen höherer Offiziere über ihre Unterstellten. Besonders im Argen lag zum Beispiel die Beziehung zwischen Major Hans Schellenberg, Kommandant der Feld-Artillerie-Abteilung 20, und den ihm unterstellten Batteriekommandanten. Wie Wieland gab Schellenberg die Kritik von oben nach unten weiter, um den an ihn gestellten Anforderungen gerecht zu werden. Durch die vermehrte Kontrolle fühlten sich seine Hauptleute in ihrer Selbständigkeit eingeschränkt und in ihrer Ehre gekränkt. Schellenberg hatte das Kommando 1916 vorerst ad interim übernommen. Zuvor war er Kommandant der Batterie 62, in der 1914 Armin Meili diente. Dieser hatte sich damals rasch unzufrieden mit Schellenberg gezeigt. Er habe sie mit ausgedehntem Programm abhärten wollen und dabei derart überanstrengt, dass dessen Vorgesetzte dem Treiben ein Ende gesetzt hätten.<sup>99</sup> Als Kommandant der Feld-Artillerie-Abteilung 20 waren ihm nun drei Batterien unterstellt. Deren Kommandanten verfügten über unterschiedlich viel Erfahrung: Hauptmann Paul Gansser hatte das Kommando über die Batterie 61 spätestens seit 1914 inne, Hauptmann Emil Stalder kommandierte die Batterie 62 seit 1916, der vormalige Adjutant Schellenbergs, Hauptmann Wilhelm Christ, seit 1917 die Batterie 63.<sup>100</sup>

Schellenberg legte besonderen Wert auf «Haltung, Apell, Bef[ehls-] & Meldew[esen]», wie er selbst schrieb.<sup>101</sup> Seine Unterstellten wurden den Anforderungen oft nicht gerecht.

<sup>98</sup> Vgl. Kap. 4.3.

<sup>99</sup> «Der Dienst ist furchtbar streng. Besonders haben wir 62ger Offiziere unter der Umständlichkeit Schellenbergs, der eben seine Sache sehr gut machen will sehr zu leiden. ZB. hatten die 3 Batterien heute Befehl auf einem Berg oben 5 30 Morgen schussbereit in Stellung zu sein. Zu diesem Zwecke hatte Batt. 62 um 1/2 2 h Tagwache, nachdem ich z. B. bis 21 h am Abend Croquis & Ansichtsskizzen in vielen Exemplaren zu verfertigen hatte. Oberst Bühler schätzte diese Anordnung ab. Er befahl dass die Truppe geschont werden müsse. Hoffentlich wirds anders sonst werden wir alle umklappen.» Meili an Eltern, o. O., 21. 8. 1914.

«Schon acht Tage sind verflossen seit Eurem I[lieben]. Besuch. Es waren wieder schwere Tage im Bezug auf Dienstbetrieb. Unsern Hauptmann haftet etwas furchtbar schwerfälliges an. Vielleicht bringt das seine grosse Ruhe mit sich. Die Batt. 62 ist nun soweit gebracht, dass Offizier & Mann todtmüde sind, & jedenfalls bei einer ernsthaften Kriegsarbeit erliegen würden. In dieser Weise glaubt Schellenberg die Leute abzuhärten & kriegsbereit zu machen. Gestern hat der Oberst der Brigade diesem Betrieb ein Ende gesetzt. Hpt. Hartmann aus Luzern, der Generalstabsoffizier unserer Brigade ist fragte mich, warum denn sich so viele wegen Überanstrengung auf dem Krankenzimmer meldeten. Ich konnte ihm hier nur Antworten: Zu wenig Schlaf.» Meili an Eltern, Grenchen, 27. 8. 1914.

<sup>100</sup> Vgl. Offiziersetat 1914: 287; Offiziersetat 1916: 327; Offiziersetat 1917: 348. Schellenberg wurde mit den beiden Vornamen Hans und Johann aufgeführt. Es handelt sich um dieselbe Person.

<sup>101</sup> F. Art. Abt. 20, o. O., 8. 2. 1917. Schellenberg führte das Tagebuch im zweiten Ablösungsdienst selbst, da er wegen einer Knieverletzung nicht mobil war. Das geht aus Formulierungen wie «Mein Bef. an Kdo. 63» hervor. F. Art. Abt. 20, o. O., 9. 3. 1917.

So übte Schellenberg harsche Kritik an den Batteriekommandanten, den Subalternoffizieren und der Mannschaft. Den Batteriekommandanten warf er Unfähigkeit und fehlenden Gehorsam vor. Sie würden nur ungenügend Verbindung zum Abteilungskommando herstellen wollen,<sup>102</sup> Befehle nicht weiterleiten<sup>103</sup> oder ihnen zuwiderhandeln.<sup>104</sup> Beispielhaft ist ein Eintrag vom 3. März 1917: «Bttr. 61 & 63 hatten gestern keinen Arbeitsplan für Cadres-Ausbildg. Eingereicht wird auf heute 7h M. befohlen. Heute früh nix da. 10.45 kommt Kp. Albisser zu Fuss mit diesem Plan!! Bttr. Kdt. erhielt Befehl ca. 1h M. macht Couvert auf, sah aber nur die Hälfte & den Befehl nicht. Dann gemütlich zu Fuss!!! Bttr. Kdt möchte sich entschuldigen, s'ist aber zu haarig. [...] Nachtrag zum 3./III. Hptm. Gansser fragt: «Ob der Div. Bef. betr. Kants. Rayon für ihn auch gelte, da er doch in Basel wohne!!! Magere Auffassung! Er erhält für Samstag 4/III Bewilligung nach Basel. [...]»

Ich erkläre kategor. Betrieb in 61 & 63 als «unhaltbar» schlampig + traurig. «*Bttr. ist die Photographie der Energie d/ Bttr. Kommandten.*» Wie der Bttr. Kdt. so Offz. U. Offz. & Mann. Offz. zu weich, haben für alles eine Entschuldigung, + keine Energie zur Kontrolle. «Die Bttr. Kdten sind mir persönlich für sofortige Remedur, innert nächster Woche haftbar.»

Keine klare, vorbereitete Befehlsgabe! Durchlassen aller möglichen Fehler, kurz «schlampig». «Ich bin überzeugt, dass ich die schlechteste Abt. in der Br. 5 habe, habe keine Entschuldigung, aber den festen Willen abzuhalten + auf die Höhe zu kommen! So fahren wir nicht fort!»<sup>105</sup>

Auch am Wollen und Können der Subalternoffiziere übte er Kritik. Sie würden etwa schlecht melden,<sup>106</sup> in Theorielektionen Falsches dozieren<sup>107</sup> und ungenügende Dienstauffassung zeigen.<sup>108</sup> Unteroffizieren warf er fehlende Einflussnahme auf die Mannschaft,<sup>109</sup> «liederliches» Melden<sup>110</sup> und fehlendes «Selbstgefühl» vor.<sup>111</sup> Schellenberg erliess deshalb diverse Vorgaben, zum Beispiel an wie vielen Tagen die Batterien was zu tun hätten,<sup>112</sup> wer wann welches Tenue zu tragen habe, wann und wo das Rauchen verboten sei und wer auf Märschen wie melden solle.<sup>113</sup> Ausserdem liess er sich sämtliche Vorkommnisse melden.<sup>114</sup>

Schellenbergs Forderung nach Disziplin und Gehorsam und sein Bedürfnis nach Kontrolle fussten mitunter darin, dass er selbst von seinem Vorgesetzten, Oberstleutnant Hans Brüderlin, Kommandant des Artillerie-Regiments 10, kritisiert wurde. Dieser beanstandete beispielsweise, eine inspizierte Batterie sei «zieml. verwarlost», würde schlechte Haltung

102 Vgl. F. Art. Abt. 20, o. O., 2. 2. 1917.

103 Vgl. F. Art. Abt. 20, o. O., 19. 2. 1917.

104 Vgl. F. Art. Abt. 20, o. O., 17. 3. 1917.

105 F. Art. Abt. 20, o. O., 3. 3. 1917. Hervorhebung im Original.

106 Vgl. F. Art. Abt. 20, o. O., 8. 2. 1917.

107 Vgl. F. Art. Abt. 20, o. O., 9. 2. 1917.

108 Vgl. F. Art. Abt. 20, o. O., 16. 2. und 27. 4. 1917.

109 Vgl. F. Art. Abt. 20, o. O., 5. 2. 1917.

110 F. Art. Abt. 20, o. O., 8. 2. 1917.

111 F. Art. Abt. 20, o. O., 8. 2. 1917.

112 Vgl. F. Art. Abt. 20, o. O., 11. 2. 1917.

113 Vgl. F. Art. Abt. 20, o. O., 18. 2. 1917.

114 Vgl. F. Art. Abt. 20, o. O., 18. 2. 1917.

zeigen und schlecht melden. Er verlangte von Schellenberg, sie «ganz spez. unter die Loupe & auf's Korn» zu nehmen.<sup>115</sup> Ähnlich äusserte sich Oberstleutnant Ulrich Wille d. J., Stabschef der 5. Division und Sohn des Generals: «8.45 M. i./d Besammlung spricht Stabschef d. 5. Div. mit Abt. Kdt. Schlechteste Abt. i/d Div.; es mag ja etwas an der Landesgegend liegen, aber auf die Dauer ist dies keine Entschuldigung. Sie müssen fester dran, koste es was es wolle, mit diesen weichen Baslerherren Gansser & Christ. Meine Einwendung, dass noch jung, gilt nicht, «zu weich» deshalb U. Of. Korps unsoldatisch & schlampig. Bttr. Kdt. muss, wenn's nicht anders geht, am frühen Morgen mit den U. Of. i/d Turnhalle. «Diese Abt. war immer am schlechtesten» seit langer Zeit; das muss besser werden.»<sup>116</sup>

Sein Handeln gegenüber den Batteriekommandanten begründete Schellenberg entsprechend mit Verweis auf seinen Vorgesetzten. «Auf alle Fälle haben wir an unserer Stelle alles daran zu setzten um den Befehlen unseres R. Kdt. sofort nachzukommen. Ich selbst werde alles tun, was in m. Kraft steht, um das uns gestellte Ziel zu erreichen. Etwas anderes ist unsoldatisch», schrieb er.<sup>117</sup> Kritik des Regimentskommandanten an seinen Hauptleuten gab er genauso weiter. Über einen Marsch der gesamten Abteilung schrieb er etwa: «Abmarsch 63, 62, 61. Da 61 zieml. knapp (-2 Min.) Kdt. Hptm. Christ. Tempo im Trab schaurig. Bef. R. Kdt. nicht mehr Kol führen lassen. Mein Bef. an Kdo 63. «Sie schreiben in Ihr Tagebuch, dass ich Ihnen gesagt: Sie haben vom Führen einer Kol. keinen Dunst.»<sup>118</sup>

Die Batteriekommandanten ihrerseits fühlten sich gegängelt. Als Schellenberg zum Beispiel Vorgaben für das Wochenprogramm der Batterien machte, kritisierten die Hauptleute: «Die Bttr. Kdten halten diese Behandlung für Off. unwürdig. Die Selbständigkeit ist zu klein, die Anforderungen plötzlich zu gross. Privatgeschäfte können nicht so ohne Weiteres auf Leerlauf gestellt werden, da die Einzelnen zu grossen Schaden erleiden. Hptm. Gansser erklärt, er wolle lieber sofort abgesägt werden als in diesem Tempo + i[n diesem] Sinne Dienst zu tun. Hptm. Christ unterstützt auf Aufforderung G[ansser]s diese Ansicht.»<sup>119</sup> Ähnlich klagte Hauptmann Christ zwei Wochen später über die «unoffz. mässige Behandlung seitens d. R. Kdten.»<sup>120</sup>

#### **7.2.4 Aus der Sicht von Zulauf: die Erziehung der ungehorsamen Infanterie-Brigade 12**

Zulauf übernahm am 13. Juli 1917 ad interim das Kommando über die Füsilier-Kompanie II/59. Diese war in Tavannes zwischen Biel und Delémont stationiert, grub Schanzen, hielt Wache und – pflückte Lindenblüten.<sup>121</sup> Bisher hatte Zulauf in seinem

115 F. Art. Abt. 20, o. O., 14. 2. 1917.

116 F. Art. Abt. 20, o. O., 1. 3. 1917.

117 F. Art. Abt. 20, o. O., 11. 2. 1917.

118 F. Art. Abt. 20, o. O., 9. 3. 1917. Der Verständlichkeit halber ausformuliert: «Kdt. [der Kolonne] Hptm. Christ. [Das] Tempo im Trab [ist] schaurig. Bef[ehl des] R[egiments-] Kdt.[, dass ich, Christ,] nicht mehr Kol[onnen] führen lassen [soll]. Mein Bef[ehl] an [das bzw. den] Kdo 63 [Christ]. «Sie schreiben in Ihr Tagebuch, dass ich Ihnen gesagt: Sie haben vom Führen einer Kol. keinen Dunst.»

119 F. Art. Abt. 20, o. O., 11. 2. 1917.

120 F. Art. Abt. 20, o. O., 27. 2. 1917.

121 Zulauf, Tavannes, 18. 7. 1917. Es handelte sich um einen Zusatzverdienst für die Wehrmänner. Wofür sie

Tagebuch nur wenig Kritik an seinen Soldaten geübt. Er monierte vereinzelt, sie seien schlecht ausgebildet.<sup>122</sup> Daneben lobte er jedoch das gute Verhalten der Mannschaft auf Märschen und Übungen.<sup>123</sup> Seine Tagebucheinträge lassen auf eine Mischung aus Kontrolle und Fürsorge für die Mannschaft schliessen. Er liess die Mannschaft Lebensläufe schreiben, um sie kennenzulernen,<sup>124</sup> an freien Sonntagen unternahm er mit Soldaten Ausflüge<sup>125</sup> oder spielte mit ihnen Fussball.<sup>126</sup> Regelrecht begeistert zeigte er sich über die Teilnehmer der Unteroffiziersschule des Landwehr-Infanterie-Regiments 45, deren stellvertretender Kommandant er im April 1916 war. Rückblickend schrieb er: «Es ist merklich ein Verbrechen, solche Mannschaft so zu verderben, wie es durch gewisse Regimentskommandanten geschieht. Sie ist ja viel williger, weiser und verständiger als der Auszug, weiss, was sie will und muss und erwartet von ihren Vorgesetzten nichts anderes als Verständnis und menschenwürdige Behandlung. Und ist es für einen Offizier wirklich so schwer, die Leute anständig zu behandeln? In meinen Augen nicht, wenigstens nicht für einen, der seiner Sache sicher ist und etwas Rückgrat hat nach oben. Aber an diesen beiden happerts bei uns.»<sup>127</sup>

Zulauf sah die Ursache für die Dienstmüdigkeit der Mannschaft eher in deren Behandlung durch die Vorgesetzten als bei den Soldaten selbst. Die «Boys», wie er die Landwehr-Männer nannte, veranstalteten gar einen Abend zum Abschied Zulaufs.<sup>128</sup> Mitsprache wollte er seinen Soldaten jedoch nicht gewähren. Zur Frage der Demokratisierung der Armee notierte er: «Mittags Vortrag von Meuli auf les Renvilles, da wo wir einmal im Schnee Thee gekocht haben, über Demokratisierung des Heeres. Die Thesen sind eigentlich selbstverständlich, denn wenn einer regiert, geht gewiss alles besser, als wenn zwei einander evt. noch Konkurrenz machen. Man kommt zuletzt auf den blinden Gehorsam u. die U. Of.-Frage u. ganz zuletzt in den Hirschen.»<sup>129</sup> Die Bedeutung der

---

die Blüten pflückten, geht aus dem Tagebuch nicht hervor. Für Zulauf bestand der Dienst zwischenzeitlich vor allem aus Essen und Trinken: «Ich fahre morgens 6<sup>00</sup> ab zur Ablösung unserer Posten u. schwitze ordentlich von Magglingen nach Twannberg. Ich betrachte die Stellungen vor Le Praise u. esse mich satt an Himbeeren, wobei ich die Patr. Gefr. Frey antreffe. Korp. Vogt sitzt ordentlich auf seinem Posten und ist mit der Verpflegung recht gefahren. Auf Twannberg schläft Speckert im Kanapee, der heute Nacht um 3<sup>00</sup> hat in Biel sein müssen beim Kdt. I. R. 19, Schuhmacher. Ich esse oben zu Mittag, trinke Bier u. roten Twanner, treffe in Lamboing die Posten Vogt & Wethli, welch letzterer hätte über Reuchnette heimkehren sollen, bei einem Kratten Schinzbacher Kirschen (Hiltpold). Wir steigen die Twannschlucht hinunter u. müssen beim Ausgang 10 Rappen zahlen. Daher trinken wir zwei im Bären Twann 3 Flaschen 15er u. jassen. Ich lasse meiner Frau einige Flaschen heimschicken u. mir die Rechnung. In Biel besuche ich Herrn Hptm. Schmid auf der Feldpost u. in Sonceboz schlafen wir unter einem Baum. Beim Heimkommen finde ich einen Haufen Meldungen u. bin ordentlich rumpelsurrig. Der gute Wein hat seine Wirkung getan.» Ebd.

122 Vgl. zum Beispiel Zulauf, Hirzenfeld, 17.–18. 9. 1914.

123 Vgl. zum Beispiel Zulauf, Bonfol, 20. 5. 1915; Balsthal, 15. 6. 1915; Bévillard, 13. 7. 1917.

124 Vgl. Zulauf, Montfaucou, 24. 12. 1916.

125 Vgl. Zulauf, Grandval, 3. 3. 1917. Der Marsch auf den Mont Raimeux fiel sehr zum Gefallen der Mannschaft aus.

126 Zulauf, Charmoille, 26. 3. 1915.

127 Zulauf, Hauenstein, 29. 4. 1916.

128 Zulauf, Hauenstein, 28. 4. 1916.

129 Zulauf, Tavannes, 23. 7. 1917.

Unteroffiziers-Frage wurde durch die Wendung, man sei zuletzt «in den Hirschen», wahrscheinlich eine Wirtschaf, gekommen, ironisch gebrochen.

Im Juli und August 1917 erfuhr Zulauf seine Soldaten vermehrt als undiszipliniert und ungehorsam. In Zulaufs Schwesterkompanie, der Füsilier-Kompanie III/59, kam es damals zu einem Fall kollektiver Insubordination.<sup>130</sup> Zulauf berichtete in seinem Tagebuch: «Meuterei, Empörung! Das kann nett werden. Gestern hat man gehört, dass in der 3. Kp. am Sonntag abend der Tagesof. 3 wegen Betrunkensein u. Beschimpfung der Vorgesetzten habe einsperren lassen u. dass darauf am folgenden Morgen der Zug eine Eingabe getan mit dem Bescheid, er rücke nicht aus, solange die 3 im Loch stecken. Das kann natürlich für einige schwere Folgen haben, Zuchthaus u. s. w. Und wer ist daran schuld? Die welche immer hetzen u. der Of, der nicht die Einsicht hatte, besoffene Mannschaft in Ruhe zu lassen.»<sup>131</sup> Das hatte auch Auswirkungen auf Zulaufs Kompanie: «Heute hat nun Speckert seinen (meinen ursprünglichen) Zug ein bischen Laufschrift machen lassen. Man hat dann sofort den passiven Widerstand gemerkt u. der Dümme hat das laut gesagt, was die andern murrten: er laufe sofort davon, wenn die Springerei nicht aufhöre. Ich habe sie nun verwarnt u. ihnen vorgestellt, was das bedeute. Heute Abend habe ich einen Hetzer (Füs. Hubeli) eingesperrt wegen Vernachlässigung seiner Pflichten. 's wird gut tun.»<sup>132</sup> Eine Woche später, kurz vor dem 1. August, kam es zu zwei weiteren Fällen von Ungehorsam: «Füs. Liechti hat sich im Rausch geweigert, Kant[onnements-]Wache zu stehen, u. sonst geht alles krumm. Und da soll man übermorgen den 1. Aug. feiern. Gefr. Werder sollte eine Ansprache halten, erklärt aber frei heraus, dass er das als Sozialist u. Antimilitarist nicht könne und ich zürne es ihm nicht. Mich nimmt nur Wunder, was ich sagen soll.»<sup>133</sup> Wieder eine Woche später kam es zu zwei weiteren Vergehen.<sup>134</sup> Auffällig ist Zulaufs Nachsicht mit der Mannschaft. Die Schuld an der Meuterei in der Kompanie III/59 sah er auch beim zuständigen Offizier; im Fall des angedrohten Davonlaufens belies er es bei einer Verwarnung.

Am 6. Februar 1918 rückte auch Zulauf als Teil der Infanterie-Brigade 12 ein. Das Aufgebot kam unerwartet und ungelegen. Zulaufs Frau – er hatte 1917 geheiratet – war hochschwanger.<sup>135</sup> «Vom Abschied zu Hause will ich lieber schweigen. Wir sind also plötzlich aufgeboten worden wegen der äussern u. innern Lage, namentlich letzterem. Zwei Monate zu früh», hielt er in seinem Tagebuch fest.<sup>136</sup>

Zulauf fungierte wiederum als Kompaniekommandant ad interim der Füsilier-Kompanie II/59. Seine Vorgesetzten kritisierte er in den kommenden Wochen und Monaten heftig. Die Erziehung zu Disziplin, die Oberst Senn forcierte, erregte seinen Unmut. Er

<sup>130</sup> Wolfensberger führt den Fall in seiner Übersicht nicht auf. Vgl. Wolfensberger 2018a.

<sup>131</sup> Zulauf, Tavannes, 24. 7. 1917.

<sup>132</sup> Zulauf, Tavannes, 24. 7. 1917.

<sup>133</sup> Zulauf, Tavannes, 30. 7. 1917.

<sup>134</sup> Zulauf, Tavannes, 6. 8. 1918. Beim ersten Vergehen stahl ein Wachtmeister Akten aus Zulaufs Unterlagen, beim zweiten ist der Tatbestand nicht klar. Es muss sich um einen Disziplinarfall gehandelt haben, da Zulauf als Kompaniekommandant die beiden mit jeweils vier Tagen Arrest bestrafte.

<sup>135</sup> Das Kind kam Ende März 1917 zur Welt. Vgl. Zulauf, Feusisberg, 30. 3. 1918.

<sup>136</sup> Zulauf, Schönenwerd, 6. 2. 1918.

bezeichnete ihn spöttisch als «Taktschrittesel»<sup>137</sup>, der «für nichts mehr Verständnis habe als für Gruss u. Taktschritt».<sup>138</sup> Oberstleutnant Paul Knapp, Kommandant des Infanterie-Regiments 23, schimpfte er dumm. Beim gemeinsamen «politisieren u. fachsimpeln» habe sich herausgestellt, «dass Herr Knapp mit seiner Weisheit äusserst knapp ist».<sup>139</sup> Über die Befehle Major August Brunnhofers, des neuen Kommandanten des Infanterie-Bataillons 59, machte er sich lustig. Sie schienen Zulauf mal überflüssig und belanglos, mal unvollständig und widersprüchlich. Über einen Bataillonsrapport schrieb er: «Abends wird in einem ca zweistündigen Bat. Rapport der freie Nachmittag auf den Mittwoch verlegt, über die Etappe geschumpfen, die uns nichts liefert, über den Generaladjutanten, der 50 Mann auf einmal beurlaubt; es wird bestimmt, dass die Mützen gewaschen werden sollen, sich die Leute hie u. da zu rasieren haben, die Caissons mit Schlössern geschlossen werden, damit niemand Munition stehlen kann, woraus man die schweren Sorgen des Adjdt. merkt, die ihm gewöhnlich der Munitionskiste bereitet; es wird ein Of. bestimmt, der morgen die Trüpplein Katholiken von den Kp.n, in Dübendorf vor der Kirche in Empfang nimmt u. fein ordentlich dem Herrn Hptm. Feldprediger übergibt; noch anderes mehr ist an diesem Rapport verhandelt worden.»<sup>140</sup>

Eine Woche später war ihm eine Reihe von Befehlen, die binnen 24 Stunden erlassen worden waren und allesamt die Beurlaubung der Mannschaft betrafen, Beleg für deren Unvollständigkeit und Widersprüchlichkeit: «Eine Serie von Befehlen muss noch angeführt werden:

22. II. 3<sup>00</sup> A: 50 % der Mannschaft kann morgen beurlaubt werden. Änderungen des Verpfleg[ung]srapports?

11<sup>00</sup> A: Reg. Befehl Sonntag, 24. von 9<sup>00</sup> M. an können 50 % beurlaubt werden.

23. II. 11<sup>00</sup> M. Die Urlauber können schon heute 5<sup>20</sup> A abfahren

1<sup>00</sup> A. Die Urlauber reisen mit Urlaubspass.

2<sup>00</sup> A. Die Urlauber sind so zu entlassen, dass sie 6<sup>58</sup> ab Dietlikon fahren können.

Kaput en bandalière über die linke Schulter gerollt.

2<sup>15</sup> A: Die Urlauber reisen ohne Pass u. haben die halbe Taxe zu bezahlen.

Und dabei bleibt's.»<sup>141</sup>

Zulaufs Unmut erregte vor allem, dass Knapp und Brunnhofer die Kritik Senns, die Brigade sei schlecht erzogen und ausgebildet, ungefiltert weitergaben. Ironisch notierte er zum Beispiel bereits anderthalb Wochen nach der Mobilmachung: «Der Herr Major [der Bataillonskommandant] ist auf dem Reg. Rapport gewesen, wo's grausig gepiffen haben muss: Ausbildung mit aller Energie, schlechter Gruss, schlechte Achtungsstellung, Of. grüssen schlecht, schlechte sofort aufschreiben und spezial behandeln, gute Soldaten arbeiten etwas anderes, eine andere Ausbildung darf nicht mehr vorkommen, wer den Befehl nicht durchführt, muss weg, diese Methode muss von einem Tag auf den anderen durch. – darum der heutige Alarmrapport. – 's ist einfach schauderhaft, wie die reorg[ani-

137 Zulauf, Brüttsellen, 28. 2. 1918.

138 Zulauf, Brüttsellen, 9. 3. 1918.

139 Zulauf, Dietlikon, 10. 2. 1917.

140 Zulauf, Dietlikon, 16. 2. 1918.

141 Zulauf, Dietlikon, 23. 2. 1918.

sierter] Brigade verlottert ist, u. kaum zu glauben, dass sie seit 14 so hat bestehen können. Nur gut, dass ein so energischer Brigadier gekommen, der die Truppe von Grund auf renovieren will. – Wenn's nur nicht etwa ihn nimmt dabei.»<sup>142</sup> Die Ironie machte ein Eintrag fünf Tage später deutlich: «Kdt u. Adjdt. machen den Taktschritt im Bat-Bureau vor, während ich seelenruhig u. taub am Tisch sitze. Dann kommt Rudolf dran. Und als ich mich erfreue anzuführen, dass wir neben dem Taktschritt eben auch noch etwas anderes treiben u. übrigens finden, nicht eingerückt zu sein, um jeden Dienst einen neuen Taktschritt u. andere Mätzchen zu erlernen, werde ich angepöffen in Sinne von Befehl ist Befehl u. s. w. Ohne Zweifel, der Herr Major hat auf dem Reg. Rapport viel gelernt. Und trotzdem die anderen nichts mehr als Taktschritt u. Gruss üben, werde ich meine Soldaten nicht dafür hergeben, u. sollte ich Rüffel über Rüffel erhalten.»<sup>143</sup>

Zulauf sah sich offensichtlich seinen Unterstellten mehr verpflichtet als seinen Vorgesetzten. Wie Wieland erfuhr Zulauf scharfe Kritik von oben, gerade seiner Widerspenstigkeit wegen. Nachdem sich der Bataillonsstab über die Dienstauffassung in Zulaufs Kompanie entsetzt hatte – sie bewachte die Caissons nicht<sup>144</sup> – sollte Zulauf als Kompaniekommandant abgesetzt und durch einen überzähligen Hauptmann ersetzt werden.<sup>145</sup> Zulauf fühlte sich «abgesägt».<sup>146</sup> Er war zugleich wütend über die Behandlung, die ihm zuteilgeworden war,<sup>147</sup> als auch froh über den Urlaub, der ihm nun in Aussicht gestellt wurde.<sup>148</sup> Der Entscheid, Zulauf das Kommando zu entziehen, wurde am selben Tag revidiert. Stattdessen sollte ihm der Hauptmann für 14 Tage als Instruktor zur Seite stehen.<sup>149</sup> Am Ende blieb er fünf Tage.<sup>150</sup> Die Kritik an Zulauf hielt dennoch an. Oberst Senn warf ihm vor, er «sei kein Soldat u. habe keine Ordnung in der Kp.».<sup>151</sup> Oberstleutnant Knapp, Kommandant des Infanterie-Regiments 24, machte ihn dafür verantwortlich, dass in der Kompanie nicht gearbeitet werde, warf ihm «Resistenz» vor und drohte erneut, ihn als Kompaniekommandant abzusetzen.<sup>152</sup>

Anders als Wieland, der grossen Wert darauf legte, gut dazustehen, liessen ihn die Vorbehalte gegenüber seiner Führung mehr und mehr kalt. «Bei der Kritik lässt mich der Knapp am Seil hinunter, was mich nicht stark aufregt», notierte er Anfang April nach getaner Übung.<sup>153</sup> Seiner Motivation waren sie jedoch nicht zuträglich. Als er

142 Zulauf, Dietlikon, 18. 2. 1918.

143 Zulauf, Dietlikon, 23. 2. 1918.

144 Vgl. Zulauf, Brüttsellen, 3. 3. 1918. Caisson sind einachsige Fuhrwerke.

145 Vgl. Auf welcher Stufe der Entscheid, Zulauf das Kommando über die Kompanie zu entziehen, gefällt wurde, geht aus dessen Tagebuch nicht hervor. Der Entscheid wurde diesem vom Regiments- und Bataillonskommandanten eröffnet. Vgl. Zulauf, Brüttsellen, 4. 3. 1918.

146 Zulauf, Brüttsellen, 4. 3. 1918.

147 Zulauf, Brüttsellen, 5. 3. 1918.

148 Vgl. Zulauf, Brüttsellen, 4. 3. 1918.

149 Vgl. ebd.

150 Vgl. Zulauf, Brüttsellen, 9. 3. 1918.

151 Zulauf, Brüttsellen, 9. 3. 1918.

152 Zulauf, Brüttsellen, 8. 3. 1918.

153 Zulauf, Feusisberg, 1. 4. 1918.

Mitte April für wenige Tage in Urlaub ging, notierte er, er «trete das Kdo einem anderen Schafskopf ab».<sup>154</sup>

Auch entschied er weiterhin im Sinne seiner Unterstellten, selbst gegen den Willen seiner Vorgesetzten. Als zum Beispiel ein Zugführer beim Bataillonskommando vergeblich um Urlaub ersucht hatte, da seine Schwiegermutter verstorben war, reagierte Zulauf mit Unverständnis. «So behandelt man die Of. im Bat. 59, als ob man am Dienstag nicht ganz gleich gut dislozieren könnte, wenn ein Zugführer fehlt. Ich lasse ihn auf mein Risiko hin springen», notierte er.<sup>155</sup> Gegenüber der dienstmüden, ungehorsamen Mannschaft liess er bisweilen Nachsicht walten. Als beispielsweise ein Gefreiter den Mut aufgebracht hatte, disziplinwidriges Verhalten der Kompanie zu rechtfertigen, sah Zulauf von dessen Bestrafung ab. Das trug ihm das Lob des «Grütliener», der Zeitschrift des sozialdemokratischen Grütlivereins, ein.<sup>156</sup> Dennoch hatte er «immer einige im scharfen Arrest», weil die Stimmung in der Kompanie «schon verdammt schlecht» sei.<sup>157</sup>

Zulauf suchte die Schuld für die Dienstmüdigkeit und den Ungehorsam der Mannschaft nicht in erster Linie bei dieser, sondern bei seinen Vorgesetzten. Er sei «die ersten Tage nicht mit voller Konsequenz hinter den Taktschritt gefahren [...], um einesteils meine Leute nicht zu Blendern erziehen zu müssen u. um die so wie so heikle Stimmung in der Truppe nicht noch mehr zu verschlechtern», begründete er und stellte sich damit gegen Senns Ansinnen, die Truppe mit Exerzieren zu disziplinieren.<sup>158</sup> Am Entschluss, die Truppe nicht wie anfänglich mitgeteilt Mitte, sondern erst Ende April 1918 zu entlassen, übte er scharfe Kritik: «Blödsinnig ist natürlich auch, dass man einen Beschluss fasst, die Aktiv-Dienste dürfen nicht länger als 2½ Monate dauern u. bei jeder Gelegenheit wird dieser Beschluss übertreten.»<sup>159</sup> Als bei der Kritik der Übung vom 5. April die abziehende Truppe mehrere Schüsse abliess, klagte Zulauf nicht wie Wieland über betäubende «Disziplinlosigkeit», sondern forderte: «Das einfachste wäre, die Truppe heimzuschicken, da man sie doch nicht halten kann.»<sup>160</sup>

### 7.2.5 Zum Vergleich: Kritik an Vorgesetzten

Dass Zulauf als Offizier niedrigen Ranges Kritik an seinen Vorgesetzten und im Umgang mit Unterstellten Nachsicht übte, war kein Einzelfall. Dasselbe tat 1917 auch Hauptmann Hans Fritzsche.<sup>161</sup> Kritik an der Vorliebe Vorgesetzter für formalistischen Erziehungsdrill,

154 Zulauf, Feusisberg, 12. 4. 1918.

155 Zulauf, Brüttsellen, 24. 3. 1918.

156 Vgl. Zulauf, Brüttsellen, 12. 3. 1918; Die Militärrevolte in Kloten und der unbedingte militärische Gehorsam im Schweizer Heere. In: Grütliener, Ausgabe vom Dienstag, 12. März 1918, Nr. 59/68: 1. Welches disziplinwidrige Verhalten vorgefallen war, geht aus den Quellen nicht hervor.

157 Zulauf, Feusisberg, 5. 4. 1918.

158 Zulauf, Brüttsellen, 4. 3. 1918.

159 Zulauf, Feusisberg, 5. 4. 1918.

160 Ebd.

161 Vgl. Kap. 4.4.

der nur dem äusseren Schein diene, übte auch Hauptmann Hans Bühler.<sup>162</sup> Ein weiteres Beispiel ist dasjenige von Oberleutnant Armin Meili, der nach dem Ersten Weltkrieg vor dem Artillerieverein der Stadt Luzern über die «Demokratisierung der Schweizer Armee» referierte.<sup>163</sup> Meili sprach sich gegen Soldatenräte und die Öffnung des Offizierskorps für sämtliche Schichten aus. Ebenso lehnte er es ab, dass Soldaten ein Vorschlagsrecht für Offiziere besässen. Gleichzeitig zeigte er jedoch Verständnis für verschiedene Anliegen der Mannschaft und übte scharfe Kritik an (meist ranghöheren) Offizieren. Sie galt etwa dem Bemühen verschiedener Offiziere um Ordnung und Sauberkeit. Das habe in sinnfreier, überbordender Beschäftigung gemündet: «Die Offiziere taten noch immer Feldweibeldienst. Vielerorts wusste so ein armer Feldweibel kaum mehr, was seine Domäne ist. [...] Wie mancher Truppenführer hat unter eigener Seelenpein seine Leute mit unnützen Dingen geplagt, sei es durch Ueberkontrolle, sei es durch das schlechte Einteilen der Arbeitszeiten. Es gab pflichtgetreue Hauptleute, die glaubten, es sei unbedingt nötig, dass am Abend das letzte Geschirrtelchen und das letzte Geschützrad blendend gereinigt war. Bis dahin, glaubten sie, dürfe kein Mann Feierabend haben. Solcher Offiziere gab es gar viele. Die Mannschaft wurde verbittert, der gute Wille nahm ab.»<sup>164</sup>

Deutliche Kritik übte Meili am Drill. Der sei deshalb «unendlich verhasst», weil der «Hauptwert» auf «Mätzchen» gelegt worden sei, Sinn und Zweck des Drills seien dem einzelnen Mann nicht verständlich gewesen. Meili verlangte geduldiges Vorführen und Erklären. «Der Drill hat nur dann Wert, wenn der Mann weiss, was er tut und warum er es tut», begründete er.<sup>165</sup> Den «preussischen Paradedrill»<sup>166</sup> lehnte er ebenso ab wie die Übernahme «erzieherischer Systeme» aus dem Ausland. Ersteren grenzte er von der «altschweizerischen Schule zur Manneszucht» ab,<sup>167</sup> letztere seien, befand er, «unserm Wehrwesen fremd», dadurch würde der «Charakter des Milizheeres missverstanden».<sup>168</sup>

Auch warf er Vorgesetzten vor, sie hätten Beschwerdeführer «zumeist angebrüllt, so dass jedem die Lust verging, irgendwelche Klagen vorzubringen», statt diese ernstlich zu behandeln, wie es das Beschwerdewesen verlangt hätte.<sup>169</sup> Auch seien Strafen «von Vorgesetzten oft in der ‹Täubi› ausgesprochen» worden.<sup>170</sup> Dass verschiedene Offiziere «glaubten, es ihrer Dienstauffassung schuldig zu sein, überhaupt nur noch im schnarrenden, preussischen Leutnantsjargon durch den Kasernenhof brüllen zu müssen», habe besonders für «böses Blut» gesorgt.<sup>171</sup>

162 Vgl. Kap. 5.2.

163 Meili, Armin: Die Demokratisierung der Schweizerischen Armee. Vortrag im Artillerieverein der Stadt Luzern, Zürich/Luzern o. D., BAR J2.11#1000/1407#115\*. Der Vortrag muss in den Jahren 1919 oder 1920 gehalten worden sein. Meili referierte über den Dienst der Jahre 1914 bis 1919 und bekleidete damals den Rang eines Oberleutnants. 1920 wurde er bereits zum Hauptmann befördert.

164 Meili 1919/20: 7.

165 Meili 1919/20: 10.

166 Meili 1919/20: 10.

167 Meili 1919/20: 10.

168 Meili 1919/20: 4.

169 Meili 1919/20: 9.

170 Meili 1919/20: 17.

171 Meili 1919/20: 8.

Der Missstimmung der Mannschaft, die er in ihrer «wirtschaftlichen Bedrängnis» und ihrer mangelhaften sozialen Absicherung begründet sah, brachte er ein gewisses Verständnis entgegen.<sup>172</sup> Ebenso rügte er die «zum Teil erbärmlichen Unterkunftsverhältnisse im Jura».<sup>173</sup> Einem Teil der Forderungen des Grütlivereins, nämlich derjenigen nach gleicher Verpflegung von Offizieren und Mannschaft, nach der Sicherung der Glaubens- und Gewissensfreiheit sowie des Petitions- und Beschwerderechts sowie nach der Entfernung unwürdiger Offizieren, stimmte er deshalb zu, hielt sie jedoch für weitgehend umgesetzt.

---

<sup>172</sup> Meili 1919/20: 8.

<sup>173</sup> Meili 1919/20: 8.



### **III. Teil: Phase der erneuten Unsicherheit**



## 8 Kriegsende

### 8.1 Kriegsende und Spanische Grippe

#### 8.1.1 «Ein Durcheinander ohne Gleichen» – das Kriegsende

Die deutschen Offensiven an der Westfront im März und April 1918 schlugen trotz anfänglicher Erfolge fehl. Eine letzte österreichisch-ungarische Offensive in Venetien scheiterte im Juni 1918 ebenso. Die Offensive der Alliierten bei Amiens im August 1918 und weitere Vorstöße im September und Oktober brachten diesen hingegen grosse Geländegewinne und schwächten den Widerstandswillen der deutschen Truppen sowie deren Vertrauen in ihre Führung. Im September 1918 gelangen der alliierten Salonikiarmee an der bulgarischen Front entscheidende Durchbrüche, worauf Bulgarien am 29. September 1918 mit den Alliierten einen Waffenstillstand schloss. Auf Drängen der Obersten Heeresleitung ersuchte die deutsche Reichsleitung den amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson am 4. Oktober 1918 um sofortigen Waffenstillstand und die Vorbereitung von Friedensverhandlungen. Die Oberste Heeresleitung beabsichtigte, das Deutsche Reich in eine parlamentarische Monarchie zu verwandeln und den Abwehrkampf später weiterzuführen; Wilson hingegen forderte, die bisherige politische Führung zu entmachten, und das Eingeständnis der militärischen Niederlage.<sup>1</sup>

Während die Verhandlungen über einen Waffenstillstand liefen, veränderten die Novemberrevolution und die Ausrufung der Republik die Lage im Deutschen Reich grundlegend. In Kiel griff die Meuterei der Matrosen der Hochseeflotte Anfang November auf die Stadt über, es wurden Arbeiter- und Soldatenräte nach sowjetischem Vorbild gebildet. Der Aufstand weitete sich auf andere norddeutsche Städte aus. Am 7. November proklamierte die bayerische USPD in München eine bayerische Republik und erzwang die Abdankung des Königs. Zwei Tage später verkündete die SPD in Berlin einen Generalstreik, drängte auf die sofortige Abdankung des Kaisers und übernahm die Regierungsgeschäfte. Als bis Mitte November 1918 die verbleibenden Mittelmächte Osmanisches Reich, Österreich-Ungarn und das Deutsche Reich mit den Alliierten und den mit ihnen assoziierten Mächten einen Waffenstillstand abgeschlossen hatten, kamen die Kampfhandlungen in Mittel- und Westeuropa zu einem Ende.<sup>2</sup>

Die Ereignisse im Herbst 1918 fanden Niederschlag in allen drei Tagebüchern, die für diesen Zeitraum vorliegen.<sup>3</sup> Das Augenmerk lag dabei auf dem Deutschen Reich und der Westfront. Das Geschehen ausserhalb der Schweiz war von besonderer Tragweite. Zudem schien der lang gehegte Wunsch nach Frieden endlich in Erfüllung zu gehen. Vereinzelt zeigten sich die Offiziere empört darüber, wie die Alliierten mit dem Deutschen Reich umgingen. Gleichzeitig brachten die Umwälzungen in Europa, insbesondere im Deutschen Reich, Ungewissheit mit sich. Die sich scheinbar überstürzenden Ereignisse führten zu einer Orientierungslosigkeit, ähnlich wie sie im August 1914 geherrscht hatte.

1 Segesser 2014: 198–203; Schwabe 2014a: 293 f.; Kurz 1970: 261 f.

2 Schwabe 2014c; ders. 2014d.

3 Es sind die Tagebücher von Adolf Merk, Albert Böhi und Wilhelm Francke. Vgl. Einführung.

Entsprechend kursierten erneut Gerüchte, diesmal über einen Waffenstillstand und Friedensverhandlungen.

Hauptmann Adolf Merk, dessen Aussagen zum Krieg sich über Jahre mehrheitlich darauf beschränkten, dass der Krieg weitergehe, berichtete zum Beispiel seit Oktober 1918 detaillierter über die Grosswetterlage in Europa und gab seiner Hoffnung auf Frieden Ausdruck. Am 6. Oktober erwähnte er Gerüchte, «die Centralmächte seien zu einem Waffenstillstand geneigt» und verurteilte den Krieg abermals: «Schrecklich, dass dieser menschenmordende Krieg kein Ende nehmen will, schwer für die Kriegführenden wie auch für die Neutralen.»<sup>4</sup> Als die deutsche Reichsleitung den amerikanischen Präsidenten Wilson um Waffenstillstand und Friedensverhandlungen ersuchte, kommentierte Merk: «Der Wunsch der ganzen Menschheit ist nur dass dieser Gedanke zum Durchbruch komme u. das schreckliche Morden nach 4 1/2 Jahren ein Ende nehme.»<sup>5</sup> Das Deutsche Reich sei auf sich alleine gestellt, seine Verbündeten besiegt.<sup>6</sup> Die «schweren Waffenstillstandsbedingungen», die die Alliierten stellten, hielt er für «eine grosse u. schreckliche Demüthigung für Kaiser u. Volk».<sup>7</sup> Einen Zeitungsartikel über die Abdankung Wilhelms II. klebte er in sein Tagebuch, was er sonst nur selten tat. Dass es «überall [...] Republiken» gebe und «Sozialdemokraten, Arbeiter- u. Soldatenräthe an der Spitze» standen, kommentierte er mit: «Ein Durcheinander ohne Gleichen, wo das noch hinaus will lässt sich heute nicht gut sagen, wir leben in ernster schwerer Zeit.»<sup>8</sup>

Auch der Thurgauer Ständerat und Hauptmann Albert Böhi, der kaum je in seinem Tagebuch über den Krieg schrieb, erwähnte die Abdankung des Kaisers und den Waffenstillstand an der Westfront, wenn auch jeweils nur kurz. «Kaiser Wilhelm II. dankte ab», notierte er am 9. November.<sup>9</sup> «Vormittags 11 Uhr Waffenstillstand an der Westfront!» zwei Tage später.<sup>10</sup>

Ausführlich über das Geschehen berichtete auch im letzten Kriegsjahr Major Wilhelm Francke. Im Oktober schwand seine Begeisterung für das Deutsche Reich. Noch im März und April hatte er regelmässig deutsche Vorstösse und Erfolge erwähnt.<sup>11</sup> Das deutsche Ersuchen um Frieden vom 4. Oktober 1918 besprach er «in begreiflicher Erregung den ganzen Tag» mit Bekannten. «Es scheint, das [!] die Deutschen am Ende ihrer Kraft sind, sonst würden sie nicht um Frieden bitten», kommentierte er.<sup>12</sup> Am 11. Oktober notierte er: «Die Herrlichkeit der Zentralmächte schwindet». Anlass dazu war die «grosse Umwandlung in Deutschland und Österr. Beide Staaten werden demokratisch», ebenso sei die bisherige türkische Regierung einer neuen, ententefreundlichen gewichen.<sup>13</sup>

4 Merk, (Pfy), 6. 10. 1918.

5 Merk, (Pfy), 9. 10. 1918.

6 Vgl. Merk, (Pfy), 25. 10. und 2. 11. 1918.

7 Merk, (Pfy), 7. 11. 1918.

8 Merk, (Pfy), 11. 11. 1918.

9 Böhi, o. O., 9. 11. 1918. Das Ereignis reihte sich ein in eine Aufzählung der an diesem Tag verrichteten Tätigkeit, was ihre Brisanz abschwächte. Der vorangehende Satz lautete: «Nach St. Gallen zur Feststellung des Gutachtens i. S. Rauchbelästigung durch den Rosenbergtunnel.»

10 Böhi, o. O., 11. 11. 1918.

11 Vgl. zum Beispiel Francke, Aarau, 22.–27. 3. 1918 (343 f.), 10.–15. 4. 1918 (346)

12 Francke, Aarau, 6. 10. 1918 (372).

13 Francke, Zürich, 11. 10. 1918 (373). Mutmasslich bezog sich Francke auf die Absetzung des deutschen

Dass die deutsche Regierung den Forderungen Wilsons für Waffenstillstandsverhandlungen nachkam, überraschte Francke: «Es muss bitterböse stehen in Deutschland, dass es so nachgibt.»<sup>14</sup> Die Waffenstillstandsverhandlungen erwartete er mit grosser Spannung: «Wir erleben jetzt die wichtigsten Momente in diesem Weltkrieg, wohl überhaupt seitdem die Menschheit existiert. Alles spricht von Frieden und erwartet mit Bangen die Antwort Wilsons», notierte er am 14. Oktober.<sup>15</sup>

Die Einträge Anfang November machen Franckes Orientierungslosigkeit deutlich. «Die Ereignisse überstürzen sich», hatte er bereits Ende Oktober notiert.<sup>16</sup> «Lebhafte Diskussion über die grauenvolle Weltlage. Papa sieht schwarz. Angst vor Bolschewismus. Wir gehen schweren Zeiten entgegen», notierte er Tage später.<sup>17</sup> Besorgt zeigte er sich über die Abdankung Kaiser Wilhelms II. «Es muss schon schlimm stehen, dass es soweit kommen konnte», bemerkte er am 9. November, als er bereits selbst zum Ordnungsdienst in Zürich aufgeboten war.<sup>18</sup> Zwei Tage später stellte er fest: «In Deutschland alles drunter und drüber. Alle Herrscher haben abgedankt. Konstanz brennt. Es werden Arbeiter- und Soldatenräte gebildet.»<sup>19</sup> Die Lage bei Kriegsende war damit für Francke ebenso ungewiss wie bei Kriegsbeginn.

### 8.1.2 «Alle Angriffe [...] mit Erfolg zurückgeschlagen» – die Spanische Grippe

Im letzten Kriegsjahr grassierte zudem die Spanische Grippe. Bis 1918 forderte die weltweite Grippeepidemie schätzungsweise zwischen 20 und 50 Millionen Opfer. Anders als bei anderen Grippeviren war die Mortalitätsrate bei 20- bis 40-Jährigen besonders hoch. Ausgehend von Truppenlagern der US-Streitkräfte im Mittleren Westen der USA verbreitete sich das Virus. Im Frühjahr und Sommer kam es zur ersten Hauptwelle, die Zweite folgte im Herbst 1918. In einigen Regionen folgte im Frühjahr 1919 eine dritte Welle. Die zweite, aggressivste Welle war global für zwei Drittel aller Opfer verantwortlich.<sup>20</sup>

---

Reichskanzlers Georg Graf von Hertling. Der christlich-konservative Zentrumsolitiker bezeichnete sich selbst stets als überzeugten Monarchisten. Hagenlücke 2014. Er wurde durch den «liberalen Politiker» Max von Baden ersetzt, der später, nachdem er die Abdankung Kaiser Wilhelms II. bekanntgegeben hatte, als Totengräber der Monarchie verunglimpft wurde. Segesser 2014: 202. Vgl. Schwabe 2014b. Ausserdem bezog er sich womöglich auf die Unabhängigkeitsbestrebungen der Südslawen, Tschechen und Polen Anfangs Oktober 1918. Vgl. Judson 2021.

14 Francke, Aarau, 13. 10. 1918 (373).

15 Francke, Aarau, 14. 10. 1918 (373).

16 Francke, Aarau, 31. 10. 1918 (376). Worauf er sich bezog, ist unklar.

17 Francke, Aarau, 4. 11. 1918 (376).

18 Francke, Birmensdorf, 9. 11. 1918 (377).

19 Francke, Zürich, 11. 11. 1918 (378).

20 Vgl. Sonderegger, Tscherrig 2014: 259–267. Der Aufsatz von Christian Sonderegger und Andreas Tscherrig, basierend auf der Lizentiatsarbeit Sondereggers, bildet die aktuellste Publikation zur Spanischen Grippe in der Schweiz und bietet einen umfassenden Überblick über den Forschungsstand. Vgl. Sonderegger 1991. Sonderegger spricht in den genannten Publikationen von 50 bis 100 Millionen Opfern weltweit, andernorts jedoch von 20 bis 50 Millionen. Vgl. Sonderegger 2017. Tanner geht ebenfalls von 20 bis 50 Millionen Opfern aus. Vgl. Tanner 2015: 150. Manfred Vasold, auf den sich Tanner stützt, geht für die Jahre 1918 und 1919 von wenigstens 30 bis 40 Millionen Toten aus. Vasold 2009: 151.

Mitte Mai 1918 kam es in der Schweiz zur ersten Häufung von Krankheitsfällen. Die erste Grippewelle im Juli und August erfasste vor allem die Westschweizer und die an sie angrenzenden Kantone, die zweite wütete von Oktober bis Dezember und erfasste die gesamte Schweiz, wobei die Inner- und die Ostschweiz besonders stark betroffen waren. Die zweite Welle forderte besonders viele Opfer. Bis 1919 wurden in der Schweiz rund 745 000 Ansteckungen gemeldet. Das entsprach knapp 20 % der Wohnbevölkerung. Weil nur etwa ein Drittel der Fälle gemeldet wurde, schätzte das Schweizerische Gesundheitsamt die Zahl der 1918 Erkrankten als dreimal so hoch ein und ging von rund 2 Millionen Influenzaerkrankungen aus, was der Hälfte der Bevölkerung entsprach. 1919 waren es rund 80 000 gemeldete Fälle. 1918 und 1919 starben gemäss Zahlen des Bundesamtes für Statistik 24 449 Personen an der Grippe, was 0.62 % der Bevölkerung von 1918 entspricht, 1920 waren es 3518 Personen. Mit jeweils knapp 60 % waren Männer und 20- bis 40-Jährige unter den Todesopfern deutlich übervertreten. In ländlichen Kantonen war die Mortalität zudem höher als in städtischen. Die Gesellschaft war kaum auf die Grippe vorbereitet und reagierte, so Georg Kreis, «wegen des schlechten Wissensstandes falsch, hilflos und sonderbar».<sup>21</sup> Diverse Mittel versprachen Schutz vor einer Ansteckung, ohne ihre Versprechen einlösen zu können. Die Behörden versuchten, die Ausbreitung einzudämmen, und schränkten das soziale Leben ein.<sup>22</sup>

Die Armee war genauso wie das zivile Gesundheitswesen nicht auf die Pandemie vorbereitet. Es fehlte an Personal, Medikamenten und Transportmöglichkeiten, die hygienischen Verhältnisse waren für die Kranken, so Patrick Kury, «schlicht katastrophal».<sup>23</sup> Die 1876 Wehrmänner, die der Grippe zum Opfer fielen, standen lange im Zentrum des Interesses der schweizerischen Öffentlichkeit.<sup>24</sup> Diese fragte, wer für das Sterben verantwortlich sei. Im Sommer 1918 wurde in Oberst Carl Hauser, Oberfeldarzt und Chef der Abteilung für Sanität, ein Schuldiger gefunden. Die Presse, allen voran die sozialdemokratische «Berner Tagwacht», prangerte, gestützt auf Aussagen von Wehrmännern, die Unterbringung, Versorgung und Pflege grippekranker Soldaten an. Der öffentliche und später politische Druck führte dazu, dass Bundesrat und General Wille je eine Untersuchungskommission einsetzten. Das war, urteilt Kury, «eine umfassende Vertrauenskrise in die (militärische) Führung der Schweiz.»<sup>25</sup> Während des Landesstreiks im November 1918 stellte sich die Frage nach der Verantwortung erneut. Streikende und die Armee gaben sich gegenseitig die Schuld am Tod der Soldaten.<sup>26</sup>

21 Kreis 2014: 228.

22 Vgl. Sonderegger, Tscherrig 2014: 267–278; Kreis 2014: 225–228. Zu den genannten Zahlen siehe auch Sonderegger 1991: 24, 40 f. Kreis führt an, dass die Ernährungs- und Wohnungssituation in der Schweiz der Grippe insofern Vorschub geleistet hätten, als die Abwehrkräfte der Infizierten dadurch geschwächt gewesen seien. Vgl. Kreis 2014: 226.

23 Kury 2018: 397

24 Insgesamt starben im Aktivdienst von 1914 bis 1918 3065 Wehrmänner. Vgl. Kreis 2013a: 406; Kurz 1979: 133. Zur Anzahl grippekranker Soldaten kursieren in der Forschung unterschiedliche Zahlen. Jakob Tanner spricht von 3000, Kreis andernorts von 913. Vgl. Tanner 2015: 150; Kreis 2014: 228.

25 Kury 2018: 397.

26 Vgl. Sonderegger 1991: 73–90; Sonderegger, Tscherrig 2014: 278–283.

Im Sommer und Herbst 1918 war das Wüten der Spanischen Grippe in der Schweiz für das Gros der untersuchten Offiziere ein Thema von Bedeutung.<sup>27</sup> Das Thema trat ebenso wellenförmig in deren Selbstzeugnissen auf wie die Grippe selbst, beispielsweise im Tagebuch von Hauptmann Adolf Merk.<sup>28</sup> Die «gefährlich Epidemie» herrsche «im ganzen Lande», schrieb er bereits im Juli.<sup>29</sup> Ein Teil der untersuchten Offiziere erkrankte selbst an der Grippe: Major Wilhelm Francke und Oberleutnant Robert Howald bereits im Juli, Major Adolf Egli im Oktober, Hauptmann Hans Fritzsche und Leutnant Max Bühler im November 1918.<sup>30</sup> Auch in der Truppe wütete sie. Doch das Ausmass überraschte. «Der Gesundheitszustand ist nach wie vor ein sehr schlechter. Ich rückte heut mit 58 Mann aus!», berichtete Hauptmann Hans Bühler, Kommandant der Mitrailleur-Kompanie I/17, seinem Vater im Juli.<sup>31</sup> Francke stellte dasselbe im November 1918 fest, als sein Regiment zum Ordnungsdienst in Zürich aufgeboten war. «Die Grippe haust scheusslich. Esc. [Schwadron] 23 schon über 50 % Kranke.»<sup>32</sup> Ähnlich berichtete Howald: «Die Influenza hat erschreckend um sich gegriffen – die Hälfte unserer Soldaten sind krank.»<sup>33</sup> Wie sehr ihn das Erlebte bewegte, zeigen seine detaillierten Schilderungen einer abgebrochenen Übung: «Unterwegs [!] sanken unsere beiden Radfahrer um, der Hr. Major selbst fing bedenklich an auszusehen, die Ordonnanzen, alles wurde krank, das nur im Stab! Bei den Batterien sah es noch schlimmer aus: Die Hälfte der Leute wurde überhaupt zurückgelassen, ein Teil der andern erkrankte auf dem Marsch. Als ich in Chatelat, einem Dörfchen in der Nähe von Bellelay bei der Batterie 61 vorbeiritt, meldete mir ein Hauptmann, der den Major vertritt, dass er wahrscheinlich sofort in's Bett müsse, ebenfalls 2 seiner Offiziere. Ich überbrachte Hr. Major Sch. diese Meldung – nun genügte es. [...] wir sind also heute Morgen bei strömendem Regen wieder nach Delsberg gezogen und haben hier Quartier bezogen. So etwas vergisst man seiner Lebtag nicht: Auf dem Marsch begegneten uns Autos mit kranken Offizieren, Breaks mit kranken Soldaten usw.»<sup>34</sup>

Auch der Tod hielt unter der Truppe Einzug. Das wühlte auf. «In Kp. I/40 starben innert 10 Tagen 13 U. Off. u. Soldaten, in III + IV/35 innert den letzten 6 Tagen je 4 Soldaten», berichtete Bühler.<sup>35</sup> «So mancher brave 85er kehrt nicht mehr heim! Es sind schwarze Tage für das Bataillon», schrieb Fritzsche, selbst noch im Grippespital, seinen

27 Die Ausnahme bildet hier Hauptmann Heinrich Gelzer, der notabene im Juli und August 1918 in der Etappensanitätsanstalt Olten Dienst tat. Abgesehen von der Anzahl Kranker, die er unregelmässig nannte, fehlte die Spanische Grippe in seinen Briefen aus diesem Dienst. Vgl. Gelzer an Ehefrau, Zofingen, 6., 7., 12., 18.–23., 25.–30. 8. 1918

28 Vgl. Merk, (Pfyn), 24., 27. 7., 1., 9. 8., 25., 28. 10., 26. 11. und 12. 12. 1918. Weitere Einträge zur Grippe finden sich für 1918 nicht im Tagebuch.

29 Merk, (Pfyn), 24. 7. 1918.

30 Francke, Aarau, 14.–31. 7. 1918 (360–363); Howald an Verlobte, Delsberg, 5. 7. 1918; Egli an Beerli, Basel, 24. 10. 1918; Fritzsche an Ehefrau, o. O., 21. 11. 1918; Max Bühler an Beerli, o. O., 11. 11. 1918.

31 Hans Bühler an Vater, o. O., 10. 7. 1918.

32 Francke, Birmensdorf, 12. 11. 1918 (378).

33 Howald an Verlobte, Delsberg, 10. 7. 1918.

34 Ebd. Howald war zu diesem Zeitpunkt selbst schon krank, zeigte vorerst jedoch nur leichte Symptome. Vgl. Howald, o. O., 21. 9. 1918. Der nachträglich verfasste Tagebucheintrag behandelt die Ereignisse im Juli 1918.

35 Hans Bühler an Vater, Charmoille, 17. 7. 1918.

Eltern.<sup>36</sup> Betroffen war auch das Artillerie-Regiment 10, in dem Howald Quartiermeister war. «Der traurige, alltägliche Klang des Totenmarsches wirkte auf mein Gemüt nicht wohlthuend und mit unsagbarer Sehnsucht wünschte ich mich aus dem verseuchten Tal fort», schrieb er nachträglich über den Dienst im Juli.<sup>37</sup>

Die Offiziere sahen sich damit einer tödlichen Gefahr ausgesetzt, wie sie es seit August 1914 kaum mehr getan hatten. Das wirkte sich auf die Kommunikation mit den Angehörigen aus. Das Verlangen, ein Lebenszeichen zu senden bzw. zu erhalten, wuchs auf beiden Seiten. «Die Grippe forderte, speziell unter den Soldaten, so dass ich meinem lieben Frauli zur Beruhigung alle Tage telegraphierte, auch meinen lieben Eltern gab ich über mein Befinden teleg. Bericht», hielt Howald später in seinem Tagebuch fest.<sup>38</sup> «Ich persönlich bin zwäg», orientierte Bühler seinen Vater, nachdem er die Todesfälle in seiner Brigade erwähnt hatte. «L[iebe] H[elen] Ganz kurz kann ich berichten, dass es immer gut geht. Sehr wenig Fieber, keine Schmerzen, nur eben geduldig liegen und warten, bis alles ganz normal ist. [...] Also ja keine Angst haben! Nur Geduld!», versuchte der grippekranke Fritzsche seine Frau zu beruhigen.<sup>39</sup> Ähnliches schrieb er seinen Eltern am Folgetag.<sup>40</sup>

Für Bühler war die Grippe nicht nur eine Gefahr, sondern auch eine Bewährungsprobe. Er griff beim Deuten derselben auf Muster zurück, die dem militärischen Kontext entstammen. Im Virus sah er einen Angreifer, den es abzuwehren galt. «Ich habe bis heute alle Angriffe der unheimlichen Bacillen mit Erfolg zurückgeschlagen, es wird mir dies auch fernerhin gelingen», schrieb er seinem Vater.<sup>41</sup> Die Pandemie bot zudem Gelegenheit, soldatisches Verhalten unter Beweis zu stellen.

«Meine braven Burschen haben während dieser für uns alle sehr schweren Zeit die Köpfe nicht hängen lassen. Sie singen + lachen + [Loch im Papier] in den Pausen + in der freien Zeit achten nicht darauf, dass der Tod schon mehrmals bis zu unseren Kantonementen herangeschlichen ist», lobte er seine Mannschaft.<sup>42</sup> Zudem erhob er neuerliche Vorwürfe gegen Vorgesetzte und die Armeeführung. Für die «unheimliche Ausbreitung der Krankheit» machte er Oberst Hauser verantwortlich. «Hingegen fehlte es wieder einmal – zum wie vielen wohl? – beim Herrn Armeearzt.»<sup>43</sup> Bühlers Vorwurf basierte pikanterweise auf Artikeln über die ironisch als «ruhmreich» bezeichnete Tätigkeit des Armeearztes, die in der sozialdemokratischen «Berner Tagwacht» erschienen waren; sie sei «die einzige Zeitung, die die Wahrheit sagt».<sup>44</sup> Vorwürfe erhob Bühler auch gegen den berüchtigten Oberstdivisionär Fritz Gertsch, einem emsigen Verfechter der Neuen Richtung.<sup>45</sup> Ihm warf er unsoldatisches Verhalten vor: «Ein Verschulden trifft auch unsern

36 Fritzsche an Eltern, St. Gallen, 23. 11. 1918.

37 Howald, o. O., 21. 9. 1918.

38 Howald, o. O., 21. 9. 1918.

39 Fritzsche an Ehefrau, o. O., 21. 11. 1918.

40 Vgl. Fritzsche an Eltern, o. O., 22. 11. 1918.

41 Hans Bühler an Vater, Charmoille, 17. 7. 1918.

42 Hans Bühler an Vater, Charmoille, 17. 7. 1918.

43 Hans Bühler an Vater, Charmoille, 17. 7. 1918.

44 Hans Bühler an Vater, Charmoille, 17. 7. 1918.

45 Vgl. Rieder 2007; ders. 2017.

Herrn Div. Kdten. Doch ich verzichte darauf, die klägliche Flucht des Herrn Gertsch nach Bern zu schildern.»<sup>46</sup> Das Deuten der Grippe als Angriff, das Lob der Tapferkeit der Mannschaft und der Vorwurf der Feigheit an den Vorgesetzten, all diese Deutungen legen nahe, dass Bühler die Grippe als Bewährungsprobe erfuhr.<sup>47</sup>

## 8.2 Landesstreik und Ordnungsdienst

### 8.2.1 Bürgerliche Bolschewistenfurcht

Von 12. bis 14. November 1918 kam es in der Schweiz zum Landesstreik, einem landesweiten Generalstreik. Er gilt gemäss der jüngsten Forschung als «schwerste soziale und innenpolitische Krise seit der Gründung des Bundesstaates von 1848» und war der «helvetische Ausläufer» einer «Ordnungskrise», wie sie gemäss dem deutschen Historiker Jörn Leonhard zwischen 1917 und 1920 weltweit geherrscht habe.<sup>48</sup> Die Krise fusste auf der Erwartung, dass das Kriegsende umfassende Veränderungen mit sich bringen würde. Dieser «Moment der Verdichtung und Beschleunigung», wie ihn Roman Rossfeld nennt, führte bei Zeitgenossinnen und Zeitgenossen zu Gefühlen der Überforderung und Angst.<sup>49</sup> Wie soeben in Kapitel 8.1 erwähnt, herrschte auch bei den untersuchten Offizieren ein Gefühl der Orientierungslosigkeit vor.

Dem Landesstreik gingen wachsende soziale und wirtschaftliche Spannungen voraus. Verschiedene Gesellschaftsgruppen hatten sich seit Kriegsbeginn entlang sprachlicher, sozialer oder kultureller Grenzen voneinander entfremdet. Die Zivilbevölkerung litt unter Mangel und Teuerung. Die Arbeiterschaft sah ihre Anliegen und Forderungen von der Politik verschleppt und nicht oder nur zögerlich umgesetzt. Die wirtschaftliche Not und die Dienstmüdigkeit der Wehrmänner taten ihr Übriges. In der zweiten Kriegshälfte kam es deshalb vermehrt zu Streiks und Protesten. 1914 bis 1916 war die Anzahl Streiks pro Jahr im Vergleich zu den Vorjahren wegen der positiven Kriegskonjunktur und dem vorherrschenden Burgfrieden noch gesunken. Ab 1917 mehrten sich Streiks und Proteste für politische Reformen, gegen den Krieg, die Teuerung und die Versorgungskrise sowie gegen die Armee. 1918 häuften sich gewaltsame Aktionen.<sup>50</sup>

Auch ein möglicher Generalstreik war damals zum Thema geworden. Das im Februar 1918 gegründete Oltener Aktionskomitee (OAK) evaluierte im Frühjahr 1918 die Möglichkeiten eines solchen und drohte später wiederholt damit, um eine Verbesserung

<sup>46</sup> Hans Bühler an Vater, Charmoille, 17. 7. 1918.

<sup>47</sup> Dass die der Grippe zum Opfer gefallenen Soldaten in der militärischen und politischen Erinnerungskultur zu Opfern des Ersten Weltkrieges stilisiert wurden und diese sich damit in das Gedenken an Gefallene, wie es kriegführende Länder taten, einreichte, entsprang mitunter dem Bedürfnis, die (gefallenen) Soldaten und Offiziere zu heroisieren. Vgl. Kury 2018: 405f.

<sup>48</sup> Rossfeld, Koller, Studer 2018: 7. Ebenso die Einschätzung von Bernhard Degen und Hans-Ulrich Jost. Vgl. Degen 2012; Jost 2018.

<sup>49</sup> Für die Schweiz vgl. Rossfeld 2018b: 187. Vgl. Leonhard 2017. Zitiert nach: Rossfeld, Koller, Studer 2018: 7.

<sup>50</sup> Zur jährlichen Anzahl Streiks in der Schweiz vgl. Koller 2009: 7, 49–55; Rossfeld, Koller, Studer 2018: 9.

der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Lage der Arbeiterschaft zu erzwingen. Die bürgerliche Presse griff das Thema anlässlich der Oktoberrevolution auf und missdeutete den Generalstreik als Auftakt zu einem gewaltsamen Revolutionsversuch nach bolschewistischem Vorbild. Auch das Handeln der militärischen und politischen Entscheidungsträger war unmittelbar vor dem Landesstreik von «Revolutions-Phantasmagorien und Bolschewistenfurcht» geprägt.<sup>51</sup>

Wie Christian Koller aufgezeigt hat, barg die Revolutionsangst des Bürgertums eine stark fremdenfeindliche und antisemitische Komponente. Die bürgerliche Presse hatte die Arbeiterbewegung, die sich ab der Mitte des 19. Jahrhunderts in der Schweiz herausgebildet hatte, beinahe von Beginn weg als unschweizerisch deklariert. Die Antistreikrhetorik gipfelte in der Vorstellung, die Arbeiterschaft plane einen gewaltsamen Umsturz und dieser sei vom Ausland gesteuert. Entsprechend wurde ein scharfes Vorgehen der Behörden gegen Ausländerinnen und Ausländer verlangt. Nachdem die Fremdenfeindlichkeit in den ersten Kriegsjahren zurückgegangen war, erlebte sie mit der Oktoberrevolution 1917 wieder Aufwind. «Revolutionsangst und Fremdenabwehr verschmolzen langfristig in ein zentrales Narrativ, das sich auch in behördliches Handeln und die Schaffung bürokratischer Strukturen übersetzte», bilanziert Koller.<sup>52</sup> Im bürgerlichen Streikdiskurs sahen sich die Streikenden zudem dem Vorwurf ausgesetzt, «sich von ihren Emotionen leiten zu lassen und infantile Verhaltensmuster an den Tag zu legen».<sup>53</sup> Für sich selbst nahmen die Streikgegner in Anspruch, rational zu handeln und charakterfest zu sein. Die Streikenden erhoben ähnliche Vorwürfe gegen die Streikgegner.<sup>54</sup>

### 8.2.2 Ordnungsdienste vor dem Landesstreik

Für die Wahrung der inneren Sicherheit war im Ersten Weltkrieg auch die Armee zuständig. Militärorganisation und Dienstreglement nannten die «Handhabung von Ruhe und Ordnung im Innern» als eine der beiden Aufgaben der Armee.<sup>55</sup> Ebenso hielt der Bundesrat in seiner «Instruktion für den General» vom 4. August 1914 fest, er habe die «volle staatliche Souveränität und Unabhängigkeit gegenüber jeder Beeinträchtigung von Innen oder von Aussen zu wahren».<sup>56</sup> In erster Linie oblag die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung den kantonalen Behörden und Polizeien. Die Armee kam erst subsidiär zum Einsatz. Aufgrund der «affaire des trains» im Februar 1916 schränkte der Bundesrat die Befugnisse des Generals nachträglich ein und legte fest, dass die Armee im Falle innerer Unruhen erst eingreifen dürfe, wenn die jeweiligen Behörden darum ersuchten.<sup>57</sup>

<sup>51</sup> Rossfeld, Koller, Studer 2018: 13. Vgl. ebd. 7–14; Rossfeld 2018a; ders. 2018b: 185 f.; Koller 2018a: 375–381.

<sup>52</sup> Koller 2018a: 388.

<sup>53</sup> Koller 2009: 187.

<sup>54</sup> Vgl. Koller 2009: 187–191; Rossfeld 2018a.

<sup>55</sup> Vgl. Art. 195 MO 1907; Art. 1 DR 1900/08.

<sup>56</sup> Instruktion für den General, Bern, 4. 8. 1914. Faksimile in: Kurtz 1970: 32.

<sup>57</sup> Vgl. Fuhrer 2017; Gautschi 2018: 175. Zu den Affären vgl. Kap. 6.2.

Wie Marco Knechtle festhält, war der Ordnungsdienst «nichts Neues für die Armee».<sup>58</sup> Dafür konzipiert und trainiert war sie jedoch nicht. Vor dem Ersten Weltkrieg war sie seit 1848 rund dreissigmal zu Ordnungsdiensten aufgeboten worden, wobei die Anzahl unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg stieg. Die Aufgebote erfolgten meist bei Streiks.<sup>59</sup> Während des Ersten Weltkrieges wurde die Armee zwölfmal zu Ordnungsdiensten aufgeboten, exklusive der Einsätze während des Landesstreiks in Bern, Biel, Grenchen und Zürich.<sup>60</sup> Bis zum sogenannten Roten Sonntag am 3. September 1916 – für diesen Tag waren antimilitaristische Kundgebungen in allen grösseren Schweizer Städten geplant<sup>61</sup> – hingen diese Aufgebote mit dem aussenpolitischen Geschehen zusammen, danach vermehrt mit innenpolitischen Ereignissen wie antimilitaristische Kundgebungen, Teuerungsdemonstrationen oder Streiks.<sup>62</sup> Die anfängliche Nebenaufgabe wurde damit, so Knechtle, in der zweiten Kriegshälfte «zusehends zur zweiten Hauptaufgabe».<sup>63</sup> Wenigstens in der linken Wahrnehmung habe sich, so Rossfeld, das Feindbild auf Elemente im Landesinnern verschoben.<sup>64</sup>

Im linken Streikdiskurs hatte sich bereits in der Streikwelle von 1904 bis 1907 «ein äusserst negatives Bild von militärischen Ordnungstruppen verfestigt», wie wiederum Koller aufgezeigt hat. Sie wurden als «Repressionsorgane des bürgerlichen Klassenstaates» betrachtet und als Kapitalbeschützer, Ordnungsbestien und oft als Kosaken – ein Vergleich mit dem zaristischen Russland – beschimpft. Die Ordnungstruppen, die bei Streiks eingesetzt wurden, wurden deshalb wiederholt physisch angegriffen. Als im November 1918 erneut Truppen zum Ordnungsdienst aufgeboten worden waren, reaktivierte die Arbeiterschaft das bestehende Kosakenbild.<sup>65</sup>

### **8.2.3 Der Landesstreik – Übersicht über die Ereignisse**

Um innere Unruhen zu verhindern, traf der Bundesrat im Januar 1918 erste Vorsichtsmassnahmen, stand jedoch mit Exponenten der Arbeiterschaft weiterhin im Gespräch. General Wille hingegen fürchtete deren zunehmende Radikalisierung und drängte im Frühjahr und Sommer 1918 auf energisches Durchgreifen. Zusammen mit Generalstabschefs Sprecher ersuchte er den Bundesrat Ende Juli um seine Entlassung, um diesen unter Druck zu setzen, die Armeeführung mit der Abwehr eines Generalstreiks zu beauftragen. Der Bundesrat setzte daraufhin eine Kommission ein, bestehend aus drei Bundesräten, dem Generalstabschef und dem Bundesanwalt, um Massnahmen im Falle eines Generalstreiks vorzubereiten.<sup>66</sup>

<sup>58</sup> Knechtle 2018: 227.

<sup>59</sup> Vgl. Fuhrer 2017.

<sup>60</sup> Vgl. Abteilung für Adjutantur 1973.

<sup>61</sup> Vgl. Kurz 1970: 148–152

<sup>62</sup> Vgl. Rossfeld 2018b): 283.

<sup>63</sup> Knechtle 2018: 239.

<sup>64</sup> Vgl. Rossfeld 2018b: 283; Buomberger 2014: 200.

<sup>65</sup> Vgl. Koller 2018b; ähnlich Rossfeld 2018b.

<sup>66</sup> Gautschi 2018: 172–196; Kurz 1970: 269–279.

Im Sommer 1918 kam es derweil in mehreren Schweizer Städten zu gewaltsamen Protestkundgebungen. Als am 30. September und am 1. Oktober 1918 in Zürich das Bankenpersonal streikte, sah ein Teil des Bürgerblocks darin die Generalprobe für den Landesstreik. Zürich galt aufgrund seiner Arbeiterschaft, die sich als Vortruppe der schweizerischen Arbeiterschaft verstand, und wegen des Einflusses von Auswärtigen als besonders gefährdet, so Willi Gautschi.<sup>67</sup> Für Beunruhigung sorgten weiter die Feiern, die die Sozialdemokratische Partei am 10. November 1918 zum Jahrestag der Russischen Revolution plante, deren Revolutionsrhetorik und Bombenfunde in Zürich.<sup>68</sup> Wille, der am 2. November 1918 selbst in Zürich die Lage rekognoszierte, kam zum Schluss, dass die Revolution bevorstehe und unerwartet plötzlich ausbrechen könne. Mit einem massiven Truppenaufgebot wollte er den revolutionären Umtrieben zuvorzukommen. Der Bundesrat hatte ein solches vorerst abgelehnt, um die Arbeiterschaft nicht zu provozieren, stimmte einem neuerlichen Gesuch der Zürcher Regierung am 5. November jedoch zu und bot Truppen für den Ordnungsdienst in Zürich auf den 6. November, für den Ordnungsdienst in Bern auf den 8. November auf. Die Zürcher Truppen standen unter dem Kommando von Oberstdivisionär Emil Sonderegger, die Berner kommandierte Oberstkorpskommandant Eduard Wildbolz. Wille wies Sonderegger an, angesichts der zögerlichen Behörden Entschlossenheit zu demonstrieren. Dieser liess deshalb am 7. November ein Infanterie-Regiment durch Zürich defilieren. Wildbolz verzichtete darauf.<sup>69</sup>

Als Reaktion auf das Truppenaufgebot beschloss das OAK am 7. November einen eintägigen Proteststreik, der zwei Tage später stattfinden sollte. In verschiedenen Schweizer Städten fanden meist friedliche Demonstrationen statt. Einzig in Zürich kam es zu Ausschreitungen, als Truppen den Paradeplatz räumten. Beflügelt durch die Ereignisse in Deutschland, beschloss die Zürcher Arbeiterunion, den Streik fortzuführen. Als am Folgetag Ordnungstruppen unter ausgiebigem Einsatz von Warnschüssen den Münsterplatz räumten, wurden vier Zivilpersonen verletzt, ein Füsilier starb. Die Initiative der Zürcher Arbeiterunion und die unnachgiebige Haltung des Bundesrates, der die Beziehung zum OAK abbrach, setzten dieses unter Druck. Um die beanspruchte Führung über die Arbeiterschaft nicht zu verlieren, beschloss es am 10. November den landesweiten Generalstreik, beginnend in der Nacht auf den 12. November. Der Bundesrat reagierte mit einem neuerlichen Truppenaufgebot auf den 11. November. Damit waren im November insgesamt 95 000 Mann im Ordnungsdienst, beinahe halb so viele wie im August 1914.<sup>70</sup>

Die vereinigte Bundesversammlung, die sich am 12. November zu einer ausserordentlichen Session zusammenfand, und der Bundesrat lehnten angesichts der Lage, die sie als sehr zugespitzt erachteten, Verhandlungen mit dem OAK ab und verlangten von diesem ultimativ, den Streik abubrechen. In verschiedenen Städten bildeten sich derweil bürgerliche Ortswehren. Angesichts der aussichtslosen Lage und drohender Ausschreitungen beschloss das OAK, den Streik in der Nacht auf den 15. November abubrechen.

67 Vgl. Gautschi 2018: 225.

68 Laut Roman Rossfeld diente die Revolutionsrhetorik der Arbeiterschaft lediglich der Mobilisierung und Stimmungsmache. Vgl. Rossfeld 2018b.

69 Vgl. Gautschi 2018: 197–247; Kurz 1970: 279–305; Frey 1998: 68–117; Gautschi 2003: 342–349.

70 Vgl. Gautschi 2018: 248–302; Kurz 1970: 305–315; Frey 1998: 118–227.

Dennoch kam es nach dem Beschluss in Grenchen zu schweren Zwischenfällen. Streikende verhinderten die Wiederaufnahme des Bahnbetriebs. Truppen des Waadtländer Bataillons 6, das für den Ordnungsdienst aufgeboden und von den Streikenden verhöhnt worden war, eröffneten das Feuer und töteten drei streikende Arbeiter.<sup>71</sup>

Am Folgetag liess Sonderegger die Ordnungstruppen nochmals in Zürich defilieren. In Bern verzichtete Wildbolz darauf, um, wie Gautschi bezugnehmend auf Wildbolz schrieb, «die da und dort bei Führern und Truppe zutage tretende ›Neigung zur Scharfmacherei‹ zu zügeln»<sup>72</sup> und weil er keinen «demonstrativen Triumph» wünschte.<sup>73</sup>

#### 8.2.4 «Ganz wie im Jahr 1914» – das Aufgebot zum Ordnungsdienst

Nur drei der untersuchten Offiziere waren im November 1918 im Dienst. Major Wilhelm Francke mit seinem Dragoner-Regiment 8 leistete vom 7. bis 28. November 1918 Ordnungsdienst in Zürich. Vom 10. bis 14. November gingen seine Schwadronen, von der Grippe dezimiert, in und um Zürich gegen Streikende vor. Hauptmann Hans Fritzsche machte am 11. November in Glarus mobil und verschob mit seiner Füsilier-Kompanie IV/85 nach St. Gallen. Über die genaue Tätigkeit des Infanterie-Bataillons 85 geben weder das Truppentagebuch noch die Briefe Fritzsches, der mehrheitlich grippekrank im Spital war, Auskunft. Hauptmann Adolf Merk war wiederum zur Pferdeeinschätzung am 6., 7., 11. und 12. November in Frauenfeld, wo Teile der 6. Division mobil machten. Das Infanterie-Bataillon 62, das Major Adolf Egli kommandierte, war zum Ordnungsdienst in Basel und Bern aufgeboden, Egli blieb jedoch grippekrank zu Hause. Hauptmann Adolf Merk und Hauptmann Albert Böhi erwähnten den Landesstreik, beide ohne aufgeboden worden zu sein, in ihren Tagebüchern.

Für die Offiziere waren Aufgebot und Dienst unerwartet und aussergewöhnlich, ganz ähnlich wie im August 1914. «Das waren Tage, wie wir sie hoffentlich nicht mehr erleben. [...] Für unsere Stellung im Ausland ist der gewaltige Erfolg von der grössten Bedeutung! Aber selbst habe ich diese letzten Tage in einem fast unbeschreiblichen Tummel zugebracht», schrieb Fritzsche seiner Frau fünf Tage, nachdem er eingerückt war.<sup>74</sup> Detailliert berichtete er über die Mobilmachung, wie er es seit Kriegsbeginn nicht mehr getan hatte, um das Erlebte festzuhalten, zu teilen und zu verarbeiten: «Du weist [!], wie es bei der Abreise zugegangen ist», schrieb er. Glückliche und «ohne alle Anfeindungen» sei er nach Glarus gelangt. «Um 8h [abends] bei hell erleuchtetem Zeughaus fand die Mob[il]m[achung] statt.» Als stellvertretender Bataillonskommandant habe er «viel zu tun gehabt», weil auf die rund 500 eingerückten Mann nur acht Offiziere kamen. Der Bataillonskommandant traf erst morgens um 2 Uhr 15 ein.

71 Vgl. Gautschi 2018: 306–331; Kurz 1970: 315–327.

72 Gautschi 2018: 330.

73 Gautschi 2018: 331. Zum Landesstreik-Prozess und den Folgen des Landesstreiks auf die schweizerische Innenpolitik vgl. ebd.: 341–379

74 Fritzsche an Ehefrau, St. Fiden, 16. 11. 1918. Als gewaltigen Erfolg bezeichnete Fritzsche die Niederschlagung des Landesstreiks.

«Am Dienstag gingen die Arbeiten weiter, da die Mannschaften fortwährend zuströmten. Wie im Sommer 1914 erschienen sie, mit unglaublichem Eifer. Da waren Burschen, die die ganze Nacht marschierten, von Altdorf über den Klausen, aus dem Kt. Zuerich etc. Andere wurden mit Autos herangeführt. Ein gewaltiges Kommen & Gehen! [...] Dann kam der Mittwoch, der uns endlich weiterführte aus dem wohlbehüteten Glarnerland ins Ungewisse, ganz wie im Jahr 1914.»<sup>75</sup> Wortwahl und Interpunktion – «gewaltige Erfolge», «grösste Bedeutung», oder «unbeschreiblichen Taumel», «gewaltiges Kommen & Gehen!» – markierte, wie ungewohnt und gleichzeitig erlebnisreich die ersten Tage in diesem Dienst für Fritzsche waren.

Merk, der über die Pferdeeinschätzungen meist wenig Worte verlor, berichtete nun detailliert: «Als [ich] nach Hause komme theilt man mir mit dass die Thurgauer Batl. 73, 74 und 75 u. die Schwadron sofort mobilisiert werden und alles um 3 Uhr Nachmittags einzurücken habe, da dies nothwendig werde zum Schutz v. Zürich da die Sozialdemokraten versch. böse Anschläge u. Revolutionsfeiern ausführen wollen; u. es den Behörden unbedingt nothwendig scheint hier Vorsichtsmassnahmen zu treffen; deshalb ist jetzt beschleunigte Mobilisation für Mannschaft u. Pferde auf Nachm. 3 Uhr, auf diese Zeit muss [ich] zur Einschätzung nach Frauenfeld auf die kleine Allmend sie dauert bis Nachts 9 1/2 Uhr beim elektrischen Licht. Hans kommt auch heute Abend noch nach Hause um mit seiner Einheit Batl. 74 in Dienst zu gehen.»<sup>76</sup> «Grossartiges Durcheinander im Lande wegen dem Streik», notierte er am ersten Tag des Landesstreiks.<sup>77</sup>

Für Francke kam das Aufgebot ähnlich unerwartet. «Mitten aus aller Arbeit heraus plötzlich telegraph. zum Aktivdienst aufgeboten. Cav[allerie] Brig. 3 und 4 mobilisieren heute 3<sup>h</sup> A», hielt er am 6. November in seinem Tagebuch fest.<sup>78</sup> Böhi wurde wie schon am 31. Juli 1914 überraschend aufgeboten, diesmal als Thurgauer Ständerat per Telegramm zur ausserordentlichen Bundesversammlung. «Sofort abreisen», notierte er in sein Tagebuch.<sup>79</sup> Ansonsten eher wortkarg, berichtete Böhi nun ausführlich über die eilige Reise nach Bern.<sup>80</sup> Egli schrieb rückblickend von «ernsten Tagen für unser Land».<sup>81</sup>

### 8.2.5 «Es gilt, die Revolution unterdrücken» – Bolschewistenfurcht bei den Offizieren

In den Augen der Offiziere drohte der Schweiz ernste Gefahr. Sie teilten die Furcht vor einem gewaltsamen, bolschewistischen Umsturz, wie sie auch sonst im Bürgertum grassierte.<sup>82</sup> Der Dienst hatte damit einen klaren Sinn, ähnlich wie im August 1914 und anders als in der Zwischenzeit.

<sup>75</sup> Fritzsche an Ehefrau, St. Fiden, 16. II. 1918.

<sup>76</sup> Merk, o. O., 6. II. 1918.

<sup>77</sup> Merk, o. O., 12. II. 1918.

<sup>78</sup> Francke, Aarau, 6. II. 1918 (377).

<sup>79</sup> Böhi, o. O., II. II. 1918.

<sup>80</sup> Böhi, o. O., 12. II. 1918.

<sup>81</sup> Egli an Beerli, o. O., 15. II. 1918.

<sup>82</sup> Als Beispiel für die Bolschewistenfurcht bei der Truppe vgl. Jorio 2020a.

Böhi hatte die Mobilmachung mit «bösen Anschlägen» der Sozialdemokraten begründet. «Das plötzliche Aufgebot erfolgte wegen bolschewistischer Unruhen in Zürich. Es wurde ein Plan gefunden, wonach die Zeughäuser etc. in die Luft gesprengt werden sollen etc. etc.», begründete Francke.<sup>83</sup> «Nun haben wir Krieg im Innern, die Stimmung war wie Anno 14», schrieb er, nachdem seine Schwadron in Zürich am selben Tag «mit blankem Säbel die Horden zu zerstreuen» versuchten.<sup>84</sup> Als drei Tage später schweizweit gestreikt wurde, notierte er: «Es gilt, die Revolution unterdrücken.»<sup>85</sup> Am Folgetag schrieb er von «Revolution» und «Bürgerkrieg», die hätten abgewendet werden können.<sup>86</sup> Egli schrieb nach Streikabbruch ebenso von einem «Bürgerkrieg», der gedroht habe, und nannte die Streikenden «Rote Soviets».<sup>87</sup> Für Fritzsche war der Streik ein «frecher Anschlag auf die Grundlagen der Democratie».<sup>88</sup>

Die Angst vor der Revolution enthielt auch bei den Offizieren eine fremdenfeindliche Komponente. Egli schrieb, ihm graue es «vor dem Ausland mit seinen zahlreichen roten Bataillonen».<sup>89</sup> Für Francke hing der «Krieg im Innern», wie er den Streik nannte, mit der «furchtbare[n] Umwälzung in der ganzen Welt» zusammen.<sup>90</sup> Merk machte nebst den «verdammten Sozialdemokraten» die «ausländischen Hetzer» für den Streik verantwortlich.<sup>91</sup>

### 8.2.6 Der Ordnungsdienst als Bewährungsprobe

Für die untersuchten Offiziere, die in ihren Briefen und Tagebüchern über den Landesstreik schrieben, glich dessen Niederschlagung einem militärischen Sieg. Das liess sie als Retter des Vaterlandes erscheinen, die sich bewährt hatten. «Das Oltner Aktionskomitee hat dank des energischen Einschreitens von Behörde und Militär bedingungslos kapituliert. Damit ist unsere Revolution im Sand verlaufen und das Vaterland vor dem Ärgsten, dem Bürgerkrieg, gerettet», notierte beispielsweise Francke am 14. November.<sup>92</sup> Der grippekranke Egli schrieb ähnlich: «Meine Frau [...] ist so froh, mich in diesen unruhigen Tagen bei sich zu haben, während ich mich innerlich bei meinem Bataillon befinde, das nun so sehr seines Führer's bedürfte. [...] Allerdings Furcht kennen wir nicht und glaube auch im Bürgerkrieg hätte die bedeutende Mehrheit unserer Soldaten ihre Pflicht treu getan. – Nun haben wir den ersten Sieg erfochten, unsere Heimat ist unversehrt geblieben. Aber «arent consules!» während unten die alten guten + bewährten Toggenburgerbataillone in massigem Schritt + ernstem Blickes vorbeizogen, musste ich aus stiller Kammer

83 Francke, Aarau, 6. II. 1918 (377).

84 Francke, Zürich, 10. II. 1918 (378).

85 Francke, Zürich, 13. II. 1918 (378). Einschub im Original.

86 Francke, Zürich, 14. II. 1918 (378).

87 Egli an Beerli, o. O., 15. II. 1918.

88 Fritzsche an Ehefrau, St. Fiden, 16. II. 1918.

89 Egli an Beerli, o. O., 15. II. 1918.

90 Francke, Zürich, 10. II. 1918 (378)

91 Merk, o. O., 11. II. 1918.

92 Francke, Zürich, 14. II. 1918 (379)

ihren Schritt hören. Da ist der alte Soldat aufgesprungen, länger hat es mich nicht im Bett gehalten und gesehen habe ich sie denn doch noch. Stilles Heimweh nach meinen Getreuen an der Elsass Grenze hat mich dann ergriffen, so dass ich bewegt meinen Rückzug angetreten habe. – Sehen Sie, so ein anfälliger Gefühls mensch bin ich noch!»<sup>93</sup>

Das Verlangen, soldatische Qualitäten unter Beweis zu stellen, zeigte auch Major Othmar Schmidt, Kommandant des Festungs-Infanterie-Bataillons 87, das für Ordnungsdienst anlässlich des 1. Mais 1918 nach Zürich verlegt worden war. Dieser richtete am 27. April 1918 an seine Unterstellten folgende Ansprache: «An mein Bataillon. Morgen wird der Marsch nach Zürich angetreten. Wie die alten Urner nach Mailand, Dornach und Murten zogen für Recht und Verteidigung ihrer Prinzipien und Autorität, so ziehen wir durch unser schönes Land zu Aufrechterhaltung unseres Staates und unserer Prinzipien. Soldaten! Es mag kommen, was will, wir werden jetzt zeigen, dass Sie die edelsten Patrioten, die tapfersten Soldaten sind. Ich rechne auf den letzten Mann meines Bataillons mit Ihnen. Für Gott, Staat und Vaterland!»<sup>94</sup>

Der verunsicherten Bevölkerung – die Streikenden zählten nicht dazu – fiel dabei die Rolle zu, die Armee zu beklatschen, zu bejubeln und zu unterstützen. Ihr gegenüber konnten sich die Offiziere mit Paraden inszenieren. «Dort veranstalteten wir einen grossen Umzug mit klingendem Spiel, um die zitternde Bevölkerung zu beruhigen. Wir wurden mit hellem Jubel empfangen! Seither haben sich die St. Galler auch ungemein angestrengt und soeben erwarten wir ein Comité, das den Mannschaften ein grosses Geldgeschenk überbringen wird, man sagt pro Mann etwa frs. 20», berichtete Fritzsche über den Einzug in St. Gallen am 12. November.<sup>95</sup> Am selben Tag notierte Francke über das Verhalten der Zürcher Bevölkerung: «Es hat sich eine Bürgergarde gebildet, alles will uns helfen. Für die Truppen wurden schon über 200 000 frs. gesammelt.»<sup>96</sup>

Auch nach dem Landesstreik erfuhr die Ansicht, die Armee habe sich im Ordnungsdienst während des Landesstreiks bewährt, laut Willi Gautschi Auftrieb. Es vertraten sie auch Exponenten der politischen und militärischen Führung: Bundespräsident Felix Calonder lobte nachträglich, die Armee habe sich «als Verkörperung patriotischer Pflichterfüllung bewährt.» General Wille war der Ansicht, die Schweiz vor den Schrecknissen des Bürgerkrieges bewahrt zu haben, wofür ihm Dank gebühre. Dabei bezog sich Wille auf die erfolgreiche Niederschlagung des Landesstreiks und die scheinbare Abwendung des bolschewistischen Umsturzes, zu der er mit seiner Planung und den ergriffenen Massnahmen, die «reichlich bemessen, wenn nicht übertrieben» gewesen seien, entschieden beigetragen habe, wie Gautschi bilanziert.<sup>97</sup> Vertreter der Arbeiterschaft und der Sozial-

93 Egli an Beerli, o. O., 15. 11. 1918. Bei den erwähnten Toggenburger Bataillonen muss es sich um das Infanterie-Bataillon 32 und das Gebirgsinfanterie-Bataillon 35 gehandelt haben, die sich aus dem Toggenburg rekrutierten. Vgl. Verordnung über die Rekrutierungskreise. Die genannten Bataillone waren während des Landesstreiks in Bern, Burgdorf, Thun und im Raum Kandergrund-Spiez im Einsatz. Vgl. Gautschi 2018: 393.

94 Fest. I. Bat. 87, o. O., 27. 4. 1918, BAR E27#1000/721#23761\*. Zitiert nach: Wild 1987: 153.

95 Fritzsche an Ehefrau, St. Fiden, 16. 11. 1918.

96 Francke, Zürich, 12. 11. 1918 (378).

97 Gautschi 2003: 356.

demokratie beschuldigten General Wille hingegen, er habe mit dem Truppenaufgebot den Landesstreik provoziert, um sich als Retter des Vaterlandes inszenieren zu können.<sup>98</sup>

Für Zeitgenossen kam dem Ordnungsdiensteseinsatz im Landesstreik damit, nebst der beabsichtigten Auftragsbefriedigung, eine kommunikative Funktion zu. Die eingesetzten Truppen, aber auch Armeeführung und Bundesrat, machten damit eine Aussage über sich selbst und ihre Beziehung zu Dritten, in diesem Fall zur streikenden Arbeiterschaft und zum Bürgertum. Diese Deutung geht einher mit Erkenntnissen der jüngeren Forschung: Laut Mark Jones kann der Einsatz von Gewalt oder auch die blosser Androhung derselben nebst der beabsichtigten Wirkung auch eine «wichtige kommunikative Funktion» erfüllen.<sup>99</sup> Jones führt in seinem Buch über die deutsche Revolution von 1918/19 das Beispiel regierungstreuer Soldaten an, die am 11. Januar 1919 in Berlin sieben gefangene Aufständische töteten. Dieses «Ausmass von Gewalt [...] machte den Zeitgenossen deutlich, dass die Regierung der neuen Republik sich nicht scheute, mittels maximaler Gewaltanwendung zu verhindern, dass Deutschland dem Beispiel Russlands folgte.»<sup>100</sup> Roman Rossfeld, Christian Koller und Brigitte Studer sehen Parallelen zum Einsatz von Schweizer Ordnungsdiensttruppen während des Landesstreiks. Das «umfangreiche Truppenaufgebot» sei aus «Angst vor «russischen Verhältnissen» erfolgt und habe der Beruhigung der verängstigten Bevölkerung gedient.<sup>101</sup> Ähnlich bezeichnete Rudolf Jaun den Landesstreik als das «längste Freilichttheater der Schweizer Geschichte», aufgeführt vom Oltener Aktionskomitee und dem Armeekommando. Auf «dieser Bühne» seien «nachhaltige neue Identifikations- und Rollenbilder geschaffen [worden]: der geschundene, in der Nie-

98 Vgl. ebd. Dafür, so Gautschi in seiner Geschichte über den Landesstreik, gebe es jedoch keine Belege. Vgl. Gautschi 2018: 247. Im zitierten Aufsatz von 2003 lässt Gautschi die Frage nach der beabsichtigten Provokation offen und verweist stattdessen auf den Anteil Willes an der Niederschlagung des Landesstreiks. Vgl. Gautschi 2003: 356 f. Ebenso bilanziert Daniel Frey, der in seiner Dissertation der Frage nach der Legalität und Legitimität des Ordnungsdienstes der Armee während des Landesstreiks in Zürich nachgeht, dass das Truppenaufgebot nicht der Provokation, sondern der Abschreckung der Arbeiterschaft gedient habe. Grund für das Aufgebot seien der internationale Kontext und die endzeitliche Stimmung gewesen. Darüber hinaus sei der Einsatz der Ordnungsdienst-Truppen sowohl legal als auch legitim – das heisst wirksam, verhältnismässig, unparteiisch, nicht provozierend und stets subsidiär – gewesen. Vgl. Frey 1998: 247–268. Ueli Wild, der den Einsatz von Ordnungstruppen in Zürich für das Frühjahr und den Sommer 1918 untersuchte, kommt ebenso zum Schluss, dass das Aufgebot von Ordnungstruppen der Abschreckung und nicht der Provokation diene. Wild 1987: 246. Aufschlussreich ist hingegen der Tagebucheintrag des Berner Regierungsrats Karl Scheurer, bis 1915 Kommandant der Feld-Haubitz-Abteilung 27, vom 15. November: «Decoppet sagt uns, dass alles ruhig sei, auch in den andern Teilen der Schweiz. Durch ihn und Wildbolz erfahren wir, dass der Generalstab nur schwer zu bändigen sei. Sprecher und Perrot und auch der General wollen dreinfahren. Sie verwechseln den Streik mit dem Krieg, wo man dem Gegner zuvorkommen muss, während man beim Streik die Sache an sich herankommen lassen muss. Sie wollen überall eingreifen, verhaften, verhindern, alles Dinge, die noch nicht am Platz sind.» Fragmente aus dem Tagebuch des Berner Regierungsrates Karl Scheurer. Zitiert nach Gautschi 2018: 333–342. Hier: 342.

99 Jones 2017: 210.

100 Jones 2017: 210. Zum Kontext vgl. ebd. 190–211. Raphaëlle Branche schreibt ähnlich über die kommunikative Funktion von Vergewaltigungen im Kontext von Konflikten: «Die sexuelle Gewalt ermöglicht es, die Macht der Gruppe der Angreifer und zugleich die Ohnmacht der angegriffenen Gruppe zu demonstrieren.» Branche 2020: 686.

101 Rossfeld, Koller, Studer 2018: 22.

derlage siegende Arbeiter und der brave, die Revolution abwendende Soldat». <sup>102</sup> «Nicht wenige Offiziere und Soldaten» seien über diese «Rollenzuschreibung», eine bolschewistische Revolution niedergeschlagen zu haben, erbaut gewesen, und hätten geglaubt, «das Vaterland vor einer Revolution bewahrt zu haben», schreibt Jaun weiter. <sup>103</sup>

So bot denn, lässt sich bilanzieren, der Ordnungsdienstseinsatz während des Landesstreiks für die untersuchten Offiziere eine willkommene Gelegenheit zur Bewährung und einen «versöhnlichen» Abschluss des Aktivdienstes: Die Erfahrung des Ordnungsdienstes stand weitgehend im Einklang mit den Deutungsmustern, mit denen die Offiziere im August 1914 in den Aktivdienst eingerückt waren: Das «Vaterland» war bedroht und die Armee sein Retter. Der Dienst schien sinnvoll und die verängstigte Bevölkerung bejubelte und unterstützte die Armee. Dem Bedürfnis, sich zu bewähren, wurde damit Rechnung getragen. Gleichzeitig konnte dadurch die zunehmend kritisierte, für sich in Anspruch genommene Vorherrschaft des (männlichen) Militärs gegenüber der (weiblicheren) Zivilbevölkerung legitimiert werden.

---

<sup>102</sup> Jaun 2018b: 273.

<sup>103</sup> Jaun 2019: 162. Ähnlich vgl. Jaun 2018b.

# Schlussbetrachtung

## Zusammenfassung zentraler Ergebnisse

Erlebnisorientierung, das heisst das Streben des Einzelnen nach intensivem Erleben, nach Spass, Glück und Genuss sowohl in der Freizeit als auch bei der Arbeit, wie es laut Peter-Paul Bänziger im deutschsprachigen Raum um 1900 aufgekommen war, war für die Offiziere im Aktivdienst ein grundlegendes Bedürfnis.<sup>1</sup> Ein weiteres war, sich zu bewähren und gegenüber Dritten auszuzeichnen. Mit dem eigenen Handeln tätigten die Offiziere demnach wiederholt eine Aussage über sich selbst.<sup>2</sup> Das ging damit einher, dass Angehörige des akademisch gebildeten, urbanen Mittelstandes, aus dem sich das schweizerische Offizierskorps ab 1900 hauptsächlich rekrutierte, eine Offizierslaufbahn einschlugen: Der Offiziersrang bot zusätzliche Abgrenzung nach unten und sozialen Aufstieg, wie Rudolf Jaun aufgezeigt hat.<sup>3</sup> Die Bedürfnisse, etwas zu erleben und sich zu bewähren, prägten die Erfahrungen, die Deutschschweizer Offiziere während des Aktivdienstes im Ersten Weltkrieg gemacht haben. Diese waren stark abhängig von zeitlichen, örtlichen und funktionalen Faktoren. Grundsätzlich lässt sich die Erfahrung, abhängig von der Bedrohungslage und damit vom Zeitpunkt, in drei Phasen unterteilen: Eine Phase der Unsicherheit bei Kriegsbeginn im August 1914, eine Phase der relativen Sicherheit und Konstanz von September 1914 bis Oktober 1918 mit einer leichten Verschärfung der Gefahrenlage in der zweiten Kriegshälfte und schliesslich eine zweite Phase der Unsicherheit bei Kriegsende sowie während des Landesstreiks im November 1918.

In der ersten Phase der Unsicherheit im August 1914 sah sich die neutrale Schweiz mit Kämpfen im Oberelsass konfrontiert und fürchtete den Durchmarsch französischer Truppen durch die Schweiz nach Deutschland. Das Gros der untersuchten Offiziere kritisierte den Krieg als zerstörerisch, schrecklich und lehnte ihn ab. In ihren Augen bedrohte der Krieg die Schweiz; diese erfuhren sie als mögliches Opfer des Krieges. Die Armee musste bzw. konnte ihre Kriegstüchtigkeit nach aussen demonstrieren und so mögliche Angreifer abschrecken. Die Bedrohung von aussen bot der Armee ausserdem die Möglichkeit, ihre Kriegstüchtigkeit gegenüber Politik und Bevölkerung unter Beweis zu stellen. Vor dem Ersten Weltkrieg hatte die Armee teils heftige Kritik erfahren. Der Auftrag, die Schweiz zu schützen, machte den Aktivdienst in den Augen der Offiziere zur sinnvollen Aufgabe. Angesichts der drohenden Gefahr mischte sich Begeisterung, für das Vaterland ins Feld zu ziehen, in die Besorgnis. Das Verlangen, sich zu bewähren, zeigte sich hier ein erstes Mal. Der zu Hause gebliebenen Bevölkerung fiel die Rolle zu, die Armee entsprechend zu unterstützen, zu bejubeln und zu beklatschen. Dabei zeigten sich zugleich militaristische Vorstellungen und ein Denken in dualistischen Geschlechterrollen: Das (männlichere) Militär war der (weiblicheren) Zivilbevölkerung übergeordnet.<sup>4</sup>

1 Vgl. Bänziger 2020: 17; Einleitung.

2 Vgl. Nowosadtko 2002: 7; Ziemann 2013: 27; ders. 2014: 157; Einleitung.

3 Vgl. Jaun 1999: 371–401; Einleitung.

4 Vgl. Kap. 1.2.1; Kap. 1.2.5 bis 1.2.7.

In der Phase der Sicherheit und Konstanz ab Herbst 1914 verlor der Krieg für die untersuchten Offiziere an Bedeutung. Sie sahen in ihm kaum noch eine militärische Bedrohung für die Schweiz. Sie verurteilten ihn zwar weiterhin, deuteten jedoch Kämpfe, die sie von der Grenze aus sahen und sehen wollten, zur erlebnisreichen Unterhaltung und bisweilen zur Bewährungsprobe um.<sup>5</sup> Die Erlebnisse und Erfahrungen der Deutschschweizer Offiziere, die den Krieg aus sicherer Warte mitansahen, unterschieden sich somit stark von jenen, die Soldaten der kriegführenden Länder an der Front machten. Die Schweiz erfuhren die untersuchten Offiziere nun als «Insel der unsicheren Geborgenheit», wie es Georg Kreis formulierte, die sich zunehmend wirtschaftlichen und innenpolitischen statt militärischen Herausforderungen gegenüber sah.<sup>6</sup> Hier wandelte sich die Erfahrung der Bevölkerung stark: Sie zeigte sich zunehmend renitent, teils gar feindselig gegenüber der Armee. Diese war in zahlreiche Affären verwickelt, wovon die Obersten-Affäre die bekannteste ist. Für Kritik an der Armee, die Teile der Bevölkerung deshalb äusserten, zeigten die untersuchten Offiziere kaum Verständnis. Stattdessen glaubten sie, ausländische Hetzer seien am Werk und verlangten hartes Durchgreifen gegen die renitente Bevölkerung, vor allem gegen Westschweizer und Sozialdemokraten. Der Feind wurde nun vermehrt diesseits statt jenseits der Grenzen gesucht. Ein Muster, das sich im Landesstreik erneut zeigen sollte.<sup>7</sup>

Die Erfahrung des Dienstes wandelte sich ab Herbst 1914 in zweierlei Hinsicht ebenso: Erstens gelang die Sinnstiftung des Dienstes angesichts der nachlassenden militärischen Bedrohung nur noch wenigen Offizieren. Zweitens widersprach der Ablösungsdienst, der meist aus Ausbildung im Hinterland bestand, den Erwartungen der Offiziere: Er entbehrte der erhofften Erlebnisse und der Möglichkeit, sich zu bewähren, war langweilig und vom bekannten Wiederholungskurs primär in seiner Dauer zu unterscheiden. Die beiden noch kaum befriedigten Bedürfnisse, etwas zu erleben und sich zu bewähren, traten in dieser Phase stärker hervor. Der Dienst wurde danach beurteilt, ob er interessant war oder nicht: Unter welchen Umständen Dienst geleistet wurde, gewann ebenso an Bedeutung. Das *wie* war damit wichtiger geworden als das *wieso*. Das Beobachten grenznaher Kämpfe bot ebenso aussergewöhnliche Erlebnisse wie ausgedehnte Märsche durch als schön erfahrene, unbekannte Gegenden; der Dienst der Offiziere ähnelte dabei stark einer touristischen Tour de Suisse. Märsche und gelegentliche Manöver boten die Möglichkeit, sich zu bewähren und sich der eigenen Kriegstauglichkeit zu versichern. Das zeigte sich gerade darin, dass sich die Offiziere mit anderen Offizieren bzw. ihre eigene Truppe mit anderen Truppen verglichen. Aus Kameraden waren bisweilen Konkurrenten geworden. Die disziplinierten, gehorsamen Unterstellten wandelten sich dabei zum Fleisch gewordenen Leistungsausweis des schneidigen Offiziers. Kritik, die Kompanie-, Bataillons- und Regimentskommandanten jeweils von ihren Vorgesetzten wegen undisziplinierter Mannschaftsangehöriger erhielten, verstärkte diese Tendenz.<sup>8</sup>

---

5 Vgl. Kap. 3.1 bis 3.3.

6 Vgl. Kap. 3.4

7 Vgl. Kap. 6.2.2.

8 Vgl. Kap. 4 und 5.

Mit zunehmender Dauer des Dienstes wurden die Offiziere von ihren zivilen Rollen, die sie im August 1914 zurückgelassen hatten, eingeholt. Gerade ältere, berufstätige, verheiratete Offiziere gaben Frau und Familie, Ausbildung und Arbeit, wenn möglich, den Vorzug, teils auf Drängen der Angehörigen zu Hause. Auch bei den Offizieren nahm die Dienstmüdigkeit nach wenigen Monaten im Dienst bisweilen Züge einer regelrechten «Fahnenflucht» an,<sup>9</sup> wie es Hauptmann Hans Fritzsche nannte.<sup>10</sup>

Das Kriegsende und der Landesstreik brachten eine zweite Phase der Unsicherheit. Die Offiziere konnten auf ähnliche Deutungsmuster zurückgreifen, die sie schon im August 1914 angewandt hatten. Die Schweiz sei bedroht, doch die kriegstüchtige Armee verteidige sie. Gefahr drohte aus Sicht der Offiziere nicht mehr von aussen, sondern viel eher von innen. Der Ordnungsdienst bot die Möglichkeit, ihre bisher nur unzureichend gestillten Bedürfnisse zu befriedigen: Sie konnten etwas erleben, sich vor Publikum inszenieren, sich bewähren und damit Kritik als unberechtigt darstellen. Das galt gerade für Anhänger der Neuen Richtung. Da das Bürgertum die Armee erneut unterstützte und den Ordnungsdienst begrüßte, konnte sich das Militär der zuvor teils aufmüpfigen, armeekritischen Zivilbevölkerung erneut überordnen.<sup>11</sup>

## Einordnung der Ergebnisse

Dass sich Schweizer Wehrmänner während des Aktivdienstes im Ersten Weltkrieg gelangweilt haben und unter finanzieller Not litten, ist nicht neu. Das hat die Forschung zur Schweiz im Ersten Weltkrieg verschiedentlich aufgezeigt.<sup>12</sup> Neu ist, dass nicht nur Soldaten, sondern auch Offiziere davon betroffen waren. Neu ist ebenfalls, dass die Soldaten und Offiziere neutraler Staaten, die wohl im Dienst, nicht aber im Krieg waren, nicht dieselbe Desillusionierung erfuhren wie diejenigen, die tatsächlich kämpften. Ihre Kriegserfahrung war eine gänzlich andere. Neu ist schliesslich, dass die beiden Bedürfnisse, sich zu bewähren und etwas zu erleben, die Erfahrung und auch das Handeln der untersuchten Offiziere wesentlich geprägt haben. Die militärgeschichtliche Forschung zur Schweizer Armee im Ersten Weltkrieg hat das bisher ausser Acht gelassen.<sup>13</sup>

Sich zu bewähren als wesentlichen Antrieb und wichtiges Deutungsmuster zu begreifen, knüpft an Forschungsergebnisse an, die seit den 1990er-Jahren vorliegen, die in der Schweizer Militärgeschichte bisher jedoch wenig rezipiert wurden. Dazu gehören insbesondere Forschungen zum schweizerischen Offizierskorps um 1900, zum Schweizer Bürgertum im 19. Jahrhundert und zu Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit in der Schweiz vor dem Ersten Weltkrieg. Rudolf Jaun hat in seiner Habilitationsschrift über das schweizerische Offizierskorps im Fin de Siècle aufgezeigt, dass das Motiv

9 Fritzsche an Ehefrau, o. O., 30. 11. 1914.

10 Vgl. Kap. 5-7.

11 Vgl. Kap. 8.

12 Vgl. beispielsweise jüngst Kreis 2014; Rossfeld, Buomberger, Tiury 2014; Vuilleumier 2014.

13 Vgl. als Beispiele jüngster alltags- und erfahrungsgeschichtlicher Abhandlungen Jorio 2014 ders. 2015; ders. 2016; ders. 2017; ders. 2018a; ders. 2018b; ders. 2020; Wicki 2018; Podzorski 2016.

des sozialen Aufstieges und der Abgrenzung ein bedeutender Beweggrund des urbanen, gebildeten Mittelstandes um 1900 war, um eine Offizierslaufbahn einzuschlagen. Albert Tanner wies in seiner Habilitationsschrift über das Schweizer Bürgertum zwischen 1830 und 1914 darauf hin, dass Angehörige des Bürgertums – und damit auch die meisten der untersuchten Offiziere – ihrem Bedürfnis nach sozialer Abgrenzung im Alltag, etwa durch Kleidung, Wohnung und Verhalten, immer wieder Ausdruck verliehen. Die Forschung zu Militär und Männlichkeit in der Schweiz um 1900 machte verschiedentlich deutlich, dass das Befehlen und das Vollziehen verschiedener Handlungen im militärischen Kontext, etwa bei Reinigungsarbeiten oder Paraden, stets auch Hierarchien zum Ausdruck brachten bzw. bringen sollten.

Handeln muss dabei für den damaligen militärischen Kontext stets auch als kommunikativer Akt verstanden werden. Das ist für das Verständnis der Erfahrungen der Schweizer Wehrmänner im Ersten Weltkrieg stärker zu berücksichtigen, als es die Forschung bisher getan hat. Die untersuchten Offiziere deuteten den Aktivdienst als Möglichkeit, eine Aussage über sich selbst zu machen: Dass sie sich bewährten. Diese Deutung prägte ihr Handeln. Das gilt etwa für ein Defilee, einen Marsch oder ein Manöver, aber auch für Ordnungsdienstesätze. In einem Fall konnte das Verlangen, sich im Ordnungsdienstesatz zu bewähren, um den ramponierten Ruf reinzuwaschen, explizit nachgewiesen werden.<sup>14</sup> Es ist anzunehmen, dass es anderen Offizieren ähnlich ging. Die Verteidigung der Offiziersehre ist demnach ebenso wichtig gewesen wie die Verteidigung des Vaterlandes.

Offen bleibt an dieser Stelle die Frage, inwiefern das Verlangen nach Bewährung auch für das Armeekommando galt. Damit liesse sich das Handeln militärischer Entscheidungsträger im Ordnungsdienst während des Ersten Weltkrieges, insbesondere während des Landesstreiks, aus neuer Perspektive beurteilen. Dies würde an die Deutung Jauns anknüpfen, der den Landesstreik zugespitzt das «längste Freilichttheater der Schweizer Geschichte» nannte.<sup>15</sup> Dass das Armeekommando sich auf öffentlicher Bühne als Verteidiger des Vaterlandes inszenieren und bewähren wollte, ist demnach nicht von der Hand zu weisen.

Auch das zweite bedeutende Muster, die sogenannte Erlebnisorientierung, bietet neue Perspektiven auf die Erfahrungen der Wehrmänner, hier der Offiziere. Es rückt deren inneres Erleben ins Zentrum. Wie reich an Erlebnissen, an Abwechslung und Spass, an Glück und Genuss der Dienst war, danach beurteilten die untersuchten Offiziere ihren Dienst. Er nahm damit bisweilen Züge einer touristischen Reise an. Andere Deutungen und Sinnstiftungen, etwa zur Verteidigung des Vaterlandes eingerückt zu sein, gerieten in den Hintergrund. Etwas zu erleben, wurde denn auch zu einem bedeutenden Motiv der untersuchten Deutschschweizer Offiziere.

Bezüglich Theorie und Methode der Erfahrungsgeschichte bleiben Fragen offen und Einwände bestehen. Allen voran, ob und inwiefern die Erfahrungsgeschichte den the-

<sup>14</sup> Vgl. die Erfahrungen von Oberstleutnant August Wieland während der Klotener und Dübendorfer Affäre in Kap. 7.2.2.

<sup>15</sup> Jaun 2018b: 273.

oretischen Ansprüchen und Konzepten, an denen sie sich orientiert, überhaupt gerecht werden kann. Der SFB «Kriegserfahrungen» hat mit seinem Theorie- und Methodenband<sup>16</sup> zur Schärfung des Begriffs der «Erfahrung» beigetragen. Dennoch gibt es immer noch Lücken und Unklarheiten. Das zeigt die jüngste ethnologische Forschung zum Erfahrungsbegriff, die um weitere Präzisierung bemüht ist.<sup>17</sup> Aus textlinguistischer Perspektive ist für die Erfahrungsgeschichte vor allem problematisch, dass es kaum Modelle gibt, die aufzeigen, wie Wort, Satz, Text und Diskurs genau zusammenhängen.<sup>18</sup>

Die Erfahrungsgeschichte entbehrt zudem einer etablierten Methode. Der Schwerpunkt einschlägiger Einführungen und Abhandlungen zu Theorie und Methode der Kultur- und der Erfahrungsgeschichte liegt auf theoretischen Überlegungen und nicht auf der Frage nach der praktischen Umsetzung.<sup>19</sup> Stattdessen wird methodische Offenheit propagiert. Damit drängt sich jedoch die Frage auf, ob die Erfahrungsgeschichte auf diese Weise überhaupt untersuchen kann, was sie untersuchen will. Bereits Klaus Latzel hatte in seiner wegweisenden Dissertation das bis dahin übliche positivistische Paraphrasieren von Quellen und Pars-pro-toto-Zitieren kritisiert. Was *pars* und was *totum* genau seien, sei jedoch unklar. Die Kritik hat an Aktualität nur wenig eingebüsst. Das zeigt ein Blick in erfahrungsgeschichtliche Qualifikationsarbeiten. Deren Quellenanalysen verharren oftmals beim Subjekt und dessen Erfahrungen, ohne die Ebene der Strukturen ausreichend durchleuchten zu können. Die in den Einleitungen vorgestellten theoretischen Konzepte können auf diese Weise nur bedingt eingelöst und angewandt werden.<sup>20</sup>

Schliesslich ist die Erfahrungsgeschichte mit höchst fragmentarischem Quellenmaterial konfrontiert. Wer unter welchen Umständen weshalb und wozu worüber und worüber nicht schrieb, ist kaum zu rekonstruieren. Komplexen theoretischen Modellen gerecht zu werden, ist deswegen schwierig.

Was tun? Der Begriff «Erfahrung» muss erstens präzisiert und seine Lücken müssen geschlossen werden. Hier bieten sich Theorien und Methoden der Diskurslinguistik an, die seit mehr als einem Jahrzehnt erprobt sind. Allen voran die Diskurslinguistische Mehr-Ebenen-Analyse (DIMEAN) nach Ingo H. Warnke und Jürgen Spitzmüller, die Zusammenhänge zwischen einem Phonem und dem Diskurs aufzeigt.<sup>21</sup> Zweitens muss der Erfahrungsbegriff operationalisiert werden, damit er in der Praxis auch angewendet werden kann. Drittens bieten quantitative Auswertungen der vorhandenen Quellen einen Mehrwert. Nuancen der Erfahrung und ihr Wandel können so klarer festgestellt werden. Bereits Latzel schlug vor, qualitative mit quantitativen Methoden zu kombinieren. Er orientierte sich dabei an der Inhaltsanalyse. Einen ähnlichen Weg ging Martin Humburg. Doch so hochgelobt ihre Ansätze waren, fanden sie in der Erfahrungsgeschichte schlussendlich nur wenig Anwendung.

16 Buschmann, Carl 2001a

17 Vgl. Röthl, Sieferle 2023.

18 Vgl. im Gegensatz dazu diskurslinguistische Modelle wie DIMEAN nach Warnke, Spitzmüller 2008b; Warnke 2019.

19 Als Beispiel vgl. Landwehr, Achim: Kulturgeschichte. Stuttgart 2009: 36–47.

20 Als Beispiel für entsprechende Kritik vgl. Becker 2004.

21 Vgl. Warnke, Spitzmüller 2008b; Warnke 2019.

Die vorliegende Arbeit versuchte, dem von Latzel und Humburg vorgetrampelten Pfad zu folgen. Sie teilte die Frage nach der Erfahrung in Unterfragen auf und versuchte, das Vorkommen von Themen in den Selbstzeugnissen der Offiziere quantitativ auszuwerten. Würde dieser Pfad weiter verfolgt und ausgebaut werden, könnte die Erfahrungsgeschichte ihren eigenen hohen Ansprüchen gerecht(er) werden.

## Dank

Dieses Buch ist die leicht überarbeitete Fassung meiner Dissertation, die ich im Januar 2023 an der Philosophisch-historischen Fakultät der Universität Bern eingereicht habe. Solch eine Arbeit schreibt sich nicht alleine. Verschiedene Personen haben mich dabei unterstützt, erste Ideen zu spinnen, Quellen zusammenzutragen, Literatur zu finden, den Forschungsstand zu überblicken, Thesen aufzustellen und zu verwerfen, Gedanken zu Papier zu bringen und in Form zu giessen.

Dank gebührt in erster Linie meinen beiden Doktorvätern, PD. Dr. Daniel Marc Segesser und Prof. Dr. Christian Koller (Universität Zürich). Beide haben meine Arbeit von Beginn an begleitet und standen bei Fragen stets zur Verfügung. Ihre Anregungen und Hilfe beim aufwendigen Zusammentragen der Quellen, beim Erstellen eines theoretischen Gerüsts, beim Erproben des methodischen Werkzeugs und Beleuchten der gewonnenen Ergebnisse und Thesen im Lichte bestehender Forschung, aber auch ihr Interesse am Thema trugen wesentlich zum Gelingen der Arbeit bei. PD Dr. Daniel Marc Segesser danke ich zudem dafür, die Publikation der Arbeit begleitet und unterstützt zu haben.

Besonders danken möchte ich zudem Dr. Michael M. Olsansky, Dozent für Militärgeschichte an der Militärakademie (MILAK) an der ETH Zürich. Er brachte die vorliegende Studie von 2018 bis 2022 als Forschungsprojekt an seiner Dozentur unter. Damit stellte er nicht nur die Finanzierung sicher und regte mit Hinweisen, Fragen und Kritik die Arbeit an, sondern ermöglichte es mir auch, in einem interdisziplinären Forschungsumfeld zu arbeiten. Das inspirierte die Arbeit immer wieder. Dank gilt an dieser Stelle auch den Mitarbeitenden der Dozentur Militärgeschichte, insbesondere Dr. Peter Mertens, Dr. Adrian Wettstein und meinem Bürokollegen Dr. des. Christoph Hertner. Ihre thematischen, theoretischen und methodischen Anregungen, ihr Interesse sowie ihr Rat und ihr offenes Ohr in Phasen der Unsicherheit waren mir eine wertvolle Hilfe. Gelegenheit, über den Tellerrand der eigenen Disziplin hinauszublicken und mich mit Kommilitoninnen und Kommilitonen zu allerlei Fragen des Forschens und Doktorierens auszutauschen, boten zudem die Veranstaltungen der Graduate School of the Humanities der Universität Bern, die ich während meines Doktorats besuchen durfte.

Beim Zusammentragen der Quellen konnte ich auf viele helfende Hände zählen. Dr. Helen Oplatka, Enkelin des Glarner Hauptmanns Hans Fritzsche, war mit Unterlagen aus ihrem Privatarchiv, Auskünften zu ihrem Grossvater sowie Anregungen und Tipps, wo sich noch was finden liesse, ein Glücksfall für diese Studie. Ebenso stellten mir Marianne und Peter Fritzsche, zwei Enkel von Hans' Bruder Hermann Fritzsche, Unterlagen zu ihrem Grossvater zur Verfügung. Dr. Hanspeter Vogt, Autor der Biografie über den Langenthaler Arzt, Nationalrat und Oberstleutnant August Rikli, unterstützte mich bei der (leider vergeblichen) Suche nach Briefen und Tagebüchern Riklis. Markus Käser sowie Reinhardt Dünki gewährten mir Zugriff auf Unterlagen aus ihren umfangreichen Privatsammlungen und wertvolle Einblicke in die Schweizer Sammler-Szene von Militaria. Prof. Dr. em. Rudolf Jaun und Dr. Marco Jorio danke ich für Tipps und Hinweise zu weiteren Beständen und für quellenkritische Überlegungen. Dank gebührt auch

den zahlreichen Personen, Organisationen und Vereinen, die mich beim Sammelaufwurf unterstützt, sich auf diesen gemeldet und mir Unterlagen zur Verfügung gestellt haben. Schliesslich sei auch den Mitarbeitenden der besuchten Archive gedankt, die regelmässig wagenweise Archivalien hinauf- und wieder hinunterkarren mussten.

Lorenz Halder hat das Manuskript mit grossem Fachwissen, Verständnis und Liebe zum Detail akribisch lektoriert, wofür ich ihm herzlich danke. Dr. Daniel Derungs bestärkte mich mit seiner pragmatischen Art in der Schlussphase der Arbeit, «das Zeug» endlich abzugeben. Mein Dank geht auch an die Mitarbeitenden des Chronos Verlags, die mich bei der Publikation begleitet und unterstützt haben. Dem Schweizerischen Nationalfonds danke ich für die Finanzierung der Publikation.

Schliesslich möchte ich meiner Familie danken. Meine Eltern haben es mir überhaupt erst ermöglicht, einen so langen Bildungsweg einzuschlagen, stets reges Interesse an meinem Tun gezeigt und mich auf meinem Weg bestärkt, an mich geglaubt und mich unterstützt. Herzlichen Dank gilt schliesslich meiner Frau Mirjam Gächter. Sie war stets für allerlei Fragen und Anliegen da, hat Zweifel zerstreut, Fragen geklärt, Entwürfe erstgelesen und wertvolle Hinweise gegeben, mich bei Rückschlägen aufgerichtet sowie meine Freude über Erfolge geteilt.

## Anhang

### Kurzporträts der Autoren

Nachfolgend werden die untersuchten Offiziere in alphabetischer Reihenfolge vorgestellt. Der erste Abschnitt beschreibt jeweils ihre Herkunft, ihren Werdegang, die berufliche Tätigkeit und die familiären Verhältnisse vor dem Ersten Weltkrieg. Falls die berufliche und militärische Laufbahn der Offiziere nach dem Krieg Rückschlüsse auf grundsätzliche, bereits im Ersten Weltkrieg vorhandene Haltungen vermuten lässt, werden sie anschliessend erwähnt. Der zweite Abschnitt fasst den Dienst zusammen, den sie während des Ersten Weltkriegs geleistet haben.

#### *Ammann, Othmar Hermann*

Geb. 26. 3. 1879 in Feuerthalen (SH), gest. 22. 9. 1965 in Rye (New York), reformiert. Ammann stammte aus einer wohlhabenden, intellektuell aufgeschlossenen Bürgerfamilie aus Schaffhausen. Er besuchte 1894–1897 die Industriehochschule Zürich und absolvierte 1897–1902 ein Bauingenieurstudium am Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich. Danach arbeitete er in der Schweiz und in Deutschland. 1904 migrierte er nach New York, wo er als Ingenieur tätig war. 1912 wurde er stellvertretender Chefingenieur bei Gustav Lindenthal, einem bedeutenden Brückenbauer. Ammann heiratete 1905 Lilly Selma Wehrli, die Tochter eines Fabrikanten, und hatte mit ihr zwei Söhne. Er war Mitglied der Turnerschaft Utonia, einer Studentenverbindung. Nach dem Krieg war er an wichtigen Brückenbauprojekten in New York beteiligt und prägte dessen städtebauliche Entwicklung nachhaltig. Ammann zählt zu den bedeutendsten Brückenbauern des 20. Jahrhunderts. Spätere Mitarbeiter und Unterstellte im Brückenbau schilderten ihn als sehr reserviert, weitsichtig, lösungsorientiert und freundlich im Umgang.<sup>1</sup>

Ammann hatte vor dem Ersten Weltkrieg wenigstens zehn Jahre keinen Dienst mehr geleistet. Gemäss Dienstbüchlein war er für die Jahre 1904 bis 1913 beurlaubt und zahlte 1908 bis 1913 Militärsteuer. Seine Ausrüstung hatte er 1909 retourniert. Im August 1914 reiste er von New York über Le Havre, Paris und Genf nach Schaffhausen und meldete sich am 19. August 1914 zum Dienst. Seine Frau blieb mit einem Sohn in den USA bei Bekannten, der andere Sohn war bei Ammanns Eltern in Basel untergebracht. Während etwa eines Monats leistete Ammann im Range eines Leutnants Dienst in der Landwehr Füsilier-Kompanie II/149 und kommandierte einen Grenzwachtposten der Fortifikation Hauenstein. Da ihm der Dienst eintönig erschien, ersuchte er um eine Umteilung zur Genietruppe. Ab Ende September leistete er Dienst beim Festungsgenie-Bataillon auf dem Gotthard, wo er Strassen baute und daneben diverse Gebirgstouren unternahm. Seine Frau, die mit einem Sohn in den USA zurückgeblieben war, drängte aufgrund der angespannten finanziellen Lage wiederholt auf Ammanns Rückkehr. Ammann ersuchte

---

<sup>1</sup> Vgl. Fuchs 2001; Larcher 1999; Stüssi 1969; Gateways to New York.

deshalb um Urlaub, der ihm ab Mitte November 1914 gewährt wird. Danach reiste er zurück nach New York und leistete keinen Dienst mehr.<sup>2</sup>

### *Böhi, Albert*

Geb. 12. 6. 1862 in Schönholzerswilen (TG), gest. 28. 12. 1945 in Bürglen (TG), reformiert. Sein Vater war gut situiertes Landwirt und Politiker. Böhi studierte Jura in Basel, Zürich, München und Berlin und erwarb das thurgauische Anwaltspatent, war danach jedoch primär als Richter und freisinniger Politiker tätig. Er war Thurgauer Kantons- (1890–1897, 1909–1935), später Regierungs- (1897–1908) und schliesslich Ständerat (1910–1935). Dort war er Mitglied der radikal-demokratischen Fraktion. 1908 bis 1932 war er Oberrichter. Daneben hatte er verschiedene Verwaltungsratsmandate inne, war Kirchenrat und später Kirchenvorsteher und Mitglied des Kantonsschulturnvereins Concordia Frauenfeld, einer Studentenverbindung. Böhi blieb ledig und kinderlos, verwaltete für seine früh verwitwete Schwägerin in Bürglen ein Besitztum mit Mühle, Wald, Gutsbetrieb und Elektrizitätswerk. Diese hatte drei Söhne, um die sich Böhi kümmerte. Sein ausgesprochener Rechtssinn brachte ihm den Übernamen «Cato von Bürglen» ein. In Nachrufen wird er als ehrlich, fleissig, sparsam, anspruchslos, arbeitsfreudig, pflichtbewusst, heimatverbunden und religiös beschrieben, aber auch als eher verschlossen, trocken, eigenwillig und manchmal unbequem.<sup>3</sup>

Hauptmann Böhi kommandierte bis Mitte August 1914 die Landsturm-Füsilier-Kompanie VI/70. Seine Kompanie bewachte im Raum Weinfelden Bahninfrastruktur. Im September 1914 diente er vereinzelt Tage am Militärgericht in St. Gallen. Ende Oktober bis Mitte November 1917 leistete er Wachtdienst in Altdorf und nutzte dies für Ausflüge in der Region.<sup>4</sup>

### *Bühler, Gottlieb*

Geb. 17. 10. 1885 in Frutigen (BE), gest. 29. 7. 1943 in Frutigen (BE), reformiert. Sein Vater Arnold Gottlieb Bühler war Notar, Verwaltungsrat, freisinniger Politiker und Oberst. Gottlieb Bühler war der ältere Bruder von Hans Bühler. Er studierte Jura in Bern und Lausanne. 1909 legte er das Notariatsexamen ab und übernahm daraufhin die Notariatsbüros seines Vaters in Aeschi und Frutigen. Bühler war später Mitglied der Bauern- und Gewerbestartei und politisch aktiv. 1912 bis 1929 war er Gemeinderat bzw. -präsident von Frutigen. Bühler war verheiratet mit Elise Hunziker, und hatte eine Tochter. Er war Mitglied der radikalen Studentenverbindung Helvetia. Nach dem Ersten Weltkrieg war er Berner Gross- und Nationalrat und galt als führender Bahn- und Bauernpolitiker, der sich für das Berner Oberland einsetzte. Er avancierte bis zum Oberst.<sup>5</sup>

2 Vgl. Briefe von und an Othmar Ammann, ETH-BIB Hs 1410:3.103; Dienstbüchlein von Othmar Ammann, ETH-BIB Hs 1410:4.110.

3 Vgl. Salathé 2004; Gruner 1966: 694; Die Toten der Jahre 1946 und 1947; Nachrufe auf Albert Böhi, StATG 8:610, 5/10.

4 Vgl. Dienstzeugnisse von Albert Böhi, StATG 8:610, 5/4; Kopierbuch StATG 8:610:2, 1/3.

5 Vgl. Stettler 2004.

Weil nur wenige Briefe von ihm erhalten geblieben sind, lässt sich über seinen Dienst während des Ersten Weltkrieges nur Folgendes rekonstruieren: Hauptmann Bühler diente im August 1914 als Ordonnanzoffizier im Schützen-Regiment 12, das im Raum Liesberg Wachtdienst leistete. Im September und Oktober 1917 kommandierte er die Füsilier-Kompanie III/90. In der Zwischenzeit hatte er Dienst als Kompaniekommandant in einer Mitrailleur-Rekrutenschule geleistet. Die Einberufung in den Generalstab lehnte er (vermutlich wegen familiären Verpflichtungen) ab und sah sich im Gegenzug gezwungen, dem Aufgebot für die Zentralschule II für Ende 1917 Folge zu leisten. Danach kommandierte er ein Bataillon.<sup>6</sup>

### *Bühler, Hans*

Geb. 24. 2. 1888 in Frutigen (BE), gest. 2. 3. 1977 in Frutigen (BE), reformiert. Hans Bühler war der jüngere Bruder von Gottlieb Bühler. Er besuchte das Gymnasium in Bern, studierte Jura in Lausanne, Berlin, Bern und Genf. 1915–1931 war er Gerichtspräsident und Regierungsstatthalter in Frutigen. Bühler war verheiratet mit Jeanne Marie Hochuli. Nach dem Ersten Weltkrieg war er als Staatsanwalt und Lokalpolitiker tätig. Er wurde in den Generalstab einberufen und avancierte bis zum Oberstbrigadier.<sup>7</sup>

Aus seinem Dienstetat, den Korpskontrollen und seinen Briefen lässt sich Folgendes über seinen Dienst während des Ersten Weltkrieges rekonstruieren: Oberleutnant Bühler leistete 1914 bis 1918 jedes Jahr Aktivdienst. Zu Beginn war er als Adjutant im Stab des Infanterie-Bataillons 34 tätig. 1916 absolvierte die Zentralschule I, diente als Kompaniekommandant in einer Mitrailleur-Rekrutenschule und wurde zum Hauptmann befördert. Danach kommandierte er die Mitrailleur-Kompanie I/17, mit der er im Sommer 1918 Dienst in der Ajoie leistete. Im Juni 1918 erlitt er einen Reitunfall, war überarbeitet und gesundheitlich angeschlagen; seine Kompanie wurde in dieser Zeit von der Grippe heimgesucht. Seine Vorgesetzten lobten ihn als tadellosen, energischen und führungstarken Kompaniekommandanten.<sup>8</sup>

### *Bühler, Max*

Über Max Bühler ist wenig bekannt. Geb. 1892, wohnhaft in Zürich. Er arbeitete bis August 1918 als stellvertretender Prokurist beim Polygraphischen Institut A. G., einem Verlags- und Druckereibetrieb, und war danach Geschäftsführer der Buchdruckerei Lohbauer in Zürich. 1917 heiratete er.

Über seinen Dienst lässt sich gestützt auf seine Briefe Folgendes rekonstruieren: Im Oktober 1915 leistete Leutnant Bühler im Infanterie-Bataillon 31 Dienst in Mariastein, im Laufental, im Raum Grenchen und im Raum Bern. Im September und Oktober 1916 war er als Zugführer in der Füsilier-Kompanie III/37 eingeteilt. Wegen schlechter Qualifikati-

6 Vgl. Briefe von Gottlieb Bühler an Vater Arnold Bühler, StABE N Bühler 3.1; Dienstzeugnis von Gottlieb Bühler, StABE N Bühler 3.1.

7 Vgl. Zürcher 2004; Dienstetat von Bühler Hans, 1888, BAR E5304#1994/66#59\*; Jaun 1991: 64.

8 Vgl. Dienstetat von Bühler Hans, 1888, BAR E5304#1994/66#59\*; Briefe von Hans Bühler an Vater Arnold Bühler, StABE N Bühler 3.1; Korpskontrolle Kompanie IV/34 (bis 1925: Mitrailleur-Kompanie I/17), StABE BB II 3940.

onen wurde er von seinem Kommando entbunden und provisorisch als Zeichner-Offizier in den Stab des Infanterie-Regiments 15 versetzt, später entlassen und in den Landsturm versetzt.<sup>9</sup>

### *Camenisch, Emil*

Geb. 17. 4. 1874 in Sarn (GR), gest. 17. 7. 1958 in Tschappina (GR), reformiert. Camenisch stammte aus der angesehenen Heinzenberger-Linie des Bündner Geschlechts Camenisch, die politisch und kulturell aktiv war. Er studierte Theologie in Basel und Berlin. 1899–1912 war er Pfarrer in Flerden-Urmein-Tschapinna und engagierte sich als solcher auch in der Schule, dem Armenwesen, der Seel- und sozialen Fürsorge. 1912–1943 war er Pfarrer in Valendas-Sagogn. Gemäss seinen Biografen hegte er grosses Interesse für lokales Brauchtum, die Schönheiten der Natur sowie Geschichte, insbesondere Kirchengeschichte. Er galt als aufrecht und pochte als Pfarrer auf Pflichterfüllung seiner Amtsbrüder und das strenge Einhalten der Gottesdienstordnung in seinen Gemeinden.<sup>10</sup> Camenisch war verheiratet mit Olga Liver und Vater mehrerer Kinder. Nach dem Ersten Weltkrieg war er in verschiedenen evangelischen Organisationen tätig und betrieb historische, vor allem kirchengeschichtliche Forschung.<sup>11</sup>

Während des Ersten Weltkriegs diente Hauptmann Camenisch als protestantischer Feldprediger im Landwehr-Gebirgs-Infanterie-Regiment 50. Längeren Dienst leistete er im August bis September 1914, im März bis Mai 1915, und im April bis Mai 1916, stets im Bündnerland. Folgt man seinem Tagebuch, waren seine Haupttätigkeiten wöchentliche Feldpredigten und seltene Vorträge. Das liess ihm viel Zeit für Besuche bei lokalen Pfarrern und Familien, Spaziergänge, Lektüre und Ausflüge. Ausserdem war er oft aus familiären und beruflichen Gründen im Urlaub. Camenisch hatte mehrere Brüder, die ebenfalls Dienst leisteten.<sup>12</sup>

### *Casparis, Carl (auch Karl) Otto*

Geb. 1887 in Thusis (GR), gest. 4. 2. 1974, reformiert. Casparis' Vater war Kolonialwarenhändler. Casparis studierte in Zürich und Deutschland Medizin, arbeitete als Assistenzarzt an der Augenklinik Zürich und Anfang 1917 an der Universitäts-Augenklinik in Budapest. Danach eröffnete er 1917 in Chur eine Praxis als Augenarzt. Im September 1917 heiratete er Inga Bernhard aus einer vermögenden Churer Familie.

Leutnant Casparis wurde im März 1916 als Sanitäter nachrekrutiert, erhielt jedoch die Zusicherung, die Sanitätsoffiziersschule absolvieren zu dürfen. Von Mai bis August 1916 absolvierte er in Basel die Sanitäts-Rekruten-, die Unteroffiziers- und die Sanitäts-Offiziersschule. Ende August 1916 wurde er zum Leutnant befördert. Bis Dezember 1916 leistete er als Assistenzarzt im Stab des Infanterie-Bataillons 79, danach als Schularzt in

9 Vgl. Briefe von Bühler Max an Pater Willibald Beerli, AKM Nachlass Pater Willibald Beerli, P. Willibald Beerli. Soldaten-Korresp. I A-D.

10 Vgl. Wanner 2005; Bundi 2020; Caveng 1970.

11 Vgl. ebd.

12 Vgl. Tagebuch von Emil Camenisch, StAGR A Sp III/8m 7.07.

einer Infanterie-Rekrutenschule in Wallenstadt<sup>13</sup> Dienst. Von April bis August 1917 diente er als Arzt in den Sanitäts-Kompanien IV/6 und anschliessend I/6 mehrheitlich in der Nordwestschweiz.<sup>14</sup>

### *Egli, Adolf*

Über Adolf Egli ist wenig bekannt. Geb. 1877, wohnhaft in Winterthur (ZH). Er arbeitete bei der Schweizerischen Volksbank, war verheiratet und hatte zwei Söhne, von denen einer im Juni 1915 geboren wurde. Ein drittes Kind war 1914/1915 gestorben. Seine Schwiegermutter lebte in Hamburg, seine Eltern in England.

Hauptmann Egli kommandierte 1914/1915 die Füsilier-Kompanie IV/63, die unter anderem in Mariastein stationiert war. Von September 1915 bis wenigstens Februar 1916, vermutlich bis April 1916 war er mit dem Infanterie-Bataillon 62, das er nun kommandierte, im Tessin im Einsatz. Von Oktober 1917 bis Januar 1918 leistete er in Schaffhausen Dienst zur Bekämpfung von Schmuggel. Im Oktober und November 1918 war sein Bataillon für den Ordnungsdienst anlässlich des Landesstreiks aufgeboten, wobei er wegen einer Grippeerkrankung nur im Oktober Dienst leisten konnte.<sup>15</sup>

### *Etter, Philipp*

Geb. 21. 12. 1891 in Menzingen (ZG), gest. 23. 12. 1977 in Bern, katholisch. Etter entstammte einer mittelständischen Handwerkerfamilie und war geprägt von seinem ländlichen, katholisch-konservativen Umfeld. Er besuchte Schulen in Menzingen und Zug sowie 1907–1911 die Stiftsschule in Einsiedeln, die er später seine zweite Heimat nannte. Er studierte Jura in Zürich, beendete sein Studium 1917 und erwarb danach das Schweizer Anwaltspatent. Ab 1911 arbeitete als Redaktor der Zuger Nachrichten, dem Parteiorgan der Zuger Katholisch-Konservativen. 1917 wurde er zum Verhörerichter und 1918 für die Konservative Volkspartei in den Zuger Kantonsrat gewählt. Gemäss seinem Biografen Thomas Zaugg war Etters Denken geprägt von Konservatismus, Patriotismus, (Sozial-)Katholizismus und Neothomismus. Der Studienaufenthalt in Zürich und die Erfahrung der Marginalisierung der Katholiken prägte sein katholisches Sendungsbewusstsein. Sein Weltbild wies antijudaistische und antisemitische Züge auf. Gegenüber Industrie, Freisinn, Kapitalismus und Sozialdemokratie hegte er gewisse Vorbehalte und vertrat die «Idee eines christlichen, ständestaatlich autoritären Staates». 1918 heiratete er Maria Hegglin. Etter war Mitglied der Sektion Turicia des traditionellen Schweizerischen Studentenvereins. Nach dem Ersten Weltkrieg war er Zuger Regierungsrat, später Landammann, Ständerat und 1934–1959 Bundesrat. Wenigstens vor seiner Zeit als Bundesrat habe er «wenig Distanz zu rechtsradikalen frontistischen Ideen» gezeigt, so Patrick Kury.<sup>16</sup> Er war massgeblich an der Entwicklung der sogenannten Geistigen Landesverteidigung

<sup>13</sup> Heute Walenstadt.

<sup>14</sup> Vgl. Briefe von Otto Casparis an Verlobte Inga Bernhard, StAC N 215.0543, N 215.0544, N 215.0545, N 215.0546, N 215.0547 und N 215.0548; F., J. 1974.

<sup>15</sup> Vgl. Briefe von Adolf Egli an Pater Willibald Beerli, AKM Nachlass Pater Willibald Beerli, P. Willibald Beerli. Soldaten-Korresp. II E-F.

<sup>16</sup> Kury 2021.

beteiligt; gegenüber dem nationalsozialistischen Deutschland und dem faschistischen Italien nahm er eine anpassungsfreundliche, rücksichtsvolle Haltung ein, was ihm im Nachhinein und bis heute scharfe Kritik einbrachte. In seiner zweiten Amtshälfte widmete er sich dem Aufbau der Sozialwerke AHV und IV und dem Ausbau der Bildungslandschaft. Etter avancierte in der Armee bis zum Major.<sup>17</sup>

Leutnant Etter leistete in der Füsilier-Kompanie IV/48 von August bis November 1914 im Laufental und im Raum Basel Dienst, wo er unter anderem die Grenze bewachte. Von März bis Juni 1915 tat er selbiges im Vallon de St-Imier, den Franches-Montagnes und der Ajoie. Am 21. April 1915 machte ein Soldat auf einer Patrouille Anstalten, ihn zu erschiessen, was Etter verhindern konnte. Im Oktober und November 1915 nahm er in Zwingen an verschiedenen Übungen und Manövern teil und wurde vorzeitig beurlaubt. Zum Oberleutnant befördert, leistete er 1916 Dienst in einer Unteroffiziers- und von September bis Dezember in der Infanterie-Rekruten-Schule VIII/4 in Luzern. Mit der Füsilier-Kompanie IV/48 widmete er sich von Januar bis März 1917 in der Ajoie der Ausbildung; Mitte März wurde seine Kompanie zum Strassenbau nahe Olten eingesetzt. Von Juli bis September 1917 leistete er erneut Ausbildungsdienst, der von verschiedenen Urlauben unterbrochen wurde. Etters Dienst war geprägt von stetem Wechsel im Offizierskorps seiner Kompanie. Nur bis Mitte 1915 diente er unter demselben Kompaniekommandanten, danach wechselte dieser von Dienstperiode zu Dienstperiode.<sup>18</sup>

### *Francke, Wilhelm Hugo*

Geb. 2. 8. 1877 in Rheinfelden (AG), gest. 13. 1. 1935. Francke entstammte einer Familie von Unternehmern. Sein aus Sachsen zugewanderter Grossvater gründete die Saline Rheinfelden. Franckes Eltern verstarben während seiner Kindheit, er wurde daraufhin von seiner Tante aufgezogen. In Aarau und Solothurn besuchte er Schulen und studierte Jura in München sowie in Bern. Er beendete sein Studium 1900 ohne Abschluss und aspirierte als Instruktionsoffizier bei der Kavallerie. Als solcher war er in Bern, Aarau und Frauenfeld tätig, unter anderem unter dem damaligen Oberinstruktor der Kavallerie, Oberst Eduard Wildbolz. 1902 heiratete er Hedwig Zurlinden, die Tochter des Aargauer Industriellen und Gründer der Jura-Cement-Fabrik (JCF) Rudolf Zurlinden. Mit ihr hatte er zwei Töchter. Francke nahm fortan in der JCF eine führende Stellung ein. 1915

17 Vgl. Widmer 1991; Widmer 2017; Zaugg 2020: 31–125. Zauggs Biografie zu Etter ist umstritten. Renommierete Historiker wie der emeritierte Geschichtswissenschaftler Jakob Tanner 2021 werfen Zaugg «[r]evisionistische Verdrehung [und] tendenziöse Umdeutung», ausserdem «verquere Urteile, verharmlosende Interpretationen und beschönigende Auslassungen» vor. Georg Kreis 2021, ein weiterer emeritierter Geschichtswissenschaftler, kritisiert Zauggs Etter-Biografie als «einseitige Rehabilitationsschrift» und wirft ihm indirekte «Verharmlosung rechtsnationaler Tendenzen unserer Gegenwart» vor. Zaugg 2021 nahm entschieden dagegen Stellung und forderte eine «Versachlichung der Kritik».

Auch Patrick Kury 2021 kritisierte die Entproblematierung und Beschönigung verschiedener Sachverhalte, beispielsweise von Etters antisemitischer Haltung oder seiner rückwärtsgewandten Familienpolitik. Damit gerate die «gesamte Arbeit in Schiefelage». Der Zuger Historiker Marco Jorio 2020b lobt andererseits Zauggs Etter-Biografie als «grossen Wurf, der das schiefe Bild Etter deutlich korrigiert und eine neue Historikergeneration ohne «68er-Brille» [...] ankündigt.»

18 Briefe von Philipp Etter an Verlobte Marie Etter-Hegglin, StAZG P 70.490; Militär: Dienstbüchlein, Schiessbüchlein, Urkunden von Philipp Etter, StAZG P 70.102.

machte er sich – dank eines umfangreichen Erbvorbezugs seiner Frau – selbständig und baute die Elektrochemische Fabrik Francke Aarau (Elfa) auf, die im Juni 1918 in Betrieb ging. Francke verfügte über einen grossen Freundes- und Bekanntenkreis, war Mitglied der Mittelschulstudentenverbindung Wengia, Gründungsmitglied der Sektion Aargau des Automobilclubs der Schweiz, Präsident der Kaufmännischen Gesellschaft Aarau, Gründungsmitglied des Rotary Clubs und Mitglied des lokalen Reitclubs, in dem auch der rechtsbürgerliche Aargauer Arzt und Offizier Eugen Bircher verkehrte.<sup>19</sup>

Hauptmann Francke diente zu Beginn des Aktivdienstes als 2. Adjutant im Armeekorpsstab 2 anfänglich in Bern, ab September in Liestal und Arlesheim. Mit Hauptmann Rudolf Miescher, einem zugeteilten Generalstabsoffizier im Stab, verstand er sich gut.<sup>20</sup> Im Januar 1915 wurde er zum Major befördert und übernahm das Kommando über die Guiden-Abteilung 3, mit der er bis im März 1915 in der Ajoie sowie im Juni und Juli 1915 in Bellinzona Dienst leistete. Im Anschluss kommandierte er verschiedene Signalistenkurse. Ab Mai 1916 kommandierte er das Dragoner-Regiment 8, besuchte Schiess- und taktische Kurse und führte Inspektionen seiner Truppe durch. Von November 1917 bis Januar 1918 stand er mit seinem Regiment in der Ajoie im Dienst. Im November 1918 leistete er Ordnungsdienst in Zürich. Für den Aufbau seiner Fabrik reiste er von 1915 bis 1917 dreimal nach Deutschland, meist nach München. Ziviles und Militärisches vermischten sich bei Francke stark: Als Stabsoffizier und Kommandant logierte er wiederholt bei Angehörigen des Bürgertums, nahm an gesellschaftlichen Anlässen teil und verbrachte die Wochenenden regelmässig zu Hause. Während seines Dienstes nahm er auch geschäftliche Aufgaben wahr, während seiner dienstfreien Zeit umgekehrt wiederum militärische.<sup>21</sup>

### *Fritzsche, Hans*

Geb. 22. 1. 1882 in Glarus, gest. 3. 9. 1972 in Zollikon (ZH), reformiert. Fritzsche entstammte einer bekannten, ursprünglich aus Norddeutschland stammenden Theologenfamilie. Fritzsches Vater war erster Spitalarzt der kantonalen Krankenanstalt Glarus. Fritzsche studierte anfänglich deutsche Sprach- und Literaturwissenschaft in München, begann jedoch nach einem Jahr ein Jura-Studium an den Universitäten Zürich und Leipzig. Seine Beziehungen zu deutschen Juristen hatten auch nach seiner Studienzeit Bestand. Fritzsche promovierte 1905 in Jura an den Universitäten Zürich und hielt sich danach zwecks Studien- und Sprachaufenthalt an den Universitäten Bern, Montpellier, Paris und Florenz auf. Danach war er als Auditor am Bezirksgericht in Zürich tätig, 1908–1920 als Gerichtsschreiber am Bezirksgericht Horgen. Zeitgleich blieb er in der Forschung aktiv. Fritzsche heiratete 1910 Margaretha Helene Streiff. Seine Enkelin Helen Oplatka, die während ihres Studiums bei Fritzsche gewohnt hat, schildert ihn als fürsorglich, pflichtbewusst, diszipliniert und eher trocken. Er sei nicht sonderlich religiös gewesen und habe dem Freisinn nahegestanden, ohne politisch aktiv gewesen zu sein. Nach dem Ersten Weltkrieg habilitierte Fritzsche, wurde Privatdozent und danach ordentlicher Professor für Zivilprozessrecht, Betreibungs- und Konkursrecht sowie internationales Privatrecht. Fritzsche betreute über 200 Dissertati-

<sup>19</sup> Vgl. Francke 1994: 9–13.

<sup>20</sup> Vgl. Francke, Arlesheim, 12. 10. 1914 (42).

<sup>21</sup> Vgl. Tagebuch von Hugo Francke, Francke 1994.

onen, zeigte in seinen Vorlesungen pädagogisches Gespür und habe so «ganze Juristengenerationen» geprägt.<sup>22</sup> Daneben blieb er weiterhin in der juristischen Praxis tätig.

Hauptmann Fritzsche kommandierte die Glarner Füsilier-Kompanie IV/85. Zwischen August und Oktober 1914 war er anfangs im Hinterland und später an der Grenze in der Nordwestschweiz stationiert. Während das Gros der 4. und 6. Division sowie die Hälfte seines Bataillons im Dezember 1914 entlassen wurde, blieb Fritzsche mit missmutiger Mannschaft und als stellvertretender Bataillonskommandant, ab Ende Dezember 1914 dann als Platzkommandant von St. Maurice, bis im Januar 1915 im Dienst und leistete Wachtdienst. Zwei Wochen vor Diensten kam seine Tochter zur Welt. Von April bis September 1915 leistete er Ausbildungs- und Strassenbaudienst im Bündnerland. Von Februar bis Ende April 1916 kommandierte er die Füsilier-Kompanie III/85, die normalerweise unter dem Kommando seines Bruders Hermann stand. Der Dienst beschränkte sich weitgehend auf Skiausbildung, Märsche und Vorträge. Im Mai und Juni 1916 besuchte er die Zentralschule II. Nach kurzem Urlaub rückte er mit der Füs. Kp. IV/85 im August 1916 zum Wachtdienst am Umbrail und im Münstertal ein, wo er unter anderem als Platzkommandant in Sta. Maria tätig war. Von März bis Juni 1917 wurde seine Kompanie im Kampf gegen den Schmuggel im Raum Schaffhausen eingesetzt, später zu Ausbildungszwecken in den Raum Hauenstein verlegt. Die ungewisse Dauer und die geleistete Einzelausbildung führten zu einer Stimmungsverschlechterung bei der Mannschaft. In seinem Kursbericht übte Fritzsche harte Kritik an seinen Vorgesetzten und der Anlage des Dienstes. Die mit dem Besuch der Zentralschule II aufgegleiste Beförderung zum Major und Bataillonskommandanten blieb in der Folge aus. Im November und Dezember 1918 leistete Fritzsche mit seiner Kompanie Ordnungsdienst in St. Gallen; er selbst war jedoch an der Grippe erkrankt und konnte kaum aktiv am Dienst teilnehmen.<sup>23</sup>

### *Ganz, Hans*

Geb. 9. 3. 1890 in Zürich, gest. 27. 7. 1957 in Zürich, reformiert. Ganz war der Sohn des bekannten, reichen Fotografen Rudolf Ganz, zu dem er eine sehr schwierige Beziehung hatte. Er besuchte das reformpädagogische Landerziehungsheim Glarisegg und anschliessend das Realgymnasium in Zürich, studierte 1908–1917 in Basel, Monaco, Berlin, Göttingen und schliesslich Leipzig Psychologie, Geschichte, Naturwissenschaft, Literatur, Musik und Kunstgeschichte. 1917 promovierte er über das «Unbewusste bei Leibniz» und arbeitete anschliessend als Journalist, Schriftsteller, Maler und Komponist. Literatur sah er als Mittel des Protests. Sein bedeutendstes literarisches Werk ist der autobiografische Entwicklungsroman «Peter das Kind» (fertiggestellt 1913, veröffentlicht 1915). Dessen Protagonist Leutnant Peter Sineysen findet in seiner Heimat keine Entfaltungsmöglichkeiten und stürzt sich am Ende mitsamt Pferd in den Tod. Ganz blieb ledig.<sup>24</sup> Vor dem Ersten

22 Schönenberger 2005. Vgl. Briefe von Hans Fritzsche an Ehefrau Helen Fritzsche-Streiff, UAZ PA.042; Oplatka 2019.

23 Vgl. Briefe von Hans Fritzsche an Ehefrau Helen Fritzsche-Streiff, UAZ PA.042; Tagebuch Hans Fritzsche, PA Oplatka; Tagebuch Füs. Kp. IV/85, PA Oplatka; Flury 2001.

24 Vgl. Schul- und Universitätszeugnisse von Hans Ganz, ZB FA Ganz 45; Linsmayer 1989: 176 f.; Villatora 1977.

Weltkrieg zeigte Ganz grosse Begeisterung für das Militär: Er wollte Instruktionsoffizier bei der Kavallerie werden, am Polytechnikum dozieren – vermutlich als Dozent für Militärwissenschaft – und im Generalstab arbeiten. Er schätzte die Möglichkeiten zur Charakterbildung, die klaren Verhältnisse und das Arbeiten in freier Natur; gleichwohl befürchtete er geistige Abstumpfung.<sup>25</sup> Nach dem Krieg war er weiterhin als Schriftsteller, Maler und Musiker tätig. In einem Nachruf schrieb Ganz' Jugendfreund Fritz Ernst, Ganz sei nie von drei Prinzipien abgewichen: dass er stets um Erkenntnis kämpfe, seine momentane Eingebug alleine massgebend sei und dass er sich berufen sehe, in Literatur, Malerei und Musik tätig zu sein.<sup>26</sup>

Leutnant Ganz diente im August 1914 als Radfahrroffizier bei der Radfahr-Kompanie 5, die dem Stab der 5. Division unterstellt war. Im September 1914 wechselte er in eine Mitrailleur-Rekrutenschule in Thun. Ab November 1914 diente er in der Fahrenden Mitrailleur-Kompanie I/5 als Zugführer und leistete bis im März 1915 in Aesch (BL) im Laufental Dienst, der vor allem aus Manövern und Märschen bestand. Ende 1914 wurde er zum Oberleutnant befördert. Im September und Oktober 1915 war er erneut Zugführer und zeitweise stellvertretender Kompaniekommandant in einer Mitrailleur-Rekrutenschule in Thun und danach mit seiner Kompanie in Locarno im Dienst. Im Dezember 1915 wurde er vorzeitig entlassen. Im Frühjahr 1917 leistete er erneut in Moutier und im Vallon de St-Imier Dienst, der aus Übungen und Märschen bestand. Im Sommer 1917, womöglich auch davor oder danach, war er in psychoanalytischer Behandlung bei Carl Gustav Jung. Ganz war gemäss eigenem Bekunden wegen seines Vaters depressiv und hegte Selbstmordgedanken. Von Oktober bis Dezember 1917 leistete er erneut Dienst im Laufental. Er begrüsst die Russische Revolution als Möglichkeit, den Krieg zu beenden.<sup>27</sup> Gemäss Charles Linsmayer liess er seine Leute ein Hoch auf den politischen Umsturz ausbringen und wurde daraufhin zur Disposition gestellt.<sup>28</sup> Während des Ersten Weltkrieges lebte er bei seinem älteren Bruder Paul Ganz in Basel. Dieser war habilitierter Kunsthistoriker und hatte in den «Daig», die alte Stadtbasler Oberschicht, eingeheiratet.<sup>29</sup>

### *Gelzer-Lüdecke, Heinrich*

Geb. 8. 8. 1888 in Basel, gest. 29. 10. 1963 in Basel, reformiert. Gelzer entstammte dem gleichnamigen Basler Patriziergeschlecht, das auf Johann Heinrich Gelzer-Sarasin zurückgeht. Sein Vater Karl Gelzer-Vischer war Pfarrer in Liestal, wo Gelzer aufwuchs, und später in Basel, wohin die Familie 1904 zog. Gelzer studierte Theologie in Basel und Leipzig. Er war 1911–1917 Pfarrer in der Schaffhauser Gemeinde Opfertshofen und erhielt 1917 den Ruf der deutschen evangelischen Gemeinde in Vevey. Gelzer heiratete im Mai 1914 Charlotte Lüdecke, die väterlicherseits einem altmärkischen Geschlecht und mütter-

25 Ganz an Bruder, Berlin, 9. 12. 1910. Vgl. Ganz an Bruder, Berlin, 20. 12. 1910 und Basel, 9. (10. 1912?).

26 Vgl. Ernst 1957; Villatora 1977.

27 Vgl. Briefe von Hans Ganz an Bruder Paul Ganz, ZB FA Ganz 62; Briefe an Eltern Rudolf und Sophie Ganz-Bartenfeld, ZB FA Ganz 88.

28 Vgl. Linsmayer 1989: 177. Linsmayer gibt jedoch nicht an, auf welche Quellen er sich bei der Angabe bezieht.

29 Zu Paul Ganz vgl. Witzig 2014b.

licherseits einer Hugenottenfamilie entstammte. Mit ihr hatte er ab 1916 mehrere Kinder. Gelzers Glaube war geprägt vom Pietismus. Er war Mitglied der Herrnhuter Brüdergesellschaft, einer pietistischen Freikirche, sowie verschiedener religiöser Kreise und bemühte sich stark darum, das geistliche Leben zu fördern. Gelzer verfügte über diverse Verwandte und Bekannte in Deutschland, mit denen er während des Krieges in Kontakt stand. Nach dem Ersten Weltkrieg war Gelzer 33 Jahre als Lehrer für Neues Testament und Kirchengeschichte sowie Rektor am Seminar der Basler Mission tätig.<sup>30</sup>

Hauptmann Gelzer leistete von August bis November 1914 Dienst als Feldprediger im Infanterie-Regiment 22 unter dem Kommando von Oberstleutnant Otto Senn, einem Anhänger der Neuen Richtung, zu dem er in guter Beziehung stand. Er war zuerst in Basel, später in Aesch (BL), nahe Bern und in Laufen stationiert. Sein Dienst bestand grösstenteils aus Feldpredigten und Vorträgen. Ab März 1915 leistete er erneut in Delémont und später in der Ajoie Dienst. Seine Frau erlitt in dieser Zeit eine Fehlgeburt. Seine nach eigener Auffassung entschiedenen, aber nicht engherzigen Predigten führten dazu, dass sich mehrere Kompaniekommandanten beim Brigadekommando beschwerten, was Gelzer als Intrige auffasste. Unzufrieden mit seiner Tätigkeit, ersuchte er im Mai 1915 um seine Entlassung aus dem Feldpredigerdienst, die ihm auf Anfang Juni 1915 gewährt wurde. Im August 1918 diente er in der Etappensanitätsanstalt Olten in Zofingen, wo er vor allem Schreib- und Büroarbeit erledigte. Auf sein Gesuch hin wurde er Ende August 1918 erneut entlassen.<sup>31</sup>

### *Gerber, Emil*

Über Emil Gerber ist wenig bekannt. Geb. 1886, aus Langnau (BE) stammend. Er studierte und arbeitete, mutmasslich als Archäologe, in der Schweiz, Deutschland, Frankreich und England im Museumsbereich. Er lebte während des Ersten Weltkrieges in Zürich und in Basel. In seiner Freizeit widmete er sich der Musik und der Literatur, auch solcher aus der Romandie. Ab 1919 arbeitete er als Assistent, Kurator und später Vizedirektor im Landesmuseum in Zürich und war an Universitäten und Schulen in Genf, Mendrisio, Wien und Freiburg im Breisgau tätig.<sup>32</sup>

Aus seinen Briefen lässt sich über seinen Dienst Folgendes rekonstruieren: Oberleutnant Gerber war wohl als Zugführer der Füsilier-Kompanie II/63 wenigstens vom Dezember 1914 bis März 1915 im Laufental stationiert. Er absolvierte damals unter anderem die Zentralschule I. Von September 1915 bis mutmasslich April 1916 war er mit seiner Kompanie im Tessin stationiert. Von Juli bis September 1916 kommandierte er in Zürich eine Unteroffiziers- und eine Rekrutenschule. Zum Hauptmann befördert, komman-

30 Vgl. Gelzer 2005; Nekrologe zu Heinrich Gelzer-Lüdecke, StABS PA 756a A 3 (1); Biografische Erinnerungen an Heinrich Gelzer-Lüdecke, StABS PA 756a A 6 (1); Dienstbüchlein von Heinrich Gelzer-Lüdecke, StABS PA 756a E 4 (1).

31 Vgl. Briefe von Heinrich Gelzer-Lüdecke an Vater Karl Gelzer-Vischer, StABS PA 756a E 11.3 (1); Briefe von Heinrich Gelzer-Lüdecke an Mutter Elisabeth Gelzer-Vischer, StABS PA 756a E 11.4 (1); Briefe von Heinrich Gelzer-Lüdecke an Ehefrau Charlotte, StABS PA 756a E 10 (1); Lüssy 1917.

32 Vgl. Briefe von Emil Gerber an Pater Willibald Beerli, AKM Nachlass Pater Willibald Beerli, P. Willibald Beerli. Soldaten-Korresp. III G-L; Schweizerisches Landesmuseum 1920: 9; Schweizerisches Landesmuseum 1925: 13; Schweizerisches Landesmuseum 1933: 9.

dierte er ab September 1918 die Füsilier-Kompanie I/98 und wurde wahrscheinlich in Zürich eingesetzt.<sup>33</sup>

### *Howald, Robert*

Über Robert Howald ist wenig bekannt. Aus dem Offiziersetat und seinem Nachlass lässt sich Folgendes ermitteln: Geb. 1. 10. 1891, aus Burgdorf (BE) stammend, wahrscheinlich reformiert wie der überwiegende Teil der Bevölkerung Burgdorfs vor dem Ersten Weltkrieg.<sup>34</sup> Howald arbeitete ab Ende 1916 als Buchhalter in der Seidenweberei seines Abteilungskommandanten Major Alfred Schwarzenbach, wo er anfangs ein Einkommen von 250.- Franken im Monat, später 425.- im Monat verdiente. Seine Frau Rosa Schmied lernte er im März 1916 im Dienst kennen, verlobte sich mit ihr wenige Monate später und heiratete sie im November 1917. Eine Tochter wurde im Oktober 1918 geboren. Howald war Singstudent.

Über seinen Dienst während des Ersten Weltkrieges lässt sich aus seinem Tagebuch und den Briefen an seine Verlobte bzw. Frau Folgendes ermitteln: Im März bis April 1916 war er als Zugführer in einer Rekrutenschule in Thun tätig. Dort lernte er seine spätere Frau kennen. Zum Oberleutnant befördert, leistete er im Januar 1917 Dienst in der Batterie 51, ab Februar bis Anfang Mai 1917 mit seiner angestammten Batterie 50 in der Nordwestschweiz, später im Zürcher Unterland. Dieser beinhaltete unter anderem Armeemanöver, Telefon- und Schiesskurse. Der Dienst wurde überschattet vom Selbstmord eines Soldaten Ende März 1917, der die Truppe zur Meuterei veranlasste. Als angehender Quartiermeister im Stab des Feldartillerie-Regiments 10 leistete er im August und September 1917 Dienst in Grellingen, als Quartiermeister im selben Regiment von Mai bis Juli 1918 in Brugg und im Raum Delémont. In Howalds Regiment grassierte damals die Spanische Grippe, auch er selbst erkrankte.<sup>35</sup>

### *Iten-Kerckhoffs, Josef (auch Joseph)*

Geb. 2. 6. 1879 in Zug, gest. 12. 12. 1945 in Zug, katholisch. Sein Vater war Bäckermeister. Iten begann bei seinem Vater eine Lehre als Bäcker, die er gesundheitsbedingt abbrach. In Marly bei Fribourg absolvierte er anschliessend eine Lehre als Kaufmann. Danach arbeitete er bei der Zuger Kantonalbank, wo er sich emporarbeitete. Iten war verheiratet mit Maria Kerckhoffs, die väterlicherseits von einem holländischen Industriellen und Fabrikbesitzer, mütterlicherseits aus einer alten Stadtzuger Familie stammt. Iten engagierte sich in jungen Jahren aktiv für die städtische Konservative Volks- und Arbeiterpartei, hatte jedoch keine Ämter inne. Philipp Etter, mit dem Iten freundschaftlich verbunden und der ihm im Ersten Weltkrieg unterstellt war, schilderte ihn in einem Nachruf als gewissenhaft, fürsorglich und tiefgläubig. Als Hauptmann habe er von seinen Unterstellten Pünktlichkeit und Pflichterfüllung verlangt und sich gleichermassen um das Wohlerge-

<sup>33</sup> Vgl. Briefe von Emil Gerber an Pater Willibald Beerli, AKM Nachlass Pater Willibald Beerli, P. Willibald Beerli, Soldaten-Korresp. III G-L.

<sup>34</sup> Vgl. Dubler 2011.

<sup>35</sup> Vgl. Tagebuch von Robert Howald, BAB Fam Si 236; Briefe von Robert Howald an Verlobte Röseli Schmied, BAB Fam Si 237.

hen seiner Unterstellten und die Leistung und «Ehre» seiner Einheit gekümmert. Soldatische Tugenden wie Gewissenhaftigkeit und Opferbereitschaft habe er auch im Zivilleben beibehalten. Nach dem Ersten Weltkrieg arbeitete sich Iten bis zum Direktor der Zuger Kantonalbank hoch. Er führte zudem den zugerischen katholischen Volksverein, der sich mitunter sozial engagierte, und präsidierte ab 1934 als Nachfolger von Etter die Inländische Mission.<sup>36</sup>

1914 und 1915 kommandierte Hauptmann Iten die Füsilier-Kompanie IV/48, der auch Etter angehörte. Von August bis November 1914 war er mit seiner Kompanie im Raum Basel und im Laufental stationiert, wo er Grenzwache und Ausbildung leistete. Seine Frau war damals schwanger. Von März bis Mai 1915 leistete er Dienst in den Franches-Montagnes und in der Ajoie. Im Oktober 1915 nahm er mit seiner Kompanie an Manövern teil. Von Januar bis März 1916 sowie im Oktober 1916 leistete er im Stab des Infanterie-Bataillons 48 Dienst in der Ajoie. Im April und Mai 1918 kommandierte er die Landwehr-Füsilier-Kompanie III/142, die in Schaffhausen Grenzwache leistete.<sup>37</sup>

#### *Labhardt-Legler, Robert Emanuel*

Geb. 4. 12. 1879 in Lörrach in Deutschland neben Basel, gest. 25. 8. 1945. Labhardt entstammte der gleichnamigen Thurgauer Honoratiorenfamilie in Steckborn. Er besuchte Schulen in Lörrach und Basel, studierte in Basel und Berlin Jura, besuchte auch Vorlesungen zu Politik, Wirtschaft, Philosophie und Geschichte. 1904 promovierte er in Jura. Danach war er als Notar und Anwalt in Basel tätig. 1912 heiratete er Else Legler, mit der er zwei Söhne und eine Tochter hatte. In Nachrufen wurde er als gewissenhaft, umsichtig, freigeistig, vaterlandsliebend und ausgesprochen zurückhaltend geschildert. Nach dem Ersten Weltkrieg war er unter anderem als Verwaltungsrat der Swissair tätig, präsidierte die liberale Partei Basel-Stadt und war Mitglied des Exekutivausschusses des vaterländischen Hilfsdienstes.

Von Anfang August bis Anfang September 1914 leistete Oberleutnant Labhardt in der Landwehr-Füsilier-Kompanie I/144 in Basel Grenzwache. Bis Mitte Oktober 1914 war er auf dem Gotthard stationiert, was ihm nebst Ausbildung Zeit für Gebirgstouren liess. Labhardts Vater lebte in Lörrach, das nördlich von Basel an die Schweiz grenzt, wo er eine Tuchfabrik besass. Über weitere Dienste im Ersten Weltkrieg gibt sein Tagebuch keine Auskunft.<sup>38</sup>

#### *Meili, Armin*

Geb. 30. 4. 1892 in Luzern, gest. 23. 10. 1981 in Zürich, wahrscheinlich wie sein Vater reformiert. Meilis Familie stammt aus dem Michelsamt und dem Suhrental, sein Vater war ein bedeutender Architekt und Artillerie-Offizier. Meili besuchte Schulen und das humanistische Gymnasium in Luzern, studierte 1911–1915 Architektur am Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich. 1915–1917 arbeitete er dort als Assistent, danach war er Teilhaber des väterlichen Architekturbüros in Luzern. 1918 heiratete er Maria Anna Steiner. Meili

<sup>36</sup> Vgl. Etter 1945; Korpskontrolle Füs Bat 48, IV. Kp, StAZG G 412.7.24.

<sup>37</sup> Vgl. Briefe von Josef Iten-Kerckhoffs an Ehefrau Maria Iten-Kerckhoffs, StAZG P 241.3.1.

<sup>38</sup> Vgl. Tagebuch von Robert Labhardt, StABS PA 850a E 1.

war Mitglied der liberal-konservativen Studentenverbindung Zofingia. Der Schweizer Bauingenieur und Oberst Curt Fritz Kollbrunner schildert ihn als belesene, klar denkende, vorausplanende und doch hektisch agierende, teils sture und kompromisslose Persönlichkeit mit Menschenkenntnis und Befehlshabitus. Nach dem Ersten Weltkrieg arbeitete Meili weiterhin als Architekt. Von seiner ersten Frau liess er sich scheiden und heiratete 1929 erneut. Er kuratierte die Landi 1939, hatte verschiedene Verwaltungsratsämter inne, avancierte zum Oberst und Generalstabsoffizier und sass 1939–1955 für den Kanton Zürich im Nationalrat, wo er der radikal-demokratischen Fraktion angehörte.<sup>39</sup>

Im Ersten Weltkrieg diente Leutnant Meili von August 1914 bis März 1915 in der Feldartillerie-Batterie 62. Er war damals mehrheitlich in der Nordwestschweiz stationiert und fungierte als stellvertretender Batteriekommandant. Meili konnte während dieser ersten Dienstperiode mehrfach seine Familie zu Hause besuchen. Meili leistete vom Dezember 1915 bis Februar 1916 im Tessin Manöverdienst; Ende 1916 wurde er zum Oberleutnant befördert. Meilis Batterie wurde angesichts des Plan H im Januar 1917 erneut mobilisiert und im Mai 1917 wieder entlassen. Aus diesen beiden Diensten sind nur wenige Briefe Meilis überliefert. Von August bis Oktober 1917 war die Batterie mitsamt Meili erneut in der Nordwestschweiz stationiert. Von Mai bis Juli 1918 leistete Meili nahe Delémont zum fünften und letzten Mal Dienst während des Ersten Weltkriegs. Er fungierte nun als Batteriekommandant.<sup>40</sup>

### *Merk, Adolf*

Geb. 6. 9. 1861, gest. 24. 9. 1950. Merk stammt aus dem Thurgauer Dorf Pfyn. In Müllheim und Frauenfeld besuchte er Schulen und studierte anschliessend in Zürich und Lyon Tiermedizin. Danach war er als Tierarzt tätig und führte bis 1899 den landwirtschaftlichen Betrieb, den er von seinem Vater übernommen hatte. Merk war politisch und ehrenamtlich stark engagiert. Er war vor und während des Ersten Weltkrieges Gemeindeamman, Kassier der Bürgergemeinde, Bezirksrichter für die freisinnige Partei, Schulpfleger und Sektionschef. Merk war verheiratet und hatte zwei Söhne. Ausserdem war er Mitglied des Gesangs- und des Turnvereins sowie der Schützengesellschaft. In Nachrufen wird er als entschlossen und tatkräftig, aufrecht und konsequent geschildert sowie als jemand, der Kritik austeilte und einsteckte. Vor dem Ersten Weltkrieg hatte Merk als Veterinäroffizier bei der Artillerie Dienst geleistet. 1883 war er zum Oberleutnant, 1894 zum Hauptmann befördert worden. 1896 hatte er seinen vormals letzten Dienst geleistet. Eine damals ausgebliebene Beförderung empfand er noch während des Ersten Weltkrieges als Kränkung.<sup>41</sup>

Merk war während des gesamten Ersten Weltkrieges als Pferdestellungs-offizier tätig. Als solcher war er zuständig für die Mobilmachung, Abschätzung und Nachkontrolle von Pferden. Er leistete tageweise in den Kantonen Thurgau und St. Gallen Dienst, wenn die 5. und die 6. Division jeweils mobil- und demobil machte. Im Oktober 1914 diente er zudem als Pferdarzt in der Endetappe 2 in Aarau, Olten und Liestal, wo er für die

39 Vgl. Jaun 1991: 228; Kollbrunner 1965a; ders. 1965b; Gruner 1970: 265; Hürlimann 2015.

40 Vgl. Briefe von Armin Meili an Eltern Emilia und Heinrich Meili-Wapf, gta 56-5-1; Meili 1920; Offiziersat 1919: 85.

41 Vgl. Thurgauer Jahrbuch 26 (1951): 51–57; Dienstbüchlein von Adolf Merk, StATG 8:610, 5/4.

Spedition von Pferden verantwortlich war. Das liess ihm reichlich Zeit für Lektüre und Jassen. Im Februar 1917 war er erneut in Olten im Dienst und für die Spedition von Pferden zuständig.<sup>42</sup>

### *Miescher, Rudolf*

Geb. 17. 3. 1880 in St. Gallen, gest. 31. 7. 1945 in Basel, reformiert. Miescher stammt aus einem Emmentaler Geschlecht, das sich im 19. Jahrhundert in Basel einbürgern liess. Sein Vater war Pfarrer in St. Gallen, wo Miescher bis zum 11. Lebensjahr aufwuchs. Danach besuchte er Schulen in Basel, studierte Jura, Geschichte und Militärwissenschaft in Berlin und Basel, 1904 promovierte er. 1907–1914 arbeitete Miescher als Gerichtsschreiber und Vorsteher des Basler Betreibungs- und Konkursamtes. Ab 1914 war er als Regierungsrat tätig und stand dem Polizeidepartement sowie der Militärdirektion vor. Er war Mitglied der Liberalen Partei und 1911–1914 war er zudem Basler Grossrat. Miescher war ledig und Mitglied der liberal-konservativen Studentenverbindung Zofingia. Seine Vorgesetzten lobten ihn als eifrigen, gewissenhaften und sehr begabten Offizier. In Nachrufen wird er als pflichtbewusster, überlegter Vorgesetzter beschrieben, der seine Unterstellten dazu erzogen habe, Verantwortung zu übernehmen; gemäss dem Historiker Hans Adolf Vögelin habe Miescher Soldaten auch als Bürger erachtet. Nach dem Ersten Weltkrieg war Miescher unter anderem Nationalrat, wo er der liberal-demokratischen Fraktion angehörte, Verwaltungsrat des Basler Chemiekonzerns Ciba. 1934–1941 kommandierte er hauptberuflich das 3. Armeekorps.<sup>43</sup>

Miescher diente im August 1914 als zugeteilter Generalstabsoffizier im Armeekorpsstab 2 in Zürich. Mitte August wechselte er an die Infanterie-Rekrutenschule V/3 in Bern, da er den Dienst im 2. Armeekorps als nutzlos und langweilig empfand. 1915–1917 leistete er als Adjutant des Generalstabschefs, Oberstkorpskommandant Theophil Sprecher von Bernegg, Dienst, wo er sich gem. Dienstetat «vorzüglich bewährt» habe. Danach kommandierte er das Infanterie-Bataillon 54.<sup>44</sup>

### *Scheurer, Karl*

Geb. 27. 9. 1872 in Sumiswald (BE), gest. 14. 11. 1929 in Bern, reformiert. Scheurer stammte aus einem bürgerlichen, landwirtschaftlich geprägten Elternhaus. Sein Vater Alfred war Anwalt, Berner National-, Stände- und schliesslich Regierungsrat, danach Notar und Landwirt. Scheurer wuchs in Sumiswald, Bern und Gampelen auf, besuchte Schulen in Burgdorf, und studierte 1892–1896 Jura in Bern, Neuenburg und Berlin. Nach Praktika als Anwalt in Porrentruy, Burgdorf und Bern betrieb er in Bern ein eigenes Anwaltsbüro. 1901–1910 war er Berner Grossrat; 1910 wurde er Regierungsrat und war zuständig für die Justiz- und Militärdirektion. 1911–1919 war er Nationalrat und Mitglied der radikal-demokratischen Fraktion. Scheurer blieb entgegen seinem Wunsch ledig

42 Tagebücher von von Adolf Merk, StATG 8:6100, 0/17 und 8:6100, 0/18.

43 Vgl. Wichers 2008; Gruner 1970: 263; Gruner 1966: 456; Jaun 1991: 238; Dienstetat von Rudolf Miescher, BAR E5304#1994/66#103\*; Vögelin 1963; Iselin 1945.

44 Vgl. Dienstetat von Rudolf Miescher, BAR E5304#1994/66#103\*; Tagebuch von Rudolf Miescher, StABS PA 677a G 2.1.

und war Mitglied der liberal-konservativen Studentenverbindung Zofingia. Hermann Böschenstein, der Scheurers Tagebücher edierte, schildert ihn als zurückhaltend, äusserst pflichtbewusst und aufrichtig; er sei belesen gewesen und habe sich für Kunst und Literatur interessiert. Er habe eine traditionsbewusste Grundhaltung besessen, jedoch auch ein Auge für die Nöte der Arbeiterschaft gehabt. Ihm angebotene militärische Kommandos lehnte Scheurer mehrfach ab, da für ihn politische vor militärischen Ämtern Vorrang hatten. Angehörige der Feld-Haubitz-Abteilung 27, die Scheurer während des Ersten Weltkriegs kommandierte, lobten ihn für sein Pflichtbewusstsein und seine Uneigennützigkeit, seine Orientierung an der Sache und die väterliche Sorge um die Truppe; «Blendmanöver» wie das Zusammenschlagen der Absätze habe er verboten. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde Scheurer wider Willen in den Bundesrat gewählt und übernahm das Militärdepartement.<sup>45</sup>

Im Ersten Weltkrieg kommandierte Oberstleutnant Scheurer die 1914 gegründete, recht unerfahrene Feld-Haubitz-Abteilung 27, die im Juni 1914 ihren ersten Wiederholungskurs geleistet hatte. Seine Abteilung war im August 1914 in der Ajoie stationiert, die für die meisten Angehörigen der Abteilung unbekannt war. Mitte September wurde die Abteilung nach Solothurn und im Oktober nach Rossemaison nahe Delémont verlegt, wo sie bis Mitte März blieb. Der Dienst war ab September 1914 von nachlassender Disziplin der Mannschaft und Übergriffen der Kader geprägt. Scheurer hatte während dieses Dienstes regelmässig Urlaub, den er für Besuche zu Hause und seine politische Tätigkeit nutzte. Er befasste sich zudem vertieft mit dem Einsatz der Haubitzen; die Armee hatte darin noch wenig Erfahrung. Im Juni und Juli 1915 leistete Scheurer mit seiner Abteilung in Giubiasco im Tessin Dienst. Anfang Juli wurde er auf sein Gesuch hin aus dem Dienst entlassen.<sup>46</sup>

### *Wieland-Meyer, August Heinrich*

Geb. 12. 9. 1871, gest. 4. 6. 1937. Wieland entstammte einer Stadt-Basler Ratsfamilie. Sein Vater war Rechtsanwalt und Notar. Wieland studierte in Basel, Heidelberg und Berlin Jura, promovierte und arbeitete danach als Anwalt und Notar. Er war verheiratet mit Elsa Meyer und hatte zwei Söhne. Wieland war politisch aktiv: 1914–1929 war er liberaler Basler Grossrat und ab 1913 Mitglied des Strafgerichts. Wieland gehörte dem Generalstab an. Seine Vorgesetzten lobten seine zielbewusste und ruhige Führung; mehrfach kritisierten sie jedoch seinen mangelnden Blick «für das militärische Detail»<sup>47</sup> und verlangten mehr «soldatisches, frisches + munteres Auftreten».<sup>48</sup> (Oberst Wilhelm Schwendimann, 1916). Nach dem Ersten Weltkrieg avancierte er zum Oberst.<sup>49</sup>

45 Vgl. Böschenstein 1971; Barthell 1934: 6.

46 Vgl. Barthell 1934; Tagebuch von Karl Scheurer, StABE N Scheurer 2.

47 Oberst Alphons Pfyffer, 1915, im Dienstetat von August Wieland, StABS PA 977a M.

48 Oberst Wilhelm Schwendimann, 1916, im Dienstetat von August Wieland, StABS PA 977a M.

49 Vgl. Biografische Informationen zu und Dienstbüchlein von August Wieland, StABS PA 977a M; Immatrikulationsbestätigungen der Universitäten Basel, Heidelberg und Berlin, Abgangszeugnisse der Universitäten Basel und Heidelberg, StABS PA 977a L; Jaun 1991: 394; Wichers 2013.

Major Wieland kommandierte 1914 das Luzerner Infanterie-Bataillon 44. Bis im November 1914 war sein Bataillon im Raum Basel und im Laufental stationiert und leistete dort Ausbildung, Schanzarbeit und Grenzwache. Er besuchte in dieser Zeit regelmässig seine Angehörigen zu Hause, wo er zeitweise einquartiert war. Von März bis Mai 1915 tat das Bataillon dasselbe wie zuvor in den Franches-Montagnes und in der Ajoie. Im Mai 1915 wurde Wieland interimistisch mit dem Kommando des Infanterie-Regiments 20 betraut, das er bis zu seiner Entlassung im Juni 1915 kommandierte. Im September 1915 wurde er zum Oberstleutnant befördert und erhielt das Kommando über das Infanterie-Regiment 23, das er bis 1921 innehatte. Das Regiment war im Oktober und November 1915 in der Ajoie und am Hauenstein im Dienst. Im Dezember 1915 nahm er als Schiedsrichter an Manövern der Infanterie-Regimenter 19 und 20 teil. Von Januar bis März 1916 sowie vom Dezember 1916 bis März 1917 stand er wiederum mehrheitlich in der Ajoie im Dienst, von Juli bis September 1917 in den Franches-Montagnes. Der Dienst bestand jeweils aus Wache, Verschiebungen und Übungen. Im Februar 1918 wurde sein Regiment unerwartet zum Ordnungsdienst aufgeboten und nordöstlich Zürichs stationiert. Am 24. Februar 1918 kam es in der Mitrailleur-Kompanie III/23, die Wieland unterstellt war, zur sogenannten Klotener Affäre, einer Protestkundgebung von mehreren hundert Wehrmännern sowie der Befreiung von Arrestanten. Der Vorfall war Thema in den Medien und erregte den Unmut der Armeeführung. Zwei Tage später kam es in der Mitrailleur-Kompanie II/23, die ebenfalls Wieland unterstand, zu Aufruhr. Im April 1918 wurde das Regiment schliesslich entlassen.<sup>50</sup>

### *Zulauf, Heinrich*

Über Heinrich Zulauf ist wenig bekannt. Geb. 30. 5. 1889, gest. 1976. Er war Sekundarschullehrer und wohnte in Aarau. Zudem war er 1917 Oberturner und 1918–1919 Präsident des patriotisch gesinnten Bürgerturnvereins Aarau. 1917 heiratete er, im März 1918 wurde er Vater.<sup>51</sup>

Leutnant Zulauf leistete von August bis November 1914 Dienst in der Füsilier-Kompanie II/59, mit der er im Raum Aesch-Flüh Ausbildung und Grenzwache betrieb. Von März bis Juni 1915 war er in der Ajoie stationiert, unter anderem im Largin-Zipfel. Im Oktober 1915 nahm er an den Hauenstein-Manövern teil, bis im Dezember 1915 war er in Delémont stationiert. Ab Ende Dezember 1915 bis Anfang Januar 1916 kommandierte er eine Unteroffiziersschule im Laufental. Ende 1915 wurde er zum Oberleutnant befördert. Im April 1916 war er stellvertretender Kommandant einer Unteroffiziersschule des Landwehr-Infanterie-Regiments 45. Von Dezember 1916 bis März 1917 diente er erneut als Zugführer und stellvertretender Kommandant in seiner angestammten Kompanie in der Nordwestschweiz. Fast den gesamten Februar über fungierte er dabei als Infanterieinstructor in der Feldartillerie-Abteilung 14. Von Juli bis September 1917 war er unter neuem Kompaniekommandant zuerst in Tavannes, später in Zurzach stationiert. Die Kompanie bekämpfte unter anderem Schmuggel, Meutereien in der Schwesterkompanie und ver-

<sup>50</sup> Vgl. Tagebuch von August Wieland, StABS PA 977a S.

<sup>51</sup> Vgl. Zulauf 1918; Dreier 1943: 19, 63; Roth 1993: 13; Tagebuch von Heinrich Zulauf, StAAG NLA-0198/0001.

schiedene Disziplinarfälle führte zu Unruhen in seiner eigenen Kompanie. Von Februar bis April 1918 leistete Zulauf zum letzten Mal Ablösungsdienst mit der Füsilier-Kompanie II/59, die er nun kommandierte. Der Dienst in Brüttisellen und Feusisberg beschränkte sich weitgehend auf Ausbildung.<sup>52</sup>

---

52 Vgl. Tagebuch von Heinrich Zulauf, StAAG NL.A-0198/0001; Meuli 1920.

## Abkürzungsverzeichnis

A.	Auszug
Abt.	Abteilung
Adj.	Adjutant
AfSt	Anleitung für Stäbe
A.-K.	Armeekorps
AKM	Archiv Kloster Mariastein
ASMZ	Allgemeine Schweizerische Militärzeitung
Art.	Artillerie
BAB	Bürgerarchiv Burgdorf
BAR	Bundesarchiv
Bat.	Bataillon
Br.	Brigade
Btrr.	Batterie
E. D.	Einzeldiensttage
E. San. A.	Ettapensanitätsanstalt
ETH-BIB	Eidgenössische Technische Hochschule Zürich, Bibliothek
DEU	Deutsches Reich
DFG	Deutsche Forschungsgemeinschaft
Div.	Division
Drag.	Dragoner
DR	Dienstreglement
F.	Feld
Fahr.	Fahrend
Fest.	Festung
FO	Felddienstordnung
Füs.	Füsilier
FRA	Frankreich
GBR	Grossbritannien
Geb.	Gebirg
Gen.	Genie
Gst.	Generalstab
gta	Institut für Geschichte und Theorie der Architektur
Guid.	Guiden
Hb.	Haubitze
Hptm.	Hauptmann
HUN	Ungarn
I.	Infanterie
ITA	Italien
Kav.	Kavallerie
Kdo.	Kommando
Kdt.	Kommandant
Kp.	Kompanie
Lst.	Landsturm
Lt.	Leutnant

Lw.	Landwehr
Maj.	Major
MCO	Monaco
Mil. Jus.	Militärjustiz
Mitr.	Mitrailleur
MO	Militärorganisation
MStG	Militärstrafgesetz
OAK	Oltener Aktionskomitee
Oblt.	Oberleutnant
Oberstlt.	Oberstleutnant
Of.	Offizier
O. S.	Offiziersschule
PA	Privatarchiv
R.	Regiment
Rdf.	Radfahrer
S.	Schützen
R. S.	Rekrutenschule
San.	Sanität
SNF	Schweizerischer Nationalfonds
SFB	Sonderforschungsbereich
SRK	Schweizerisches Rotes Kreuz
StAC	Stadtarchiv Chur
StAAG	Staatsarchiv Aargau
StABE	Staatsarchiv Bern
StABS	Staatsarchiv Basel-Stadt
StAGR	Staatsarchiv Graubünden
StATG	Staatsarchiv Thurgau
StAZG	Staatsarchiv Zug
U. Of.	Unteroffizier
U. O. S.	Unteroffiziersschule
UAZ	Universitätsarchiv Zürich
ZB	Zentralbibliothek Zürich

## Abbildungsverzeichnis

Abb. 1:	Schematische Darstellung von Erfahrung	17
Abb. 2:	Kroki der Grenzposten im Raum Flüh Anfang August 1914	96
Abb. 3:	Anordnung über Vorträge und Vorlesungen im Infanterie-Bataillon 48, 12. Oktober 1914	118
Abb. 4:	Anz. Nennungen in der Kategorie «Krieg»	119
Abb. 5:	Übersichtsskizze Oberelsass (Ausschnitt), Stand 4. März 1915	134
Abb. 6:	Skizze des Posten Nr. 2 im Largin, links daneben die zerstörte Largmühle	135
Abb. 7:	Schweizerische Stellungen am Umbrail und im Val Müstair im Ersten Weltkrieg	169
Abb. 8:	Grenzabschnitt Kreuzlingen-Kaiserstuhl (AG), 3. 2. 1917	203
Abb. 9:	Auf der Grenzwatch. Postkarte von Leutnant Etter an seine Verlobte im September 1914	215
Abb. 10:	Leutnant Heinrich Zulauf (stehend, 5. v. li.) mit seinem Zug bei Heilen, Oktober 1914	215

## Tabellenverzeichnis

Tab. 1:	Biografische Angaben zu den untersuchten Autoren	24
Tab. 2:	Grad, Truppengattung/Dienstzweig und Heeresklasse der untersuchten Offiziere während des Aktivdienstes	28
Tab. 3:	Geleisteter Dienst der Autoren mit Bezeichnung der jeweiligen Einheit, unterteilt nach Monaten	29
Tab. 4:	Selbstzeugnisse der untersuchten Autoren	46
Tab. 5:	Nachrichtenfaktoren	54

# Literatur- und Quellenverzeichnis

## Quellenverzeichnis

### *Ungedruckte Quellen*

#### *Archiv Kloster Mariastein, Metzerlen-Mariastein*

Nachlass Pater Willibald Beerli, Soldaten-Korresp. I A-D.

Nachlass Pater Willibald Beerli, Soldaten-Korresp. II E-F.

Nachlass Pater Willibald Beerli, Soldaten-Korresp. III G-L.

#### *Bundesarchiv, Bern*

E21#1000/131#9832\*: Ordnungsdienst am Roten Sonntag, 3. 9. 1916, 1916.

E27#1000/721#13226\*: Grenzdetalement Nordostschweiz, inkl. Fliegerabwehr- und Heerespolizei-detalement, u.a. Organisation, Berichte, Bd I – 2, 1914–1919.

E27#1000/721#13232\*: Grenzdetalement Engadin, 1914–1917.

E27#1000/721#13233\*: Grenzdetalement Graubünden, 1914–1919.

E27#1000/721#13506\*: Hauenstein, 1914–1919.

E27#1000/721#23616\*: Hb Abt 27, 1914–1918.

E27#1000/721#23631\*: Füs Bat 44, 1914–1918.

E27#1000/721#23633\*: Füs Bat 48, 1914–1918.

E27#1000/721#23694\*: Inf Br II, 1914–1918.

E27#1000/721#23636\*: Inf Rgt 22, 1914–1918.

E27#1000/721#23642\*: Inf Rgt 23, 1914–1918.

E27#1000/721#23702\*: Art Abt 20, 1914–1918.

E27#1000/721#23721\*: Füs Bat 85, 1914–1918.

E27#1000/721#23761\*: Fest Inf Bat 87, 1914–1918.

E27#1000/721#23862\*: Geb Inf Rgt 50, 1914–1918.

E5304#1994/66#59\*: Bühler Hans, 1888, 1908–1944.

E5304#1994/66#103\*: Miescher Rudolf, 1880, 1901–1945.

E5330-01#1000/894#923\*: Diethelm Hermann 1892, Heer Hans 1892, Dienstverletzung, 1914.

J2.11#1000/1407#115\*: Armin Meili: Die Demokratisierung der Schweizerischen Armee. Vortrag im Artillerieverein der Stadt Luzern. Ohne Ort und Datum, 20 S., Brosch., 1843–1940.

#### *Burgerarchiv, Burgdorf*

Fam Si 236: Tagebuch von Robert Howald, in Erinnerung an seine Brautzeit mit Röseli Schmied, angereichert mit vielen Fotografien, 1916.

Fam Si 237: Liebesbraut- und Ehebriefe zwischen Robert Howald und Röseli Schmied, 1916–1930.

#### *Hochschularchiv der Eidgenössische Technische Hochschule Zürich, Zürich*

Hs 1410:3.103: Familienkorrespondenz aus den Jahren 1905–1928.

Hs 1410:4.110: Militär: Dienstbüchlein. Brief von Eduard v. d. Mühl, 1916.

*Institut für Geschichte und Theorie der Architektur der Eidgenössische Technische Hochschule Zürich, Zürich*

56-5-1: Briefe, 1914–1918.

*Privatarchiv Dr. Helen Oplatka, Zollikon*

Tagebuch Füs. Kp. IV/85.

Tagebuch Hans Fritzsche.

*Staatsarchiv Aargau, Aarau*

NL.A-0198/0001: Zulauf, Heinrich (1889–1976).

*Staatsarchiv Bern, Bern*

N Bühler 3.1: Privatbriefe, 1867–1933.

N Scheurer 2: Tagebücher, 1914–1919.

BB II 3940: Kompanie IV/34 (bis 1925: Mitrailleur-Kompanie I/17), 1916–1927.

*Staatsarchiv Basel-Stadt, Basel*

PA 519 H 3.7 a: Armee-Divisions- und Brig.Befehle, 1917–1918.

PA 677a G 2.1: Akten und Berichte zur Mobilmachung, 1914.

PA 756a A 3 (1): Nekrologe, bis 1963.

PA 756a A 6 (1): Biographische Erinnerungen an Karl Gelzer-Vischer (1857–1923), Heinrich Gelzer-Lüdecke (1888–1963) und Sophie Senft-Gelzer (1891–1969), 1923–1977.

PA 756a E 4 (1): Militärdienst, Ernennung zum Feldprediger, 1908–1944.

PA 756a E 10 (1): Briefe von Heinrich Gelzer-Lüdecke an seine Frau Charlotte, samt zugehörigen Dokumenten, 1911–1963.

PA 756a E 11.3 (1): Vater Karl Gelzer-Vischer, 1905–1923.

PA 756a E 11.4 (1): Mutter Elisabeth Gelzer-Vischer, 1907–1925.

PA 850a E 1: Robert Labhardt-Legler: Persönliches und Biografisches, ca. 1879–ca. 1950.

PA 977a M: Mappe XI: August Heinrich Wieland-Meyer (1871–1937), 1893–1936.

PA 977a S: Schachtel 4: Tagebücher August Heinrich Wieland-Meyer (1871–1937), [Autobiographische Schriften], 1893–1934.

*Staatsarchiv Graubünden, Chur*

A Sp III/8m 7. 7: Emil Camenisch, Feldprediger: Aufzeichnungen über seinen Aktivdienst 1914, Heft mit losen Blättern von 1917, 1914–1917.

*Staatsarchiv Thurgau, Frauenfeld*

86100, 0/17: Tagebuch 6, 1907–1914.

86431, 0/18: Tagebuch 7, 1915–1923.

8610, 5/4: Dienstzeugnisse, Dienstbefehle, 1891–1896.

8610, 5/10: Nachrufe, 1946.

86102, 1/3: Kopierbuch, 28. 6. 1910–12. 7. 1916.

86103, 1/4: Kopierbuch, 13. 7. 1916–3. 7. 1924.

*Staatsarchiv Zug, Zug*

- G 412.7.24: Füs Bat 48, IV. Kp: Korpskontrolle, 1893–1919.  
 P 70.490: Etter-Hegglin Marie (1893–1972), Frau von Philipp Etter: Briefe, 22. 06. 1912–1965.  
 P 70.1012: Militär: Dienstbüchlein, Schiessbüchlein, Urkunden, 1910er–1960.  
 P 241.3.1: Briefe, Firmenkarte, Fotografien, Ansichtskarten und Rechnung (Digitalisate), 1890–1955.

*Stadtarchiv, Chur*

- N 215.0543: Korrespondenz, 1913–1914.  
 N 215.0544: Korrespondenz, 1915.  
 N 215.0545: Korrespondenz, Januar–Juni 1916.  
 N 215.0546: Korrespondenz, Juli–Dezember 1916.  
 N 215.0547: Korrespondenz, 1917.  
 N 215.0548: Korrespondenz, 1918–1924.

*Universitätsarchiv Zürich, Zürich*

- UAZ.PA.042.001: Aktivdienst 1914: Nordschweiz, Grenzbesetzung Jura, 08. 1914–10. 1914.  
 UAZ.PA.042.002: Aktivdienst 1914: Saint-Maurice, 11. 1914–12. 1914.  
 UAZ.PA.042.003: Aktivdienst 1915: Saint-Maurice, 01. 1915–02. 1915.  
 UAZ.PA.042.004: Aktivdienst 1915: Nordostschweiz, 05. 1915–09. 1915.  
 UAZ.PA.042.005: Aktivdienst 1916: Samedan, Engadin, 02. 1916–04. 1916.  
 UAZ.PA.042.006: Zentralschule II Thun, 05. 1916–06. 1916.  
 UAZ.PA.042.007: Aktivdienst 1916 in Samedan und Zentralschule II Thun, 02. 1916–06. 1916.  
 UAZ.PA.042.008: Aktivdienst 1916: Umbrail, Santa Maria (Val Müstair), 09. 1916–10. 1916.  
 UAZ.PA.042.009: Aktivdienst 1916: Umbrail, Santa Maria (Val Müstair), 09. 1916–10. 1916.  
 UAZ.PA.042.010: Aktivdienst 1917: Oberbuchsiten, Schaffhausen, Passwang, 03. 1917–06. 1917.  
 UAZ.PA.042.011: Aktivdienst 1917: Oberbuchsiten, Schaffhausen, Passwang, 03. 1917 – 06. 1917.  
 UAZ.PA.042.012: Mobilmachung und Streik 1918: St. Fiden, Grippespital St. Gallen, 11. 1918–12. 1918.  
 UAZ.PA.042.013: Persönliche Korrespondenz, 1914–1915.  
 UAZ.PA.042.014: Persönliche Korrespondenz, 1916–1918.  
 UAZ.PA.042.027: Militär-Dienstbücher, 06. 1910–11. 1918.  
 UAZ.PA.052.013: Vorlesung: Wirtschaftsgeographie: Produkte der Montanindustrie (558a), 1939–1940.

*Zentralbibliothek Zürich, Zürich*

- FA Ganz 45: Schul- und Universitätszeugnisse, Brevet als Oberleutnant der Infanterie 1914, Porträtphotographien, Nordafrikanisches Skizzenbuch, Dramenmanuskripte; 1907: «Max Leonta» und «Lasset die Toten»; musikalische Briefe an den Bruder Paul, für den Nachruf ausgewählt.  
 FA Ganz 62: Briefe an den Bruder Paul Ganz (1872–1954).  
 FA Ganz 88: Briefe an die Eltern Rudolf und Sophie Ganz-Bartenfeld, 1901–1928.

### **Zeitungen und Zeitschriften**

- Die Militärrevolte in Kloten und der unbedingte militärische Gehorsam im Schweizer Heere. In: Grütlianner, Ausgabe vom Dienstag, 12. März 1918, Nr. 59/68: 1.
- Ganz, Hans: Sport und Militär. In: Allgemeine Schweizerische Militärzeitung 60/18 (1914): 137–140.
- Wille, Ulrich: Autorität der Offiziere. In: Allgemeine Schweizerische Militärzeitung 45 (1902): 396–399.
- Wille, Ulrich: Der Volksentscheid. In: Allgemeine Schweizerische Militärzeitung 32 (1907): 249–253.
- Wille, Ulrich: Moderne Taktik. In: Allgemeine Schweizerische Militärzeitung 60/1 (1914): 5.

### **Gedruckte Quellen**

- Auszug aus der Anleitung für den Dienst der Feldprediger. Vom Bundesrat genehmigt den 24. Februar 1914. In: Militärorganisation der schweizerischen Eidgenossenschaft und ihre Ausführungsbestimmungen. Sammelband des Militär-Amtsblattes. Bern 1924: 101f.
- Barthell, Max: Chronik der Feldhaubitze-Abteilung 27. Pfäffikon ZH (1934).
- Beerli, Willibald: Aus dem Mariasteiner Wallfahrtstagebuch von P. Willibald Beerli. August 1914 bis Anfang Januar 1915 und September bis November 1918. In: Fink-Wagner, Urban (Hg.): Der Kanton Solothurn vor 100 Jahren. Quellen, Bilder und Erinnerungen zur Zeit des Ersten Weltkriegs. Baden 2014: 201–212.
- de Loys, Treytorrens, 2. Div.: Eine Kundgebung. In: Solothurner Zeitung, (28. 8. 1916). Faksimile in: Kurz, Hans Rudolf: Dokumente der Grenzbesetzung 1914–1918. Frauenfeld 1970: 147.
- Ehringer, Alphons: Dritter Aktivdienst. 25. Januar 1917 – 5. Mai 1917. In: Erinnerungen an die Aktiv-Dienste der Feld-Batterie 62. 1914–1918. Luzern 1920.
- Eidgenössisches Militärdepartement: Ausbildungsziele. Kreisschreiben vom 27. 2. 1908. In: Militärorganisation der schweizerischen Eidgenossenschaft und ihre Ausführungsbestimmungen. Sammelband des Militär-Amtsblattes. Bern 1924: 318–328.
- Erinnerungen an die Aktiv-Dienste der Feld-Batterie 62. 1914–1918. Luzern 1920.
- Etat der Offiziere des schweizer. Bundesheeres auf 1. April 1914. Bern 1914. (= Offiziersetat 1914)
- Etat der Offiziere des schweizer. Bundesheeres auf 1. September 1916. Bern 1916. (= Offiziersetat 1916)
- Etat der Offiziere des schweizer. Bundesheeres auf 1. Mai 1917. Bern 1917. (= Offiziersetat 1917)
- Etat der Offiziere des schweizer. Bundesheeres 1918. Bern 1918. (= Offiziersetat 1918)
- Etat der Offiziere des schweizer. Bundesheeres auf 1. Juni 1919. Bern 1919. (= Offiziersetat 1919)
- Etat der Offiziere des schweiz. Landsturms auf 1. Mai 1916. Bern 1916. (= Landsturm-Offiziersetat 1916)
- Francke, Wilhelm Hugo: A cheval. Zwischen Kavallerie und Unternehmung. Das Tagebuch von Wilhelm Hugo Francke 1914–1918. Hrsg. von Rainer v. Falkenstein. Brugg 1994.
- Ganz, Hans: Sport und Militär. In: Allgemeine Schweizerische Militärzeitung 60/18 (1914): 137–140.
- Gos, Charles: Au point 510. Notes d'un observateur. Neuchâtel 1932.

- Instruktion für den General, Bern 4. 8. 1914. Faksimile in: Kurz, Hans Rudolf: Dokumente der Grenzbesetzung 1914–1918. Frauenfeld 1970: 32.
- Kiesel, Helmuth (Hg.): Ernst Jünger. Kriegstagebuch 1918. Stuttgart 2010.
- Lüssy, Felix: Das Infanterie-Regiment 22 in den Grenzdiensten 1914–1915–1916–1917. Basel 1917.
- Meili, Armin: Die Demokratisierung der Schweizerischen Armee. Vortrag im Artillerieverein der Stadt Luzern, Zürich et al. o. J.
- Meili, Armin: Erster Aktivdienst. Vom 3. August 1914 bis 10. März 1915. In: Erinnerungen an die Aktiv-Dienste der Feld-Batterie 62. 1914 bis 1918. Luzern 1920: 5–14.
- Meuli, Karl: Bataillon 59 im Aktivdienst 1914–1919. Aarau 1920.
- Militärstrafgesetz. Bundesgesetz vom 27. August 1851. Bereinigte Ausgabe 1910.
- Militärorganisation der schweizerischen Eidgenossenschaft und ihre Ausführungsbestimmungen. Ergänzte und bereinigte Zusammenstellung der im Militäramtsblatt 1908–1924 veröffentlichten und noch gültigen Erlasse. Bern 1924.
- Scheurer, Karl: Bundesrat Karl Scheurer. Tagebücher 1914–1929. Hrsg. v. Hermann Böschenstein. Bern 1971.
- Schützenregiment 12 (Hg.): Das Schweizerische Schützenregiment 12 während des Weltkrieges 1914–1917. Liestal (1918).
- (Schweizerische Armee): Dienst-Reglement für die schweizerische Truppen. Bundesratsbeschlüsse vom 23. Januar 1900 und 23. Oktober 1908.
- Schweizerische Armee: Exerzier-Reglement für die Infanterie 1908.
- Schweizerische Armee: Anleitung für die Stäbe. Vom schweiz. Bundesrate genehmigt den 14. Februar 1911.
- Schweizerische Armee: Ordre de bataille auf 1. April 1914.
- Schweizerische Armee: Anleitung für die Stäbe für den aktiven Dienst. Vom schweiz. Bundesrate genehmigt den 1. Mai 1917.
- Schweizerische Armee: Felddienstordnung. Vom schweiz. Bundesrate genehmigt den 25. Juni 1912.
- Schweizerischer Bundesrat: Beschluss betr. Massnahmen zum Schutze des Landes und zur Aufrechterhaltung der Neutralität vom 2. August 1914. In: Kurz, Hans Rudolf: Dokumente der Grenzbesetzung 1914–1918. Frauenfeld 1970: 24–25.
- Schweizerischer Bundesrat: Botschaft des Bundesrates an die Bundesversammlung betr. Massnahmen zum Schutze des Landes und zur Aufrechterhaltung der Neutralität vom 2. August 1914. In: Kurz, Hans Rudolf: Dokumente der Grenzbesetzung 1914–1918. Frauenfeld 1970: 22–24.
- Schweizerischer Bundesrat: Instruktion für den General, [Bern] 4. 8. 1914. In: Kurz, Hans Rudolf: Dokumente der Grenzbesetzung 1914–1918. Frauenfeld 1970: 32–34.
- Schweizerischer Bundesrat: Aufruf an das Schweizervolk vom 5. August 1914. In: Kurz, Hans Rudolf: Dokumente der Grenzbesetzung 1914–1918. Frauenfeld 1970: 33.
- Sprecher, Theophil von Bernegg: Bericht des Chefs des Generalstabes der Armee an den General über die Mobilmachung und über den Verlauf des Aktivdienstes. In: Wille, Ulrich: Bericht an die Bundesversammlung über den Aktivdienst 1914/18. Bern 1926<sup>5</sup>.
- Stierli, Adolf (Hg.): Füsilier-Bataillon 46. Erinnerungen an die Aktivdienste 1914–1919. Aarau 1922. (= Stierli 1922a)
- Stierli, Adolf et. al.: VI. Aktivdienst. Vom 18. September bis 24. Dezember. In: Stierli, Adolf (Hg.): Füsilier-Bataillon 46. Erinnerungen an die Aktivdienste 1914–1919. Aarau 1922: 101–111. (= Stierli 1922b)

- Verordnung über die Rekrutierungskreise. Bundesratsbeschluss vom 9. Februar 1912. In: Militärorganisation der schweizerischen Eidgenossenschaft und ihre Ausführungsbestimmungen. Sammelband des Militär-Amtsblattes. Bern 1924: 31–36.
- Wille, Ulrich: Armeebefehl, [Bern 7. 8. 1914]. Faksimile in: Kurz, Hans Rudolf: Dokumente der Grenzbesetzung 1914–1918. Frauenfeld 1970: 55
- Wille, Ulrich: [Armeebefehl], Hauptquartier 6. 2. 1915. Faksimile in: Kurz, Hans Rudolf: Dokumente der Grenzbesetzung 1914–1918. Frauenfeld 1970: 87f.
- Wille, Ulrich: Bericht an die Bundesversammlung über den Aktivdienst 1914/18. Bern 1926<sup>3</sup>.
- Wille, Ulrich: Gesammelte Schriften. Zürich 1941.

## Literaturverzeichnis

- Abteilung für Adjutantur. Dienststelle Heer und Haus: Die Schweizer Armee im Ordnungsdienst 1856–1970. Eine Übersicht in Tabellenform. Bern 1973.
- Accola, David: Stifserjoch-Umbrail 1914–1918. Kampf in Fels, Schnee und Eis nahe der Schweizergrenze (Militärgeschichte zum Anfassen 10). Au 2000.
- Aebersold, Lukas: Kirche, Krieg und Krisenstimmung. Die Kirchen des Kantons St. Gallen und der Erste Weltkrieg. Unveröff. Masterarbeit. Zürich 2012.
- Aebersold, Lukas: Die Kirchen des Kantons St. Gallen und der Erste Weltkrieg. In: Historischer Verein des Kantons St. Gallen (Hg.): 1914–1918/1919. Die Ostschweiz und der Grosse Krieg (Neujahrsblatt 154). St. Gallen 2014: 124–129.
- Alexa, Andreas: Der militärwissenschaftliche Forschungsprozess. In: Österreichische Militärzeitschrift 4 (2019): 419–428.
- Altenhöner, Florian: Kommunikation und Kontrolle. Gerüchte und städtische Öffentlichkeit in Berlin und London 1914/1918 (Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts London 62). München 2008.
- Altermatt, Urs: Katholizismus und Moderne. Zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte der Schweizer Katholiken im 19. und 20. Jahrhundert. Zürich 1989.
- Altermatt, Urs; Bosshart-Pflüger, Catherine; Tanner, Albert (Hg.): Die Konstruktion einer Nation. Nation und Nationalisierung in der Schweiz, 18.–20. Jahrhundert (Die Schweiz 1798–1998. Staat – Gesellschaft – Politik 4). Zürich 1998.
- Annen, Hubert: General Ulrich Wille – das pädagogische Umfeld. In: Fuhrer, Hans Rudolf; Strässle, Paul Meinrad (Hg.): General Ulrich Wille. Vorbild den einen – Feindbild den anderen. Zürich 2003: 201–220.
- Artho, Daniel: «Schandfleck» oder «Ruhmesblatt»? Der schweizerische Landesstreik in der Erinnerungskultur, 1918–1968 (Die Schweiz im Ersten Weltkrieg 7). Zürich 2024.
- Bänziger, Peter-Paul: Die Moderne als Erlebnis. Eine Geschichte der Konsum- und Arbeitsgesellschaft 1840–1940. Göttingen 2020.
- Becker, Jean-Jacques: Marne. In: Hirschfeld, Gerhard; Krumeich, Gerd; Renz, Irina (Hg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn 2014<sup>2</sup>: 697–699.
- Berlinger, Donatus; Birri, Thomas; Zumsteg, Barbara: Vom Lernen zum Lehren. Ansätze für eine theoriegeleitete Praxis. Luzern 2006.
- Bessel, Richard; Wierling, Dorothee (Hg.): Inside World War One? The First World War and its Witnesses. Oxford 2018.

- Bessel, Richard; Wierling, Dorothee: Inside World War One? Ego Documents and the First World War. In: dies. (Hg.): Inside World War One? The First World War and its Witnesses. Oxford 2018: 3–28.
- Billeter, Nicole: Alles nur nicht feldgrau. Schriftstellerinnen und Schriftsteller in der Zürcher Emigration. In: Hebeisen, Erika; Niederhäuser, Peter; Schmid, Regula (Hg.): Kriegs- und Krisenzeit. Zürich während des Ersten Weltkriegs (Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft Zürich 81). Zürich 2014: 120–129.
- Böschenstein, Hermann: Einleitung. In: Scheurer, Karl: Bundesrat Karl Scheurer. Tagebücher 1914–1929. Hrsg. v. Hermann Böschenstein. Bern 1971: 11–137.
- Bonjour, Ernest: Die Schweizerische Feldpost im Aktivdienst 1914–1918. Bern 1951.
- Bortz, Jürgen; Döring, Nicola: Forschungsmethoden und Evaluation in den Sozial- und Humanwissenschaften. Berlin 2016.
- Bourke, Joana: An Intimate History of Killing. Face-to-Face-Killing in Twentieth-Century Warfare. London 1999.
- Branche, Raphaëlle: Vergewaltigung: eine Kriegswaffe? In: Cabanes, Bruno (Hg.): Eine Geschichte des Krieges. Vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Hamburg 2020: 684–700.
- Brändli, Sabina: «Männer müssen alle werden...». Zum Funktionswandel der moralischen Kritik im 19. Jahrhundert. In: Jaun, Rudolf; Studer, Brigitte (Hg.): weiblich – männlich. Geschlechterverhältnisse in der Schweiz. Rechtsprechung, Diskurs, Praktiken (Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte 13). Zürich 1995: 129–144.
- Braun, Peter: Wille-Schüler und Armee reformer. Militärisches Denken in der unmittelbaren Nachkriegszeit. In: Olsansky, Michael (Hg.): Militärisches Denken in der Schweiz im 20. Jahrhundert (Serie Ares 3). Baden 2017: 88–109.
- Bühler, Karl: Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Stuttgart et al. 1934.
- Bürgi, Markus: Herzog, Jakob. In: Historisches Lexikon der Schweiz, Version vom 13. 12. 2007, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/022995/2007-12-13/>, 4. 7. 2022.
- Bundi, Martin: Camenisch, Emil. In: Historisches Lexikon der Schweiz, Version vom 13. 1. 2020, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/043614/2020-01-13/>, 14. 1. 2021.
- Buomberger, Thomas: Von der Hauptprobe zum Landesstreik. Der Zürcher Generalstreik vom 9. November 1918 und seine Folgen. In: Hebeisen, Erika; Niederhäuser, Peter; Schmid, Regula (Hg.): Kriegs- und Krisenzeit. Zürich während des Ersten Weltkriegs (Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft Zürich 81). Zürich 2014: 198–209.
- Buschmann, Nikolaus; Carl, Horst (Hg.): Die Erfahrung des Krieges. Erfahrungsgeschichtliche Perspektiven von der Französischen Revolution bis zum Zweiten Weltkrieg (Krieg in der Geschichte 9). Paderborn 2001. (= Buschmann/Horst 2001a)
- Buschmann, Nikolaus; Carl, Horst: Zugänge zur Erfahrungsgeschichte des Krieges. Forschung, Theorie, Fragestellung. In: dies. (Hg.): Die Erfahrung des Krieges. Erfahrungsgeschichtliche Perspektiven von der Französischen Revolution bis zum Zweiten Weltkrieg (Krieg in der Geschichte 9). Paderborn 2001: 11–26. (= Buschmann/Horst 2001b)
- Buschmann, Nikolaus; Reimann, Aribert: Die Konstruktion historischer Erfahrung, Neue Wege zu einer Erfahrungsgeschichte des Krieges. In: Buschmann, Nikolaus; Carl, Horst (Hg.): Die Erfahrung des Krieges. Erfahrungsgeschichtliche Perspektiven von der Französischen Revolution bis zum Zweiten Weltkrieg (Krieg in der Geschichte 9). Paderborn 2001: 261–271.
- Butzer, Günter: Sich selbst schreiben. In: Gold, Helmut; Holm, Christine; Bös, Eva; Nowak, Tine (Hg.): Absolut privat!? Vom Tagebuch zum Weblog (Kataloge der Museumsstiftung Post und Telekommunikation 26). Heidelberg 2008: 94–96.

- Cabanes, Bruno (Hg.): Eine Geschichte des Krieges. Vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Hamburg 2020.
- Caveng, Theodor: Emil Camenisch (1874–1958). In: Graubündner Kantonalbank: Bedeutende Bündner aus fünf Jahrhunderten. Chur 1970: 513–517.
- Cerf, Alphonse: Der Krieg an der Juragrenze. Aarau 1931.
- Clark, Christopher: Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog. Bonn 2013.
- Clavien, Alain: Schweizer Intellektuelle und der Grosse Krieg. Ein wortgewaltiges Engagement. In: Rossfeld, Roman; Buomberger, Thomas; Kury, Patrick (Hg.): 14/18. Die Schweiz und der Grosse Krieg. Baden 2014: 102–123.
- Connell, R. W.: Masculinities. Berkeley Los Angeles 1995.
- Connell, Raewyn: Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten (Geschlecht und Gesellschaft 8). Wiesbaden 2015<sup>4</sup>.
- Cook, Tim: The Secret History of Soldiers. How Canadians Survived the Great War. Toronto 2018.
- Cotter, Cédric: (S')Aider pour survivre. Action humanitaire et neutralité suisse pendant la Première Guerre mondiale (Die Schweiz im Ersten Weltkrieg 3). Chêne-Bourg 2017.
- Cotter, Cédric; Hermann, Irène: Hilfe zum Selbstschutz. Die Schweiz und ihre humanitären Werke. In: Rossfeld, Roman; Buomberger, Thomas; Kury, Patrick (Hg.): 14/18. Die Schweiz und der Grosse Krieg. Baden 2014: 240–265.
- Daniel, Ute: Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 1523): Frankfurt a. M. 2001.
- Degen, Bernard: Antimilitarismus. In: Historisches Lexikon der Schweiz, Version vom 19. 9. 2006, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/030178/2006-09-19/>, 2. 7. 2022.
- Degen, Bernard: Sozialdemokratische Partei (SP). In: Historisches Lexikon der Schweiz, Version vom 24. 1. 2022, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/017393/2022-01-24/>, 6. 10. 2022.
- Degen, Bernard: Landesstreik. In: Historisches Lexikon der Schweiz, Version vom 9. 8. 2012, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/016533/2012-08-09/>, 22. 7. 2022.
- Deisenroth, Karlheinz: Oberelsass und südliche Vogesen. Militärgeschichtlicher Reiseführer. Hamburg et al. 2001<sup>2</sup>.
- Deist, Wilhelm: Die Kriegführung der Mittelmächte. In: Hirschfeld, Gerhard; Krumeich, Gerd; Renz, Irina (Hg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn 2014<sup>2</sup>: 249–271.
- Dejung, Christof; Stämpfli, Regula (Hg.): Armee, Staat und Geschlecht. Die Schweiz im internationalen Vergleich 1918–1945. Zürich 2003. (= Dejung/Stämpfli 2003a).
- Dejung, Christof; Stämpfli, Regula: Sonderfall Schweiz? Armee, Staat und Geschlecht 1918–1945. In: dies. (Hg.): Armee, Staat und Geschlecht. Die Schweiz im internationalen Vergleich 1918–1945. Zürich 2003: 11–26. (= Dejung/Stämpfli 2003b).
- Didczuneit, Veit; Ebert, Jens; Jander, Thomas (Hg.): Schreiben im Krieg – Schreiben vom Krieg. Feldpost im Zeitalter der Weltkriege. Essen 2011.
- Die Toten der Jahre 1946 und 1947. In: Thurgauer Jahrbuch 23 (1947): 38–47.
- Diekmannshenke, Hajo: Feldpost als linguistischer Forschungsgegenstand. In: Didczuneit, Veit; Ebert, Jens; Jander, Thomas (Hg.): Schreiben im Krieg – Schreiben vom Krieg. Feldpost im Zeitalter der Weltkriege. Essen 2011: 47–59.
- Dinges, Martin: Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute (Geschichte und Geschlechter 49). Frankfurt a. M. 2005.
- Dinges, Martin: Neue Kulturgeschichte. In: Eibach, Joachim; Lottes, Günther (Hg.): Kompass der Geschichtswissenschaft. Ein Handbuch. Göttingen 2006<sup>2</sup>: 179–205.

- Dodman, Thomas: «Sonderbare Gefühle aller Art». In: Cabanes, Bruno (Hg.): Eine Geschichte des Krieges. Vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Hamburg 2020: 531–548. (= Dodman 2020a)
- Dodman, Thomas: Nerven und Neurosen. In: Cabanes, Bruno (Hg.): Eine Geschichte des Krieges. Vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Hamburg 2020: 817–829. (= Dodman 2020b)
- Dreier, Gottlieb: Denkschrift zum 100jährigen Bestand des Bürgerturnvereins Aarau 1843–1943. Aarau 1943.
- Dubler, Anne-Marie; Schibler, Heinz: Burgdorf (Gemeinde). In: Historisches Lexikon der Schweiz, Version vom 17. 11. 2011, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/000241/2011-11-17/>, 6. 6. 2021.
- Eibach, Joachim; Lottes, Günther (Hg.): Kompass der Geschichtswissenschaft. Ein Handbuch. Göttingen 2006<sup>2</sup>.
- Hämmerle, Christa: Diaries. In: Dobson, Miriam; Ziemann, Benjamin (Hg.): Reading primary sources. The interpretation of texts from nineteenth- and twentieth-century history (Routeledge guides to using historical sources). London 2009: 141–158.
- Hämmerle, Christa: Trost und Erinnerung. Kontexte und Funktionen des Tagebuchschreibens von Therese Lindenberg (März 1938 bis Juli 1946). In: Hämmerle, Christa; Gerhalter, Li (Hg.): Apokalyptische Jahre. Die Tagebücher der Therese Lindenberg 1938–1946 (L'Homme Archiv 2). Köln 2010: 1–60.
- Hämmerle, Christa; Gerhalter, Li (Hg.): Apokalyptische Jahre. Die Tagebücher der Therese Lindenberg 1938–1946 (L'Homme Archiv 2). Köln 2010.
- Hämmerle, Christa; Gerhalter, Li: Tagebuch – Geschlecht – Genre im 19. und 20. Jahrhundert: Hämmerle, Christa; Gerhalter, Li (Hg.): Krieg – Politik – Schreiben. Tagebücher von Frauen (1918–1950) (L'Homme Schriften 21). Wien 2015: 7–31.
- Eibach, Joachim; Lottes, Günther; Lübke, Hermann: Der Nationalsozialismus im deutschen Nachkriegsbewusstsein. In: Historische Zeitschrift 1/236 (1983): 579–600.
- Elsig, Alexandre: Die Willkür der Zensur. In: Rossfeld, Roman; Buomberger, Thomas; Kury, Patrick (Hg.): 14/18. Die Schweiz und der Grosse Krieg. Baden 2014: 52–53. (= Elsig 2014a)
- Elsig, Alexandre: Zwischen Zwietracht und Eintracht. Propaganda als Bewährungsprobe für die nationale Kohäsion. In: Rossfeld, Roman; Buomberger, Thomas; Kury, Patrick (Hg.): 14/18. Die Schweiz und der Grosse Krieg. Baden 2014: 72–101. (= Elsig 2014b)
- Elsig, Alexandre; Erismann, Peter: Im Feuer der Propaganda. Die Schweiz und der Erste Weltkrieg. Museum für Kommunikation, Schweizerische Nationalbibliothek, 21. August bis 9. November 2014. Ausstellungsheft. Bern 2014.
- Encke, Julia: Augenblicke der Gefahr. Der Krieg und die Sinne. München 2006.
- Encke, Julia: Sinne. In: Hirschfeld, Gerhard; Krumeich, Gerd; Renz, Irina (Hg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn 2014<sup>2</sup>: 1004–1006.
- Epkenhans, Michael: Weddigen, Otto. In: Hirschfeld, Gerhard; Krumeich, Gerd; Renz, Irina (Hg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn 2014<sup>2</sup>: 956.
- Epkenhans, Michael; Förster, Stig; Hagemann, Karen: Militärische Erinnerungskultur. Soldaten im Spiegel von Biographien, Memoiren und Selbstzeugnissen (Krieg in der Geschichte 29). Paderborn 2006.
- Ernst, Fritz: Der Jugendfreud. In: Neue Zürcher Zeitung, 30. 7. 1957 (Morgenausgabe): 2–3.
- Etter, Jann Fridolin: Armee und öffentliche Meinung in der Zwischenkriegszeit 1918–1939. Luzern 1972.

- Etter, Philipp: Direktor Josef Iten-Kerckhoffs. Zug 1945.
- F., J.: Dr. med. Carl Otto Casparis zum Gedenken. In: *Der freie Rätier*, 22. 2. 1974: 5.
- Fasel, Daniel: Zwischen Spionageverfolgung und Postgeheimnis. Feldpostdirektor Karl Oftinger und die Postüberwachung potenzieller Agenten durch das Bureau 7 des Unterstabschefs in der Schweiz während des Ersten Weltkriegs. Unveröff. Masterarbeit. Bern 2016.
- Fink-Wagner, Urban (Hg.): Der Kanton Solothurn vor 100 Jahren. Quellen, Bilder und Erinnerungen zur Zeit des Ersten Weltkriegs. Baden 2014.
- Flury, Christian: 1914–1918. Das Füsilierbataillon 85 als Hochgebirgstruppe. In: Küng, Karl (Hg.): *Das Glarner Bataillon. 125 Jahre Geb Füs Bat 85*. Glarus 2001: 24–31.
- Frank, Adloff et. al. (Hg.): *Kultursoziologie. Klassische Texte – Aktuelle Debatten. Ein Reader*. Frankfurt a. M. et al. 2014.
- Frevort, Ute (Hg.): *Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert (Schriftreihe des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte 58)*. Stuttgart 1997.
- Frevort, Ute: *Gesellschaft und Militär im 19. und 20. Jahrhundert: Sozial-, kultur- und geschlechtergeschichtliche Annäherungen*. In: dies. (Hg.): *Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert (Schriftreihe des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte 58)*. Stuttgart 1997: 7–14.
- Frey, Daniel M.: *Vor der Revolution? Der Ordnungsdienst-Einsatz der Armee während des Landesstreiks in Zürich*. Zürich 1998.
- Fuchs, Thomas: Othmar H. Ammann. In: *Historisches Lexikon der Schweiz*, Version vom 28. 6. 2001, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/031280/2001-06-28/>, 28. 7. 2020.
- Fuhrer, Hans Rudolf: *Die Schweizer Armee im Ersten Weltkrieg. Bedrohung, Landesverteidigung und Landesbefestigung*. Zürich 2001<sup>2</sup>.
- Fuhrer, Hans Rudolf: «Die Meuterei an der Flüela» und ihr Einfluss auf die Generalswahl 1914. In: Hebeisen, Erika; Niederhäuser, Peter; Schmid, Regula (Hg.): *Kriegs- und Krisenzeit. Zürich während des Ersten Weltkriegs (Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft Zürich 81)*. Zürich 2014: 161–172.
- Fuhrer, Hans Rudolf: *Vorwort des Herausgebers*. In: ders. (Hg.): *Innere Sicherheit – Ordnungsdienst. Teil 1: bis zum Oktober 1918 (Geschichte der Schweiz, Fenster in die Vergangenheit VIII 39)*. (Wettingen) 2017: 3–7.
- Fuhrer, Hans Rudolf; Strässle, Paul Meinrad (Hg.): *General Ulrich Wille. Vorbild den einen – Feindbild den anderen*. Zürich 2003.
- Gateways to New York. Othmar H. Ammann and his bridges, Regie: Witz Martin, 88 Minuten, Schweiz 2019.
- Gautschi, Willi: *Geschichte des Kantons Aargau*. Zürich 1980.
- Gautschi, Willi: *General Wille und der Landesstreik 1918*. In: Fuhrer, Hans Rudolf; Strässle, Paul Meinrad (Hg.): *General Ulrich Wille. Vorbild den einen – Feindbild den anderen*. Zürich 2003: 341–358.
- Gautschi, Willi: *Der Landesstreik 1918. 2 Bde.* Zürich 2018<sup>3</sup>.
- Gelzer, Urs: *Gelzer*. In: *Historisches Lexikon der Schweiz*, Version vom 18. 8. 2005, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/025427/2005-08-18/>, 12. 1. 2021.
- Gold, Helmut; Holm, Christine; Bös, Eva; Nowak, Tine (Hg.): *Absolut privat? Vom Tagebuch zum Weblog (Kataloge der Museumsstiftung Post und Telekommunikation 26)*. Heidelberg 2008.
- Graubündner Kantonbank: *Bedeutende Bündner aus fünf Jahrhunderten*. Chur 1970.
- Gray, Jesse Glenn: *Homo furens oder braucht der Mensch den Krieg?* Hamburg 1970.

- Greminger, Thomas: Ordnungstruppen in Zürich. Der Einsatz von Armee, Polizei und Stadtwehr Ende November 1918 bis August 1919. Basel 1990.
- Grossi, Verdiana: Pazifismus. In: Historisches Lexikon der Schweiz, Version vom 21. 12. 2010, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/027157/2010-12-21/>, 25. 3. 2021. 2010.
- Gruner, Erich: Die schweizerische Bundesversammlung 1848–1920. Bern 1966.
- Gruner, Erich: Die schweizerische Bundesversammlung 1920–1968. Bern 1970.
- Guanzini, Catherine: Grimm-Hoffmann-Affäre. In: Historisches Lexikon der Schweiz, Version vom 17. 7. 2007, übers. v. Ernst Grell, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/017333/2007-07-17/>, 23. 6. 2022.
- Hagenlücke, Heinz; Hertling, Georg Graf von. In: Hirschfeld, Gerhard; Krumeich, Gerd; Renz, Irina (Hg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn 2014<sup>2</sup>: 552 f.
- Hanich, Nina (Hg.): Textlinguistik. 15 Einführungen und eine Diskussion. Tübingen 2019<sup>2</sup>.
- Halter, Pierre-Marie; Nüsperli, Bruno (Hg.): Die Fünfte. 111 Jahre 5. Division. Aarau 1986.
- Hardtwig, Wolfgang: Deutsche Geschichtskultur im 19. und 20. Jahrhundert. München 2013.
- Haudenschild, Tobias: Jägertruppe, Scharfschützen, Jagdflieger: Jagd und Militär. In: Krethlow, Carl Alexander (Hg.): Hofjagd, Weidwerk, Wilderei. Kulturgeschichte der Jagd im 19. Jahrhundert, Paderborn 2015: 148–164.
- Hebeisen, Erika; Niederhäuser, Peter; Schmid, Regula (Hg.): Kriegs- und Krisenzeit. Zürich während des Ersten Weltkriegs (Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft Zürich 81). Zürich 2014.
- Heller, Daniel: Eugen Bircher. Arzt, Militär und Politiker. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte. Zürich 1988.
- Henning, Eckart: Selbstzeugnisse. Quellenwert und Quellenkritik. Berlin 2012.
- Herber, Rahel: Zürich bei Kriegsbeginn 1914: Erwartungen, Reaktionen und Folgen. In: Hebeisen, Erika; Niederhäuser, Peter; Schmid, Regula (Hg.): Kriegs- und Krisenzeit. Zürich während des Ersten Weltkriegs (Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft Zürich 81). Zürich 2014: 64–73.
- Hettling, Manfred: Die Schweiz als Erlebnis. In: Allematt, Urs; Bosshart-Pfluger, Catherine; Tanner, Albert (Hg.): Die Konstruktion einer Nation. Nation und Nationalisierung in der Schweiz, 18.–20. Jahrhundert (Die Schweiz 1798–1998. Staat – Gesellschaft – Politik 4). Zürich 1998: 19–31.
- Hettling, Manfred; Echternkamp, Jörg (Hg.): Gefallenengedenken im globalen Vergleich. Nationale Tradition, politische Legitimation und Individualisierung der Erinnerung. München 2013.
- Hirschfeld, Gerhard; Krumeich, Gerd; Renz, Irina (Hg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn 2014<sup>2</sup>.
- Hirzel, Ernst: Der Ordnungsdienstauftrag der schweizerischen Armee. (Basel) 1974.
- Historischer Verein des Kantons St. Gallen (Hg.): 1914–1918/1919. Die Ostschweiz und der Grosse Krieg (Neujahrsblatt 154). St. Gallen 2014.
- Historisches Museum Basel (Hg.): Zwischen Bedrohung und Normalität. Basel zur Zeit des Ersten Weltkriegs (HMB Magazin 3). Basel 2014.
- Hofer, Viktor: Aktivdienst 1914–1918. In: Die 7. Division (Hg.): Zur Geschichte der Ostschweizer Truppen (Historische Beiträge 8). Herisau 1988: 57–74.
- Holm, Christiane: Montag Ich. Dienstag Ich. Mittwoch Ich. Versuch einer Phänomenologie des Diaristischen. In: Gold, Helmut; Holm, Christine; Bös, Eva; Nowak, Tine (Hg.): Absolut privat!? Vom Tagebuch zum Weblog (Kataloge der Museumsstiftung Post und Telekommunikation 26). Heidelberg 2008: 10–50.

- Huber, Anja: Fremdsein im Krieg. Die Schweiz als Ausgangs- und Zielort von Migration 1914–1918 (Die Schweiz im Ersten Weltkrieg 2). Zürich 2018.
- Hüppauf, Bernd: Kriegsliteratur. In: Hirschfeld, Gerhard; Krumeich, Gerd; Renz, Irina (Hg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn 2014<sup>2</sup>: 171–1911.
- Hürlimann, Katja; Meili, Armin. In: Historisches Lexikon der Schweiz, 19. 6. 2015, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/006509/2015-06-19/>, 4. 1. 2021.
- Humburg, Martin: Das Gesicht des Krieges. Feldpostbriefe von Wehrmachtssoldaten aus der Sowjetunion 1941–1944 (Kulturwissenschaftliche Studien zur deutschen Literatur 28). Opladen et al. 1998.
- Humburg, Martin: «Jedes Wort ist falsch und wahr – das ist das Wesen des Wortes.» Vom Schreiben und Schweigen in der Feldpost. In: Didczuneit, Veit; Ebert, Jens; Jander, Thomas (Hg.): Schreiben im Krieg – Schreiben vom Krieg. Feldpost im Zeitalter der Weltkriege. Essen 2011: 75–85.
- Iselin, Heinrich: Oberstkorpskommandant Rudolf Miescher. 17. März 1880 bis 31. Juli 1945. In: Allgemeine schweizerische Militärzeitung 91/8 (1945): 361–365.
- Isnenghi, Mario: Italien. In: Hirschfeld, Gerhard; Krumeich, Gerd; Renz, Irina (Hg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn 2014<sup>2</sup>: 97–104.
- Jaun, Rudolf: Das schweizerische Generalstabskorps 1875–1945. Eine kollektiv-biographische Studie. Basel et al. 1991.
- Jaun, Rudolf: Zur Akzentuierung der Geschlechtscharaktere in der Belle Epoque der Schweiz. In: Jaun, Rudolf; Studer, Brigitte (Hg.): weiblich – männlich. Geschlechterverhältnisse in der Schweiz. Rechtsprechung, Diskurs, Praktiken (Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte 13). Zürich 1995: 117–127.
- Jaun, Rudolf: Armee und Nation. Schweizerische Militärdiskurse des 19. Jahrhunderts im Widerstreit. In: Altermatt, Urs; Bosshart-Pfluger, Catherine; Tanner, Albert (Hg.): Die Konstruktion einer Nation. Nation und Nationalisierung in der Schweiz, 18.–20. Jahrhundert (Die Schweiz 1798–1998. Staat – Gesellschaft – Politik 4). Zürich 1998: 149–166.
- Jaun, Rudolf: Preussen vor Augen. Das schweizerische Offizierskorps im militärischen und gesellschaftlichen Wandel des Fin de siècle. Zürich 1999.
- Jaun, Rudolf: Erziehung, Männlichkeit und Krieg. In: Fuhrer, Hans Rudolf; Strässle, Paul Meinrad (Hg.): General Ulrich Wille. Vorbild den einen – Feindbild den anderen. Zürich 2003: 221–243.
- Jaun, Rudolf: Militärgeschichte zwischen Nischendasein und massenmedialer Aufmerksamkeit. In: Traverse. Zeitschrift für Geschichte 20/1 (2013): 123–140.
- Jaun, Rudolf: «Meuterei am Gotthard». Die Schweizer Armee zwischen preussisch-deutschem Erziehungsdrill und sozialistischer Skandalisierung. In: Rossfeld, Roman; Buomberger, Thomas; Kury, Patrick (Hg.): 14/18. Die Schweiz und der Grosse Krieg. Baden 2014: 20–47.
- Jaun, Rudolf: Die «Probe des Krieges» und die «Existenz des Staates» – Elemente des schweizerischen Militär- und Kriegsdenkens im 19. Jahrhundert. In: Olsansky, Michael (Hg.): Militärisches Denken in der Schweiz im 20. Jahrhundert (Serie Ares 3). Baden 2017: 12–27. (= Jaun 2017a)
- Jaun, Rudolf: Ulrich Wille. Hintergrund und Wirken seines Denkens und Handelns. In: Olsansky, Michael (Hg.): Militärisches Denken in der Schweiz im 20. Jahrhundert (Serie Ares 3). Baden 2017: 30–40. (= Jaun 2017b)
- Jaun, Rudolf: Lagebeurteilung und Operationsabsichten der Armeeführung 1914–1918. In: Olsansky, Michael (Hg.): Am Rande des Sturms. Das Schweizer Militär im Ersten Weltkrieg (Serie Ares 4). Baden 2018: 68–77. (= Jaun 2018a)

- Jaun, Rudolf: Militärgewalt und das «revolutionäre» Grativationszentrum Zürich (1917–1918). In: Olsansky, Michael (Hg.): Am Rande des Sturms. Das Schweizer Militär im Ersten Weltkrieg (Serie Ares 4). Baden 2018: 260–274. (= Jaun 2018b)
- Jaun, Rudolf: Geschichte der Schweizer Armee. Vom 17. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Zürich 2019.
- Jaun, Rudolf; Studer, Brigitte (Hg.): weiblich – männlich. Geschlechterverhältnisse in der Schweiz. Rechtsprechung, Diskurs, Praktiken (Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte 13). Zürich 1995.
- Jaun, Rudolf; Zala, Sacha (Hg.): Verzeichnis der Quellenbestände zur schweizerischen Militärgeschichte. 1848–2000. 3 Bde. Bern 2004–2006.
- Jones, Mark: Am Anfang war Gewalt. Die deutsche Revolution 1918/19 und der Beginn der Weimarer Republik. Übers. v. Karl Heinz Siber. Berlin 2017.
- Jorio, Marco: «Friedlich, aber auf der Hut». Die Zuger Soldaten im ersten Kriegsjahr 1914. In: Tugium 30 (2014): 127–142.
- Jorio, Marco: «Fest stand die Zugerwacht am Rhein». Die Zuger Soldaten im Kriegsjahr 1915. In: Tugium 31 (2015): 125–134.
- Jorio, Marco: «Das Dilettantenhafte ist verschwunden». Die Zuger Soldaten im Kriegsjahr 1916. In: Tugium 32 (2016): 137–149.
- Jorio, Marco: «Verdrossenheit und unzufriedener Sinn haben sich tief eingefressen». Die Zuger Soldaten im Kriegsjahr 1917. In: Tugium 33 (2017): 157–166.
- Jorio, Marco: «Die Flammenröte einer neuen Zeit». Die Zuger Soldaten im Kriegsjahr 1918. In: Tugium 34 (2018): 137–144. (= Jorio 2018a)
- Jorio, Marco: «Das Schreiben liegt mir eben einmal im Blut». Philipp Etter schreibt an seine Braut Marie aus dem Aktivdienst. In: Tugium 34 (2018): 145–152. (= Jorio 2018b)
- Jorio, Marco: «Ringsum Kanonendonner braust.» Die Zuger Soldaten am Rande des Sturms. In: Olsansky, Michael (Hg.): Am Rande des Sturms. Das Schweizer Militär im Ersten Weltkrieg (Serie Ares 4). Baden 2018: 150–164. (= Jorio 2018c)
- Jorio, Marco: «Im Dienste des Vaterlandes gegen den Bolschewismus!». Eine Nachlese zum Landesstreik 1918 im Kanton Zug. In: Tugium 36 (2020): 147–156. (= Jorio 2020a)
- Jorio, Marco: Rezension zu Zaugg, Thomas: Bundesrat Philipp Etter, Basel 2020. In: Schweizerische Zeitschrift für Religions- und Kulturgeschichte 114 (2020): 441–443. (= Jorio 2020b)
- Joris, Elisabeth; Schuhmacher, Beatrice: Helfen macht stark. Dynamik im Wechselspiel von privater Fürsorge und staatlichem Sozialwesen. In: Rossfeld, Roman; Buomberger, Thomas; Kury, Patrick (Hg.): 14/18. Die Schweiz und der Grosse Krieg. Baden 2014: 316–335.
- Jost, Hans-Ulrich: Der historische Stellenwert des Landesstreiks. In: Gautschi, Willi: Der Landesstreik 1918. Zürich 2018: I–XV.
- Kälin-Gisler, Martina: Stauffacher und Stauffacherin in der Erinnerungskultur vom 19. bis ins 21. Jahrhundert. In: Mitteilungen des Historischen Vereins des Kantons Schwyz 107 (2015): 113–143.
- Keller, Franziska: Oberst Gustav Däniker. Aufstieg und Fall eines Schweizer Berufsoffiziers. Zürich 1997.
- Knechtle, Marco: Der Ordnungsdienst: Der zweite Hauptauftrag der Schweizer Armee im Ersten Weltkrieg. In: Olsansky, Michael (Hg.): Am Rande des Sturms. Das Schweizer Militär im Ersten Weltkrieg (Serie Ares 4). Baden 2018: 226–240.
- Knoch, Peter (Hg.): Kriegsalltag. Die Rekonstruktion des Kriegsalltags als Aufgabe der historischen Forschung und der Friedenserziehung. Stuttgart 1989.

- Knoepfli, Adrian: Mit Kaninchenzucht gegen den Hunger. Winterthur im Ersten Weltkrieg. In: Hebeisen, Erika; Niederhäuser, Peter; Schmid, Regula (Hg.): *Kriegs- und Krisenzeit. Zürich während des Ersten Weltkriegs* (Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft Zürich 81). Zürich 2014: 36–47.
- Koepen, Wolfgang: «Unlauterer Geschäftsbericht». In: Schultz, Uwe (Hg.): *Das Tagebuch und der moderne Autor*. München 1965.
- Kollbrunner, Curt F.: Über Armin Meili – Rückschau auf ein Architektenleben. In: *Schweizerische Bauzeitung* 83 (1965): 565–569. (= Kollbrunner 1965a)
- Kollbrunner, Curt F.: Armin Meili. 75 Jahre Architekturbüro. Drei Architektengeschichten Meili (Mitteilungen über Forschung und Konstruktion im Stahlbau 32). Zürich 1965. (= Kollbrunner 1965b)
- Koller, Christian: *Streikkultur. Performanzen und Diskurse des Arbeitskampfes im schweizerisch-österreichischen Vergleich (1860–1950)* (Österreichische Kulturforschung 9). Berlin 2009.
- Koller, Christian: Authentizität und Geschichtskultur. Soldatische Selbstzeugnisse der «Grenzbesetzung 1914/18» als polyvalente Erinnerungsträger. In: Kuhn, Konrad J.; Ziegler, Béatrice (Hg.): *Der vergessene Krieg. Spuren und Traditionen zur Schweiz im Ersten Weltkrieg*. Baden 2014: 99–114.
- Koller, Christian: Aufruhr ist unschweizerisch. Fremdenangst und ihre Instrumentalisierung während der Landesstreikzeit. In: Rossfeld, Roman; Koller, Christian, Studer, Brigitte (Hg.): *Der Landesstreik. Die Schweiz im November 1918*. Baden 2018: 368–389. (= Koller 2018a)
- Koller, Christian: Die Rückkehr der Kosaken. Ordnungsdienstesätze bei Streiks vor und im Ersten Weltkrieg und die Schweizer Arbeiterbewegung. In: Olsansky, Michael (Hg.): *Am Rande des Sturms. Das Schweizer Militär im Ersten Weltkrieg* (Serie Ares 4). Baden 2018: 242–258. (= Koller 2018b)
- Kommando Felddivision 7 (Hg.): *Die 7. Division. Von der 7. Armeedivision zur Felddivision 7. Beiträge zur Geschichte der Ostschweizer Truppen* (Historische Beiträge 8). Herisau 1988.
- Krämer, Daniel; Pfister, Christian; Segesser, Daniel Marc (Hg.): «Woche für Woche neue Preisaufschläge». *Nahrungsmittel-, Energie- und Ressourcenkonflikte in der Schweiz des Ersten Weltkrieges* (Wirtschafts-, Sozial- und Umweltgeschichte 6). Basel 2016.
- Kramer, Alain: Lusitania. In: Hirschfeld, Gerhard; Krumeich, Gerd; Renz, Irina (Hg.): *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*. Paderborn 2014<sup>2</sup>: 689f.
- Kreher, Matthias: «Der Geschützdonner vom Elsass mahnt uns an ernstere Zeiten! Möge uns im Neuen Jahr ewiger Frieden erblühen!» In: *Anzeiger Michelsamt*, 26. 6. 2014: 26.
- Kreis, Georg: Pro patria mori. Zum republikanischen Totenkult seit dem 18. Jahrhundert – oder: Alle müssen offenbar Winkelried sein. In: Hettling, Manfred; Echternkamp, Jörg (Hg.): *Gefallenengedenken im globalen Vergleich. Nationale Tradition, politische Legitimation und Individualisierung der Erinnerung*. München 2013: 395–412. (= Kreis 2013a)
- Kreis, Georg: *Schweizer Postkarten aus dem Ersten Weltkrieg*. Baden 2013. (= Kreis 2013b)
- Kreis, Georg: *Insel der unsicheren Geborgenheit. Die Schweiz in den Kriegsjahren 1914–1918*. Zürich 2014.
- Krethlow, Carl Alexander (Hg.): *Hofjagd, Weidwerk, Wilderei. Kulturgeschichte der Jagd im 19. Jahrhundert*, Paderborn 2015.
- Krusenstjern, Benigna von: Was sind Selbstzeugnisse? Begriffskritische und quellenkundliche Überlegungen anhand von Beispielen aus dem 17. Jahrhundert. In: *Historische Anthropologie* 2/1 (1994): 462–471.

- Kühberger, Christoph; Pudlat, Andreas (Hg.): *Vergangenheitsbewirtschaftung. Public History zwischen Wirtschaft und Wissenschaft*. Innsbruck et al. 2012.
- Kühne, Thomas; Ziemann, Benjamin (Hg.): *Was ist Militärgeschichte? (Krieg in der Geschichte 6)*. Paderborn 2000.
- Küng, Karl (Hg.): *Das Glarner Bataillon. 125 Jahre Geb Füs Bat 85*. Glarus 2001.
- Kuhn, Konrad J.; Ziegler, Béatrice: Dominantes Narrativ und drängende Forschungsfragen. Zur Geschichte der Schweiz im Ersten Weltkrieg. In: *Traverse* 18/3 (2011): 123–141.
- Kuhn, Konrad J.; Ziegler, Béatrice.: Heimatfilme und Denkmäler für Grippetote. Geschichtskulturelle Reflexion zur wirtschaftlichen Nutzbarmachung des Ersten Weltkriegs in der Schweiz. In: Kühberger, Christoph; Pudlat, Andreas (Hg.): *Vergangenheitsbewirtschaftung. Public History zwischen Wirtschaft und Wissenschaft*. Innsbruck et al. 2012: 199–215.
- Kuhn, Konrad J.; Ziegler, Béatrice (Hg.): *Der vergessene Krieg. Spuren und Traditionen zur Schweiz im Ersten Weltkrieg*. Baden 2014.
- Kupper, Patrick: *Wildnis schaffen. Eine transnationale Geschichte des Schweizerischen Nationalparks*. Bern 2012.
- Kury, Patrick: Das Virus der Unsicherheit. Die Jahrhundertgrippe von 1918/19 und der Landesstreik, in: Rossfeld, Roman; Koller, Christian, Studer, Brigitte (Hg.): *Der Landesstreik. Die Schweiz im November 1918*. Baden 2018: 390–411.
- Kurz, Hans Rudolf: *Dokumente der Grenzbesetzung 1914–1918*. Frauenfeld 1970.
- Kurz, Hans Rudolf: *Hundert Jahre Schweizer Armee*. Thun 1979<sup>2</sup>.
- Labhardt, Robert: *Krieg und Krise. Basel 1914–1918*. Basel 2014.
- Landwehr, Achim: *Kulturgeschichte (UTB Profile 3037)*. Stuttgart 2009.
- Landwehr, Achim: *Historische Diskursanalyse (Historische Einführung 4)*. Frankfurt a. M. 2018.
- Langewiesche, Dieter: Nation, Imperium und Kriegserfahrungen. In: Schild, Georg; Schindling, Anton (Hg.): *Kriegserfahrungen – Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit. Neue Horizonte der Forschung (Krieg in der Geschichte 55)*. Paderborn et. al 2009: 213–230.
- Larcher, Verena: *Othmar H. Ammann 1879–1965. Dokumente zu Leben und Werk (Handschriften und Autographen der ETH-Bibliothek 253)*. Zürich 1999.
- Latzel, Klaus: Vom Kriegserlebnis zur Kriegserfahrung. Theoretische und methodische Überlegungen zur erfahrungsgeschichtlichen Untersuchung von Feldpostbriefen. In: *Militärgeschichtliche Mitteilungen* 56 (1997): 1–30.
- Latzel, Klaus: *Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg? Kriegserlebnis – Kriegserfahrung 1939–1945 (Krieg in der Geschichte 1)*. Paderborn 1998.
- Leimmenmeier, Max: «Der Krieg ist also jetzt wirklich da». Die Stadt St. Gallen im Sommer 1914. Der Beginn des Ersten Weltkrieges im regionalen Kontext. In: *Historischer Verein des Kantons St. Gallen (Hg.): 1914–1918/1919. Die Ostschweiz und der Grosse Krieg (Neujahrsblatt 154)*. St. Gallen 2014: 28–57.
- Lengwiler, Martin: Soldatische Automatismen und ständisches Offiziersbewusstsein. Militär und Männlichkeit in der Schweiz um 1900. In: Jaun, Rudolf; Studer, Brigitte (Hg.): *weiblich – männlich. Geschlechterverhältnisse in der Schweiz. Rechtsprechung, Diskurs, Praktiken (Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte 13)*. Zürich 1995: 171–184.
- Leonhard, Jörn: 1917–1920 and the Global Revolution of Rising Expectations. In: Rinke, Stefan; Wildt, Michael (Hg.): *Revolutions and Counter-Revolution. 1917 and its Aftermath from a Global Perspective*. Frankfurt 2017: 31–51.
- Lerch, Hansruedi: Alfred Rasser. In: *Historisches Lexikon der Schweiz*, Version vom 16. 12. 2011, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/006540/2011-12-16/>, 21. 5. 2021.

- Lezzi, Bruno: 1914. General Ulrich Wille und die Kriegsbereitschaft der schweizerischen Armee (Studien zur Militärgeschichte, Militärwissenschaft und Konfliktforschung 13). Osnabrück 1975.
- Linke, Angelika; Nussbaumer, Markus; Willi, Urs; Portmann, Paul R; Berchtold Simone: Studienbuch Linguistik. Tübingen 2004<sup>f</sup>.
- Linsmayer, Charles: Literaturszene Schweiz. 157 Kurzporträts von Rousseau bis Gertrud Leutenegger. Zürich 1989.
- Lipp, Anne: Diskurs und Praxis. Militärgeschichte als Kulturgeschichte. In: Kühne, Thomas; Ziemann, Benjamin (Hg.): Was ist Militärgeschichte? (Krieg in der Geschichte 6). Paderborn 2000: 211–227.
- Lipp, Anne: Meinungslenkung im Krieg. Kriegserfahrungen deutscher Soldaten und ihre Deutung, 1914–1918 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 159). Göttingen 2003.
- Mauss, Marcel: Die Techniken des Körpers. In: Frank, Adloff et. al. (Hg.): Kultursoziologie. Klassische Texte – Aktuelle Debatten. Ein Reader. Frankfurt a. M. et al. 2014: 153–173.
- Mazurel, Hervé: Die Freiwilligen. In: Cabanes, Bruno (Hg.): Eine Geschichte des Krieges. Vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Hamburg 2020: 350–368. (= Mazurel 2020a)
- Mazurel, Hervé: Eine Belastungsprobe für den Körper. In: Cabanes, Bruno (Hg.): Eine Geschichte des Krieges. Vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Hamburg 2020: 474–490. (= Mazurel 2020b)
- Meier, Maria: Die Lebensmittelversorgung und ihre Bedeutung für den Landesstreik. Das Beispiel Basel. In: Rossfeld, Roman; Koller, Christian, Studer, Brigitte (Hg.): Der Landesstreik. Die Schweiz im November 1918. Baden 2018: 34–60.
- Meier, Maria: Von Notstand und Wohlstand. Die Basler Lebensmittelversorgung im Krieg, 1914–1918 (Die Schweiz im Ersten Weltkrieg 6). Zürich 2020.
- Meier, Niklaus: Warum Krieg? Die Sinndeutung des Krieges in der deutschen Militärelite 1871–1945. Zürich 2010.
- Mertelseder, Bernhard; Sigrid, Wisthaler: Soldat und Offizier in ihren Erinnerungen. Methodische Überlegungen zu österreichischen Kriegstagebüchern. In: Mazohl-Wallnig, Brigitte; Kuprian, Hermann J. W.; Barth-Scalmani, Gunda (Hg.): Ein Krieg, zwei Schützengräben. Österreich-Italien und der Erste Weltkrieg in den Dolomiten 1915–1918. Bozen 2005: 63–86.
- Mesmer, Beatrix: Staatsbürgerinnen ohne Stimmrecht. Die Politik der schweizerischen Frauenverbände 1914–1971. Zürich 2007.
- Messerschmidt, James W.: Hegemonic Masculinity. Formulation, Reformulation and Amplification. Lanham et al. 2018.
- Métrau, Joséphine: Héros et anti-héros aus service de la critique politique romande. Les cartes postales suisses censurées par la poste fédérale pendant la Première Guerre mondiale. Unveröff. Diss. Fribourg 2013.
- Meyrat, Sibylle: «Erzähl keinen Havas». Der Erste Weltkrieg aus Basler Perspektive. Sibylle Meyrat im Gespräch mit Robert Labhardt. In: Historisches Museum Basel (Hg.): Zwischen Bedrohung und Normalität. Basel zur Zeit des Ersten Weltkrieges (HMB Magazin 3). Basel 2014: 6–10.
- Mittler, Max: Der Weg zum Ersten Weltkrieg. Wie neutral war die Schweiz? Kleinstaat und europäischer Imperialismus. Zürich 2003.
- Moliterni Eberle, Lea: «Lassen Sie mein Leben nicht verloren gehen!» Begnadigungsgesuche an General Wille im Ersten Weltkrieg. Zürich 2019.

- Moliterni Eberle, Lea; Scheidegger, Michel: Gnadensmotive und Gnadenspraxis innerhalb der Infanterie-Brigade 12. In: Olsansky, Michael (Hg.): Am Rande des Sturms. Das Schweizer Militär im Ersten Weltkrieg (Serie Ares 4). Baden 2018: 194–210.
- Mollenhauer, Daniel: Elsass-Lothringen. In: Hirschfeld, Gerhard; Krumeich, Gerd; Renz, Irina (Hg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn 2014: 454–456.
- Moos, Carlo: Schweizer Neutralität(en) zur Zeit des Ersten Weltkriegs. Von der schwierigen Umsetzung eines umstrittenen Konzepts. In: Rossfeld, Roman; Buomberger, Thomas; Kury, Patrick (Hg.): 14/18. Die Schweiz und der Grosse Krieg. Baden 2014: 214–239.
- Morel, Yves-Alain: Aufklärung oder Indoktrination? Truppeninformation in der Schweizer Armee 1914–1945. Zürich 1996.
- Morel, Yves-Alain: General Wille und der Wehrwille. In: Olsansky, Michael (Hg.): Am Rande des Sturms. Das Schweizer Militär im Ersten Weltkrieg (Serie Ares 4). Baden 2018: 166–174.
- Müller, Felix: Grütliverein. In: Historisches Lexikon der Schweiz, Version vom 22. 12. 2010, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/017397/2010-12-22/>, 4. 7. 2022.
- Neitzel, Sönke; Welzer, Harald: Soldaten. Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben. Frankfurt a. M. 2011.
- Neukom, Thomas: Ruhe im Krieg – Unsicherheit danach: Die Situation an der Landesgrenze in Rafz. In: Hebeisen, Erika; Niederhäuser, Peter; Schmid, Regula (Hg.): Kriegs- und Krisenzeit. Zürich während des Ersten Weltkriegs (Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft Zürich 81). Zürich 2014: 87–97.
- Nölle, Nikola; Kuhn, Ina: Erfahrung. Konzeption und Standortbestimmungen eines Schlüsselbegriffs der Europäischen Ethnologie. In: Zeitschrift für Volkskunde 1/117 (2021): 99–102.
- Oevermann, Ulrich: Zur Analyse der Struktur von sozialen Deutungsmustern. In: Sozialer Sinn. Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung 1 (2001): 3–34.
- Oevermann, Ulrich: Die Struktur sozialer Deutungsmuster – Versuch einer Aktualisierung. In: Sozialer Sinn. Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung 1 (2001): 35–81.
- Olsansky, Michael (Hg.): Militärisches Denken in der Schweiz im 20. Jahrhundert (Serie Ares 3). Baden 2017. (= Olsansky 2017a)
- Olsansky, Michael: Umstrittener Spiritus Rector. Ulrich Wille d. J. und das militärische Denken in der Schweiz der Zwischenkriegszeit. In: ders. (Hg.): Militärisches Denken in der Schweiz im 20. Jahrhundert (Serie Ares 3). Baden 2017: 56–68. (= Olsansky 2017b)
- Olsansky, Michael (Hg.): Am Rande des Sturms. Das Schweizer Militär im Ersten Weltkrieg (Serie Ares 4). Baden 2018. (= Olsansky 2018a)
- Olsansky, Michael: Einleitung. In: ders. (Hg.): Am Rande des Sturms. Das Schweizer Militär im Ersten Weltkrieg (Serie Ares 4). Baden 2018: 9–24. (= Olsansky 2018b)
- Olsansky, Michael: Vom Massensturm zur «Sturmabteilung Mariastein»: Die Gefechtsausbildung der Schweizer Armee im Ersten Weltkrieg. In: ders. (Hg.): Am Rande des Sturms. Das Schweizer Militär im Ersten Weltkrieg (Serie Ares 4). Baden 2018: 118–136. (= Olsansky 2018c)
- Paquier, Serge: Auswirkungen der Energieabhängigkeit. Die Kohlekrise als Chance für den Ausbau der Wasserwirtschaft. In: Rossfeld, Roman; Buomberger, Thomas; Kury, Patrick (Hg.): 14/18. Die Schweiz und der Grosse Krieg. Baden 2014: 126–143.
- Paunier, Daniel; Stercken, Martina; Körner, Martin; Walter, François: Stadt. In: Historisches Lexikon der Schweiz, Version vom 1. 2. 2018, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/007875/2018-02-01/>, 7. 6. 2021.
- Pfister, Christian: Auf der Kippe. Regen, Kälte und schwindende Importe stürzten die Schweiz 1916–1918 in einen Nahrungsengpass. In: Krämer, Daniel; Pfister, Christian; Segesser, Daniel

- Marc (Hg.): «Woche für Woche neue Preisaufschläge». Nahrungsmittel-, Energie- und Ressourcenkonflikte in der Schweiz des Ersten Weltkrieges (Wirtschafts-, Sozial- und Umweltgeschichte 6). Basel 2016: 57–81. (= Pfister 2016a).
- Pfister, Christian: Frieren, kalt essen und zu Fuss gehen. Die Energiekrise 1917–1919 in der Schweiz. In: Krämer, Daniel; Pfister, Christian; Segesser, Daniel Marc (Hg.): «Woche für Woche neue Preisaufschläge». Nahrungsmittel-, Energie- und Ressourcenkonflikte in der Schweiz des Ersten Weltkrieges (Wirtschafts-, Sozial- und Umweltgeschichte 6). Basel 2016: 113–132. (= Pfister 2016b)
- Pfrunder, Peter (Hg.): Schöner wär's daheim. Feldpostkarten 1914/18. Zürich 2014.
- Planert, Ute: Zwischen Alltag, Mentalität und Erinnerungskultur. Erfahrungsgeschichte an der Schwelle zum nationalen Zeitalter. In: Buschmann, Nikolaus; Carl, Horst (Hg.): Die Erfahrung des Krieges. Erfahrungsgeschichtliche Perspektiven von der Französischen Revolution bis zum Zweiten Weltkrieg (Krieg in der Geschichte 9). Paderborn 2001: 50–66.
- Planert, Ute: Der Mythos vom Befreiungskrieg. Frankreichs Kriege und der deutsche Süden. Alltag – Wahrnehmung – Deutung. 1792–1841 (Krieg in der Geschichte 33). Paderborn 2007.
- Podzorski, Mario: Kriegsalltag und Kriegserfahrungen von Schweizer Soldaten am Umbrail und im Münstertal im Ersten Weltkrieg. In: Jahrbuch Historische Gesellschaft Graubünden 146 (2016): 57–136.
- Podzorski, Mario: Forschung braucht private Bestände. In: Schweizer Soldat 92/Juli (2018): 20. (= Podzorski 2018a).
- Podzorski, Mario: Keine Forschung ohne private Bestände. In: Allgemeine Schweizerische Militärzeitschrift 7 (2018): 37. (= Podzorski 2018b).
- Pöhlmann, Markus: Grenzschlachten. In: Hirschfeld, Gerhard; Krumeich, Gerd; Renz, Irina (Hg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn 2014<sup>2</sup>: 533f. (= Pöhlmann 2014a)
- Pöhlmann, Markus: Wettlauf zum Meer. In: Hirschfeld, Gerhard; Krumeich, Gerd; Renz, Irina (Hg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn 2014<sup>2</sup>: 967. (= Pöhlmann 2014b)
- Rak, Christian: Krieg, Nation und Konfession. Die Erfahrung des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte. Reihe B, Forschungen 97). Paderborn 2004.
- Rapold, Hans: Zeit der Bewährung? Die Epoche um den Ersten Weltkrieg 1907–1924 (Der Schweizerische Generalstab 5). Basel 1988.
- Reimann, Aribert: Der grosse Krieg der Sprachen. Untersuchungen zur historischen Semantik in Deutschland und England zur Zeit des Ersten Weltkrieges (Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte. Neue Folge 12). Essen 2000.
- Reimann, Aribert: Semantiken der Kriegserfahrung und historische Diskursanalyse. Britische Soldaten an der Westfront des Ersten Weltkrieges. In: Buschmann, Nikolaus; Carl, Horst (Hg.): Die Erfahrung des Krieges. Erfahrungsgeschichtliche Perspektiven von der Französischen Revolution bis zum Zweiten Weltkrieg (Krieg in der Geschichte 9). Paderborn 2001: 173–193.
- Rieder, David: Fritz Gertsch. Enfant terrible des schweizerischen Offizierskorps. Zürich 2009.
- Rieder, David: Fritz Gertsch – Enfant terrible, Soldatenerzieher und Militärtheoretiker. In: Olsansky, Michael (Hg.): Militärisches Denken in der Schweiz im 20. Jahrhundert (Serie Ares 3). Baden 2017: 42–55.
- Rinke, Stefan; Wildt, Michael (Hg.): Revolutions and Counter-Revolution. 1917 and its Aftermath from a Global Perspective. Frankfurt 2017.
- Ritschard, Paul (Hg.): Die Berner Division 1875–1985. Bern 1985.

- Römer, Felix: Der Kommissarbefehl. Wehrmacht und NS-Verbrechen an der Ostfront 1941/42. Paderborn 2008.
- Römer, Felix: Kameraden. Die Wehrmacht von innen. München 2012.
- Rössler, Patrick: Inhaltsanalyse. Konstanz 2010<sup>2</sup>.
- Röthl, Martina; Barbara Sieferle: Erfahrung – Kulturanalytische Relationierungen. Münster et al. 2023.
- Rohwer, Jürgen: U-Boot-Krieg. In: Hirschfeld, Gerhard; Krumeich, Gerd; Renz, Irina (Hg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn 2014<sup>2</sup>: 931–934.
- Rossfeld, Roman: «Rechte hat nur, wer Kraft hat.» Anmerkungen zur Schweizer Wirtschaft im Ersten Weltkrieg. In: Rossfeld, Roman; Buomberger, Thomas; Kury, Patrick (Hg.): 14/18. Die Schweiz und der Grosse Krieg. Baden 2014: 144–171.
- Rossfeld, Roman: «Bolschewistischer Terror hat kein Schweizer Heimatrecht». Ordnungsdienst und Revolutionsrhetorik im schweizerischen Landesstreik vom November 1918. In: Olsansky, Michael (Hg.): Am Rande des Sturms. Das Schweizer Militär im Ersten Weltkrieg (Serie Ares 4). Baden 2018: 276–300 (=Rossfeld 2018a)
- Rossfeld, Roman: Das Bürgertum im Landesstreik. Arbeitgeber(verbände), Revolutionsängste und Antikommunismus in der Schweiz im November 1918. In: Rossfeld, Roman; Koller, Christian; Studer, Brigitte (Hg.): Der Landesstreik. Die Schweiz im November 1918. Baden 2018: 184–216. (= Rossfeld 2018b)
- Rossfeld, Roman; Buomberger, Thomas; Kury, Patrick (Hg.): 14/18. Die Schweiz und der Grosse Krieg. Baden 2014.
- Rossfeld, Roman; Koller, Christian; Studer, Brigitte (Hg.): Der Landesstreik. Die Schweiz im November 1918. Baden 2018.
- Rossfeld, Roman; Koller, Christian; Studer, Brigitte: Neue Perspektiven auf den schweizerischen Landesstreik vom November 1918. In: dies. (Hg.): Der Landesstreik. Die Schweiz im November 1918. Baden 2018: 7–26.
- Roth, Ernst: 1843–1993. 150 Jahre Bürgerturnverein Aarau. Aarau 1993.
- Rothenbühler, Verena: Labhardt. In: Historisches Lexikon der Schweiz, Version vom 29. 3. 2007, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/022960/2007-03-29/>, 15. 6. 2021.
- Roynette, Odile: Die «Fabrikation» von Soldat\*innen 2020. In: Cabanes, Bruno (Hg.): Eine Geschichte des Krieges. Vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Hamburg 2020: 301–313.
- Ruchti, Jacob: Geschichte der Schweiz während des Weltkrieges 1914–1918. Bd. 1. Bern 1928.
- Rüdisüli, Andreas: Une pensée militaire romande? Ein staatliches Machtmittel aus Sicht einer nationalen Minderheit. In: Olsansky, Michael (Hg.): Militärisches Denken in der Schweiz im 20. Jahrhundert (Serie Ares 3). Baden 2017: 70–87.
- Rychner, Marianne: Unter «Männern». Geschlechtliche Zuschreibungen in der Schweizer Armee zwischen 1870 und 1914. In: Jaun, Rudolf; Studer, Brigitte (Hg.): weiblich – männlich. Geschlechterverhältnisse in der Schweiz. Rechtsprechung, Diskurs, Praktiken (Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte 13). Zürich 1995: 159–170.
- Saint-Fuscien, Emmanuel: Standhalten. In: Cabanes, Bruno (Hg.): Eine Geschichte des Krieges. Vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Hamburg 2020: 441–453.
- Salathé, André: Geschichte des Füsilierbataillons 75. Frauenfeld 1991.
- Salathé, André: Böhi, Albert. In: Historisches Lexikon der Schweiz, Version vom 7. 6. 2004, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/004055/2004-06-07/>, 14. 1. 2021.
- Schelbert, Joe: Der Landesstreik vom November 1918 in der Region Luzern. Seine Vorgeschichte, sein Verlauf und seine Wirkung. Luzern 1985.

- Schikorsky, Isa: Kommunikation über das Unschreibbare. Beobachtungen zum Sprachstil von Kriegsbriefen. In: *Wirkendes Wort* 42/2 (1992): 295–315.
- Schild, Georg; Schindling, Anton (Hg.): *Kriegserfahrungen – Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit*. Neue Horizonte der Forschung (Krieg in der Geschichte 55). Paderborn et. al 2009.
- Schneider, Oliver: Diktatur der Bürokratie? Das Vollmachtenregime des Bundesrates im Ersten Weltkrieg. In: Rossfeld, Roman; Buomberger, Thomas; Kury, Patrick (Hg.): 14/18. Die Schweiz und der Grosse Krieg. Baden 2014: 48–71.
- Schneider, Oliver: *Die Schweiz im Ausnahmezustand. Expansion und grenzen von Staatlichkeit im Vollmachtenregime des Ersten Weltkriegs, 1914–1919* (Die Schweiz im Ersten Weltkrieg 5). Zürich 2019.
- Schoch, Jürg: *Die Oberstenaffäre. Eine innenpolitische Krise (1915/1916)*. Bern 1972.
- Schönborn, Sybille: *Das Buch der Seele. Tagebuchliteratur zwischen Aufklärung und Kunstperiode*. Tübingen 1999.
- Schulz, Winfried: *Politische Kommunikation. Theoretische Ansätze und Ergebnisse empirischer Forschung*. Wiesbaden 2011.
- Schulz von Thun, Friedemann: *Miteinander reden 1. Störungen und Klärungen. Allgemein Psychologie der Kommunikation*. Reinbeck bei Hamburg 1981.
- Schulze, Winfried (Hg.): *Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte (Selbstzeugnisse der Neuzeit 2)*. Berlin 1996.
- Schulze, Winfried: *Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte? Vorüberlegungen für die Tagung «Ego-Dokumente»*. In: ders. (Hg.): *Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte (Selbstzeugnisse der Neuzeit 2)*. Berlin 1996: 11–30.
- Schwabe, Klaus: *Das Ende des Ersten Weltkriegs*. In: Hirschfeld, Gerhard; Krumeich, Gerd; Renz, Irina (Hg.): *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*. Paderborn 2014<sup>2</sup>: 293–303. (= Schwabe 2014a)
- Schwabe, Klaus: *Max, Prinz von Baden*. In: Hirschfeld, Gerhard; Krumeich, Gerd; Renz, Irina (Hg.): *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*. Paderborn 2014<sup>2</sup>: 706–708. (= Schwabe 2014b)
- Schwabe, Klaus: *Novemberrevolution*. In: Hirschfeld, Gerhard; Krumeich, Gerd; Renz, Irina (Hg.): *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*. Paderborn 2014<sup>2</sup>: 750–753. (= Schwabe 2014c)
- Schwabe, Klaus: *Waffenstillstand*. In: Hirschfeld, Gerhard; Krumeich, Gerd; Renz, Irina (Hg.): *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*. Paderborn 2014<sup>2</sup>: 954f. (= Schwabe 2014d)
- Schweizerisches Landesmuseum: *Achtundzwanzigster Jahresbericht 1919*. Zürich 1920.
- Schweizerisches Landesmuseum: *Dreiunddreissigster Jahresbericht 1924*. Zürich 1925.
- Schweizerisches Landesmuseum: *Einundvierzigster Jahresbericht 1932*. Winterthur 1933.
- Segesser, Daniel Marc: *Der Erste Weltkrieg in globaler Perspektive*. Wiesbaden 2014<sup>4</sup>.
- Segesser, Daniel Marc: *Zwischen Weiji und dem Tod von Marie Ankenhafen. Globale Herausforderungen und Krisen in der Ressourcenmobilisierung*. In: Krämer, Daniel; Pfister, Christian; Segesser, Daniel Marc (Hg.): «Woche für Woche neue Preisaufschläge». *Nahrungsmittel-, Energie- und Ressourcenkonflikte in der Schweiz des Ersten Weltkrieges (Wirtschafts-, Sozial- und Umweltgeschichte 6)*. Basel 2016: 29–55.
- Seifert, Nicole: *Von Tagebüchern und Trugbildern. Die autobiographischen Aufzeichnungen von Katherine Mansfield, Virginia Woolf und Sylvia Plath (Kaleidogramme 34)*. Berlin 2008.
- Senn, Hans: *Erhaltung und Verstärkung der Verteidigungsbereitschaft zwischen den beiden Weltkriegen (Der Schweizerische Generalstab Bd. 6)*. Baden 1991.
- Senn, Hans: *Ulrich Willes Anteil an der Entwicklung einer kriegsgenügenden Schweizer Milizarmee*. In: Fuhrer, Hans Rudolf; Strässle, Paul Meinrad (Hg.): *General Ulrich Wille. Vorbild den einen – Feindbild den anderen*. Zürich 2003: 289–303.

- Senn, Hans: Armee. In: Historisches Lexikon der Schweiz, Version vom 5. 6. 2008, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/008683/2008-06-05/>, 18. 5. 2021.
- Sigg, Marco: Der Unterführer als Feldherr im Taschenformat. Theorie und Praxis der Auftrags-taktik im deutschen Heer 1869 bis 1945 (Zeitalter der Weltkriege 12). Paderborn 2014.
- Sofsky, Wolfgang: Zeiten des Schreckens. Frankfurt a. M. 2002<sup>2</sup>.
- Sonderegger, Christian: Die Grippeepidemie 1917/19 in der Schweiz. Bern 1991.
- Sonderegger, Christian: Grippe. In: Historisches Lexikon der Schweiz, Version vom 21. 12. 2017, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/022714/2017-12-21/>, 20. 7. 1922.
- Sonderegger, Christian; Tscherrig, Andreas: Die Grippeepidemie 1918–1919 in der Schweiz. In: Krämer, Daniel; Pfister, Christian; Segesser, Daniel Marc (Hg.): «Woche für Woche neue Preisaufschläge». Nahrungsmittel-, Energie- und Ressourcenkonflikte in der Schweiz des Ersten Weltkrieges (Wirtschafts-, Sozial- und Umweltgeschichte 6). Basel 2016: 259–283.
- Sprecher, Daniel: Generalstabschef Theophil Sprecher von Bernegg. Seine militärisch-politische Leistung unter besonderer Berücksichtigung der Neutralität. Zürich 2000.
- Stachelbeck, Christian: Militärische Effektivität im Ersten Weltkrieg. Die 11. Bayerische Infanteriedivision, 1915 bis 1918 (Zeitalter der Weltkriege 6). Paderborn 2010.
- Stämpfli, Regula: Mit der Schürze in die Landesverteidigung. Frauenemanzipation und Schweizer Militär 1914–1945. Zürich 2002.
- Statistisches Bureau des Eidgenössischen Departements des Innern: Statistisches Jahrbuch der Schweiz 19 (1910). Bern 1911.
- Stein, Oliver: «Orientfahrten». Deutsche Soldaten im Osmanischen Reich und der Krieg als Reiseerlebnis 1914 bis 1918. In: Militärgeschichtliche Zeitschrift 75/2 (2016): 327–358.
- Steiner, Sebastian: Unter Kriegsrecht. Die schweizerische Militärjustiz 1914–1921 (Die Schweiz im Ersten Weltkrieg 4). Zürich 2018.
- Stettler, Peter; Bühler, Gottlieb. In: Historisches Lexikon der Schweiz, Version vom 8. 6. 1904., <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/006226/2004-06-08/>, 17. 1. 1921.
- Stoekli, Fritz: L'affaire des colonels 1915–1916. Révélations des archives. Genf 2020.
- Storz, Dieter: Alpenkrieg. In: Hirschfeld, Gerhard; Krumeich, Gerd; Renz, Irina (Hg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn 2014<sup>2</sup>: 331–334. (= Storz 2014a)
- Storz, Dieter: Artillerie. In: Hirschfeld, Gerhard; Krumeich, Gerd; Renz, Irina (Hg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn 2014<sup>2</sup>: 344–349. (= Storz 2014b)
- Storz, Dieter: Hartmannsweiler Kopf. In: Hirschfeld, Gerhard; Krumeich, Gerd; Renz, Irina (Hg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn 2014<sup>2</sup>: 543–544. (= Storz 2014c)
- Stüssi, Fritz; Othmar H. Ammann. In: Schaffhauser Beiträge zur vaterländischen Geschichte 46 (1969): 33–45.
- Tanner, Albert: Arbeitsame Patrioten – wohlstandige Damen. Bürgertum und Bürgerlichkeit in der Schweiz 1830–1914. Zürich 1995.
- Tanner, Jakob: Geschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert (Europäische Geschichte im 20. Jahre hundert). München 2015.
- Teboul, Jeanne: Corps combattant. La production du soldat. Paris 2017.
- Thiriet, Maurice; Scheidegger, Michel: General Ulrich Wille und die Militärjustiz am Beispiel der Meuterei der Feldbatterie 54. In: Olsansky, Michael (Hg.): Am Rande des Sturms. Das Schweizer Militär im Ersten Weltkrieg (Serie Ares 4). Baden 2018: 176–192.
- Thoss, Bruno: Orden/militärische Auszeichnungen. In: Hirschfeld, Gerhard; Krumeich, Gerd; Renz, Irina (Hg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn 2014<sup>2</sup>: 757.

- Ulrich, Bernd: «Militärsgeschichte von unten». Anmerkungen zu ihren Ursprüngen, Quellen und Perspektiven im 20. Jahrhundert. In: *Geschichte und Gesellschaft* 22/4 (1996): 473–503.
- Ulrich, Bernd: *Die Augenzeugen. Deutsche Feldpostbriefe in Kriegs- und Nachkriegszeit 1914–1933* (Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte. Neue Folge 8). Essen 1997.
- Vasold, Manfred: Die «spanische Grippe» 1918/19. Eine globale Betrachtung. In: *Zeitschrift für Weltgeschichte. Interdisziplinäre Perspektiven* 2/10 (2009): 135–158.
- Villatora, Ottorino: *Hans Ganz o Del Frammento Teorico*. Venedig 1977.
- Vigarello, Georges: *Le corps redressé. Histoire d'un pouvoir pédagogique*. Paris 2018.
- Vögelin, Hans Adolf: *Basler Armeeführer vom Sonderbundskrieg bis zum zweiten Weltkrieg*. Basel 1963.
- Vogel, Detlef; Wette, Wolfram (Hg.): *Andere Helme – andere Menschen? Heimerfahrung und Frontalltag im Zweiten Weltkrieg. Ein internationaler Vergleich*. (Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte – Neue Folge 2). Essen 1995.
- Vogt, Hanspeter: *Dr. August Rikli 1864–1933. Arzt, Politiker, Militarist und Philanthrop. Eine Langenthaler Biografie* (Langenthaler Heimatblätter). Langenthal 2019.
- Vondung, Klaus (Hg.): *Kriegserlebnis. Der Erste Weltkrieg in der literarischen Gestaltung und symbolischen Deutung der Nationen*. Göttingen 1980.
- Vuilleumier, Christophe (Hg.): *La Suisse et la Guerre de 1914–1918. Actes du colloque tenu du 10 au 12 septembre 2014 au Château de Penthes*. Genf 2015.
- Vuilleumier, Marc; Kohler, François; Ballif, Eliane; Cerrutti, Mauro; Chevalley, Bernard (Hg.): *La Grève générale de 1918 en Suisse* (Editions Gronauer. Collection Histoire 2). Genf 1977.
- Wanner, Kurt: Camenisch. In: *Historisches Lexikon der Schweiz*, Version vom 15. 2. 1905, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/021895/2005-02-15/>, 14. 1. 1921.
- Warnke, Ingo. H.: Text und Diskurslinguistik. In: Hanich, Nina (Hg.): *Textlinguistik. 15 Einführungen und eine Diskussion*. Tübingen 2019<sup>2</sup>: 35–51.
- Warnke, Ingo H.; Spitzmüller, Jürgen: (Hg.): *Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene*. Berlin 2008: 3 – 54. (= Warnke/Spitzmüller 2008a)
- Warnke, Ingo H.; Spitzmüller, Jürgen: *Methoden und Methodologie der Diskurslinguistik. Grundlagen und Verfahren einer Sprachwissenschaft jenseits textueller Grenzen*. In: dies. (Hg.): *Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene*. Berlin 2008: 3 – 54. (= Warnke/Spitzmüller 2008b)
- Watson, Alexander: *Junior Officership in the German Army during the Great War, 1914–1918*. In: *War in History* 14/4 (2007): 429–453.
- Weber, Florian: *Die amerikanische Verheissung. Schweizer Aussenpolitik im Wirtschaftskrieg 1917/18*. Zürich 2016.
- De Weck, Hervé: *Bourbakiarmee*. In: *Historisches Lexikon der Schweiz*, Version vom 26. 1. 1916, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/026892/2016-01-26/>, 16. 5. 1921.
- De Weck, Hervé: *Kavallerie*. In: *Historisches Lexikon der Schweiz*, Version vom 1. 3. 1907, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/008579/2007-03-01/>, 20. 10. 1922.
- Wette, Wolfram (Hg.): *Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärsgeschichte von unten*. München et al. Zürich 1992.
- Wichers, Hermann: *Wieland*. In: *Historisches Lexikon der Schweiz*, Version vom 29. 10. 1913, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/021001/2013-10-29/>, 11. 1. 1921.
- Wicki, Dieter: *Alltagsgeschichte und Erinnerungskultur mit Blick auf Aargauer Soldaten*. In: Olsansky, Michael (Hg.): *Am Rande des Sturms. Das Schweizer Militär im Ersten Weltkrieg* (Serie Ares 4). Baden 2018: 138–149.

- Widmer, Josef: Philipp Etter. 1981–1977. In: Allematt, Urs (Hg.): Die Schweizer Bundesräte. Ein biographische Lexikon. Zürich et al. 1991: 389–394.
- Widmer, Josef: Etter, Philipp. In: Historisches Lexikon der Schweiz, Version vom 14. 12. 1917, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/004642/2017-12-14/>, 12. 1. 1921.
- Wild, Ueli: Zürich 1918. Ordnungsdienstesätze der Schweizer Armee im Frühjahr und Sommer 1918 in Zürich. Frauenfeld 1987.
- Winkle, Ralph: Für eine Symbolgeschichte soldatischer Orden und Ehrenzeichen. In: Buschmann, Nikolaus; Carl, Horst (Hg.): Die Erfahrung des Krieges. Erfahrungsgeschichtliche Perspektiven von der Französischen Revolution bis zum Zweiten Weltkrieg (Krieg in der Geschichte 9). Paderborn 2001: 195–214.
- Witzig, Heidi: Alltagsleben und Alltagserleben während des Ersten Weltkriegs. Frauen und Männer der Mittel- und Oberschicht im Zürcher Oberland. In: Hebeisen, Erika; Niederhäuser, Peter; Schmid, Regula (Hg.): Kriegs- und Krisenzeit. Zürich während des Ersten Weltkriegs (Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft Zürich 81). Zürich 2014: 74–86. (= Witzig 2014a)
- Witzig, Heidi: Krieg! – Krieg? Kriegsalltag und Kriegserleben einer Familie aus dem Basler Bildungsbürgertum. In: Rossfeld, Roman; Boumberger Thomas; Kury, Patrick (Hg.): 14/18. Die Schweiz und der Grosse Krieg. Baden 2014: 200–211. (= Witzig 2014b)
- Wolfensberger, Manuel: «A bas l'armée et révolution!». Meuterei und Aufruhr in der Schweizer Armee während des Ersten Weltkrieges (Schriftenreihe Bibliothek am Guisanplatz 73). Bern 2018. (= Wolfensberger 2018a)
- Wolfensberger, Manuel: Meuterei und Aufruhr in der Schweizer Armee während des Ersten Weltkrieges: Die Militärjustiz zwischen Gesetz und General. In: Olsansky, Michael (Hg.): Am Rande des Sturms. Das Schweizer Militär im Ersten Weltkrieg (Serie Ares 4). Baden 2018: 212–225. (= Wolfensberger 2018b)
- Wolz, Nicolas: Das lange Warten. Kriegserfahrungen deutscher und britischer Seeoffiziere 1914 bis 1918 (Zeitalter der Weltkriege 3). Paderborn 2008.
- Wuthenow, Ralph-Rainer: Europäische Tagebücher. Eigenart, Formen, Entwicklung. Darmstadt 1990.
- Wyss, Gerhard: Ulrich Wille und sein Einfluss auf die Ausbildung. In: Fuhrer, Hans Rudolf; Strässle, Paul Meinrad (Hg.): General Ulrich Wille. Vorbild den einen – Feindbild den anderen. Zürich 2003: 181–199.
- Zanoli, Marco: Zwischen Klassenkampf, Pazifismus und Geistiger Landesverteidigung. Die Sozialdemokratische Partei der Schweiz und die Wehrfrage 1920–1939 (Zürcher Beiträge zur Sicherheitspolitik und Konfliktforschung 69). Zürich 2003.
- Zaugg, Thomas: Bundesrat Philipp Etter (1891–1977). Eine politische Biografie. Basel 2020.
- Zeller, René: Ruhe und Ordnung in der Schweiz. Die Organisation des militärischen Ordnungsdienstes von 1848 bis 1939. Bern 1990.
- Zeller, René: Emil Sonderegger. Vom Generalstabschef zum Frontenführer. Zürich 1999.
- Ziegler, Béatrice: Hierarchisierung der Grenzbesetzung. Zivilgesellschaft und Armee im Film «Gilberte de Courgenay». In: Kuhn, Konrad J.; Ziegler, Béatrice (Hg.): Der vergessene Krieg. Spuren und Traditionen zur Schweiz im Ersten Weltkrieg. Baden 2014: 247–265.
- Ziemann, Benjamin: Feldpostbriefe der beiden Weltkriege – eine «authentische» Quellengattung? In: Eigner, Peter; Hämmerle, Christa; Müller, Günter (Hg.): Briefe – Tagebücher – Autobiographien. Studien und Quellen für den Unterricht (Konzepte und Kontroversen 4). Innsbruck 2006: 63–75.

- Ziemann, Benjamin: Gewalt im Ersten Weltkrieg. Töten – Überleben – Verweigern. Essen 2013.
- Ziemann, Benjamin: Soldaten. In: Hirschfeld, Gerhard; Krumeich, Gerd; Renz, Irina (Hg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn 2014<sup>2</sup>: 155–168.
- Zitlmann, Reto: «Nackte, feuchte Mauerwände» und das Dach «stellenweise undicht». Wohnverhältnisse der Arbeiterschaft, Wohnungsnot und Wohnpolitik. In: Rossfeld, Roman; Koller, Christian, Studer, Brigitte (Hg.): Der Landesstreik. Die Schweiz im November 1918. Baden 2018: 61–78.
- Zürcher, Christoph; Bühler, Hans. In: Historisches Lexikon der Schweiz, Version vom 8. 6. 1904, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/005033/2004-06-08/>, 17. 1. 1921.
- Zürcher, Christoph; Scheurer, Karl. In: Historisches Lexikon der Schweiz, Version vom 26. 7. 1911, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/004640/2011-07-26>, 10. 8. 1920.
- Zulauf, Heinrich: 1843–1918. Denkschrift zum 75-jährigen Bestand des Bürger-Turnvereins Aarau. Aarau 1918.

### **Internet-Ressourcen**

- Becker, Frank: Rezension zu Rak, Christian: Krieg, Nation und Konfession. Die Erfahrung des deutsch-französischen Krieges von 1870/71. Paderborn 2004. In: H-Soz-Kult, 6. 8. 1904, <https://www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-5618>, 25. 8. 1922.
- Bewähren. In: Duden, Version vom 17. 11. 1922, <https://www.duden.de/synonyme/bewahren>, 17. 11. 1922.
- Brink, Cornelia; Gözl, Olmo: Gewalt und Heldentum. In: Ronald G. Asch, Achim Aurnhammer, Georg Feitscher, Anna Schreurs-Morét und Ralf von den Hoff (Hg.): Compendium heroicum, Version vom 8. 9. 1922, [https://www.compendium-heroicum.de/lemma/gewalt-und-heldentum/#41\\_gewalt\\_maskulinitaet\\_und\\_heldentum](https://www.compendium-heroicum.de/lemma/gewalt-und-heldentum/#41_gewalt_maskulinitaet_und_heldentum), 17. 11. 1922.
- Bürer, Stefan et al.: museums-online.ch, Version vom 13. 11. 1922, <https://museums-online.ch>, 13. 11. 1922.
- Christian-Albrechts-Universität zu Kiel: Workshop: Erfahrung, Konzeption und Standortbestimmungen eines Schlüsselbegriffs der Europäischen Ethnologie am 19./20. November 2020, Version vom 13. 11. 1922, <https://www.eevkkiel-digital.uni-kiel.de/de/lehrende/martina-maria-roethl-phd/workshop-erfahrung>, 13. 11. 1922.
- Eberhard-Karls-Universität Tübingen: Sonderforschungsbereich 437. Kriegserfahrungen. Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit, Version vom 10. 9. 1916, <https://www.sfb437.uni-tuebingen.de/>, 13. 11. 1922.
- Flotzinger, Rudolf: Volkshymne. In: Oesterreichisches Musiklexikon online, Version vom 15. 5. 1906, [https://www.musiklexikon.ac.at/ml/musik\\_V/Volkshymne.xml](https://www.musiklexikon.ac.at/ml/musik_V/Volkshymne.xml), 21. 1. 1923.
- von Hagen, Sarah: Tagungsbericht: Quellen zur frühneuzeitlichen Militärgeschichte. 7. 12. 1918–9. 12. 1918, Ingolstadt. In: H-Soz-Kult, Version vom 12. 5. 1918, <https://www.hsozkult.de/conferencereport/id/fdkn-126267>, 10. 11. 1922.
- Hirschfeld, Gerhard: Germany. In: Daniel, Ute; Gatrell, Peter; Janz, Oliver; Jones, Heather; Keene, Jennifer; Kramer, Alan; Nasson, Bill: (Hg.): 1914-1918-online. International Encyclopedia of the First World War, Version vom 17. 11. 1921, <https://encyclopedia.1914-1918-online.net/article/germany>, 17. 2. 1922.

- Humburg, Martin: Feldpostbriefe aus dem Zweiten Weltkrieg – Werkstattbericht zu einer Inhaltsanalyse. In: H-Soz-Kult, Version vom 27. 2. 1902, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/beitrag/essays/feld.html>, 10. 11. 1922.
- Judson, Pieter M.: Austria-Hungary. In: Daniel, Ute; Gatrell, Peter; Janz, Oliver; Jones, Heather; Keene, Jennifer; Kramer, Alan; Nasson, Bill: (Hg.): 1914-1918-online. International Encyclopedia of the First World War, Version vom 2. 11. 1921, <https://encyclopedia.1914-1918-online.net/article/austria-hungary>, 10. 11. 1922.
- Kreis, Georg: Verharmlosung der Vergangenheit. In: Journal21.ch, 10. 4. 1921, <https://www.journal21.ch/kontroverse-um-eine-biografie>, 11. 6. 1921.
- Kury, Patrick: Rezension zu Zaugg, Thomas: Bundesrat Philipp Etter (1891–1977). Basel 2020. In: H-Soz-Kult, Version vom 9. 3. 1921, <https://www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-50469>, 10. 11. 1922.
- Loez, André: Between Acceptance and Refusal – Soldiers' Attitudes Towards War. In: Daniel, Ute; Gatrell, Peter; Janz, Oliver; Jones, Heather; Keene, Jennifer; Kramer, Alan; Nasson, Bill: (Hg.): 1914-1918-online. International Encyclopedia of the First World War, Version vom 8. 10. 1914, [https://encyclopedia.1914-1918-online.net/article/between\\_acceptance\\_and\\_refusal\\_-\\_soldiers\\_attitudes\\_towards\\_war](https://encyclopedia.1914-1918-online.net/article/between_acceptance_and_refusal_-_soldiers_attitudes_towards_war), 17. 2. 1922.
- Martin, Hans et al.: Erdbeben von Avezzano 1915. In: Wikipedia, 6. 3. 1920, [https://de.wikipedia.org/wiki/Erdbeben\\_von\\_Avezzano\\_1915](https://de.wikipedia.org/wiki/Erdbeben_von_Avezzano_1915), 7. 4. 1921.
- Moret Petrini, Sylvie: Schweizerische Selbstzeugnis-Datenbank, Version vom 30. 9. 1922, <https://wp.unil.ch/egodocuments/de/>, 10. 11. 1922.
- Paul, Gerhard: Trommelfeuer auf Trommelfell. In: Bundeszentrale für politische Bildung, Version vom 5. 7. 1916, <https://www.bpb.de/themen/zeit-kulturgeschichte/sound-des-jahrhunderts/209618/trommelfeuer-aufs-trommelfell/>, 10. 11. 1922.
- Reid, Fiona: War Psychiatry and Shell Shock. In: Daniel, Ute; Gatrell, Peter; Janz, Oliver; Jones, Heather; Keene, Jennifer; Kramer, Alan; Nasson, Bill: (Hg.): 1914-1918-online. International Encyclopedia of the First World War, Version vom 8. 10. 1914, [https://encyclopedia.1914-1918-online.net/article/war\\_psychiatry\\_and\\_shell\\_shock](https://encyclopedia.1914-1918-online.net/article/war_psychiatry_and_shell_shock), 10. 11. 1922.
- Röthli, Martina: Erfahrung als Forschungsperspektive. Kulturanalytische Relationierungen, Version vom 15. 3. 1922, [https://martinaroethl.com/\\_\\_\\_trashed/wissenschaftlichen-netzwerk-dfg/](https://martinaroethl.com/___trashed/wissenschaftlichen-netzwerk-dfg/), 18. 8. 1922
- Schweizerische Nationalbibliothek: HelveticArchives. Archivdatenbank der Schweizerischen Nationalbibliothek NB (2008–), Version vom 13. 11. 1922, <https://www.helveticaarchives.ch/suchinfo.aspx>, 21. 8. 1922.
- Schweizerischer Nationalfonds: Krieg und Krise. Kultur-, geschlechter- und emotionshistorische Perspektiven auf den schweizerischen Landesstreik vom November 1918, Version vom 27. 10. 1922, <https://p3.snf.ch/project-165793>, 13. 10. 1922. (= Schweizerischer Nationalfonds 2022a)
- Schweizerischer Nationalfonds: Die Schweiz im Ersten Weltkrieg. Transnationale Perspektiven auf einen Kleinstaat im totalen Krieg, Version vom 27. 10. 1922, <https://p3.snf.ch/Project-141906>, 13. 11. 1922. (= Schweizerischer Nationalfonds 2022b)
- Schweizerischer Nationalfonds: Switzerland in the First World War: Transnational Perspectives on a Small State in Total War, Version vom 27. 10. 1922, <https://p3.snf.ch/Project-160716>, 13. 11. 1922. (= Schweizerischer Nationalfonds 2022c)
- Tanner, Jakob: Revisionistische Verdrehung, tendenziöse Umdeutung. In: Journal21.ch, 8. 4. 1921, <https://www.journal21.ch/kontroverse-um-eine-biografie>, 11. 6. 1921.

- Ulrich, Bernd: Soldatische Kriegserfahrungen im industrialisierten Krieg. In: Bundeszentrale für politische Bildung, Version vom 6. 5. 1913, <http://www.bpb.de/geschichte/deutsche-geschichte/ersterweltkrieg/155307/soldatische-kriegserfahrungen-im-industrialisierten-krieg>, 11. 5. 1921.
- Verein Schweizerischer Achivar:innen: Verein Schweizerischer Achivar:innen, Version vom 1. 11. 1921, <https://vsa-aas.ch/>, 21. 8. 1922.
- Zaugg, Thomas: Versachlichung der Kritik. In: Journal21.ch, April 2021, <https://www.journal21.ch/kontroverse-um-eine-biografie>, 11. 6. 1921.

### **Auskünfte**

- Dünki, Reinhardt: Mündliche Auskunft zur Schweizer Sammler-Szene von Militaria, Wald (ZH) 22. 6. 1918.
- Käser, Markus: Mündliche Auskünfte zur Schweizer Sammler-Szene von Militaria, Zofingen/Weier im Emmental 30. 4. 1918 und 14. 6. 1918.
- Oplatka, Helen: Mündliche Auskunft zu Hans Fritzsche, Zürich 12. 6. 1919.